

Princeton University Library
32101 045284401

Digitized by Google

0903
.407
.41, Pt. 3

ANNEX LIB.

Library of



Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

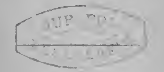
Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.



41. Jahrgang.

Drittes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1882.

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1882. Drittes Vierteljahr.

Politik und Verwaltung.

Volkswirtschaft, Kirche und Schule, Presse.

Philosophie.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Erd- und Völkerkunde. Naturwissenschaften.

Literatur- und Sprachwissenschaft.

0907 .407 v.41,4.3 835679 1882 (RECAP)

Kunstwissenschaft und Kunstpflege.

Roman und Novelle.

Literatur.

(Die mit * bezeichneten sind in größeren Aufsätzen behandelt.)



Die Erziehung zum Staatsbürger.



Seit wir eine deutsche Verfassung und das allgemeine Wahlrecht haben, ist das, was man politisches Urteil nennt, nicht mehr bloß für die Regierungskreise und die obern Klassen der Gesellschaft, sondern für alle Angehörigen des Reiches unabweisbares Bedürfnis. Der Einzelne muß einen bestimmten politischen Standpunkt einnehmen, und zwar aus zwingenden Gründen, die er selbst gefunden, und die Gesammtheit kann nur zu gesunden politischen Verhältnissen gelangen, wenn jeder weiß, was er will und warum er es will. Die Wähler bestimmen von Haus aus den Charakter des Organs, mit dem die Regierung nach der Verfassung zu rechnen und sich zu verständigen hat, und wählen sie einen Reichstag, dessen Mehrheit oppositionell denkt und abstimmt — was bei dem Mangel eignen Urteils die Regel sein wird, da dann keine Kraft zum Widerstande gegen die Verlockung durch Parteiphrasen vorhanden ist —, so muß der Fortschritt der Gesetzgebung notwendig ins Stocken geraten. An die Stelle der dem Parlament obliegenden Vermittlung zwischen Volk und Regierung tritt eine sich steigernde Spannung und ein eifriges Rivalisiren um die Leitung der staatlichen Gewalt, bei dem an die eigentliche Aufgabe, die Interessen der Gesammtheit in bestimmten Einzelnheiten wahrzunehmen und zu fördern, wenig oder gar nicht mehr gedacht wird — eine Entwicklung der Dinge, bei der wir in Deutschland nachgerade angekommen sind.

Das politische Urteil der Wähler darf daher nicht länger als Privatsache der Einzelnen betrachtet und behandelt werden. Der Staat, die Regierung muß mehr als bisher in den Stand gesetzt werden, den ihr mittelst der Presse und mit andern Maschinen Konkurrenz machenden Parteien auch ihrerseits Konkurrenz zu machen. Sie darf sich nicht mehr mit offiziöser Aufklärung der Staats-

bürger über ihre Ziele begnügen, wie sie es jetzt von Fall zu Fall gethan; denn sie, die über den Parteien stehen soll, erscheint dadurch als neben diese gestellt, auf ihre Einwirkung fällt dann dasselbe Licht tendenziöser Beeinflussung des Urteils der Masse, in welchem wir die hierauf gerichteten Umtriebe der verschiedenen Fraktionen erblicken. Die Regierung darf ferner nicht durch solche jeweilig ad hoc erfolgende Einwirkung auf das politische Urteil des Staatsbürgers dessen Selbständigkeit schmälern, sondern muß vielmehr diese Selbständigkeit nach Möglichkeit erstreben, sodaß jedwede Parteibeeinflussung unmöglich wird. Sie muß zu diesem Zwecke von vornherein dafür Sorge tragen, daß jeder in politischen Fragen selbst denken, sein Urteil über die oder jene Frage selbst finden lernt, und zu diesem Ende muß sie ihm nicht wie die Parteien bereits fertige Gedanken liefern, sondern nur das Material, das elementarische Wissen beschaffen und ihm die Mittel und Wege zu dessen Anwendung und Verarbeitung für die einzelnen Fragen andeuten. Dann ist der archimedische Punkt gewonnen, auf dem das Volk der Parteiagitation mit ihren Vorurteilen, Entstellungen und Verdächtigungen gegenüber Fuß fassen kann. Das Übrige darf man getrost dem gesunden Menschenverstand der Wähler überlassen, und nur in besonders kritischen Fällen wird dann noch Nachhilfe mit dem offiziösen Apparat erforderlich sein.

Mit andern Worten: Was uns notthut, ist nicht der von Zeit zu Zeit wiederholte Versuch, Fühlung mit dem Volksverstande zu gewinnen, nicht jeweilige Beleuchtung einzelner Gesichtspunkte, sondern dauernde Fühlung und die Ermöglichung richtigen Sehens in allen politischen Angelegenheiten, eines sozusagen instinktmäßigen Herausfindens der Wahrheit und Gerechtigkeit. Eine solche Fühlung aber und eine solche Bereicherung des Volksverstandes ist nur durch eine staatliche, ordnungsmäßige Einrichtung zu erzielen und zu erfassen, durch Verständigung auf dem Wege sozialpolitischer Bildungsmittel und Unterrichtsanstalten. Wie die Regierungen früher die Verbreitung allgemeinen Wissens nicht den Gemeinden, die Förderung christlicher Überzeugung nicht der Kirche allein überließen, so scheint es jetzt geboten, auch zur Förderung politischen Sachverständnisses offizielle Schritte zu thun; selbst daran wäre zu denken, daß wenigstens die einfachsten Regeln politischen Denkens und Urteilens, die nicht vom Wandel der Zeiten abhängen, allgemeinverständlich festgestellt, sich nützlich erweisen würden. Die Selbständigkeit des Urteils würde dadurch nicht beeinträchtigt; denn den Betreffenden bliebe die Anwendung dieser Grundprinzipien auf die konkreten Fälle, auf die einzelnen Erscheinungen, Fragen und Gesetzvorschläge überlassen. Es wäre vielmehr eine Befreiung von dem Einflusse der Parteiphrasen, die sich dem Wähler aufdringen und den ungeschulten und ungerüsteten leicht gefangen nehmen.

Zu diesen Betrachtungen bewegt uns eine soeben erschienene Schrift: „Die Notwendigkeit einer sozialpolitischen Propädeutik“ von Dr. F. S.

Digitized by Google

Warneck (Leipzig, G. Reichardts Verlag, 1882). Die Schrift hat ihre formalen Mängel. Eine häufig abspringende Gedankenentwicklung, bei welcher der Verfasser sich nicht selten wiederholt und breit wird, überreichliche Bilder, eine oft gesucht geistreiche Ausdrucksweise und eine Fülle von Fremdwörtern, von denen viele entbehrlich sind, machen das Buch zu keiner besonders angenehmen Lektüre, ja man wird geradezu zuweilen verdrießlich darüber. Der Inhalt aber ist, soweit er sich aus der mitunter etwas nebelhaften Darstellung herausfinden läßt, bis auf einige Nebenpunkte beherzigenswert, und so versuchen wir im Folgenden, seine Hauptgedanken, entweder wörtlich oder aus dem Akademischen in einfaches Deutsch übertragen, kurz wiederzugeben.

Was wir Deutschen vor allem bedürfen, das ist ein einheitlich sich zusammenschließender Staatsbürgersinn, der durch das homogene Zusammenwirken und Sichergänzen von drei Grundbedingungen, dem nationalen, politischen und ethischen Momente, entsteht und erhalten wird. Gegen die Einheit des nationalen Staatsbürgersinns wirken in Deutschland der Partikularismus und der Dualismus des Bekenntnisses, gegen die des politischen der zur Republik treibende Liberalismus und Sozialismus, gegen die des ethischen der Materialismus und Atheismus. Hieraus ergeben sich zwei verhängnisvolle Folgen. Erstens bleibt als vermittelnder und einigender Faktor der Volks- und Staatsentwicklung nur das Parlament übrig, und zweitens fehlen für letzteres die natürlichen Voraussetzungen einer Zusammensetzung, in der es wirklich vermitteln und einigen könnte. Sowohl die auf die äußere Reichseinheit gerichteten Bemühungen der Regierung im allgemeinen als auch beinahe alle Einzelanträge, welche höhere Gesichtspunkte innerer Gemeinschaftsinteressen der Nation betreffen, sind von Jahr zu Jahr auf größere Schwierigkeiten gestoßen. Das parlamentarische Wesen hat sich selbst unter einer so patriotischen und energischen Regierung wie der jetzigen wenig fruchtbar gezeigt, und so liegt es auf der Hand, daß es noch weniger befähigt ist, die nationale, politische und ethische Einheitlichkeit deutschen Staatsbürgersinnes anzubahnen. Diesen Notstand steigern zwei Wahnvorstellungen. Man meint, daß alles politische Heil in einer jeweiligen Parlamentsmajorität gegeben sei, und so wird von jeder Partei mit dem Aufgebot aller Kräfte auf dieses Ziel hin und gegen jede andre Partei gearbeitet, während doch kein Volk dadurch politisch gesunden wird, daß man ein Parlament funktionsfähig macht. Wie bei jedem Einzelleben, handelt es sich auch bei dem Leben der Gesammtheit nicht um Machen, sondern um Werden. Ferner wähnt man alles Gute sich selbst oder dem guten Glücke zu verdanken und alles Übele im letzten Grunde der Regierung zuschreiben zu dürfen. Nur infolge eines mangelnden oder nicht genügend ausgebildeten Pflichtgefühls und infolge des mangelnden Bewußtseins, daß man für alle seine Schritte selbst verantwortlich ist, konnte es dahin kommen, daß sämmtliche Parteien in ihren Sonderzwecken das alleinige Maß ihres Verfahrens erblickten. Dies gilt auch von den Kon-

Digitized by Google

servativen. Alle Parteien stehen noch in den politischen Kinderschuhen, alle Vertreter derselben sind parlamentarische Dilettanten. Zu einer Besserung wird es in Deutschland nicht früher kommen, als bis dies erkannt ist. Nichts anderes als Dilettantismus ist es, wenn unsre Land- und Reichsboten nach dem Satze: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, sich allein auf Grund ihres Mandats schon für Politiker halten, denen nichts mehr obliegt, als den Sonderstandpunkt ihrer Partei geltend zu machen. Wenn es viel ist, was diese Parlamentarier mitbringen, so ist es politisches Autodidaktentum, das meist von umso zweifelhafterem Werte ist, als sie sichs in der Winkelschule ihrer Partei erworben haben.

„Verharrt der Staat," sagt unser Verfasser, „gegenüber diesem Autodidaktentum und den dasselbe großziehenden Winkelschulen noch länger bei dem Prinzipe des thatenlosen laisser aller, so folgert das Volk: Qui tacet, consentire videtur, und gewöhnt sich daran, die Regierung gleichsam als Inhaberin des Patronats über diesen Stand der Dinge, mithin diesen selbst als legale Ordnung zu betrachten. Daß unter solchen Umständen die Laienwirtschaft in der Politik je länger desto üppiger in das Kraut breitester Unbefangenheit schießt, ist nicht zu verwundern. Wird erfahrungsmäßig jeder Halbwisser in Überhebung verfallen, so gilt dies vornehmlich vom politischen, und jeder nach außen erzielte Effekt steigert diese Überhebung zur aggressiven Monomanie, sich geltend zu machen. Ferner darf nicht übersehen werden, daß nach Aufhebung der Zensur das öffentliche Urteil in politischen Dingen keinerlei Richtschnur dominirenden Charakters mehr besitzt. . . Alles, was die Regierung jetzt noch zur Klärung dieses Urteils in der Öffentlichkeit thut, bietet nur einem kleinen Kreise Gebildeter und Eingeweihter genügende Handhaben. Die Gesammtheit des Volkes steht in den meisten Fällen ratlos da, weil der gewöhnliche Mann gegenüber dem Wuste gegenteiliger Bestrebungen und Behauptungen seitens der Opposition sich leicht irreführen läßt. Unter solchen Umständen muß das Prinzip der Parteimajorität als der allein wahrnehmbare Regulator bei Erledigung politischer Fragen sich mehr und mehr zur motorischen Kraft des Parlaments gestalten, und dadurch werden Politik und politisches Urteil allmählich zu einem numerischen Summenfaktor, zum Zählen ohne Wägen. Zuletzt hieße dann das politische Thun weiter nichts als eine Art Börsenspiel, in welchem glückliche Spekulation mit dem Tageskurs der verschiedenen Meinungen und Strömungen der Parteien allein den Ausschlag für deren Verwertung zur Erzielung möglichsten Parteigewinnes giebt. . . Soll es von Grund aus besser werden, so kann es nicht auf geschäftlichem Wege geschehen, weil das punctum saliens hier nicht Geschäft, sondern Überzeugung ist. Eine bessere Ordnung der Dinge kann nicht durch eine Mehrheit geschaffen werden, wie einige Politiker es mittelst einer Additionsrechnung von Parlamentarierstimmen wollen, und ebensowenig durch eine große Mittelpartei, wie andere es mit einer Multiplikationsrechnung von

Digitized by Google

Parlamentarierstandpunkten erstreben. Eine wirkliche, innerlich begründete Ordnung ist nur möglich, wenn eine Einheit politischen Staatsbürgersinnes und mit ihr das Mittel gewonnen wird, welches gleichsam als parlamentarischer Generalnenner bei jeder parlamentarischen Aufgabe die Möglichkeit bietet, die integrirende Bedeutung aller Parteibruchteile, ohne ihren Sonderwert aufzuheben, mittelst erzielter Einheitlichkeit des Parlaments zur entsprechenden Geltung zu bringen."

Aber die Einheit des politischen Staatsbürgersinns läßt sich nicht in jedem Falle ad hoc von der Regierung oder einer Partei beschaffen. Sie muß schon zuvor erzogen, schon als lebendige Realität vorhanden sein, wenn sie sich in den einzelnen Fällen bewähren soll. „Es muß also die politische Reife des Volkes unter den Gesichtspunkt der Schulung gesetzt werden. Nur unter diesem kann sie zur Wirklichkeit werden und nach dem Maße wachsen, als sich ein politisches Nationalgewissen herausbildet, welches die Verkehrtheit verschiedener Parteigewissen ausmerzt, um Staat und Vaterland wieder mehr geltend zu machen als Parlament und Partei. Mit demselben Rechte, mit dem man von einem wissenschaftlichen, einem geschäftlichen Gewissen spricht, muß endlich auch das politische Gewissen auf den Plan kommen. Auch in der Politik muß die allgemeine Geltung eines speziellen Gewissens als Garantie gegen die Befangenheit, Sonderinteressen über das allgemeine zu setzen, endlich zur normativen Anerkennung seitens aller Parteien gelangen und als der allein berechtigte Maßstab politischer Selbständigkeit betrachtet werden. Mag man Politik immerhin zu den relativsten Begriffen zählen, ... so wird man nichtsdestoweniger auch hier endlich gewisse absolut giltige Axiome oder Grundgesetze annehmen müssen, wie solche die fortschreitende Zivilisation schon vor Zeiten selbst bezüglich der sogenannten freien Künste zum Zwecke rationeller Ausübung derselben für unerläßlich gehalten hat. Was für die Architektur das Verhältnis von Länge und Breite auf Grund des goldenen Schnittes, für die Malerei die Perspektive, für die Musik der Generalbaß ist, das muß in analoger Weise für die Politik mittelst bestimmter Punkte von absolut giltiger Gesetzmäßigkeit fixirt werden, wenn man Politik und was damit zusammenhängt auch zu den vernünftigen Angelegenheiten denkender Menschen zählen und nicht länger als ein Blindekuhspiel erwachsener Kinder dulden will."

Durchschlagende Abhilfe gegenüber dem jetzigen Notstande und Anbahnung gesunder sozialpolitischer Entwicklung ist — so faßt der Autor unsrer Schrift seine Erörterungen zusammen — „nur möglich, wenn die Regierung durch Beschaffung entsprechender Mittel dafür sorgt, daß jedem Staatsbürger ohne Ausnahme wie in andern Stücken so auch in der Politik Gelegenheit geboten ist, alles, was man Dilettantismus, Autodidaktentum, Laienunverstand u. s. w. nennt, zu vermeiden und bei politischem Thun nicht blindlings darauf loszupfuschen, sondern rationell zu verfahren, daß jenes Thun bei jedem Staatsbürger aus

einer persönlichen Meinungssache unkontrolirbarer Verantwortlichkeit zu einer solidarischen Verhaftung zu rechnungsmäßiger Pflichterfüllung resp. Versündigung wird."

Der Verfasser setzt zum weiteren auseinander, wie er sich die Verwirklichung seines Wunsches vorstellt. Hiernach „empfiehlt sich zur rationellen Begründung eines sozialpolitischen Sachverständnisses in erster Linie die wissenschaftliche Prozedur des akademischen Lehrverfahrens... Wenn die betreffende Materie, in der wissenschaftlichen Geltung eines einheitlichen Ganzen gefaßt, unter den Gesichtspunkt einer neuen selbständigen Disziplin fällt, so erscheint im sachlichen Interesse die Beschaffung eines neuen selbständigen Lehrstuhls zur Begründung, Entwicklung und Vervollkommnung dieser Disziplin durchaus unerläßlich. Die Erfahrungen, die man wiederholt an allen Fakultäten darin gemacht hat, daß kein Wissenszweig, so lange dessen Behandlung den Charakter eines Nebenfaches an sich trug, zur ganzen Geltung seines Gewichtes zu gelangen vermochte, lassen es unratsam erscheinen, die akademische Behandlung einer sozialpolitischen Propädeutik nur mit halben Maßregeln in Angriff zu nehmen." Ein wesentlicher Gewinn wäre bei einer Einrichtung, welche die zu begründende Disziplin als eine völlig selbständige zur äußeren Erscheinung brächte, die Ernüchterung des Volkes zur Bescheidenheit in politischen Dingen. Woher das gegenwärtige maßlose Absprechen über dieselben in allen Kreisen der Gesellschaft? Doch nur aus dem thatsächlichen Mangel irgend eines Maßes. Stelle man ein solches von kompetenter Seite auf, und es wird in weiten Kreisen ein gewisses Innehalten bewirken.

„Nachdem sich die sozialpolitische Propädeutik auf dem akademischen Lehrstuhle der Wissenschaft bewährt und gleichsam den politischen Glauben vor Kaiser und Reich in einer Konfession und Apologie dargelegt und eine maßgebende Approbation erlangt hätte, träte die Notwendigkeit ein, diesen Glauben zum Gemeingut aller Staatsbürger zu machen, bez. letzteren zu ihm denselben freien Weg zu eröffnen wie zu dem religiösen Glauben." Dies könnte durch einen Katechismus geschehen, „welcher als Grundlage für den Unterricht in der betreffenden Materie von der Volksschule an bis in die obersten Klassen der Gymnasien hinein zu dienen hätte, wie dies bereits mit bestem Erfolg in der Schweiz geschieht. Dieser sozialpolitische Katechismus wäre auch dergestalt auszustatten, daß die einzelnen Hauptstücke und Lehrsätze mit erhärtenden Belegstellen, Zitaten von maßgebenden Autoritäten aller Zeiten und Völker, versehen würden, wie Schriftsteller diese Aufgabe bei religiösen Katechismen erfüllen." Wer Fühlung mit dem Volke, namentlich mit dem kleinen Bürgersmanne hat, weiß, welche verblüffende Wirkung es auf solche Leute übt, wenn sie erfahren, daß ihre und ihrer Führer politische Weisheit nichts weiter ist als der schlechte Abklatsch längst dagewesener und durch das Leben und die Geschichte oft widerlegter Meinungen und Versuche.

Digitized by Google

Im Speziellen wäre „auf Grundlage allgemein giltiger Gedanken, die unter sich so weit im einheitlichen Verbande stehen, daß sie für alle einschlägigen Einzelfälle die leitende Fühlung abgeben, ohne den Urteilenden die Freiheit des erforderlichen Spielraums zu nehmen, der Nachweis zu liefern, daß die Basis der Existenz des modernen Staates bez. der konstitutionellen Monarchie ebensowenig ein Kunst- und Willensprodukt ist wie der Grundcharakter eines Volkes. Dieser Nachweis wäre dergestalt zu geben, daß die propädeutische Nutzanwendung hervorleuchtete, und daß demnach alle Versuche, die Entwicklungsbedingungen des Staates nach aprioristischen Voraussetzungen zu modeln oder sie demselben auf dem Wege theoretischer Konstruktion oder experimentirender Nachahmung aufzuzwingen, nur Schaden bringen können, förderlicher Art dagegen nur die Staatsformen sind, welche den durch Geschichte, Volkscharakter, nationale Mittel, geographische Lage und jedesmalige Zeit- und Weltbewegungen gegebenen natürlichen Voraussetzungen entsprechen.“ Weiter auf das Einzelne eingehend, hätte man in Betreff der Bedeutung und Aufgabe des Parlamentarismus darzuthun, daß dieser nicht in jeder beliebigen, sondern für jedes selbständige, eigenartige Volk nur in einer bestimmt begrenzten Ausgestaltung seinem Zweck entsprechen kann oder, populär gesagt, daß es ebensowenig ein Universalparlament für jedes Volk giebt wie einen Universalstiefel für jeden Fuß.

Ganz vornehmlich wäre der Nachweis zu liefern, daß der eigentliche Schwerpunkt des Parlamentarismus, die organische Gemeinschaftlichkeit von Regierung und Volk, weder in einer Parlamentsregierung noch in einem Regierungsparlament, sondern nur in einer parlamentarischen Regierung zur vollen Geltung gelangt. Zu diesem Zwecke wäre klarzumachen, wie eine Parlamentsregierung, welche der Staatsregierung keinerlei Initiative, sondern nur die Exekutive überlassen will, nur noch den Schein des Parlamentarismus an sich hat, in Wahrheit aber nichts als eine Oligarchie ist, die schlimmste Vergewaltigung der Nation und der Staatsleitung, wie wiederum ein Regierungsparlament, welches nur soweit funktioniren soll, als die Staatsregierung dirigirt, gleichfalls nur ein Trugbild des Parlamentarismus, in der That jedoch Absolutismus mit allen in der Alleinverantwortlichkeit des Herrschers liegenden Gefahren ist, mag er König oder sonstwie heißen. Dagegen sind in der parlamentarischen Regierung, welche von einer kraftvollen konstitutionellen Monarchie repräsentirt wird, alle Vorteile einer einheitlichen und energischen Staatsleitung ohne die Nachteile oligarchischer oder absolutistischer Einseitigkeiten und Willkürlichkeiten gewährleistet.

Unerläßlich wäre endlich der auf Grundlage des Systems zu entwickelnde, an der Hand der Logik und Geschichte zu führende Nachweis, daß alle Versuche, die monarchische Staatsleitung zu umgehen und durch republikanische, demokratische oder sozialistische Gemeinschafts- und Verwaltungsformen zu ersetzen, nicht sowohl zur Entwicklung der Freiheit des Volkes als vielmehr zur Schmälerung

Digitized by Google

seiner Freiheit führen können, da Freiheit nicht ohne Ordnung, Ordnung nicht ohne Regierung denkbar und jede Regierung außer der monarchischen eine halbe Regierung, eine solche ist, die nie den wahren Fortschritt fördern kann, sondern von den Launen der Zeit am Narrenseile hin- und hergezogen wird.

In zweiter Linie wäre die Begründung dafür zu geben, daß die großen sozialpolitischen Aufgaben des Staates, zu deren Lösung der Reichskanzler die ersten Schritte gethan hat, nicht sowohl der Initiative der Staatsregierung entraten können, um der privaten Selbsthilfe des Volkes und der Gemeinde überlassen oder höchstens der Staatskontrole unterworfen zu werden, sondern vielmehr als wesentliche Aufgaben der inneren Politik der Staatsregierung erscheinen, einer Politik, zu welcher keine Regierung besser befähigt ist als die konstitutionelle Monarchie.

Übrigens betrachtet der Verfasser als wesentlich an der sozialpolitischen Propädeutik, die er im Auge hat, nicht sowohl die äußere Ordnung des zu verarbeitenden Stoffes als die Art der Behandlung, die sich zu der Konsequenz zuzuspitzen hat: „Will man Parlament und soziale Reform, so muß man auch die konstitutionelle Monarchie und deren energische Regierungsfähigkeit in Initiative und Exekutive wollen." Das wesentliche Erfordernis zu einem ersten Versuche mit einer solchen Propädeutik ist vorhanden, die Möglichkeit nämlich, auf Grundlage der dargelegten leitenden Gesichtspunkte alle sozialpolitischen Fragen und Verhältnisse nach den Regeln wissenschaftlicher Behandlung in die Stellung rationeller Wahrheiten und propädeutischer Hilfsmittel zu setzen. „Selbstverständlich resultirt aus der bloßen Möglichkeit eines Versuchs noch keineswegs die Notwendigkeit seines Erfolgs, der wie in allen Dingen so auch hier nicht allein von den innern Gründen sachlicher Art, sondern auch von mancherlei äußeren abhängig ist. Ja selbst ein Erfolg ist noch kein Beweis dafür, daß bessere Erfolge unmöglich sind."

Sehr zuversichtlich spricht der Verfasser von seinen Gedanken gegen den Schluß hin, indem er sagt: „Das große Werk der äußeren Einigung Deutschlands ist vollbracht, aber die innere Einheit will sich nicht konsolidiren. Tritt an Stelle der chaotischen Meinungszerrissenheit nicht bald eine summarische Nationalüberzeugung, so ist es auch um die äußere Einheit geschehen. Diese Nationalüberzeugung ins Leben zu rufen, mag auf verschiedenen Wegen möglich sein, aber auf keinem dürfte die Sache eine so greifbare Realität gewinnen als auf dem, wo sie mittelst der sozialpolitischen Propädeutik zu einer pädagogischen gemacht wird. Sully sagt: »Fürsten müssen einen bestimmten Zweck haben und den Verhältnissen gemäß darauf hinarbeiten. Sie müssen alle Parteiungen verhüten oder sie wenigstens zu beherrschen suchen und sich keiner allein hingeben.« Darnach dürfte auch im vorliegenden Falle die unmittelbare Initiative der Regierung angezeigt sein. Das erste und letzte Wort kann in politischen Angelegenheiten nur die Regierung mit durchschlagendem Erfolge sprechen. Private

Digitized by Google

Initiative kann hier in Jahrzehnten nicht das bewirken, was die Regierung schon in dem Augenblick unmittelbar erreicht, wo die betreffende Einrichtung ins Leben tritt. . . Wir besitzen nicht die Anmaßung, angeben zu wollen, ob unser Projekt früher oder später, in dieser oder jener Modifikation zur Ausführung gelangen wird. Aber eine Genugthuung möge unsern Gesinnungsgenossen bereits hier zu prognostiziren vergönnt sein: daß unmittelbar nach der Verwirklichung des Projekts nur wenige Jahre ins Land gehen würden, bevor es jedermann unbegreiflich finden würde, warum man denn eine so unerläßliche Sache wie die politische Bildung der Nation nicht längst schon auf dem naturgemäßen Wege einer Schulung in politischen Dingen ins Werk gesetzt. Der Gedanke, ohne eine sozialpolitische Propädeutik durchzukommen, wird seinerzeit ebenso unverständlich sein wie jetzt der Gedanke, sich ohne Eisenbahn behelfen zu müssen. . . In der Opposition gegen eine sozialpolitische Propädeutik werden nicht sowohl sachliche als persönliche Gründe verschiedenster Art die Hauptrolle spielen. Wie vor Jahrzehnten bei Einführung der Eisenbahnen große und kleine Geschäftsherren, Fuhrleute, Gastwirte u. dgl. die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen, als es mit dem hergebrachten Verkehr anders werden sollte, wie mancher hohe Reisende unwillig das Haupt dazu schüttelte, daß er mit dem kleinen Manne zugleich in denselben Zug steigen und zu derselben Stunde mit ihm das Ziel erreichen sollte, so werden große und kleine Politiker nicht so bald den Gedanken verwinden können, daß ein so einfacher Weg zur Verständigung zwischen Regierung und Nation geschaffen werden soll, welcher den ganzen Apparat staatsmännischer Aktionen und Machinationen vor und hinter den Koulissen bis auf einen bescheidenen Rest überflüssig machen würde."

Man müßte Schulmeister sein, um der Entdeckung des Verfassers so ungemein hohen Wert beilegen zu können, wie es hier geschieht. Indeß ist, was er vorschlägt, ohne Zweifel des Überlegens und Beherzigens wert, und dazu möchten wir angeregt haben. Noch besser würde uns die Schrift behagen, wenn sie sich mehr mit der Art und Weise der Ausführung des Planes als mit der Notwendigkeit der betreffenden Einrichtung beschäftigte. Die Notwendigkeit leuchtet uns ein, aber das Wie der Verwirklichung ist die Hauptsache, und darüber erfahren wir in der Schrift allerdings auch mancherlei, aber nach unsrer Meinung bei weitem nicht genug. Indeß sind wir dem Verfasser schon für die Anregung dankbar.



Amerikanische Sekten.

achdem es jahrelang in der Presse hinsichtlich der sonst vielbesprochenen Mormonen ziemlich still gewesen, hat man neuerdings wieder lebhaft die Frage erwägen hören, ob die Vereinigten Staaten noch länger unter dem Schutze des Sternenbanners eine Sekte dulden könnten, welche offenkundig die Polygamie übt, und ob sie imstande sein würden, die Gesetze auch jenseits des schroffen Gebirgskamms, welcher Salt Lake City überragt, zur Geltung zu bringen. Der Präsident jenes mächtigen Staates hat seine entscheidende Stimme gegen die aller europäischen und christlichen Sitte hohnsprechende Institution in die Wagschale geworfen, und zugleich dringen allerhand Stimmen in die Öffentlichkeit, welche ein solches Bild der unter den Mormonen herrschenden Zustände entrollen, daß man annehmen möchte, es würde kaum des Einschreitens von außen bedürfen, um jenem Unwesen ein Ende zu machen, es würde jenes wunderliche Staatswesen im fernen Westen an der eignen Fäulnis zu Grunde gehen und in sich zusammenstürzen. Auch die mächtige Propaganda der Mormonen soll, wie englische Zeitungen berichten, im Aufhören begriffen sein, soll wenigstens in den Staaten der gracious Queen verlöschen wie ein Strohfeuer.

Für denjenigen, der sich näher mit dem Charakter der amerikanischen Sekten beschäftigt hat, tauchen solchen Nachrichten gegenüber allerhand Bedenken auf, und er zweifelt, ob wirklich der Niedergang der Mormonen schon so nahe sei. Schon zu verschiedenenmalen schien es mit ihnen zu Ende zu gehen. In Independence (Missouri) wurden sie im Jahre 1833, zwölftausend Köpfe stark, zermalmt und zerstreut, um sich, durch die Verfolgung zu dreißigtausend Mitgliedern anwachsend, in Nauvoo (Illinois) neu zu begründen. Man ergriff im Jahre 1844 von neuem die Waffen gegen religiöse Leidenschaft, erschlug ihren Propheten, plünderte ihre Stadt und zerstreute sie in die Wüste. Wenige Jahre später zählte die Lehre des ermordeten Joseph Smith einhundertfünfzigtausend Anhänger, es entstand eine blühende Stadt unter ihren Händen, sie stellten zum mexikanischen Kriege eine vorzügliche Hilfstruppe, und als 1858 die Regierung versuchte, sie mit Gewalt der Waffen zum Gehorsam zu bringen, brachten sie so viele gut bewaffnete Krieger auf die Beine, daß die Expedition gegen sie nach einem einzigen Treffen zu einem Vergleich führte, in welchem der Vorteil auf seiten der Mormonen war. Es ist schwer zu sagen, ob die neueste gegen sie gerichtete Bill mehr Erfolg haben wird als sehr viele frühere Bills derselben Tendenz.

Allerdings hat die Pacificbahn, indem sie die Isolirtheit der Mormonen aufhob und zahlreiche „Heiden" nach Utah führte, insofern einen erfreulichen

Digitized by Google

Umschwung herbeigeführt, als seit 1869 eine freie Meinungsäußerung über das Mormonentum in der Salzseestadt selbst möglich und dem Despotismus Youngs ein Ziel gesteckt wurde. Es entstanden Spaltungen innerhalb der „Heiligen." Aber immer noch hat der Präsident oder „Prophet," gegenwärtig John Taylor, die Zentralgewalt, und es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß diejenigen Berichte, welche von dem nahen Verfall des Mormonentums erzählen, von den innerhalb wie außerhalb Utahs den Mormonen feindlichen Elementen ausgegangen sind. Was endlich das Aufhören der Propaganda in England betrifft, so ist es eine auffallende Erscheinung, daß gleichzeitig mit den Berichten hierüber auch Berichte über die enorme Zunahme der „Armee der Seligmacher" eintreffen. Man las vor kurzem von der Eröffnung einer „Kaserne" der Seligmacher in London, die etwa 25 000 Pf. Sterl. gekostet hatte, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß die „Armee" etwa 16 000 „Offiziere" zähle, und daß, wenn es so fortginge, bald ganz England zu den Seligmachern gehören würde. Die Seligmacher aber haben, wenn sie auch nicht geradezu Missionäre der Mormonen sein mögen, doch in ihrer Lehre und in ihrem Wesen große Ähnlichkeit mit der eigentümlichen Schwärmerei, die durch den Mormonismus geht, und sie stellen jedenfalls eine Ausstrahlung des in allen amerikanischen Sekten zu Tage tretenden, gegen den Materialismus der alten Welt reagirenden Geistes dar, eines Geistes, der in wunderlicher Weise aus Mystizismus, Spiritismus und höchst praktischen Lebensanschauungen gemischt ist und zum Nachdenken, unter anderm auch über die Resultate der Mischung von drei Rassen, der schwarzen, roten und weißen Bevölkerung Amerikas, anregt. Berücksichtigt man diesen durch das ganze Neuamerika fühlbaren Geist, so möchte man wohl der richtigen Beurteilung des Mormonismus am nächsten kommen, und man möchte dann einsehen, daß die Mormonen nicht eine vereinzelt stehende Sekte sind, sondern daß sie nur in besonders prägnanter Form eine Tendenz zum Ausdruck bringen, die in Millionen von Bewohnern des nördlichen Teiles von Amerika, bald in dieser, bald in jener Gestalt, mehr oder weniger lebendig ist.

Man erhält bei Beobachtung der in den Sekten und im Spiritismus Amerikas zu Tage tretenden Erscheinungen den Eindruck, als entstünde hier eine neue Religion, die zwar echt und ganz ursprünglich christlich sein wolle, aber mit der in Europa für Christentum angesehenen Religion nur noch wenig Ähnlichkeit habe, während sie verschiedene Anschauungen von den Philosophen und Religionslehrern des alten Indiens und Persiens entlehne. Zwei Momente sind besonders hervorstechend: einmal das Verwischen der Grenze zwischen Himmel und Erde und zweitens die religiöse Kultur des Boden. Besonders der letztere Punkt tritt mächtig in die Erscheinung, und im Gefolge beider ist das veränderte eheliche Verhältnis zu erblicken.

In den Mitteilungen über die verschiedenartigen und oft höchst wunderlichen Sekten in den Vereinigten Staaten wird ein Punkt bei allen übereinstim-

mend hervorgehoben, so sehr sie sich auch sonst von einander in Sitten und Gebräuchen zu unterscheiden schienen. Dieser Punkt ist das Lob, welches die Berichterstatter Hepworth Dixon, Moritz Busch, Robert Schlagintweit, Baron Hübner u. s. w. der Sorgfalt erteilen, womit diese Sekten den Acker bebauen und Obstkultur treiben. Hierin scheinen alle diese Quäker, Zitterer, Bibel-Kommunisten, Tunker, Methodisten, Ranter, Herauskommer, Siebentag-Baptisten, Mormonen und wie sie sonst heißen mögen, dasselbe zu leisten. Sie widmen sich in einer Weise der Bodenkultur, welche stets die Bewunderung der Besucher erregt, obwohl diese doch viel Gelegenheit haben, in Nordamerika vortreffliche Ernten zu sehen.

„Ich brauche wohl kaum zu sagen, schreibt Dixon in seinem »Neu-Amerika,« daß irgend eine Besitzung, welche einige Jahre lang unter den Pflügen und Spaten der Zitterer gewesen ist, im Markte zu Preisen verkauft werden würde, welche unter andern Verhältnissen als eingebildete bezeichnet werden müßten. Der Unterschied zwischen der Landwirtschaft eines Zitterers, der den Boden bearbeitet, um ihn durch seine Arbeit zu verschönern, und der eines „heidnischen" Farmers, der nur an die Ertragsfähigkeit denkt, ist natürlich ein großer. Während der Heide nur an seinen Profit denkt, bedient ihn der Zitterer aufmerksam. Der eine wünscht großen Verdienst daraus zu ziehen, der andere bestrebt sich, gute Arbeit zu liefern."

Von den Bibelleuten am Onaidabach schreibt derselbe Verfasser: „In zwanzig Jahren hat sich das Wirrsaal von Dornen, Sumpf und Steinen, welches der puritanische Farmer von den Indianern gekauft hatte, völlig verändert. Straßen durchschneiden den Forst, Brücken sind gebaut, der Bach ist in ein Bett geleitet und eingedämmt, Mühlen, welche Hölzer schneiden und Räder treiben, sind errichtet, der Busch ist gelichtet, eine große Halle, Niederlagen und Werkstätten sind erbaut, Wiesen sind angelegt, Buschwerk angepflanzt und Fußwege bekiest, Obst- und Weingärten sind eingerichtet und umzäunt, Fabriken in Gang gesetzt zum Eisengießen, Korbflechten, Früchteeinmachen, Seidenspinnen; und der ganze Anblick dieses wilden Waldlandes wird verschönt wie eine reiche Domäne in Kent. Wenige Plätze in Amerika können sich an Lieblichkeit mit den Rasenplätzen und Gärten vergleichen, welche um die Heimat der Onaidafamilie liegen und gleich ihnen das Auge des Fremdlings fesseln, welcher dorthin von den rauhen Feldern, ja selbst von der angesiedelten Gegend um Newyork kommt."

Derselbe Verfasser berichtet von einem Gespräch, welches er mit einem berühmten Publizisten in Philadelphia über die Mormonen führte. „Ich gebe zu, daß sie gute Farmer sind," sagte der Publizist. „Gut ist ein armer Ausdruck," erwiederte Dixon, „um das Wunder zu bezeichnen, das sie vollbracht haben. In Illinois verwandelten sie einen Sumpf in einen Garten. In Utah haben sie eine Wüste grün mit Weideplätzen und gelb mit Mais und Korn gemacht.

Auf was ist Brigham Young am stolzesten? Auf seinen Harem, seinen Tempel, sein Theater, seine Stallung, seinen Reichtum? Er mag auf diese Dinge in gewisser Beziehung stolz sein; wobei er aber am liebsten und mit dem edelsten Enthusiasmus weilt, das ist die Thatsache aus seinem Leben, daß er eine Ernte von dreiundneunzig und einem halben Bushel Waizen von einem Acker erzielt hat. Die Heiligen sind mit einer Geschwindigkeit, welche selbst in den Vereinigten Staaten wunderbar erscheint, reich geworden. Sie haben das Leben auf der niedrigsten Stufe erwählt, sich nur aus den armen Klassen rekrutirt, sind ihrer Güter beraubt, von ihren Farmen vertrieben worden, waren gezwungen, Millionen von Dollars auf einen gefährlichen Auszug zu verwenden, ließen sich schließlich auf Grund und Boden nieder, von dem die Rothaut und der Bison fast in Verzweiflung gewichen waren, und dennoch haben sie es zustande gebracht, zu existiren, ihre Arbeiten auszudehnen, ihre Vorräte zu vermehren. Die Hügel und Thäler um den Salzsee lachen überall mit Weizen und Korn."

Robert von Schlagintweit schreibt in seinen „Mormonen": „Utah war, ehe sich die Mormonen in diesem Lande niederließen, eine reine Wüstenei, von der es niemand für möglich hielt, daß sie jemals würde nutzbringend verwendet werden können. Aber gegenwärtig bildet ein großer Teil Utahs, dank dem riesigen Fleiße und der unermüdlichen Ausdauer der Mormonen, eine große Oase, die ringsum von öden Steppen oder ausgedehnten, ihrer Unfruchtbarkeit wegen berüchtigten Regionen umgeben ist. Wo früher nichts als Wüste lag, stoßen wir jetzt auf eine große Anzahl von Gärten, Farmen, Feldern und Saaten, die, namentlich infolge eines unvergleichlichen Berieselungssystems, gute Ernten liefern. Besonders eignen sich ausgedehnte Flächen zum Anbau von Weizen, von Gemüsen aller Art, von den verschiedensten Obstsorten, wie Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen und Trauben .... Allgemein wird die schöne Lage der in Plan und Ausführung unwillkürlich an die künstlerischen Eingebungen eines ehemaligen kleinen deutschen Dynasten des vorigen Jahrhunderts erinnernden Salzseestadt, ihr zuträgliches Klima und ihre herrliche Umgebung bewundert .... Vor einer großen Anzahl der niedlichen und äußerst sauber gehaltenen Häuser befindet sich ein kleiner, mit Obstbäumen und Sträuchern aller Art bepflanzter Raum. Von einer Anhöhe aus betrachtet gleicht daher die in ihrer Art einzige Stadt einem großen Garten, in welchem eine bedeutende Anzahl von Villen, kleinen Häusern und sonstigen Gebäuden von mannichfachem architektonischem Stil zerstreut umherliegen."

Ähnliche Berichte über den Fleiß und die Geschicklichkeit in der Bodenkultur bei den in dem ungeheuren Gebiete der Vereinigten Staaten verstreuten Sekten geben andre angesehene Berichterstatter. So sonderbar, so unchristlich, so abgeschmackt viele Ansichten und Gebräuche dieser Sekten und so sehr sie von einander verschieden sein mögen — daß sie sämmtlich die sorgfältigste, liebevollste

Pflege des Bodens zu ihrer ersten Pflicht, gleichsam zur Basis ihrer Religion machen, darüber herrscht nur eine Stimme.

Angesichts dieser Thatsache könnte sich die Vermutung bilden, daß sich bei allen Sekten gemeinsam das Bedürfnis herausgestellt haben müsse, sich behufs ungehinderter Ausübung ihres Kultus von der übrigen Welt zurückzuziehen, daß sie auf diese Weise gezwungen worden wären, in unwirtliche, entlegene Gegenden auszuwandern und notgedrungen, um leben zu können, den Boden sorgfältig und fleißig zu bebauen. Aber diese Erklärung reicht nicht aus, weil man bei näherer Nachforschung einerseits findet, daß sehr viele sektirerische Gemeinden inmitten der kultivirten Staaten geblieben waren, und andrerseits sieht, daß auch bei den bereits reich gewordenen Sekten die Arbeit, die Bodenkultur erste und heiligste Pflicht geblieben ist, gleichsam ein praktischer Gottesdienst. Ja es steht fest, daß bei manchen Sekten, namentlich bei den Mormonen, den Zitterern, den Bibelleuten und andern, es als eine Art von Dogma gilt, daß der Fluch, welcher durch Adams Verschulden die Erde getroffen habe, durch den Ackerbau getilgt werde, so daß dieser die Erlösung von der Sünde bilde. Die Bearbeitung des Bodens an sich selbst gilt als Segen und trägt ihr Glück und ihren Lohn in sich selbst, ganz abgesehen von dem materiellen Nutzen, den ihr Ertrag bringt. Der Gewinn durch die Produktion steht den Sekten durchaus in zweiter Linie; sie würden eben so fleißig arbeiten, wenn sie auch nicht reich dadurch würden. Der Müssiggang ist in allen uns bekannt gewordenen Sekten so streng untersagt, daß sich niemand, auch nur um des Studirens willen, von einer täglichen mehrstündigen Handarbeit frei machen darf.

Robert Schlagintweit schreibt: „Auf das strengste wird darauf geachtet, daß jeder Mormone, gleichviel, ob er dem starken oder schwachen Geschlechte angehört, mit größtem Ernste irgend eine seinen Fähigkeiten angemessene nützliche Beschäftigung treibe. Ein Träger oder Fauler kann kein Christ sein und nicht selig werden, schließt das mormonische Glaubensbekenntnis. In dem Bienenkorbe, dem Wappen der Mormonen, dem jeder Heilige Ehre zu machen bestrebt sein muß, werden keine Drohnen geduldet."

„Arbeit," sagt Moritz Busch in seiner Geschichte der Mormonen, „ist ihnen heilig und religiöse Pflicht, die Verwandlung der Erde durch sie ist die Veredlung oder, wie sie sagen, Erlösung derselben vom Fluche."

Dixon schreibt von den Zitterern: „Sie erlangen von der Erde durch Liebe mehr als durch List. Diese Thatsache ist nichts, was bestritten oder weggeleugnet werden könnte, denn der Beweis ist in hundert Waarenspeichern am Broadway und hundert Läden in London zu finden. Wenn wir leugnen, daß die Erde Liebe durch Liebe vergilt, dann können wir die Schönheit und Fruchtbarkeit der von den Zitterern bearbeiteten Grundstücke nicht erklären. Wenn ein Bekehrter in die Gemeinde aufgenommen wird, betrachtet er nicht länger die Erde als eine Beute, die zu gewinnen, sondern als ein Pfand, welches auszu-

Digitized by Google

lösen ist. Durch Menschen fiel die Erde, durch Menschen kann sie wieder aufgerichtet werden. Jeder, der vom Vater erwählt ist, hat das Recht, bei dieser Wiederaufrichtung mit thätig zu sein, um nicht nur durch die Arbeit seiner Hände und die Erfindungsgabe seines Geistes, sondern auch durch die Sympathie seiner Seele die Welt mit Grün zu bedecken, die Luft mit Wohlgerüchen zu erfüllen, die Vorratskammern mit Früchten zu bereichern. Der Geist, in welchem er arbeitet, ist ein neuer. Bis jetzt war ihm die Erde dienstbar, jetzt ist sie sein Genosse und ihm durch himmlische Bande verbunden. Er schaut in das Antlitz der Natur mit den Augen eines Liebhabers, und die Hauptleidenschaften seines Herzens wenden sich von seinem Gelde weg auf den Garten und das Feld." Von den Mormonen schreibt er u. a.: „Die Frauen des Propheten müssen sich selbst durch Näharbeit, Lehren, Spinnen, Garnfärben und Einmachen von Früchten erhalten. Jede Frau am Salzsee hat ihren Teil Arbeit, jede nach ihren Gaben. Jede hat den festen Glauben, daß Arbeit edel und heilig sei, ein Opfer, welches dem Menschen darzubringen zukömmt und Gott annehmen müsse. Die Damen machen Handschuhe und Fächer, trocknen Pfirsiche und Feigen, schneiden Muster, präpariren Sämereien, weben Leinen und stricken Strümpfe. Lucy und Emiline, bisweilen die Lichter von Brighams Harem genannt, sollen Wunderbares in der Kunst der Blumenstickerei leisten. Manches von Emilinens Näharbeit ist gewiß schön, und Susannens eingemachte Pfirsiche sind unvergleichlich. Auf die Männer fallen die schwereren Arbeiten: auf dem Felde, dem Graben und am Berge, wo sie den Boden aufbrechen, den Fluß eindämmen, den Ahorn und die Zwergeiche fällen, die Heerde weiden und das wilde Pferd fangen. Aber es giebt eine gemeinschaftliche Arbeit, woran beide Geschlechter ihren Anteil nehmen müssen, das ist das Erbauen der Häuser, die Kultur des Gartens, das Errichten von Werkstätten und die Arbeit in den Minen. Beide Geschlechter arbeiten hieran mit einem Aufwand von Energie und Leidenschaft, wie er östlich von der Wasatschkette nicht gefunden wird. Die Apostel pflügen, die Patriarchen treiben ein Gespann, der Präsident des Rates der Siebzig begegnete mir mit einem Korbe selbstgezogener Pfirsiche, die er zu Markte trug. . . . Diese Heiligen haben nicht einen einzigen faulen Herrn in ihrer Gemeinde, selbst die Prälaten erhalten gleich allen ihren Geistlichen keinen Gehalt, sondern müssen ihren Lebensunterhalt durch eigne Arbeit erwerben. Und die unbezahlten Funktionen eines Bischofs sind sehr zahlreich, er hat nicht nur auf das geistige Wohl seiner Heerde zu achten, sondern hat auch nachzusehen, ob ihre Farmen kultivirt und ihre Häuser reinlich sind, ob sie ihre Kinder in die Schule schicken und ihr Vieh füttern."

Ähnlich lauten die Berichte andrer Schriftsteller über diese und andre Sekten. Sie alle heben hervor, daß der vortreffliche Acker- und Gartenbau dieser merkwürdigen Gemeinden nicht der Spekulation halber, sondern hauptsächlich um seiner selbst willen, als eine Art von Kultus getrieben wird, der seinen Lohn in sich selber findet.

Digitized by Google

Es ist naturgemäß, daß die Lebensweise dieser Leute rauh und hart, ihre Kleidung einfach ist. Auch hierin stimmen alle diese verschiedenen Sekten überein, da sie ja dieselbe Arbeit thun. Sie tragen zwar verschiedenartige Kleidung, aber bei allen, bei Frauen wie Männern, zeichnet sich dieselbe durch Einfachheit, Zweckmäßigkeit und Güte der Stoffe aus, während sie zugleich so gearbeitet ist, daß auch den Frauen körperliche Thätigkeit ermöglicht wird. So schreibt Schlagintweit: „Gänzlich verbannt ist bei den Mormonen der Luxus. Männer sowohl als Frauen und Kinder gehen zwar äußerst sauber und reinlich, aber in wahrhaft rührender Einfachheit der Kleidung und des Haarputzes einher." Als musterhaft in dieser Art wird die Tracht der puritanischen Frauen in den von Noyes gegründeten Bibelgemeinden geschildert. Sie kann aus jedem Stoffe und von jeder Farbe gemacht werden, obschon Braun und Blau die gewöhnliche Farbe zum Tragen auf der Straße, und Weiß des Abends in der Gesellschaftshalle ist. Musselin, Baumwolle und eine derbe Seide sind die Materialien dazu. Die Damen tragen das Haar kurz geschnitten und in der Mitte gescheitelt. Korsets werden nicht getragen. Eine bis auf die Knie fallende Tunika, weite Beinkleider aus demselben Stoffe, eine bis an den Hals zugeknöpfte Weste, kurze herabhängende Ärmel und ein Strohhut, diese einfachen Gegenstände geben zusammen eine Kleidung ab, in welcher eine schlichte Frau nicht besonders auffällt, und in welcher ein hübsches Mädchen allerliebst aussieht. Wahre Sparsamkeit, sagen die Puritaner, macht ihr Kleid rein und nett. Ein gutes Kleid ist billiger als zwei geringe Kleider. Ein guter Anzug ist eine Gewohnheit der Seele, nicht eine Frage für den Beutel."

Erstaunlich ist — während die Einfachheit in Tracht und Sitte bei solcher Arbeit ja natürlich ist — daß, wie alle Schilderungen hervorheben, Krankheit unter diesen Sekten fast ganz unbekannt ist. „Wir haben in sechsunddreißig Jahren nur einen einzigen Fieberfall gehabt und wir schämen uns, daß wir den einen hatten, denn es war unsre Schuld," erzählte die Vorsteherin der 1500 Seelen starken puritanischen Gemeinde am Onaidabach dem sie besuchenden Dixon. Als Brigham Young mit 142 Begleitern im Jahre 1847 von Illinois aus einen dreimonatlichen Zug durch ganz unbekannte Gegenden, die zum größten Teile wüst waren, unter den herbsten Entbehrungen vollführte, zum Zweck der Rekognoszirung neuer Ansiedlungen am Salzsee, da verlor er bei dem Unternehmen nicht einen einzigen Mann. Kein einziger Berichterstatter erwähnt, daß er Ärzte unter den Sekten angetroffen hätte; dagegen führt Dixon bei den Zitterern und Puritanern, die damals an Zahl gegen 12 000 waren, ausdrücklich an, daß es bei ihnen keine Ärzte gäbe. Vater Friedrich zu Berg Libanon sagte spöttisch zu Dixon: Ist es nicht wunderbar, daß ihr klugen Weltkinder eine Sorte Menschen unterhaltet, die auf der Lauer liegen, bis ihr infolge falscher Diät krank werdet, und die dann kommen und euch für euer Geld mit Droguen vergiften?

Digitized by Google

Die letztere Bemerkung frappirt. Es ist auffallend, daß er gerade von falscher Diät sprach, und man forscht der Diät nach, welche diese Sektirer führen. Die Berichterstatter haben auf diesen Punkt im ganzen wenig Acht gegeben und wenig Wert gelegt, da sie wohl der Wichtigkeit desselben nicht so eingedenk waren, wie es etwa Virchow gewesen sein würde, der geradezu schreibt: „Die Beschaffung und Zubereitung der Nahrungs- und Genußmittel bildet so sehr die Grundlage aller menschlichen Thätigkeit, daß nicht nur der einzelne Mensch in seinen Einrichtungen und Zielen, sondern auch die Gesellschaft und der Staat in ihrer Gestaltung dadurch bestimmt werden."

Aber wenn auch die Reisenden nicht den gebührenden Wert auf die Frage der Ernährung bei diesen Sekten gelegt haben, so bieten doch ihre gelegentlichen Äußerungen Material genug, um in ihrer Zusammenstellung einen sichern Schluß zu gestatten. Und da gewahrt man denn, daß die meisten dieser amerikanischen Sekten, vielleicht alle, gleich den Sekten in Rußland auf die Ernährung durch Pflanzenkost basirt sind.

Dixon schreibt von den Zitterern in seinem „Neu-Amerika": „Die Speisen sind einfach, obschon in ihrer Art sehr gut und sehr wohlschmeckend zubereitet. Sie bestehen ganz oder fast ganz aus Produkten der Erde: Tomaten, gerösteten Äpfeln, Pfirsichen, Kartoffeln, Kürbissen, Maismehl, gekochtem Mais und dgl. Die Trauben sind ausgezeichnet und erinnern an die von Bethlehem, und die Eier — harte Eier, gekochte Eier, Rühreier — sind vortrefflich. Das Getränk ist Wasser, Milch und Thee. Dann giebt es Pasteten, Torten, Zuckerwerk, getrocknete Früchte und Syrupe. Was mich betrifft, so gewährte man mir, da ich ein Heide und Sünder war, Coteletten, Hühner und selbstgepreßten Wein. Gute Nahrung und frische Luft, sagt Friedrich, sind unsere einzigen Arzeneien. Das rosige Fleisch seiner Leute, eine Farbe, die man nur selten in den Vereinigten Staaten sieht, scheint diese seine Behauptung zu rechtfertigen, daß an einem solchen Platze keine andere Arznei nötig ist. Diese Leute sagen, sie brauchten keine Medizin der Cherokesen, keine bittern Branntweine von den Pflanzungen, keine Bourbon Cocktails, keine von den tausend tonischen Arzeneien, durch welche die an Verdauungsbeschwerden leidenden Kinder von Newyork ihren schwachen Appetit aufreizen und ihr unreines Blut reinigen."

Von den Puritanern am Onaidabach schreibt er: „Es existirt bei ihnen weder ein praktizirender Advokat noch ein Arzt; im Gegenteil, sie haben angeblich keine Streitigkeiten und erfreuen sich vollkommener Gesundheit. Nach alter amerikanischer Gewohnheit — einer Gewohnheit, welche den englischen Provinzen entlehnt ist — frühstückt die Familie um sechs Uhr morgens, speist um zwölf mittags und nimmt ihr Abendbrot um sechs Uhr abends ein. Einige der schwächeren Heiligen essen Fleisch von Vögeln und andern Tieren, die andern nähren sich nur von Kräutern und Früchten. Vater Noyes ißt aus Gewohnheit Fleisch, aber nur sehr wenig, da er durch Versuche gelernt hat, daß es zu

seiner Gesundheit nicht nöthig ist. Niemand trinkt Wein, außer bisweilen eine kleine Dosis Kirsch- oder Stachelbeerwein in Gestalt von Liqueur. Ich versuchte drei oder vier Arten dieses selbstgemachten Weins, und stimme mit Vater Noyes überein, daß es für seine Leute besser ist, wenn sie sich ohne solche Getränke behelfen."

Es sei hier bemerkt, daß „Vater Noyes" mit Dixons Schilderung nicht zufrieden war und nach dem Erscheinen von Dixons Buch eine Kritik desselben schrieb, aus welcher wir noch Näheres über die Lebensweise der Puritaner erfahren. In dieser Kritik heißt es (S. die Anmerkungen zur sechsten Auflage von Dixons „Neu-Amerika"): „Ich bin versucht zu glauben, daß Verdauungsbeschwerden mit der Färbung, welche Dixons Ansichten über uns angenommen, etwas zu thun haben. Um die Wahrheit zu sagen: unsre Lebensweise behagte ihm nicht. Wir hatten keinen Thee, keinen Kaffee, kein Fleisch, keinen Wein. Dies nennt ein munterer Engländer unerträgliches Fasten. Die Quäker und Mormonen behandelten seinen Magen besser. Nach der ersten Nacht, welche er bei uns zubrachte, hatte er arge Kopfschmerzen. Ich bemerkte, daß eine Schraube locker war. Als ich ihn fragte, gestand er, daß er durch unsre magere Kost abgespannt sei. Mit allem Eifer ging ich daran, dies wieder gut zu machen; ich schickte nach Thee, Kaffee und Rindfleisch und setzte ihm den besten Wein vor, den wir hatten. Ich muß ihm beistimmen, es war nur schlechtes Zeug. Aber es war zu spät, die Chemie seines Besuches war gestört" (sic). Aus dieser Berichtigung geht u. a. hervor, daß die Puritaner es nicht wollten gelten lassen, daß bei ihnen Fleisch und Thee genossen werde, und was die Anspielung auf die Quäker und Mormonen betrifft, so ist auch da zu schließen, daß Fleisch und Wein ꝛc. nur dem Gaste zu Gefallen gereicht wurden.

Von den Mormonen haben wir bestimmte Nachrichten, daß bei ihnen die vegetarische Lebensweise in strengster Form durch den Religionsstifter vorgeschrieben ist. Es ist bekannt, daß Joseph Smith, der Gründer dieser Sekte, durch den gewaltigen Schwindel mit den in der Erde gefundenen goldenen Platten seine Anhänger erwarb, und daß das wichtigste Religionsbuch der Mormonen im Grunde ein satirischer Roman des Pfarrers Spalding ist. Aber es ist wenig beachtet worden, daß Smith seinem historisch-dogmatischen Werke andre moralische Werke an die Seite stellte, welche für die Praxis maßgebend wurden, und daß unter diesen ein Buch A word of wisdom sich findet, welches Smith für eine ihm am 27. Februar 1833 gewordene göttliche Offenbarung ausgab, und welches vorschreibt, Fleisch dürfe nur im strengen Winter oder während einer Hungersnot gegessen werden, Rauch-, Kau- und Schnupftabak, Thee, Kaffee, Chokolade, Spirituosen aller Art, wie Wein, Bier, Whisky ꝛc. ꝛc. dürften niemals genossen werden. Diese Mitteilung findet sich in Schlagintweits Buche über die Mormonen, und der Verfasser macht verschiedene Mitteilungen, welche beweisen, daß es mit dem Word of wisdom so streng genommen wird, wie sich einer göttlichen Offenbarung

gegenüber gebührt. Als die Mormonen sich am Salzsee niedergelassen hatten, lebten sie drei Jahre hindurch von Rationen, die ihnen regelmäßig zugeteilt wurden, und die für jeden Erwachsenen aus einem halben bis dreiviertel Pfund Brot, etwas Milch und Gemüse für den Tag bestanden. Allerdings war damals die Zeit der ersten Einrichtung in einem wüsten Lande, und es war größte Sparsamkeit geboten; aber, wie Schlagintweit erzählt, war Brigham Young selbst, der im Alter von 76 Jahren mit Hinterlassung von fünfzehn wirklichen Frauen und vierundfünfzig Kindern, vieler Grundstücke und zwei Millionen Dollars baar Geld starb, ein Mann, der nicht nur weder Wein noch Bier noch Branntwein, sondern auch nicht einmal Thee, Kaffee oder Chokolade oder überhaupt warme Getränke zu sich nahm. Der Verfasser sah ihn im Alter von über siebzig Jahren und schildert ihn als einen stattlichen Mann von über zwei Zentner Gewicht, sechs Fuß englisch hoch, von leichtem, elastischem Schritt, mildem, freundlichem Gesicht, hoher Stirn, lebhaftem blauen Auge, hellbraunem Haar und graumelirtem Bart.

Dixon berichtet, daß in der Salzseestadt weder Schnapsläden noch Biersalons noch Barren existirten, daß er in seinem Hotel weder Bier noch Wein habe bekommen können, daß es in der ganzen Stadt kein Haus gebe, wo man Getränke kaufen könne. An andrer Stelle erzählt er, daß im Theater auch die männlichen Zuschauer nur Pfirsiche zur Erfrischung bekommen könnten und daß alle vor der Vorstellung ihr Abendbrod gegessen hätten und nach dem Theater zu Bette gingen, da sie um sechs frühstückten und das Vergnügen die Arbeit niemals beeinträchtigen dürfe. Sogar beim Abendmahl geben die Mormonen Wasser anstatt Wein. Eine Ausnahme hiervon darf nur dort gemacht werden, wo der Wein von ihnen selbst gezogen und bereitet ist. Dieser Umstand, sowie die Manier Brigham Youngs, bei gewissen seltenen Gelegenheiten Wein zu geben, aber alsdann, bevor getrunken wird, „durch seinen Segen dem Wein die berauschende Eigenschaft zu nehmen,“ läßt darauf schließen, daß dies Getränk überhaupt kein Wein ist, sondern Traubensyrup, der mit Wasser verdünnt ist, dasselbe Getränk, welches, nach Angabe alter Theologen, Christus auf der Hochzeit von Cana bereitete.

Es ist natürlich, daß Leute, die so sehr in ihrer Lebensweise und ihren Anschauungen von dem Gebrauch in den Vereinigten Staaten abweichen, der Gegenstand der allgemeinen Verwunderung und gemeiniglich die Zielscheibe des Spottes werden. Diese Sekten suchen ihre Befriedigung in der Arbeit selbst, während die übrigen Amerikaner sie im Gewinn aus der Arbeit sehen; sie widmen sich dem Ackerbau als dem edelsten Werke, während diese ihn für das niedrigste halten; sie sehen das Glück in einer nüchternen, strengen Lebensweise, während diese es im Reichtum und im Genuß aller Freuden sehen. Aber es giebt noch einen andern Punkt, in welchem sich diese Sekten von den übrigen Amerikanern unterscheiden, und hier hört die Verwunderung und der Spott auf, um geradezu

der Verachtung und dem Haß Platz zu machen. Dieser Punkt ist das Verhältnis zwischen Mann und Frau. Insbesondre sind es die Mormonen, welche durch ihre Polygamie Anstoß erregen; aber auch bei allen übrigen oben erwähnten Sekten ist das geschlechtliche Verhältnis ein besondres.

Wenn die Polygamie und der Kommunismus unter den Geschlechtern bei reichen Leuten in Newyork, London oder Paris vorkämen, bei Leuten, die am Tage auf den Boulevards flaniren, im Boulogner Holz, in Rotten Row spazieren ritten, bei Véfour dinirten und bis in die Nacht hinein Opern und Konzerte hörten, um dann mit Champagnertrinken zu beginnen, so fände sich eine Erklärung so ungewöhnlicher geschlechtlicher Beziehung sehr leicht. Man würde nicht fehl gehen, wenn man sie als den Beweis äußerster Unsittlichkeit ansähe. Aber bei Leuten, die hart arbeiten und nur Wasser trinken, die jeden Luxus hassen, bei Leuten, die, mit einem Wort, den Augen eines Lykurg und Cato Entzücken bereiten würden — bei diesen muß man wohl nach andern Gründen so sträflicher Verirrungen suchen.

Um zu begreifen, wie diese Leute dazu kommen, die Beziehungen der Geschlechter unter sich zu revolutioniren, muß man sich zuerst klar machen, daß in den Vereinigten Staaten nicht die Heiligkeit der Ehe herrscht, welche eigentlich bestehen müßte, und welche z. B. im deutschen Reiche gottlob noch giltig ist. In den Vereinigten Staaten ist es die Regel, daß die Leute einander heiraten, nicht in dem wahrhaft christlichen und ethischen Geiste, der der Ehe zu Grunde liegen soll, sondern aus äußerlichen Gründen. Die Mädchen suchen eine Versorgung, die Männer suchen eine vermögende oder eine aus einflußreicher Familie stammende Frau, wollen mit ihrer Lebensgenossin paradiren oder sich durch sie Vorteile verschaffen, aber weder Mann noch Frau denken in der Regel daran, daß die Ehe eine Schule für den Himmel sein solle. Ja es geht noch weiter. Einsichtige Amerikaner haben vielfach ihre ernsten Besorgnisse darüber ausgesprochen, daß in allen den zivilisirtesten Staaten, namentlich in den durch ihre Moralität und Frömmigkeit ausgezeichneten Neu-Hampshire, Vermont, Maine, Massachusetts die Ziffer der Geburten in einer Weise heruntergehen, daß man bald keine in Amerika geborenen Amerikaner mehr sehen werde. Die Damen haben — es ist schwer, über diesen delikaten Punkt verständlich zu sprechen — eine Abneigung gegen die Kinderstube. Sie nehmen Anspielungen, welche in andern Ländern von den Frauen für Komplimente gehalten werden, ernstlich übel. Eine amerikanische Lady ist imstande aufzustehen und das Zimmer zu verlassen, wenn ein Fremder ihr zur Taufe ihres Kindes gratulirt. Diese Ladies sind die schlauen, nach Reichtum gierigen Genossinnen ihrer Männer, sie nehmen innigen Anteil an seinen geschäftlichen Operationen, aber sie haben keine Neigung für den im eigentlichen Wortsinn weiblichen Beruf. Sie sind ausgezeichnet durch Intelligenz wie durch ihre zarte Haut, ihre schimmernden Augen, ihre durchsichtigen Nasenflügel, ihre feinen Lippen, ihre zierliche Taille, aber sie sind ganz Nerven,

Digitized by Google

und sie sehen einer Entbindung mit Schrecken entgegen. Im Einklang hiermit steht das Benehmen der Männer, die Frequenz der Lusthöhlen.

Das geschlechtliche Verhältnis innerhalb der Sekten ist die Reaktion gegen diese traurigen Zustände. So allein kann man begreifen, wie diese Leute dazu gekommen sind, der Ehe den Krieg zu erklären und sie, unter den verschiedenartigsten Formen, aufzuheben. Am bekanntesten ist die Art und Weise der Mormonen, aber die andern Sekten haben, wenn auch andre, so doch innerlich mit der Mormonentheorie verwandte Sitten. Wer der Sache auf den Grund geht, wird mit Interesse entdecken, daß der Polygamie der Mormonen wie den wunderlichen Verhältnissen bei den Zitterern u. s. w. eine Idee zu Grunde liegt, welche sich eng an das religiöse Dogma von der Erlösung der Erde durch den Ackerbau anschließt. Die Sektirer sind des Glaubens, daß unzählige Kinder Gottes rein geistiger Natur auf Einkleidung in einen irdischen Leib warteten, um an der Erlösung thätig mitzuwirken, und sie sind deshalb überzeugt, ein Gott wohlgefälliges Werk zu verrichten, wenn sie die Erde bevölkern. Bei den Mormonen gilt derjenige für den heiligsten, der die meisten Kinder hat, und je mehr Weiber ein Mann hat, desto sicherer ist er, sowohl hier auf Erden als dereinst im Jenseits gute Karriere zu machen. Das klingt höchst sonderbar, aber wer sich einmal die Mühe nehmen wollte, das Banner of light, das Debatable Land, die Harp of Zion und ähnliche Werke und Zeitungen zu lesen, der würde sich an die Betrachtung noch ganz andrer Phantasien gewöhnen. Diese Idee findet sich auf die Spitze getrieben in der Einrichtung der spiritual wives, welche deshalb auch die Theorie am schärfsten zur Anschauung bringt. Die Einrichtung der spiritual wives läßt sich am besten durch ein Beispiel erklären, welches freilich einem ganz andern Gebiete entnommen ist, nämlich durch die Einrichtung der Chefernennungen fürstlicher rc. Personen in den europäischen Armeen. Die spiritual wives verhalten sich zu den wirklichen Frauen wie die fürstlichen Chefs, Oberstinhaber rc. zu den thatsächlichen Befehlshabern der Regimenter. Sie haben die Ehre, aber nicht die Arbeit. Angesehene, reiche Witwen, geachtete Dichterinnen u. s. w. werden nämlich honoris causa einem Propheten angesiegelt, d. h. es wird die Trauzeremonie gefeiert, und dann kehrt die Dame zufrieden mit der Ehre in ihr Heim zurück. Brigham Young hatte hunderte von spiritual wives, die er zum Teil gar nicht kannte, neben seinen wirklichen Frauen. Ja, es werden sogar den verstorbenen namhaften Männern, wie dem Propheten Joseph Smith spiritual wives angesiegelt, und es können wirkliche Frauen eines lebenden Mannes einem andern als spiritual wives angetraut werden.

Auch in der Praxis hat die Polygamie bei den Mormonen eine hervorragende Bedeutung, obwohl nur etwa der zehnte Teil der Männer mehr als eine Frau hat, weil die Kosten des vergrößerten, verdoppelten, verdreifachten Haushaltes zu hoch sind. Die „Pluralität“ wird den verdienten und wohl

habenden Mitgliedern vom Propheten als Belohnung zugestanden, und natürlich strebt ein jeder nach solchem Ziel.

Unverkennbar sind die Verhältnisse der Geschlechter unter einander beeinflußt durch die Ideen der Spiritisten, die ja in Amerika nach Millionen zählen. Ihr Kernpunkt ist, wie schon oben erwähnt, die Verwischung der Grenzen zwischen Geistigem und Leiblichem, zwischen Himmel und Erde, zwischen Geburt und Tod. Und indem exaltirte Vorstellungen Einfluß auf die Regelung des täglichen Lebens gewannen, kamen diese nüchternen, arbeitsamen Sektirer auf ihre so höchst sonderbaren Familienordnungen, die oft an die von den griechischen Philosophen entwickelten Staatseinrichtungen, oft an die Sitten des Islam, oft an die der Indianer gemahnen. Unstreitig haben die dem Untergange geweihten braunen Stämme den weißen Einwandrern den Hauch ihres Geistes zukommen zu lassen, wie es stets die besiegten Völker den auf ihrer Scholle sich ansiedelnden gegenüber gethan haben, und es ist eine Mischung von angelsächsischem und Indianer-Geist, der im Spiritismus und in der Polygamie zum Schrecken der von europäischem Geist genährten Völker zu Tage tritt.

Um sich das Bestehen des Mormonentums zu erklären und um sich anschaulich zu machen, wie es möglich war, daß Leute von solchen Ideen so große Erfolge in verhältnismäßig kurzer Zeit erringen, über solche Verfolgungen triumphiren konnten, muß man das Charakteristische der nordamerikanischen Verhältnisse im ganzen ins Auge fassen. Dann wird man aber vielleicht zu der Meinung kommen, daß es möglich ist, die Polygamie offiziell aufzuheben, möglich, die Mormonen überhaupt als solche zu vernichten — obgleich beides unwahrscheinlich ist —, daß aber erst die Zeit und veränderte Geistesrichtungen imstande sein möchten, den Ideen, aus welchen die Mormonen wie die übrigen Sekten ihre Thatkraft schöpfen, eine andere Gestalt zu geben. So lange wir aber nicht hören, daß die amerikanischen Sekten angefangen hätten, Fleisch zu essen, Spirituosen, Kaffee, Thee &c. zu trinken und den Ackerbau zu vernachlässigen, so lange ist auf einen solchen Umschwung nicht zu rechnen.

Zu den deutschen Volksfesten.



m Anschluß an den Artikel von Heinrich Pröhle in Nr. 22 der Grenzboten „Ein Wort für unsre Volksfeste" geht uns die nachfolgende Erzählung zu, welche zeigt, wie auch anderwärts und ohne Mitwirkung der Kirche Volksfeste tot gemacht worden sind.

Nordöstlich von der kleinen Stadt W. in Schlesien liegt das Dörfchen K. und unmittelbar an die Stadt schließt sich die W-er Vorstadt an,

Digitized by Google

die einen reichen Bauernstand hat. Noch vor etwa 40 Jahren wurde zwischen der Vorstadt und dem Dorfe K. von der Jugend des Dorfes alle Jahre ein Volksfest gefeiert, an dem eine starke Beteiligung der Nachbardörfer und auch aus dem Städtchen W. stattfand. Es war dies das sogenannte Gänserichreiten.

Die jungen Leute, die Knechte und Mägde, die Söhne und Töchter der Bauernschaft, bauten in der Zeit um Pfingsten außerhalb des Dorfes an geeigneter Stelle eine Ehrenpforte über die Straße, und in der Mitte derselben, wo sonst ein „Willkommen“ zu hängen pflegt, wurde ein toter Gänserich an den Beinen befestigt. Der Hals desselben wurde bis zur Gurgel eingeschnitten, und der Kopf hing derart nach unten, daß ein im Bügel stehender Reiter ihn mit der Hand erfassen konnte.

Sonntags nachmittags zog nun die ganze Bevölkerung unter Vorantritt eines Musikchors (3 bis 4 Mann stark) hinaus zum Festplatze, hinter den Musikanten zuerst die festlich geschmückten Jungfern des Dorfes, dann hoch zu Roß die ganze reitfähige junge Bauernschaft, Pferd und Reiter mit Blumen und Bändern geschmückt, und endlich die Alten und die Jungen und alles was Beine hatte.

An der Ehrenpforte bildeten die Jungfern Spalier, und das ganze übrige Publikum stellte sich in unmittelbarer Nähe auf.

Zuerst ritten nun die jungen Wettkämpfer im Schritt durch die Ehrenpforte und versuchten, ob sie den Kopf des Gänserichs erfassen könnten, dann im Trabe, und endlich begann der wirkliche Wettkampf. Die Musikanten spielten auf, und dabei gings hurrah, daß Kies und Funken stoben, was die Pferde laufen konnten, hinter einander her, und jeder versuchte den Gänsekopf zu erfassen und abzureißen.

Das war nun keine leichte Sache. Der Kopf war glatt, schwankte fortwährend hin und her, und da Pferde und Reiter verschiedene Größe hatten, so mußten alle erdenklichen Reiterkunststücke angewandt werden, um den Kopf überhaupt zu erfassen. Gelang es einem, und er saß nicht fest im Sattel, so lief das Pferd unter ihm weg, der Gänsekopf entglitt der Hand, und der Reiter lag am Boden. Denn so ein alter Gänserich hatte ein gutes Leder und kräftige Halsmuskeln und ließ beim ersten Ansturme nicht los.

Die jungen Burschen fanden also hinlänglich Gelegenheit, nicht nur die Ausdauer und Gewandtheit ihrer Pferde, sondern auch die eigene Kraft und Geschicklichkeit zu zeigen und zu erproben. War endlich einer so glücklich, den Kopf abzureißen, so wurde er unter ungeheurem Jubel als „Gänsekönig“ bekränzt und freudig mit Musik und Zurufen begrüßt.

Für die übrigen Burschen waren übrigens noch verschiedene andere Sachen, Bänder, bunte Tücher und ähnliches, an der Ehrenpforte aufgehängt, und jeder Reiter suchte dasjenige zu gewinnen, was er von seinem Schatz befestigt glaubte. Jeder schmückte sich dann mit seiner Beute, und stolzer können die Ritter und

ihre Damen bei den Turnieren sich nicht gefühlt haben als hier die Reiter des Dorfes und ihre Schönen.

Die Musik, eine Klarinette, ein Waldhorn und eine Trompete, zu denen wohl manchmal auch noch eine Posaune kam, führte dann die ganze Gesellschaft nach dem Dorfe zurück, und größere Fröhlichkeit kann der schönste Parademarsch nicht erzeugen, als sie bei den Klängen dieser paar Instrumente sich entwickelte. Am Abend wurde getanzt und der Gänserich verzehrt.

Nun höre man, wie dieses Fest tot gemacht wurde.

An einem schulfreien Sonnabendnachmittag erwarteten wir, die ganze kleinstädtische männliche Jugend, unsere alten guten Freunde, den „Hanswurst" und den „Läufer," die von der Festgesellschaft der W-er Vorstadt nach K. laufen sollten, um die dortigen jungen Leute zum morgigen Feste einzuladen. Endlich kamen sie durchs Stadtthor angeknallt, und wir alle wie immer im Sturmlauf nebenher. Vor der Knallpeitsche des „Läufers" hielten wir uns in angemessener Entfernung, aber mit der Pritsche des „Hanswurst" machte mancher unfreiwillige Bekanntschaft. Da ging es nun in lautem Jubel über den „Ring" (Marktplatz) hinweg, um am andern Thor wieder ins Freie und nach K. zu gelangen. Aber siehe da, als wir an die letzte Ringecke kamen, hatte der neue Herr Bürgermeister, der ein gar gestrenger Herr war, das Fenster offen und rief mit lauter Stimme herunter: „Ihr beiden Narren! kommt doch einmal herauf!" Sie gingen, und wir alle harrten in banger Erwartung. Was nun der Herr Bürgermeister damals und in welcher Art er mit ihnen verhandelt hat, weiß ich nicht. Die „beiden Narren" kamen aber sehr niedergeschlagen wieder herunter, und wir alle fühlten, es mußte etwas sehr schlimmes geschehen sein, denn sie gingen ruhig in eine Seitengasse, zum Städtchen hinaus und nach Hause. Die Einladung aber und das Fest unterblieb, ich habe sie auch in den nächsten Jahren nicht gesehen, und jedenfalls sind sie nie wieder zum Leben erwacht.

Damals war es auch noch Sitte, daß die Kinder vermögender Eltern am Sommersonntag mit dem Sommerbaum zur „Frau Pate," zum „Herrn Vetter" oder sonstigen guten Freunden ein Liedchen singen gingen und von diesen dafür beschenkt wurden. Das verdroß den gestrengen Herrn Bürgermeister auch, ein im Magistrat befindlicher dicker Fleischermeister, der, wie man damals sagte, zu den „Aufgeklärten" gehörte und der den „alten Unsinn" endlich beseitigen wollte, war ganz derselben Ansicht wie der Herr Bürgermeister, ein Pfefferküchler saß leider nicht im Magistrat, und so wurde das „Sommergehen" verboten, die alte wackelige Polizei, Veteranen aus den Freiheitskriegen, aufgeboten und energisch angetrieben, alle Sommerbäume wegzunehmen. Die Folge war, daß die Kinder der besseren Stände, welche die Belästigung der Polizei scheuten, das „Sommern" aufgaben und verlernten, und daß es schließlich zu einer Art Bettel herabsank. Denn ganz hat es der gestrenge Herr Bürgermeister und der dicke Fleischer, die übrigens beide wohl längst im Lande des ewigen Sommers sind,

Digitized by Google

nicht unterdrücken können. In Oberschlesien sowie an vielen Orten Mittel- und Niederschlesiens, wo keine polizeiliche Beschränkung erfolgte, ist das „Sommerngehen" noch heute bei Kindern aller Stände üblich.*)

Zwei Ursachen haben zusammengewirkt, dem Volke seine alten Feste zu rauben oder zu verleiden: einmal die griesgrämliche Langeweile der Polizei, welche alles verbot, was sie nicht verstand und wodurch sie in ihrer grilligen, galligen Laune gestört wurde; sodann und noch mehr die sogenannten „Aufgeklärten," die alles als „alte Dummheit" bezeichneten, wofür sie kein Verständnis hatten und was in ihrem politischen Alphabet nicht enthalten war. Für dumm aber wollte keiner gelten, und so wurden die niedern Stände gegen die Volksfeste nicht nur gleichgiltig, sondern begannen sich sogar ihrer zu schämen. Einen Ersatz dafür bot das Politisiren, das Modesache wurde.

Die Menschen haben inzwischen vieles gelernt und erreicht, fröhlicher aber und damit glücklicher als ehemals sind sie nicht geworden. Möchten doch unsre Volksbildungsvereine es für der Mühe wert halten, dem Volke das Verständnis für seine alten, echten Volksfeste und den Geschmack daran wieder beizubringen. Sie würden sich dadurch ein großes Verdienst erwerben.



Ohne Ideale.



Die höchste Aufgabe des Romans bleibt es doch zweifellos (und es thut not, sich dieser Wahrheit angesichts der heillosen Überfüllung des Büchermarktes mit allerlei Abarten des Romans, immer wieder bewußt zu werden), die Gegenwart unsers Volkes, die bunte Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen, die Verschiedenheit ihrer geistigen Bestrebungen, den Widerstreit der entgegenstehenden politischen, religiösen, sittlichen Weltanschauungen im Spiegelbilde der Dichtung, zur Darstellung zu bringen.

Die Fülle dieses Stoffes in ihrer Gesammtheit zu umfassen, wird dem einzelnen immer unmöglich sein. Der Dichter wird aber dem höchsten Ziele um

*) Eine ähnliche Sitte scheint sich noch in Halle an der Saale erhalten zu haben. Als wir vor zwei oder drei Jahren am Johannistage von Halle nach Giebichenstein gingen, liefen uns auf Schritt und Tritt Kinder in den Weg, die auf einem Tellerchen ein paar Blumen liegen hatten und zum Geschenk anboten, wofür sie natürlich als Gegengabe von den Erwachsenen ein kleines Geldstück erhielten. Auch hier scheint eine alte schöne Johannistagssitte zur Bettelei herabgesunken zu sein. Aber man schone und schütze auch diesen kümmerlichen Rest! D. Red.

so näher kommen, je weiter das Gebiet ist, das seine Schöpfung umspannt, je mehr es ihm gelingt, dies bunte Ganze unter einen Gesichtspunkt zu bringen, von einem Gedanken beherrschen und durchdringen zu lassen, wenn er in richtiger Erkenntnis die Angelpunkte der geistigen und seelischen Bewegungen der Zeit zu finden, von ihnen aus das bunte Getriebe zu fassen, und es so in seiner Zusammensetzung und Gliederung darzustellen vermag.

Wenn auch nicht durch die umfassende Weite, so doch durch die eindringende Tiefe des Vorwurfes ragt unter den neueren Schöpfungen auf diesem Gebiete Adolf Sterns neuester Roman, „Ohne Ideale," hervor.*)

Der Titel ist geeignet etwas irre zu führen; er ist nicht vom Helden und dessen Gesinnungsverwandten, sondern, um einen dramaturgischen Ausdruck zu gebrauchen, vom Gegenspiel entnommen. Es ist der Sieg des Idealismus über den kraft- und mutlosen Unglauben an die Macht des Ideales einerseits, und über die schnöde Selbstsucht, den rohen Amerikanismus und das abgefeimte Strebertum andrerseits, der hier verherrlicht wird. Freilich vermag nicht jeder diesen Kampf siegreich zu bestehen; wer dazu nicht festen Willen und ein seine Leidenschaften beherrschendes Herz mitbringt, dem geht mit dem Glauben an sein Ideal auch jeder innere Halt verloren, dem bleibt nichts übrig, als die Flucht aus dem Leben. Das ist das Schicksal der edel angelegten, aber schwärmerisch-phantastischen Prinzessin Stephanie, welche die von dem hochbegabten, aber niedrig gesinnten Künstler Arsakoff ihr zugefügte Täuschung nicht zu verwinden vermag, während der Held des Romans, der Baumeister Erich Franken, der seine Kraft auch in der Entsagung bewährt, über die Ränke des Nebenbuhlers und mattherzige Vorurteile anderer durch seine vom Glauben an seine künstlerischen Ideale getragene Persönlichkeit den Sieg davonträgt.

Leider bringt das Ende des Romans diesen Sieg nicht so rein und voll zum Ausdruck, wie die tief angelegte Komposition es verlangte. Erich Franken erlangt vom alten Präsidenten Herther die Hand seiner Tochter nicht dadurch, daß er, Herthers Vorausverkündigung zuwider, auf der Grundlage der Kunst sich eine neue, feste Existenz schafft, nachdem er die alte freiwillig um der Kunst willen aufgegeben, sondern seine treue Freundschaft im Augenblick des Unglücks und der Not ist es, die den von dem ideallosen Streber Paul Lohmer schmählich verlassenen alten Mann wieder in Erichs Arme treibt; der Widerstreit der Weltanschauung, die sie früher getrennt, bleibt unausgeglichen. Überhaupt zeigt die Durchführung des Planes Schwächen und Lücken; manches ist überflüssig, andere Partien lassen den Wunsch nach weiterer Aufklärung zurück. Die weitere künstlerische Entwicklung des Helden in München, die Entstehung seines Verhältnisses zur Schauspielerin Anna Hallwig, die Ver-

*) Ohne Ideale. Roman von Adolf Stern. Zwei Bände. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1882.

Digitized by Google

gangenheit dieser Dame, auf die mehrfach angespielt wird, über die sich der Leser aber mit diesen Andeutungen begnügen muß, das alles bedürfte näherer Darlegung. Dagegen schenkten wir dem Dichter trotz der unverkennbaren Lebenswahrheit der Schilderung gern die Schützerin des Musikers Arsakoff, eine zweifelhafte und durchaus reizlose Dame, deren Herrschaft über den widerstrebenden Schützling nicht recht begründet und begreiflich erscheint.

Läßt so die Komposition im ganzen das rechte Ebenmaß und die volle Abrundung vermissen, so sind doch die einzelnen Abschnitte sehr schön ausgearbeitet und manche von ihnen geradezu glänzend geschrieben. So vor allem die Schilderung des Schachteinbruchs und der Rettungsarbeiten. Hier sind bei genauer Beachtung der durch den besondern Beruf gebotenen Nebenumstände und bei einer, die Bedingungen der Wirklichkeit nie außer Acht lassenden Darstellung doch die Anforderungen kunstvoller Dichtung nirgends unerfüllt geblieben; kein Kleben an Äußerlichkeiten langweilt, keine breite Ausmalung überflüssiger Kleinigkeiten ermüdet den Leser, und doch ist der ganze thatsächliche Hintergrund mit voller Bestimmtheit und Anschaulichkeit geschildert, und mit äußerster Spannung folgt man der fein begründeten psychologischen Entwicklung der Charaktere in dieser Zeit schwerer Prüfung. Auch andere Partien sind wirklich hervorragende Leistungen anschaulicher, lebendiger und farbenreicher Darstellung.

Höher aber steht noch ein andrer Vorzug des Romans. Es spiegelt sich in ihm, in seinen Gestalten und deren Reden eine geistig hochstehende, mit umfassender Bildung und vielseitigem Interesse ausgestattete Persönlichkeit wieder. Stern besitzt jene Beweglichkeit und Empfänglichkeit des Geistes, die es ihm ermöglicht, den Gestalten, die ihm vorschweben, bis zu einem gewissen Grade nachzuempfinden, und damit den Punkt zu treffen, aus dem heraus sie lebendig zu machen sind. An manchen Stellen bewirkt zwar diese Angleichung, diese Verschmelzung der eignen Persönlichkeit des Dichters mit der seiner Geschöpfe auch eine gewisse Gleichheit ihrer Ausdrucksweise, besonders in den Gesprächen, in denen die philosophischen Grundlagen des Romans erörtert werden; aber sonst liegt gerade in diesem feinen Nachspüren, dem verständnisvollen Versenken des Dichters in fremdes Seelenleben ein Hauptreiz, und manche sinnige Betrachtung, manche scharfsinnige Bemerkung, mancher ungewöhnlicher Gedanke fesselt und giebt dem Leser Stoff zu eigenem Nachdenken. Das Ganze ist ein Buch, das weit über den Durchschnitt hervorragt, nicht selten sogar an das Höchste hinanreicht, eine fesselnde und bedeutende Schöpfung, deren Genuß noch wesentlich erhöht wird durch die Sprache Sterns, welche durchgehends eine schöne und durchgebildete ist. Wer einen wirklich guten Roman lesen will, der lese Sterns „Ohne Ideale.“



Digitized by Google

Laienbriefe von der Internationalen Kunstausstellung.

3.

ei wiederholtem Durchblättern des Katalogs reut es mich fast, demselben nicht etwas mehr von der verdienten Anerkennung gewidmet zu haben. Denn er enthält so viel Heiteres, daß, wäre er in Paris erschienen, die deutschen Zeitungen nicht versäumen würden, ihn als Beispiel französischer Unwissenheit und Leichtfertigkeit ans Scheunthor zu nageln. Ist es nicht köstlich, wenn die Abbildung eines Malerateliers als „Studie" bezeichnet wird? Hätte der Künstler das Bild anstatt Étude Studio genannt, so würde es wahrscheinlich auf Deutsch „Student" heißen. Bei geographischen Namen ist gewöhnlich die französische Form beibehalten worden, auch wenn wir die originale oder eine andere Form dafür haben, wie z. B. la Haye. In dem mir soeben zugekommenen illustrirten Kataloge hat man vorsichtigerweise den französischen Text ganz weggelassen; da können nun die Übersetzungssünden nicht so leicht konstatirt werden, aber desto schwerer ist es, den Sinn dunkler Reden zu ergründen. Dieser neue Katalog bringt übrigens 188, großenteils sehr sauber gezeichnete und reproduzirte Skizzen ganzer Gemälde oder einzelner Gruppen aus solchen. Ob es das Verdienst der Ätzung oder des Druckes ist, genug, die Illustrationen präsentiren sich durchschnittlich viel vorteilhafter als in ähnlichen französischen Publikationen. Dafür könnte die Umschlagszeichnung, unter welcher „Hans Makart inv." zu lesen ist, unbedenklich zu Tabaks-Enveloppen benutzt werden.

Ungefähr so wie Belgien zu Frankreich, stellt sich Skandinavien zu Deutschland. Doch treiben nicht bloß Nachbarschaft und Herkommen die dortigen Künstler an, gerade in Düsseldorf, München, Karlsruhe ihre Studien zu machen, und was ihre Art von den Deutschen unterscheidet, der „Erdgeruch," erinnert gleichwohl an die gemeinschaftliche Abstammung. Die Norweger, welche zu Deutschen geworden sind, brauchten deshalb ihrer Natur kein Opfer abzunötigen, und so gern die Schweden sich „Franzosen des Nordens" nennen hören, können sie die Germanen doch nicht verleugnen. Vor allem unnatürlich mutet uns aber die in dem kleinen Saal durchgeführte Sonderung der beiden durch Personalunion vereinigten Länder an. Die separatistischen Tendenzen, welche jetzt in dem gebirgigen Westen der Halbinsel so stark rumoren, mögen ihren Grund haben; die 29 Bilder machen uns dieselben nicht verständlich, während gleich nebenan die magyarische Kunst wesentlich nationale Züge zeigt. Die meisten skandinavischen Namen, zumal die aus dem Hochlande, sind uns bereits wohl-

Digitized by Google

bekannt, und ebenso die Stoffwelt und die Behandlung, aber diese letztern heimeln uns an wie „alte liebe Lieder.“ Wer würde der in der Sonne glitzernden Meerflut Gudes überdrüssig oder der melancholischen Dichtungen Morten Müllers? Wer ließe sich nicht gern von den Nachfolgern Tiedemands Art und Brauch des blonden Reckengeschlechtes schildern? Mag sein, daß an Ort und Stelle besonders sorgsam geprüft worden ist, was in Wien den Wettkampf aufnehmen dürfe, sicherlich macht das Vorhandene fast durchweg den Eindruck der Gediegenheit. **Gude**, der auch in Deutschland ausgestellt hat, läßt als Norweger einen einzelnen („einsamen“ sagt der Katalog) Fischer gegen den Sturm ankämpfen. **Morten Müller** enthüllt den vollen Zauber nordischer Natur in einem ruhigen, dunkeln Gebirgssee, an dessen Ufer Föhren mit rotglühenden Stämmen und finstere Fichten ragen. Den Gegensatz dazu finden wir in der taghellen Sommernacht auf den Lofoten von Adelsteen **Norman** und in der Mondnacht des Schweden Axel **Nordgren**, der nicht umsonst durch Gudes Schule gegangen ist. Von den Figuralisten auf beiden Hälften der Halbinsel hat der Schwede Karl Gustav **Hellqvist** den Vogel abgeschossen. Ja sein Bild gehört zu denjenigen, welche unbedingt den größten Eindruck machen. Immerhin darf man annehmen, daß die Größe des Effekts mit auf Rechnung der schwachen Vertretung der Historienmalerei im allgemeinen zu bringen sei. Aber es ist auch ein echtes und gutes Historienbild, das keines Kommentars bedarf. Auf einem Stadtplatze, dessen Häuser zumeist die tiefen Spuren einer Beschießung zeigen, sind große eisenbeschlagene Bottiche aufgestellt, in welche die Bewohner, angstvoll, unterwürfig, wehklagend, ingrimmig, zum Teil von Söldnern mit Gewalt herbeigeschleppt, ihre Kostbarkeiten werfen. Es ist eine reiche Stadt, die Meisten sind stattlich angethan, und in Massen strömen die Geschmeide, die Kleinmünzen, die silberbeschlagenen Bücher u. s. w. in die Fässer. Keiner ist ausgeschlossen, Jung erscheint neben Alt, das Mönchsgewand neben dem Judenhut. Es ist eine Brandschatzung, und daß der unerbittlich die Ablieferung überwachende Sieger der Dänenkönig Waldemar Atterdag, und daß die Stadt Wisby ist, die stolze Hansestadt, welche an jenem Tage für immer von ihrer Höhe sank, das steigert unser Interesse an dem Vorgange, braucht es jedoch nicht erst zu wecken. Denn wie viel Druckerschwärze die historische Kritik auch aufwenden möge, um (in diesem Punkt unterstützt von ihrer erbitterten Feindin, der Kritik der Künstler) uns, dem lieben Publico, einzutrichtern, daß es auf den Gegenstand eines Gemäldes gar nicht ankomme, sondern nur darauf, wie, wann, wo und von wem es gemalt worden, wir werden uns doch stets zu demjenigen hingezogen fühlen, der noch etwas mehr zu geben hat als „Poesie der Farbe,“ „geistreiche Lichtführung,“ „virtuosen Vortrag,“ und was dergleichen nicht zu unterschätzende Herrlichkeiten mehr sind; demjenigen, in dessen Schöpfungen wir einen Inhalt erkennen, welcher auch mit andern Mitteln des Ausdrucks mindestens annähernd veranschaulicht werden könnte. Wir lassen uns nicht ausreden, daß der rechte Künstler ein

Poet sein müsse, Tragöde, Novellist, Elegiker, Humorist, Idyllen- oder Oden- oder Hymnendichter — gleichviel. Selbst jene Gebildeten, welche glauben vor jedem Kunstwerk den gewiegten Kritiker spielen, wie ein Thorschreiber inquiriren und nach Kontrebande an Zeichnungsfehlern u. s. w. untersuchen zu müssen, selbst sie vergessen ihre Reputation sehr leicht gegenüber einem Künstler, der bei seiner Arbeit etwas gedacht oder doch etwas geträumt hat. Vielleicht darf man sogar hoffen, daß die Wiener Ausstellung in dieser Richtung einigermaßen epochemachend werde. Wenigstens hat die so lange Zeit gehätschelte musikalische Malerei erfahren müssen, daß die Fanfaren und kontrapunktischen Kunststücke nicht mehr „ziehen." Neben der Historienmalerei, welche etwa auf einer Stufe mit der nachschillerschen Dramendichtung steht, hatten die Nichts-als-Koloristen allerdings leichtes Spiel; aber sobald einer auftritt, der von der Geschichte und den Menschen mehr kennt als ihre Garderobe, der einen Stoff in die Breite und in die Tiefe auszubeuten weiß, müssen jene die Segel streichen.

Werden wie gesagt von Helqvist die übrigens ganz tüchtigen Figurenmaler Sinding, Werenskjold, Martens ꝛc. verdunkelt, so darf doch der ausgezeichnete Porträtist, Akademiedirektor Graf Rosen in Stockholm, nicht so beiläufig abgefertigt werden. Das Bildnis eines höheren Offiziers hält sich neben den besten Stücken dieser Gattung in der ganzen Ausstellung.

Der Abteilung Dänemark ist im Katalog als Vignette der Kopf Thorwaldsens mit einem Stückchen Alexanderzug vorgesetzt. Die landläufige Vorstellung, daß Thorwaldsen der Kunst seines Vaterlandes die klassizistische Richtung gegeben habe, lebt eben fort, obgleich längst nachgewiesen worden ist, daß er selbst bereits in einer geistigen Strömung aufwuchs, die um die Zeit seiner Geburt durch den Bildhauer Wiedewelt, den Architekten Harsdorff und den Maler Abildgaar hervorgerufen worden war. Und vollends zu den in Wien erschienenen Werken der Malerei paßt jene Vignette wie die Faust aufs Auge. Wo ist da eine Spur von Klassizismus? Allerdings pilgern verhältnismäßig sehr viele Kunstjünger vom Sund aus nach Italien; der kleine Staat thut bekanntlich großes für Künste und Wissenschaften, und in Deutschland in die Lehre zu gehen, hält sie wohl noch der politische Antagonismus ab. Doch nehmen sie vom Süden nicht mehr an als andre, und der Geist, welcher in der dänischen Gelehrtenwelt lebendig ist und in der Erforschung der eignen Vergangenheit, und zwar der vorgeschichtlichen, wie der Blütezeit dänischer Bau- und Ornamentationskunst unter Christian IV., lohnende Aufgaben findet, der Trieb der Einkehr in die Heimat, hat auch die Maler erfaßt. Ganz Treffliches ist in dieser Richtung entstanden. So eine Gruppe von Schiffern, welche voll höchster Spannung die Anstrengung eines Bootes beobachten, das beim Sturm eine gefährliche Klippe umschiffen soll, von einem Bornholmer, Michael Ancher; dann das erwartungsvoll in der Thür stehende Mädchen von Dalsgaard, alles so schlicht und wahr, die Person selbst, der man ansieht, daß sie weder Freude noch Enttäuschung lebhaft äußern

Digitized by Google

wird, und die in aller Aufregung den Strickstrumpf nicht vergißt, die Fischerhütte, der Uferdamm mit den hellen Gebäuden — wie aus Biernatzkys Hallig geschnitten; ferner die Landschaften von Frijs, Rump, Zacho ꝛc. Über den nationalen Boden sind hinausgegangen Kroyer mit seiner Sardinerie in Concarneau und den süditalienischen Feldarbeitern, Tuxen mit einer etwas unhistorisch aufgefaßten Susanna im Bade (ihre Dienerin ist nämlich Zeugin der Überraschung, so daß der weise Daniel überflüssig wäre, Susanna in der Stellung der Pudicitia sehr schön!), Gelsted mit einem sehr humoristischen lesenden Abbate, neben dem der Zögling als getreue Kopie in reduzirtem Maßstabe sitzt, u. a. Als Porträtmaler thut sich August Jerndorff hervor.

Von Holland ist wenig mehr zu sagen, als daß dessen Kunstcharakter geeignet ist, die in Deutschland verbreitete Meinung von dem Volkscharakter zu befestigen. Man hält die Holländer für Phlegmatiker, was sie keineswegs sind. Aber seine Richtigkeit hat es, daß sie schon seit Generationen sich wenig aus brotlosen Künsten machen. Als gute Rechner können sie nicht in Zweifel sein, wo das bessere Geschäft zu machen ist, ob durch Verkauf der noch in Privatbesitz befindlichen Rembrandts und Ruijsdaels oder durch Ankauf von neuen Bildern. Es giebt auch Holländer genug, welche diesen Zustand beklagen und gern Kunstinteresse in ihrer Nation wecken möchten, allein sie haben selbst wenig Vertrauen dazu, die materialistische Gewohnheit, eine Frucht der Kolonialpolitik, die alles beherrscht, überwinden zu können. Kaum daß es ihnen gelingt, der Ausfuhr von Delfter Faience und Möbeln des siebzehnten Jahrhunderts Einhalt zu thun: viel ist davon überhaupt nicht mehr für das Land zu retten. Seitdem Holland von einem Napoleoniden und der fameusen Reine Hortense regiert worden ist, dominirt der französische Modegeschmack. Und den Geschmack des gewerbsmäßigen Dekorateurs, welcher die „Appartements“ nach festem Tarif „stilgemäß“ einrichtet, und für den Raum über dem Kamin, für Speise- und Schlafgemächer passende Gemälde braucht, scheinen sich auch die Künstler gegenwärtig zu halten. Es giebt zu denken, daß man so häufig denselben Namen in verschiedenen Generationen begegnet. So war es vor zweihundert Jahren auch schon. In den Zunftrollen, Abgabenregistern, Kirchenbüchern u. s. w., die jetzt so eifrig durchforscht werden, kommen immer wieder Malernamen zum Vorschein, welchen andre, bedeutendere Träger zu Ruhm verholfen haben. Talent vererbt sich bekanntlich selten, aber die Geheimnisse der Technik, die Mache verpflanzt sich auf Sohn und Enkel, die als Kinder bei der Arbeit zugesehen und das Malen mit wenig größerer Anstrengung erlernt haben als das Sprechen. Darin liegt ein großer Vorteil. Aber wenn kein frischer Luftzug und kein Sonnenstrahl in solchen traditionellen Kunstbetrieb Leben bringt, so muß er zum Handwerk werden. Das geistlose Wiederholen des Erlernten, das ist die Signatur aller absterbenden Kunstperioden. Ganz schönen Namen begegnen wir da: van der Meer, Bakhuijzen, Everdingen, Koekkoek, und manchmal sagt man

sich: Sieh' da, der hat sich seinen Pieter de Hooghe oder van der Heyden gut angesehen. Aber mehr gewinnt uns die holländische Kunst nicht ab.

Nun von der einstigen spanischen Provinz zu Spanien selbst! Beide erlebten ja gleichzeitig eine verspätete Renaissance und sind auch so ziemlich gleichzeitig um dieselbe gekommen. Aber welch ein Unterschied in den heutigen Leistungen beider! Die Zahl der Bilder ist im spanischen Saale nicht viel größer als an der holländischen Wand, doch welches Leben, wie viel Originalität! Wir sind der madrider Nationalgalerie zu besonderem Danke verpflichtet, daß sie eine erkleckliche Anzahl ihrer neuen Erwerbungen hat die weite Reise machen lassen. Denn nicht jeder kann die seltenen Pausen zwischen bürgerlichen Unruhen zu Ausflügen an den Ebro und Manzanares benutzen, und von dem dortigen Schaffen gaben unsre Ausstellungen bisher wenig Kunde. Jetzt erfahren wir wenigstens, was dermalen im Lande am höchsten geschätzt wird, und so sehr die Zeit sie verändert hat, die nationalen Züge der großen spanischen Malerei sind doch wiederzuerkennen. An die Stelle der Mystik und religiösen Exaltation ist, wenn man so sagen darf, profane Blutgier getreten. Es werden, nach dem Ausgestellten zu urteilen, nicht mehr Konzepzionen, aber immer noch Marterbilder gemalt, nur daß keine Heiligen dabei im Spiele sind. Das südliche Temperament, welchem Stiergefechte die höchste Ergötzung gewähren, verleugnet sich nicht, ebensowenig die Farbenlust, ebensowenig das Behagen an Schilderungen aus dem Volksleben. Ein gesunder Humor lebt in dem Bilde Melidas. Vier Pärchen haben eine Landpartie gemacht, sie haben sich auf freiem Felde zum Schmause gelagert, sind seelenvergnügt, auch das Saitenspiel mangelt nicht. Plötzlich erscheint auf einer Anhöhe der nationale Liebling, ein Stier und mißt mit verdächtigem Blicke die verblüffte Gesellschaft. Die Welt der Gil Blas und Konsorten geht uns auf in dem A son aise betitelten Bilde von Fernandiz. Ein Mönchlein und sein Esel werden von Verehrerinnen bewirtet, eine schon stark verwitterte Schöne schmachtet den derben geistlichen Herrn am auffälligsten an, der aber hat nur Augen für eine andere, zufällig die jüngste und hübscheste, welche ihr Röckchen zum Troge für das Grauchen hergiebt, ohne zu beachten, daß ihr Kostüm auf die Hitze berechnet ist. Don Quixote tritt persönlich auf bei einem Garcia (wir lernen deren drei kennen), doch nicht nach Gebühr behandelt, nur als Heiratsstifter zwischen Basilio und Quiteria. So wie Adolf Schrödter hat doch kein zweiter den sinnreichen Junker getroffen! Die spanischen Koloristen leisten Bravourstücke, denen auch unter einem ziemlich niedrigen Breitengrade die Wahrscheinlichkeit nicht zugestanden werden kann. Wir machen alle möglichen Konzessionen, was die Luftperspektive betrifft, aber wo viel Licht, ist doch auch in Spanien viel Schatten, wenn es auf Hindernisse stößt. Dergleichen Skrupel regen sich vor den Architekturen von Garcia du Corral und Gonsalvo y Perez, auch vor der Gartenszene von Casado del Alisal, die überhaupt rätselhaft bleibt. Episode de moeurs espagnoles ist das

Bild benannt; ein Torreador scheint die elegante Gesellschaft zum Schauspiel einzuladen, aber welcher Zeit gehört diese Gesellschaft an? Die Herren weisen auf die Periode Ludwigs XV. hin, die Damen, ungepudert, scheinen der Gegenwart anzugehören; aber vielleicht waren die Spanierinnen so verständig, ihr Haar nicht zu verunstalten. Der virtuose Maler dieser zierlichen und galanten Welt hat sich gleich daneben in eine abschreckende Historie aus ferner aragonischer Zeit vertieft. Ein gekrönter Herr, Ramiro der Soundsovielte, umgeben von mehreren Geköpften, ein abgeschlagenes Haupt an einem Stricke schwebend, um nach schöner, alter Sitte auf der Mauer aufgepflanzt zu werden, gegenüber eine Gruppe von Rittern mit grimmigen und bedenklichen Gesichtern: der Vorgang wäre ganz verständlich, wenn auch nicht der Katalog geistreich erläuterte, der König bedrohe die noch nicht geköpften Adlichen „mit den Folgen seiner Gewalt.“ Weshalb die Szene „Die Glocke von Huesca“ heißt, werden bessere Kenner der alten spanischen Geschichte wissen. Ein sehr gutes, ergreifendes Bild ist „Johanna die Wahnsinnige am Sarge ihres Gemahls“ von Pradilla — wir erinnern uns, daß die Untreue Philipps des Schönen die Ärmste um den Verstand gebracht hatte —, während Escosuras „Karl V. bei Tizian“ einen wohl kaum beabsichtigt komischen Eindruck macht. Der alte Maler steht wie ein Bilderhändler vor dem Kaiser, hinter dessen Rücken ein feistes Venusmodell in der vorgeschriebenen Stellung beharrt und sich mit einem Papagei die Zeit vertreibt.

Italien hat wenig eingesandt, und von dem Wenigen gehört das Beste dem Genre an, das die Maler mit derselben Vorliebe zu pflegen scheinen wie die Plastiker, aber mit mehr Verstand. Solchen Blödsinn, wie ihn die modernen Bildhauer für die Friedhöfe des Landes oder für der Himmel weiß welche Salons und Hallen in mißbrauchten Marmor meißeln, findet man da nicht, wohl aber keck aus dem Leben gegriffene, manchmal mit gutem Humor behandelte Stoffe. Magistretti (die Nachricht vom Tode Viktor Emanuels in Mailand) und Lovatti (Spazierfahrt) zeigen sich als Meister in der Darstellung der Gegenwart.





Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Fünfzehntes Kapitel.

Auf der Hochzeitsreise.

> Dies Schloß hat eine angenehme Lage;
> Gastlich umfängt die leichte, milde Luft
> Die heitern Sinne.

er Rittmeister Graf von Falkenfels begegnete auf seiner Reise zum Hauptquartier des Generals Skobeleff größeren Schwierigkeiten, als er erwartet hatte. Er machte in Orenburg mehrere vergebliche Wege zu hochstehenden militärischen Persönlichkeiten und erhielt den Eindruck, daß man gegenwärtig nicht wünsche, fremde Offiziere bei der Expedition zu sehen.

Die Nachrichten, welche er über das russische Korps südlich vom Aralsee erhielt, waren einander widersprechend. Bald hieß es, die Vorbereitungen zum Vormarsch seien noch nicht weit genug gediehen, bald hieß es, die Expedition sei bereits beendigt und die russischen Truppen befänden sich auf dem Rückmarsch.

Unter diesen Umständen ward seine Neigung, den anfänglich gefaßten Plan, eine weite Reise nach dem Süden bis fast zur Grenze Persiens hin, fortzusetzen, bedeutend schwächer. Er glaubte wahrzunehmen, daß General Skobeleff bei einem ersten Angriff gegen die Tekke Mißerfolge gehabt habe und daß nun neue Vorbereitungen zu einem stärkern Angriffe im Werke seien, welche viel Zeit kosten mußten und ihm, der nach interessanten Ereignissen begierig war, eine langweilige Periode in Aussicht stellten.

Die Briefchen der Comtesse Hyazinth, welche ihm nach Orenburg folgten und ihn in freundschaftlicher Form über die Ereignisse in Berlin auf dem Laufenden erhielten, bekamen während dieser Zeit der Erwartung ein immer erhöhtes

Digitized by Google

Interesse und immer steigendes Gewicht; sie schienen gleichsam eine Schale zu belasten, deren Gegengewicht, die Turkmenen-Expedition, immer leichter wurde, und als endlich von seiten des russischen Gouverneurs eine Zeitdauer von acht Monaten für den erneuten Vormarsch gegen Gök-Tepe berechnet wurde, während gleichzeitig Comtesse Hyazinth in einem sehr schwermütigen Tone schrieb, da packte der Rittmeister seine Koffer und begab sich auf den Heimweg nach Berlin.

Hyazinthens Vergißmeinnicht-Augen leuchteten zu neuem Leben auf, und ihre Wangen erröteten in lieblicher Scham, als die ritterliche Erscheinung des Grafen wieder leibhaftig vor ihr stand. Auch der Graf Hüningen zeigte ein weniger strenges Gesicht als vor Monaten. Der trübe Eindruck jenes Ereignisses, welches bei all seiner Schmerzlichkeit doch die Familie Hüningen von einer Gewissenslast befreit hatte, war verwischt, und man sah der Zukunft mit neuer Hoffnung entgegen.

Graf Viktor von Falkenfels hatte ein ernstes Gespräch mit dem Vater seiner Angebeteten, und die Folge desselben war, daß er mit einem freudigen Lächeln in das Boudoir der Comtesse trat, wo er sie allein und mit einer Stickerei beschäftigt fand.

Die beiden Liebenden waren ihrer Gefühle für einander so gewiß und hatten in dem beseligenden Bewußtsein völliger Übereinstimmung ein solches Vertrauen zu einander, daß dieser Augenblick, welcher sie zu einem feierlichen Verlöbnis führen sollte, ihnen beiden nur wie der freundliche Beschluß eines längst erwarteten Schicksals erschien. Sie hatten beide so viel hundert und tausendmal ihre Seelen mit einander verschlungen und ausgetauscht, daß jetzt der äußere Bund, welcher sie zusammenfügen sollte, nur als ein Hinnehmen längst besessenen Eigentums sich vorstellte. Eins kannte vom andern alle Gedanken und Neigungen, eins kannte des andern Gesichtszüge und Bewegungen so genau oder noch genauer als die eigenen, und es schien das Zusammenschmelzen einer einzigen Person, nicht die Vereinigung zweier Menschen zu sein, als sie jetzt endlich ein Paar wurden. Kein Harren und Bangen, keine Spannung, kein Hoffen und Fürchten bewegte ihre Herzen, als der Graf der Geliebten nun den Antrag machte, sondern nur der lebhaftere Schlag der Freude.

Aber welcher Freude! Eine sanfte Glut durchströmte ihr ganzes Wesen und ließ kein Fleckchen des Zweifels, des Bedenkens, der Kälte übrig. Eine völlige Sicherheit des Glücks, ein unbegrenztes Vertrauen in die himmlischen Fügungen beseelten sie.

Auf Hyazinthens Gesicht lag der ruhige Glanz eines befriedigten und hoffnungsfrohen Gemüts, als Graf Viktor ihr auseinandersetzte, auf welcher Grundlage ihr künftiger Hausstand erbaut werden müsse.

Ein armer Ritter und ein armes Fräulein thun sich zusammen, sagte er scherzend, und er malte mit einem glücklichen Lächeln des gebräunten kriegerischen Gesichts die Bescheidenheit aus, welche künftig werde herrschen müssen. Ich sehe

Digitized by Google

im Geiste meine stolze Hyazinth im Wirtschaftsbuche rechnen und sehe sie durch Küche und Keller wandern, um die Verrichtungen einer Köchin und einer einzigen Magd zu überwachen. Und doch kann ich mir kein lieberes Bild ausmalen als dies. Ich sehe dich strahlend wie den jungen Morgen in einem einfachen Gewande, das dich reizender macht als aller Schmuck, mir den Frühstückstisch bereiten, ehe ich zu Pferde steige, und ich sehe dich mir entgegen kommen, wenn ich müde vom Dienst nach Hause zurückkehre. O, welch ein himmlisches Glück, mein geliebtes Weibchen! Diners mit indischen Vogelnestern werden wir nicht geben, aber wir werden uns darum nur desto besser befinden.

Mit solchen Reden, halb Scherz und halb Ernst, brachten Graf Falkenfels und seine Braut in Überlegung ihrer künftigen Häuslichkeit manche frohe Stunde hin, und sie beschleunigten den Tag ihrer Hochzeit so viel es nur irgend anging.

Es war eine ausgesuchte Gesellschaft, welche sich zur Feier dieses Ehren- und Freudentages im Hause des Grafen von Hüningen zusammenfand, und Comtesse Hyazinth sah im Brautschleier mit dem Myrthenkranz wunderbar schön aus. Graf Falkenfels wußte sein Glück kaum zu fassen. Am Abend nach der Hochzeit reiste das Paar, einer dringenden Einladung des Prinzen Meriadec von Parolignac folgend, nach Monaco ab, um dort einige Wochen des schönen Spätherbstes an Seegestade in südlicher Natur zu schwelgen.

Sie reisten langsam, über Frankfurt und Paris, und besahen sich mit der lässigen Zufriedenheit innerlich glücklicher die Sehenswürdigkeiten am Wege. In Paris gelangte zu ihnen eine Nachricht aus der Heimat, welche eine große Überraschung in sich schloß. Der alte Freiherr von Lovendal war gestorben, und in seinem Testament fand sich die Verfügung, daß der gräflichen Familie von Hüningen die Summe von einer halben Million Mark zufallen solle, unter der einzigen Bedingung, daß ein würdiges Marmordenkmal seines Sohnes Amadeus in deren altem Stammschloß errichtet werde. Durch diese Erbschaft wurden die Hüningen aus allen ihren finanziellen Schwierigkeiten erlöst und kamen in eine günstige Lage, welche auch dem neuvermählten Paar in höchst angenehmer Weise zu gute kommen mußte.

Mit dem Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit gegen den alten Herrn, der so schweres erduldet und sich so gütig gegen die Familie gezeigt hatte, reisten sie weiter und wurden in Monaco schon am Bahnhofe vom Prinzen Parolignac empfangen, der ihnen auf der Fahrt nach seiner Villa mitteilte, daß Chepa und er im Testamente des alten Freiherrn zu Universalerben eingesetzt worden seien, wie er vor achtundvierzig Stunden telegraphisch erfahren habe, und daß sie nun ein Vermögen besäßen, so groß, daß er gar nicht im Stande sei, es zu berechnen.

Das Paar sprach ihm seine Glückwünsche gleichzeitig mit seiner Teilnahme an der Trauer um den Oheim seiner Frau aus und freute sich am Ende der Fahrt über die reizende und romantisch gelegene Villa, wo ein üppiges Diner ihrer harrte.

Digitized by Google

Und wo ist deine Frau, lieber Meriadec? fragte der Graf.

Meine Frau ist verreist, lieber Viktor, antwortete der Prinz.

Allein? fragten Graf und Gräfin verwundert.

Schwerlich, entgegnete der Prinz von Parolignac. Sie scheint mit ihrem Vetter, dem ehemaligen Lieutenant Stahlhardt, dessen Bekanntschaft sie hier erneuerte, abgereist zu sein, und zwar zu Wasser.

Was sagst du? rief der Graf, während seine Frau in starrem Staunen das ruhige Gesicht des Prinzen mit weit offnen blauen Augen betrachtete.

Ich sage, daß meine Frau vor drei Tagen eines Abends spät abgereist ist, ohne so höflich zu sein, mich zu benachrichtigen, und daß ich stark vermute, sie ist von ihrem Vetter, mit dem sie eine Liaison hatte, begleitet worden.

Und dabei bist du so ruhig?

Was könnte es mir denn nützen, wenn ich unruhig wäre?

Du kannst sie doch verfolgen, du kannst alle Telegraphen in Bewegung setzen, kannst sie wiederfinden, den frechen Verführer niederschießen und die treulose Frau zu ihrer Pflicht zurückführen. Ich begreife dich nicht.

Mein lieber Viktor, sagte der Prinz, ich habe auch daran gedacht, aber ich habe mich eines Bessern besonnen. Man ist niemals objektiv genug, sagte ich mir. Du darfst mich darin nicht falsch verstehen. Niemand kann strengere Begriffe von der Heiligkeit der Ehe haben als ich. Die christliche Ehe ist das Fundament unserer sozialen Ordnung. Aber man soll doch stets die ruhige Vernunft zu Rate ziehen. Wenn meine Frau mich verläßt, so geht daraus doch hervor, daß es ihr anderswo besser gefällt als bei mir, und wenn sie mit ihrem Vetter reist, so ist das doch ein klarer Beweis, daß sie sich in seiner Gesellschaft besser amüsirt als in der meinigen. Was soll ich also thun? Ich kann es beklagen, daß sie keinen bessern Geschmack hat, kann es bedauern, daß sie nicht mich für den liebenswürdigsten Mann auf Erden hält, aber ich kann ihren Geschmack schwerlich dadurch verbessern, daß ich sie gewaltsam festhalte. Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit, daß ich keine Erdbeeren essen mochte, während Erdbeeren doch an und für sich gewiß ein gutes und wohlschmeckendes Essen sind. Meine gute selige Mutter hielt sie für sehr gesund und wollte sie mir einige Male mit Gewalt aufnötigen, und das hat mir einen solchen Widerwillen gegen die Frucht eingeflößt, daß ich sie heutiges Tages noch nicht einmal sehen kann ohne ein drückendes Gefühl im Magen. Mit der Liebe ist es gerade so. Sie läßt sich nicht erzwingen. Ich halte mich selbst für einen Mann, nicht besser, aber auch nicht schlechter, als der Durchschnitt der Männer ist. Wenn aber Chepa nun einmal keinen Geschmack an mir findet, soll ich mich ihr durch Zwang völlig widerwärtig machen? Da ist ein Freund von mir in Paris, ein liebenswürdiger, charmanter Mann, der Chevalier Lestocq, dem auch die unangenehme Sache passirte, daß seine Frau mit einem andern Herrn, einem jungen Engländer, Attaché bei der Botschaft in Paris, durchging. Er machte es so, wie du meinst,

Digitized by Google

daß ich es machen sollte, reiste hinter ihr her, duellirte sich mit dem Engländer, schoß ihm ein Ohr entzwei und holte sich die Frau zurück. Ja, nun hatte er sie wieder, aber er hat mir nachher im Vertrauen mitgeteilt, daß er wünschte, er hätte sie reisen lassen. Er sagte mir mit dürren Worten: Ich bin ein Narr. Meine Frau denkt stets an den Engländer mit dem zerschossenen Ohr, und in meiner Gegenwart weint sie. Nein, mein lieber Viktor. Ich habe mir bei meiner Hochzeit fest vorgenommen, alles zu thun, um meine Frau glücklich zu machen. Denn das ist meiner Überzeugung nach der eigentliche Inhalt des Schwures am Altar. Dies Gelübde will ich halten. Findet Chepa ihr Glück in Gesellschaft dieses Herrn Stahlhardt, der ja wirklich gar kein übler Bursche ist, so will ich sie darin nicht stören.

Ich fürchte nur, mein lieber Meriadec, sagte der Graf, daß so ungewöhnliche Ansichten von der Gesellschaft nicht begriffen werden, und daß man denken wird, deine Ehre erfordere ein energisches Einschreiten.

Mein lieber Viktor, sagte der Prinz, niemand kann mehr als ich auf die öffentliche Meinung Wert legen. Ich bin der Ansicht, daß die Gesellschaft, in welcher wir leben, gewissermaßen der Spiegel ist, worin wir beständig unser eigenes Betragen abgebildet sehen, indem das, was die Leute von uns sagen, unsere Schwächen und Fehler uns in Erinnerung bringt; und so wie wir vor dem Toilettenspiegel unser Anzug kontroliren und ordnen, sollen wir vor dem Urteil unsrer Mitmenschen unsre moralische Toilette machen. Aber man soll doch auch nichts übertreiben. Ich erinnere mich da meines lieben alten Freundes, des Deputirten Balnicourt, eines der liebenswürdigsten und besten Herzen, die ich je kennen lernte, und dazu von großer Erfahrung. Er sagte mir einmal, es sei etwas Großes und Schönes um die öffentliche Meinung, nur sei es ihm aufgefallen, daß diejenigen Politiker, welche den Beifall der Kammer und des Landes fänden, in der Regel nach einigen Jahren durch die Ereignisse dementirt würden, während diejenigen, welche mit ihrer Ansicht allein stünden und von der allgemeinen Verachtung oder Entrüstung getroffen würden, in der Regel, wie die Zeit später lehre, Recht hätten. Dies sei ihm ganz besonders durch die Abstimmung im gesetzgebenden Körper am 15. Juli 1870 anschaulich geworden, wo sämmtliche Deputirte mit Ausnahme von Thiers, Favre und einigen andern für den Krieg gewesen seien und die wenigen Vernünftigen niedergeschrieen hätten. Ebenso ginge es in der Wissenschaft und Kunst, meinte der alte, erfahrene Herr. Diejenigen wissenschaftlichen Theorien, welche allgemeinen Anklang fänden, stellten sich gar bald als falsch heraus, die Opern, welche zu Lebzeiten ihrer Komponisten schon überall gegeben würden, taugten nicht viel, und die Dramen und Romane, Gemälde und Statuen, welche allgemein gefielen, seien nichts wert. Alles, was schnell aufblühe, pflege schnell zu verwelken. Ich fragte ihn, wie das zuginge. Da meinte der gute alte Herr, es käme daher, weil die Menschen im allgemeinen nicht allzu gescheidt, und die Einsichtigen gar dünn gesät seien. Ich fragte ihn

Digitized by Google

ganz erschrocken, ob es denn wirklich nur so wenig Verständige gäbe. Da lachte er und sagte: Gott der Herr wollte Sodom verschonen, falls er zehn Gerechte darin fände, aber er fand sie nicht. Seit jener Zeit hat die Welt gewaltige Fortschritte gemacht, und ich möchte annehmen, daß man jetzt in Paris nicht nur die erforderlichen zehn, sondern wohl an die hundert Leute fände, welche so geartet wären, daß man auf ihr Urteil Wert legen könnte. Diese Bemerkungen des guten alten Balnicourt rufe ich mir oft ins Gedächtnis zurück, wenn ich Gefahr laufe, der Meinung andrer Leute zu Gefallen meinen eigenen Vorteil aus den Augen zu setzen.

Übrigens habe ich mich auch nach dieser Seite hin gedeckt. Ich habe zweien meiner Freunde den Auftrag erteilt, den Herrn Stahlhardt zu fordern, falls sie ihn finden. Und ich selbst werde ihn ebenfalls zur Rede stellen, wenn er so ungeschickt sein sollte, mir zu begegnen.

Aber ist dir nur der Aufenthalt hier nicht peinlich geworden? Willst du nicht lieber verreisen? Ich hoffe nicht, daß unser Besuch etwa . . .

Ich bitte dich, bester Viktor, euer liebenswürdiger Besuch ist mir nach jeder Richtung hin höchst erfreulich. Ich denke nicht an eine Abreise, so lange hier so schönes Wetter ist. Dem Geschwätz der Leute kann man in der guten Gesellschaft doch nicht entrinnen, es ist überall derselbe Kreis, in Rom, Venedig und Paris, Wien oder Berlin oder London. Nur bei der Canaille ist es dunkel. Je weniger ich selbst aus der Geschichte mache, desto schneller wird sie vergessen. Deshalb bin ich ruhig hier geblieben.

Aber willst du denn inzwischen nicht eine Klage gegen deine treulose Frau anstrengen? Wenn es gegen deine Grundsätze ist, sie mit Gewalt zurückzubringen, so wäre es doch wohl das Richtige und auch deinen Wünschen entsprechende, wenn ihr geschieden würdet.

Ich müßte mich also an die Gerichte wenden, lieber Viktor, sagte der Prinz. Dazu aber habe ich keine große Lust. Ich erinnere mich, wenn ich von Klagen höre, stets eines mir gut befreundeten berühmten Advokaten in Paris und des Rates, den er mir gab. Er erzählte mir, daß eine lange und einträgliche Praxis an den Gerichtshöfen ihn vollständig davon überzeugt habe, daß die Prozesse zwar für die Richter und die Anwälte, sowie auch alle an den Höfen angestellten und beschäftigten Personen sehr nützliche, vorteilhafte und durchaus unentbehrliche Dinge wären, für die streitenden Parteien jedoch ausnahmslos nachteilig, kostspielig und von zweifelhaftem Erfolg. Er meinte, daß es eine große Vereinfachung und Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens sein würde, wenn man die Parteien vor dem Richter würfeln ließe und wenn dann derjenige Recht erhielte, der die meisten Augen geworfen hätte. Das Recht würde bei dieser Manier eben so sicher an den Tag kommen, wie bei der bisher befolgten der Klageschriften, Verteidigungen, Informationen, Vorverhandlungen, Vorladungen, Beweisstücke, Zeugenaussagen, Repliken, Dupliken und so weiter.

Darum riet er mir, niemals, wenn ich es irgend vermeiden könnte, mir etwas mit einem Gerichtshofe zu schaffen zu machen und lieber stillschweigend Unrecht zu dulden, als mich der Gefahr auszusetzen, dieses Unrecht noch durch den Ärger und die Kosten eines Prozesses vermehrt zu sehen.

Ich weiß doch nicht, sagte der Graf kopfschüttelnd. Freilich kenne ich von Alters her deine Manier, dich mit allem abzufinden, und ich bin auch der Überzeugung, daß du ein leidlicher Advokat geworden wärst, wenn das Geschick dich nicht zum Grundbesitzer und Edelmann gemacht, sondern in die juristische Karriere geworfen hätte. Aber bei alledem hat doch ein jeder Mensch außer den Pflichten gegen sich selbst auch noch Pflichten gegen die Gesellschaft, und das gute Recht ist ein Ding, welches im Interesse der Gesammtheit verfochten sein will, nicht aber etwas, was ein jeder nach Gutdünken und seiner Bequemlichkeit gemäß behandeln darf. Was sollte daraus werden, wenn viele Leute anfangen wollten, ihren treulosen Frauen auch noch ihren Segen mit auf den Weg zu geben?

Das klingt alles recht hübsch, erwiederte der Prinz, und ich denke, daß eigentlich du es bist, mein guter Viktor, der seinen Beruf verfehlt hat und seinen Anlagen entsprechend Moralprediger hätte werden sollen. Aber ich merke, daß dir trotzdem der Weisheit bester Teil fehlt, nämlich die Ergebung in den Willen Gottes, oder wie die Heiden sagten, der willige Gehorsam gegen das Schicksal. Es ist doch, wie du wohl weißt, jeder Widerstand gegen dasselbe vergeblich. Volentem ducit, nolentem trahit. Bei all den großen Fehlern, welche ich habe, bin ich doch wenigstens immer dem Grundsatze treu geblieben, nicht gegen den Stachel zu löcken, wie es in der Heiligen Schrift heißt, und ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß aus dem größten Mißgeschick, wenn es in echt christlichem Geiste aufgenommen wurde, der größte Segen entstand. Wir Menschen sind so kurzsichtig, daß wir durchaus nicht die Folgen auch nur des geringfügigsten Ereignisses zu erblicken vermögen, und darum können wir aufrichtig dem Worte glauben, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen müssen.

Mein Freund Meriadec, sagte der Rittmeister zu seiner Frau gewandt, die mit zweifelnder Miene bald den Prinzen, bald ihren Mann anblickte, mein Freund Meriadec liebt es nicht, einem Gegner das letzte Wort zu lassen, und er ist so reich an Gründen wie neuerdings an Geld. Wir einfacheren Menschen können nichts thun, als ihm Glück wünschen zu seiner Philosophie. Nicht jeder, der jahrelang gesonnen und geforscht hat, um die beste und klügste Partie zu machen, tröstet sich so leicht, wenn ihm die nun endlich errungene Gattin davonläuft, ehe das erste Vierteljahr der Ehe herum ist.

Der Prinz schien seinen Freund durch die That widerlegen zu wollen, denn er ließ ihm diesesmal wirklich das letzte Wort. Er lenkte die Unterhaltung auf ein andres Thema, war gesprächig und heiter wie sonst und schlug nach Beendigung des deliziösen Mahles einen Gang auf das Schloß vor.

Digitized by Google

Die landschaftlichen Schönheiten von Monaco machten auf Gräfin Hyazinth einen tiefen Eindruck. Sie war noch niemals so weit nach dem Süden gekommen, und sie war entzückt von dem klaren Himmel und der warmen Luft hier am Mittelländischen Meere, während der Oktober daheim schon Kälte, Nebel und Schnee verbreitet hatte. Der Anblick der tropischen Gewächse, die in üppiger Fülle wuchsen, während sie daheim nur hinter Glasscheiben ein krankhaftes Dasein führen konnten, der Anblick des großen, sonnigen Meeres begeisterte sie. Ihre Freude machte den beiden Herren Vergnügen, und Graf Viktor fühlte den höchsten Genuß im Entzücken seiner schönen, jungen Frau. Der Prinz, der hier Schritt und Tritt kannte, machte den Führer.

Das Schloß der Fürsten von Monaco ist nicht, wie so mancher palazzo italienischer Fürsten, eine bescheidene Villa mit ehrgeizigem Namen, auch nicht eine alte Ruine, welche von südländischer Pomphaftigkeit mit stolzem Titel verschönert wird, sondern es ist ein wahrhaftes Schloß, von einer Ausdehnung, welche das Gegenstück zu der Kleinheit des Landes bietet. Dazu ist es außerordentlich schön gelegen.

Mit Bewunderung folgten Gräfin Hyazinthens Blicke den im Laufe der Jahrhunderte in mannichfachen Stilarten aneinandergereihten Konstruktionen, die sich hoch oben auf weitschauendem Felsenplateau zu imposantem Gesammtbau emporthürmen. Gewaltige Thürme und Bastionen wurzeln mit schwerem Fuß im Berge und geben dem Schlosse einen festungsähnlichen Charakter, helle Marmorfaçaden in maurischer Architektur, innere Höfe mit luftigen Arkaden, Loggien, Marmortreppen und Wänden, die von Fresken bedeckt sind, bringen die zierliche Schönheit des Schlosses zur Geltung.

Als die drei Spaziergänger in die Gärten eintraten, welche das Schloß umgeben und an manchen Stellen mit ihm völlig verwachsen sind, indem sie in die inneren Höfe übergehen und in überraschender Weise Blumenparterres bilden innerhalb offener Flügel des Schlosses, da begegneten ihnen mehrere Herren und Damen vom Hofe des Fürsten, welche mit dem Prinzen bekannt waren. Die Gesellschaft schloß sich aneinander, und der Rittmeister und seine junge Frau fanden bald Gelegenheit zu vertraulichen, innigen Worten, indem sie dem allgemeinen Gespräch für eine Weile entrannen.

Aus einem der inneren Gärten traten sie durch eine zwischen Palmen halb versteckte offene Pforte und stiegen einige verfallene Marmorstufen zu einem freien Platze hinan, der die wunderbarste Aussicht bot. Es war dieser Platz offenbar ein Beobachtungspunkt der alten Festung und ehedem mit Geschützen besetzt gewesen. In die Brustwehr waren Scharten gebrochen, die nun von Geranien und allerhand Schlinggewächsen mit glänzenden Blättern gefüllt waren. Jenseit der Brustwehr fiel der Felsen schroff in die Tiefe hinab, und unten ward er vom Meere bespült.

Digitized by Google

Hyazinth lehnte sich an die Schulter des Grafen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie hinaussah über die Fluten hin, die im Licht der tiefstehenden Sonne goldig glühten, und nach der fernen Insel Corsica, die wie ein leichtes Wölkchen von Amethyst auf dem Wasser ruhte.

Es ist zu schön, mein Geliebter, sagte sie, die Hände faltend. Ich vermag dies Glück nicht zu begreifen, mit dir vereint so im Mittelpunkte eines Paradieses zu sein. Mir ist, als müßte ich Hand in Hand mit dir auffliegen in den Himmel.

Der Graf küßte sie auf die Stirn, und auch in seinem männlichen Auge zeigte sich eine Freudenthräne.

Weißt du, was ich nicht begreife? fragte Hyazinth nach einer langen stummen Pause.

Was denn, mein liebes Herz?

Ich begreife deinen Freund nicht, Viktor. Wenn ich mir denken könnte, du würdest mir entrissen, da wäre das für mich die Vernichtung. Ich kann es mir ja gottlob gar nicht denken, aber ich stelle mir vor, daß die Welt zu Grunde gehen müßte, wenn ich von dir verlassen wäre. Und der Prinz kann über ein solches Unglück sprechen, kann Gründe anführen, kann sich tröften!

Meine süße Hyazinth, das ist ganz einfach. Wir lieben uns. Meriadec aber und Chepa haben sich nie geliebt. Ich bin sogar der Meinung, er ist froh, daß er sie los ist.

Der Prinz ist mir unheimlich geworden, sagte Hyazinth schaudernd. Er mag noch so liebenswürdig, und dies Land mag noch so schön sein, wir wollen doch lieber bald abreisen, Viktor.

Es sollte diesen Abend Konzert und Thé dansant im Kasino sein, und der Prinz hatte seinen Wagen bestellt, um vom Schlosse nach seiner Villa in Monte Carlo zurückzufahren. Man nahm den Weg um die felsige Halbinsel herum, auf welcher sich Monaco erhebt und fuhr am Gestade hin, die Avenue St. Martin und die Avenue de la Porte entlang, um dann über den Boulevard de la Condamine hin die Bucht zu umkreisen.

Die Sonne verschwand am Horizont und schien von unten herauf das Wasser zu durchglühen, die kleinen Schiffe der Küstenbewohner lagen gleich phantastischen dunkeln Gestalten oben auf einer feurigen Masse, mit dumpfem Rauschen schlugen die Wogen an die Felsen an, und ein kühlender Ostwind trieb feuchte Luftwellen in das Land hinein.

Wunderbar schön! rief Hyazinth und sog mit voller Brust die erquickende Seeluft, mit träumendem Blick die Lichtspiele des Meeres und des Himmels ein, die an Glanz mit einander wetteiferten.

Da zeigte sich in der Nähe der Bäder, am Hafendamm, eine Ansammlung von Menschen, welche etwas Ungewöhnliches zu beobachten schienen. Man hörte laute Rufe und sah eiliges Laufen.

Digitized by Google

Was mag da sein? fragte der Graf.

Als man näher kam, drang von Mund zu Mund der Schiffer, die hinab zum Wasser liefen, die Nachricht, es sei ein Unglück geschehen, und dieser Ruf gelangte bis zum Wagen des Prinzen. Ein Schatten flog über seine Züge, wie die Ahnung von etwas Schrecklichem, was ihn angehen könne.

Er ließ halten und stieg aus, den Grafen bittend, den Weg mit seiner Frau allein fortzusetzen.

Der Wagen fuhr weiter, der Prinz aber ging zu jener Stelle des Hafens hinab, wo die Menschen sich versammelt hatten.

Dort waren mehrere Schiffer, halb im Wasser stehend, bemüht, mit Hakenstangen eine buntfarbige Masse aus den Fluten aufs Land zu ziehen, und als ihnen dies geglückt war, zeigte es sich, daß es zwei menschliche Leichen waren, die, fest an einander geklammert, gleichsam nur einen Körper bildeten. Es war ein Mann und eine Frau. Die Frau hielt sich mit krampfhaften Fingern an den blutgefärbten Kleidungsstücken des Mannes fest.

Als sie auf den Steinen lagen und von einander gerissen worden waren, erkannte der Prinz die Züge seiner Frau und ihres Entführers.

Sechzehntes Kapitel.

Der Zwist.

Wie ist die Weisheit, ach! so schlimm, die keinen Dank
Dem Weisen bringt! Wohl war mir dies bekannt, und doch
Vergaß ichs! Nimmer wär' ich sonst erschienen hier.

Der gute Ephraim konnte sich, obwohl seine Seele nicht mehr vom ersten Schwung und Zauber des Verhältnisses mit Flörchen beflügelt ward, doch nicht losmachen von dem bestrickenden Zauber der Liebesgewohnheit. Es war zu holdselig, dem blonden Mädchen so ganz ohne lästige Nebenumstände nachzugehen und das Gehirn ein wenig ausruhen zu lassen in ihrer Umarmung. Schon das alte Haus machte ihn selig. Die tiefen, niedrigen Zimmer mit dem alten, unscheinbaren Mobiliar wußten nichts von der Welt und ihrer Qual, und in dem Erker am Blumenfenster war es dreihundert Jahre früher als in Berlin, weder Schopenhauer noch Hegel hatten hier ein unfreundliches Licht auf das Zusammenleben zweibeiniger Vögel ohne Federn fallen lassen, und hier konnte man küssen ohne dabei zu denken. Ephraim ließ sich gehen und ließ sich forttragen wie ein Schwimmer von den schmeichelnden Wellen, die ihn unter sanftem Wiegen über die Sandbank hinausspülen, welche die letzte Möglichkeit der Rückkehr bot.

Die Nachrichten aus der Heimat fochten ihn im allgemeinen wenig an, und nur mit Kopfschütteln nahm er die Nachricht von dem tragischen Ende seines Onkels Irrwisch auf. Er war tief innerlich überzeugt davon, daß ein gütiger

Gott alle Ereignisse lenke, und daß es thöricht sei, Betrachtungen anzustellen über den Vorteil und Nachteil der Dinge, die da unabänderlich eintreten müssen. Er neigte zu der Ansicht, daß es völlig gleichgiltig sei, in welcher Schule sich die Erziehung eines Menschen zum Tode abspiele, da die tiefere Einsicht der obersten Schulbehörde den Schülern doch vorenthalten bliebe. Daß aber sein Bruder Alfons den Dienst quittirt hatte und endlich unter sonderbaren Umständen verschwunden war, machte ihn traurig, und er schrieb seinem Vater: Fahret säuberlich mit dem Knaben Absalon!

Fester als je überzeugt von der Wahrheit, die er seiner Meinung nach im Evangelium fand, daß nämlich alle irdischen Bande verderblich seien für die Freiheit der Seele, und daß vor allem das Band der Ehe vom wahren Christen gemieden werden müsse, ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, Flörchen auf die Schönheit eines Herzensbundes hinzuweisen, der nichts vom Pharisäertum an sich habe, obgleich er sich selber nicht gegen die Wahrscheinlichkeit blind machte, daß Flörchen seine gute Absicht eben so wenig verstehe, wie sie imstande sei, die Tiefe der Lehre Christi zu erblicken. Vielleicht gab das Gefühl, daß sie doch nicht in solcher Glut zerschmolzen sei wie er, weil sie ja einmal aus härterem Metalle sei, unter allerhand feinen Gedankenverknüpfungen diesem Verhältnis noch einen besondern Reiz. Er machte nach wie vor seine Besuche bei diesen Leuten, deren anscheinende Ursprünglichkeit ihm wohlthat, und ging mit ihnen im buntfarbigen Herbst wie er es im leuchtenden Sommer gethan hatte, über die wonnigen Hügel des Neckarthales spazieren.

An einem weichen, hellen Abend gegen Ende des Septembers war das junge Volk, Flörchen mit ihrem Ephraim und der Forsteleve mit seinen Schwestern und dem Freunde, der das ältere Fräulein Gmelin liebte, draußen beim Förster von Einsiedeln, und dieser machte den Vorschlag, drüben den Ütterskopf zu überschreiten und nach Schloß Fürstenau hinabzugehen, wo die junge Prinzessin ihre Vermählung mit dem Grafen Festetics feiere.

Es war gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden, man konnte dorthin mindestens ebensogut gehen wie nach andern Punkten. Überall bot sich doch fröhlicher und liebevoller Jugend ein glückverheißender Tummelplatz. Über Ephraims Gemüt jedoch lag es wie der zarte blaue Dunst des Herbsttags, ein nebelhaftes Vorgefühl, daß der Widerstreit zwischen der starken Strömung der natürlichen Welt und der Strömung seiner Ideenwelt zu einer Entscheidung kommen müsse. Was war es doch für ein eigen Ding, dachte er, daß alle die Wesen, die Gott schuf, einem allmächtigen Drange folgten, der sich um die Ergebnisse menschlichen Denkens nichts kümmerte? War es überhaupt der Mühe wert, nachzudenken und sich Grundsätze nach dem Vorbilde großer Meister der Moral zu geben, wenn man nicht nach ihnen handeln konnte, sondern einem unerklärlichen Triebe nachgeben müßte, der alle Handlungen beherrschte? Welchen Vorzug hatte der Mensch, wenn das Tier in seinem dunkeln Drange ebensogut

den rechten Weg fand wie er? Oder war das Denken, mit dem er seinen Kopf zerbrach, auch nur ein Teil dieses inneren Triebes und seinem Zwecke nach unbekannt wie aller Handlungen Zweck und Ziel? War die Reihenfolge der Ideen, die den Menschen von Kindheit an bis zum Alter in entwickelter Stufenfolge begleiten, etwa nur eine Art von Kerbholz, um die Thorheiten darauf anzumerken, die durch Nichtbefolgung der logischen Folgerungen entstanden? Ein Kerbholz, dessen Nutzen erst offenbar wurde, wenn der Teil des Menschen verschwunden war, der sich in Handlungen zeigt, nämlich der Körper?

Ephraim war in solche Gedanken hinein verirrt, indem er sich klar machte, daß Flörchen vielleicht, doch die Frau Rätin niemals den Grundsätzen der Essäer zugänglich sein würde. Und selbst Flörchen würde schwerlich dauernd der Meinung bleiben, daß ihr Liebesverhältnis auf der Höhe bleiben müsse, um beiden Teilen dienlich sein zu können. Er fühlte, daß bei aller Toleranz hinsichtlich des gesellschaftlichen Umgangs und trotz der erfreulichen Freiheit von manchen Fesseln und Fallstricken der Berliner Konvenienz, doch in den Familien Schaible und Gmelin die Meinung unumstößlich feststehe, heiraten sei für die Töchter des Hauses nicht nur jeder Art von freiem Liebesbunde vorzuziehen, sondern sogar ihre eigentliche und wahre Bestimmung. Und indem er fest entschlossen war, Flörchen niemals zu heiraten, konnte er doch nur mit Beängstigung an eine Trennung von ihr denken und fühlte, daß er, dem Strome der Begebenheiten folgend, unrettbar dem Riff einer förmlichen Verlobung zutreibe.

Er ging schweigsam seines Weges dahin unter dem Sternenhimmel, und Flörchen hing mit fröhlichem Geplauder an seinem Arme. Es war nicht der geringste Teil der Annehmlichkeit ihres Umgangs, daß sie seinem Schweigen keine verletzende Seite abgewann, sondern just so gesprächig blieb, als wenn sie immer Antworten auf ihre Bemerkungen erhalten hätte, und nur zuweilen scherzend seinen Mund mit Küssen zu entsiegeln suchte. So hatte sie auch heute gethan, als sie ihn in tiefem Sinnen vor einer Sonnenblume fand. Er blickte Flörchen mit seinen schwermütigen Augen träumend an, als sie ihn küßte und damit die Betrachtung der regelmäßigen Zeichnung der Blume unterbrach.

Die alten Griechen waren der Meinung, sagte er, daß die Gottheit nur Geometrie treibe. Was denkst du davon?

Flörchen lachte und schüttelte ihr glänzendes Haar. Er aber dachte weiter über die Beschäftigung der Gottheit nach, und das Bild des Sternenhimmels unterstützte seine Gedanken.

So hatten sie eine Wegstrecke am Saume schön bewaldeter Hügel zurückgelegt und gelangten auf eine Höhe, von welcher sie in das Thal hinabsteigen wollten, als ein zauberischer Klang durch die weiche, klare Luft zu ihnen drang und ihre Schritte fesselte. Es war ein wunderbares Tönen, das keine Ähnlichkeit zu haben schien mit der Musik, die sonst von Menschen hervorgebracht wird, und von dem man glauben konnte, es töne vom Himmel herab aus den

Instrumenten ätherischer Gestalten oder aus der Erde hervor von Geigen und Harfen der Berggeister. Sie blieben verwundert stehen und lauschten. Bald tönte es wie eine weinende Klage, bald wie ein rasender Tanz, immer aber überirdisch, märchenhaft.

Als sie endlich ihren Weg fortsetzten und aus dem Walde hervortraten an den Rand des Thales, in welchem das Schloß lag, drangen die Töne, denen sie fast wortlos gelauscht, in bestimmterer Form zu ihnen, und zugleich sahen sie helle Lichter aus den dunkeln Baumgruppen des fürstlichen Parks hervorblicken. Sie beeilten ihre Schritte und fanden im Näherkommen das Schloß selbst in strahlendster Beleuchtung seiner langen Reihen von Gemächern und Korridore mit hundert Fenstern, die in die Nacht hinaus schienen, dazu die Alleen und Plätze des Parks im bunten Glanz chinesischer Laternen, und aus diesem Lichtmeer hervordringend die Musik eines fremdartigen Musikkorps. In grelle Farben gekleidet, mit roten Schärpen und glitzerndem Metallschmuck saßen an zwanzig dunkelfarbige Männer mit blitzenden Augen und heftigen Bewegungen der braunen Arme auf einer Terrasse hinter dem Schlosse und spielten einer eleganten Gesellschaft zum Tanz auf grünem Rasen auf.

Graf Festetics hatte eine Zigeunerbande aus Ungarn kommen lassen, um seiner Braut, die sich einmal neugierig nach der Musik dieser Leute erkundigt hatte, ein Vergnügen zu machen, und die wilden und brausenden, bald tief sehnsüchtigen, bald jauchzenden Melodien der Pußta erklangen nun zur großen Ergötzung der Hochzeitgäste inmitten des deutschen Schloßparkes. Die Illumination der weitläufigen Gebäude, weit in die Ferne scheinend, und der Klang der ungarischen Musik hatten die ländliche Bevölkerung aus der ganzen Runde umher zusammengelockt, und eine dichte Menge drängte sich schaulustig an dem dünnen Drahtzaun, der den inneren Schloßgarten von dem übrigen Park abschied.

Hierher begab sich auch der Förster von Einsiedeln mit seiner Gesellschaft. Aber sie blieben nicht lange dort. Einer der fürstlichen Diener hatte den ihm wohlbekannten Waidmann entdeckt und öffnete ein Pförtchen, durch welches sie eintraten, um dann in einem Winkel nahe dem Küchengebäude Platz zu finden. Die Diener trugen in gastlicher Feststimmung Wein und Speisen für die kleine Gesellschaft herbei.

Diese Wendung der Dinge war den jungen Leuten nicht unangenehm, und auch Ephraim ließ es sich gefallen, den hochzeitlichen Wein zu kosten, weil ihn der Reiz der Umgebung fesselte und er mehr Geschmack an der Beobachtung fand als an der strengen Aufrechthaltung seiner gesellschaftlichen Stellung. Flörchen strahlte vor Vergnügen über das ungewohnte Schauspiel.

Und in der That bot es einen fesselnden Anblick, diese festliche Einrichtung und die vornehmen Gäste des fürstlichen Hauses, die eleganten Damen in hellen Gewändern, die Offiziere in ihren glänzenden Uniformen inmitten der reichen und schönen Umgebung prächtiger Architektur und Parkanlagen unter dem

Digitized by Google

Sternenhimmel sich bewegen zu sehen. Es war für Flörchen ein Blick hinter den Vorhang, der ihr eine reiche Welt voll Freuden und Annehmlichkeiten verbarg, eine Welt, die sie nicht kannte, nach der sie sich auch nicht sehnte, die aber wundervoll sein mußte, nach dem Schimmer zu urteilen, der heute zu ihren Augen drang. Ganz anders freilich war der Eindruck auf Ephraims anders geartetes Gemüt, welches noch nicht wieder den Gedankengang verloren hatte, den der Anblick der Sonnenblume in ihm erweckt.

Wenn die Gottheit wirklich nur Geometrie trieb, wie wunderbarlich mußte sie da die sich schneidenden Dreiecke und Vierecke durcheinander gehetzt haben, um solche Wesen zu gestalten wie diese Zigeuner und diese eleganten Damen und Herren! Wenn er sie recht betrachtete, konnte er sich des Argwohns nicht entschlagen, daß die Gottheit ihnen viele Freiheit gelassen habe, sich von der ursprünglichen schönen Einfachheit des Menschentums zu entfernen. Er blickte hinauf zu den Sternen und versetzte sich im Geist mitten zwischen diese stille leuchtende Gesellschaft, auf die Erde hinabblickend, die nun in unermeßlicher Geschwindigkeit unter ihm durch den Himmel rollte. Er mußte lächeln bei der Wahrnehmung, daß alle diese geputzten, eifrigen Menschen keine Empfindung davon hatten, mit wie rasender Schnelligkeit der Wagen, worin sie saßen, dahin gezogen werde, durch eine Welt voll Glanz und Größe und Gesetzmäßigkeit. Sie hatten keinen Begriff von der Gefahr, in der sie schwebten, und kümmerten sich nicht um das Ziel ihrer Reise, sie freuten und ärgerten sich über die winzigen Dinge dicht vor ihrer Nase, diese winzigen Insekten spielten auf Geigen und klingelten mit Schellen, hielten Adel und Orden und Reichtum für Gegenstände von Wert und Dauer, während sie selbst gleich den Mücken, die um das Licht tanzen, dahinsterben mußten, wenn die Geometrie treibende Gottheit den sausenden Ball, auf dem sie krabbelten, siebzig bis achtzigmal hatte um die Sonne laufen lassen.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Aramäische Pflanzennamen von Immanuel Löw. Leipzig, W. Engelmann, 1881.

Bei der großen Bedeutung, welche gegenwärtig die Erforschung des Sprachschatzes der verschiedenen Völker für die Erkenntnis ihrer ältesten Kulturverhältnisse gewonnen hat, muß jedes Werk mit Freuden begrüßt werden, welches brauchbares Material darbietet zur Aufhellung des Dunkels, das die ersten Anfänge der Kulturentwicklung des Menschengeschlechtes umgiebt. Ein solches Werk ist die Sammlung und Erklärung der aramäischen Pflanzennamen von Immanuel Löw. Zwar haben schon vor Löw A. von Kremer (Semitische Kulturentlehnungen aus dem Pflanzen- und Tierreich, Stuttgart, 1875) u. a. die Namen der Pflanzen und Tiere in den semitischen Sprachen zur Gewinnung von Aufschlüssen über die wichtigsten Perioden

der ältesten semitischen Völkergeschichte verwertet, und auch in zusammenfassenden Darstellungen dieser Gattung, wie in dem wertvollen und anziehenden Buche V. Hehns „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa" ist bereits das wichtigste Material aus dem Gebiete der ältesten Geschichte der vorderasiatischen Kulturvölker herangezogen worden, um einen möglichst vollständigen Überblick über die großen Epochen der Kulturentwicklung der gesammten Menschheit zu geben. Dennoch fehlte es bisher im einzelnen an einer zuverlässigen und erschöpfenden Sammlung des Materials, wie sie Immanuel Löw rücksichtlich der aramäischen Sprachen in dem vorliegenden Werke bietet.

Je größer die Schwierigkeiten waren, die sich bei der Einzelforschung seinen Untersuchungen entgegenstellten, desto größer ist das Verdienst, das Löw sich erworben hat. Möge denn die Anerkennung, auf die sein Werk vollen Anspruch hat, demselben zu Teil werden. Hoffentlich wird das wertvolle Material, das hier dargeboten wird, recht bald auch für die weitere Erforschung der Kulturverhältnisse der Vorzeit der aramäischen Völker verwertet.

Aus der Vorrede des Werkes läßt sich ersehen, wie viele Hindernisse auch nach der Vollendung des Werkes noch zu überwinden waren, bis das Buch glücklich gedruckt vorlag. Das Hauptverdienst, diese Hindernisse beseitigt zu haben, gebührt dem Nestor der deutschen Orientalisten, Professor Fleischer in Leipzig, dem daher auch das Werk zu seinem achtzigsten Geburtstage — 21. Februar 1881 — gewidmet ist.

Allerlei Herzensgeschichten. Novellen und Studien von Eugen Salinger. Frankfurt am Main, E. Koenitzer.

Einfache Geschichten, aus lauter in der Erzählungsliteratur längst vorhandenen Charakteren, Motiven und Situationen zusammengestellt. Der Bund der Junggesellen, dem einer nach dem andern untreu wird, der aus Indien zurückgekehrte geheimnisvolle Fremde, der die Tochter seiner Jugendflamme erzogen hat und schließlich heiratet, der unbeholfene Schulamtskandidat, der es nicht wagt, der armen Stickerin seine Liebe zu gestehen und diese dann in die Schlingen des Wüstlings fallen sehen muß, endlich gar ein für einander bestimmtes Paar, das zufällig in dasselbe Kupee gerät und sich dort trotz ursprünglicher Abneigung zusammenfindet — das alles sind lauter alte Bekannte. Das ganze Buch könnte ebensogut vor zwanzig Jahren geschrieben sein (denn der in der ersten Erzählung erwähnte Krieg braucht nicht gerade der letzte Nationalkrieg zu sein). In gewissem Sinne ist das kein Vorwurf; es liegt darin das Lob, daß das Buch nicht anspruchsvoll auftritt, und bescheideneren Ansprüchen mag wohl auch mit solcher aufgewärmten Speise gedient sein.

Zur Beachtung.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Quartal ihres 41. Jahrgangs, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im Juni 1882.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.





Der Konflikt in Norwegen.



Die Thronrede, mit welcher König Oskar II. in der vorletzten Woche des Juni das norwegische Parlament geschlossen hat, wird vielfach als ein bedenkliches Zeichen des Konflikts angesehen, der seit einiger Zeit zwischen dem Monarchen und der Landesvertretung des Westens der skandinavischen Halbinsel spielt. Da die Sache für uns insofern von Wichtigkeit ist, als sie zeigt, wohin die Übertreibung konstitutioneller Einrichtungen führen kann, und da andrerseits die Verfassung Norwegens und die Geschichte des Storthings wenig bekannt sein werden, so halten wir es für angemessen, im folgenden darüber einige Mitteilungen zu machen.

Als die Norweger 1814 zu Eidsvold, ihrer alten Selbständigkeit eingedenk, die allerdings während der Verbindung mit Dänemark faktisch verloren gegangen war, sich in einem dänischen Prinzen einen eignen König wählten, gaben sie sich zugleich eine extrem liberale Verfassung. Ein kurzer Krieg bereitete dieser vollen Selbständigkeit ein Ende, aber Schweden machte im Frieden, obwohl es Sieger geblieben, der raschen Erledigung des Streites zu Liebe nach verschiedenen Seiten hin sehr erhebliche Zugeständnisse: man begnügte sich, eine thatsächlich nur persönliche Union beider Reiche zustande zu bringen, und ließ dem Lande — wie es freilich scheint, nur bis auf weiteres — seine fast republikanische Konstitution. Nach derselben sind die inneren Angelegenheiten Norwegens von denen Schwedens völlig getrennt, und beide Reiche haben außer dem Herrscher nur die Diplomatie gemeinsam. Sodann stehen dem Könige lediglich die exekutive Gewalt, der Oberbefehl über die Streitkräfte und das Recht über Krieg und Frieden zu. Die gesetzgebende Gewalt wird vom Volke durch das Storthing, das jedes Jahr im Februar (jetzt im Oktober) zusammentritt, in Gemeinschaft mit dem Könige, der aber nur ein suspensives Veto hat, ausgeübt. Die Be-

Digitized by Google

willigung der Steuern hängt ganz von der Volksvertretung ab. Die Richter werden zwar vom König ernannt, sind aber unabsetzbar. Dasselbe gilt von vielen andern Beamten, die somit von der Regierung abhängig sind. Das parlamentarische Regierungsprinzip oder das der Majoritätsregierung ist nicht vorhanden. Die Minister, in Norwegen Staatsräte genannt, haben nicht das Recht, an den Verhandlungen des Storthings teilzunehmen und ihre Vorschläge und Maßregeln in dieser Versammlung zu erklären, zu empfehlen und zu verteidigen. Sie sind im Gegenteile aller Verantwortlichkeit für einen königlichen Beschluß ledig, wenn sie nur nicht versäumen, ihren Protest dagegen rechtzeitig zu Protokoll zu geben. So aber haben sie auch keine moralische Verpflichtung, zurückzutreten, wenn die Mehrheit der Volksrepräsentanten die von ihnen empfohlenen Gesetzentwürfe ablehnt. Eine solche Verpflichtung würde früher auch keine praktische Folge gehabt haben, weil das Storthing sich bloß alle drei Jahre versammelte, und weil eine Auflösung desselben vor Ablauf der gesetzlichen dreijährigen Wahlperiode keine Appellation an das Volk herbeiführen konnte. Dies ist mit dem alljährlichen Zusammentritt wenig geändert worden. Mit andern Worten: Neuwahlen würden nicht sofort vorgenommen werden können, sondern es müßten, falls ein neues, außerordentliches Storthing einberufen würde, die Mitglieder des aufgelösten sich wieder einfinden. Die Minister müssen norwegische Staatsangehörige sein. Der König kann sich durch einen Vizekönig vertreten lassen, der aber immer der Kronprinz sein muß. Der König kann auch Verordnungen in Betreff von Handels-, Zoll-, Gewerbe- und Polizeisachen erlassen, doch dürfen dieselben der Verfassung und den vom Storthing gegebenen Gesetzen nicht zuwiderlaufen, und sie haben Giltigkeit nur bis zum nächsten Zusammentritt der Landesvertretung, welche die Befugnis hat, sie aufzuheben. Die Wahlen sind indirekte. Wählbar sind nur stimmberechtigte Bürger, die dreißig Jahre alt und zehn Jahre im Lande ansässig sind. Stimmberechtigt ist jeder Einwohner, der ein Alter von fünfundzwanzig Jahren und fünf davon in Norwegen verlebt hat, sich im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befindet, entweder Beamter ist oder gewesen ist oder Eigentümer einer Bauernstelle ist oder eine solche auf länger als fünf Jahre gepachtet hat oder Bürger einer Kaufstadt ist oder in einer solchen Grund und Boden im Werte von wenigstens anderthalbhundert Speziesthalern innehat. Die Landdistrikte wählen 74, die größeren Städte 37 Vertreter, weshalb man das norwegische Parlament als Bauernparlament bezeichnet hat. Diese Volksboten erhalten Diäten. Sobald dieselben ihre Verhandlungen eröffnet haben, scheidet die Versammlung ein Viertel ihrer Mitglieder aus, die dann eine Art erste Kammer, das Lagthing, bilden, die übrigen arbeiten für sich als Odelsthing. Alle Gesetzentwürfe gehen zunächst dem letzteren zu und erst, wenn sie hier angenommen worden sind, dem andern Hause. Verwirft dieses den Vorschlag, so hat ihn das Odelsthing nochmals zu erwägen, und lehnt dieses ihn wieder ab, so tritt das gesammte Storthing zur Abstimmung über ihn zu-

Digitized by Google

sammen; zur Annahme sind dann aber zwei Drittel der Boten erforderlich. Um Gesetz zu werden, hat der Entwurf dann noch die Sanktion des Königs nötig, fassen jedoch drei aufeinander folgende Storthings denselben Beschluß, so erlangt er auch ohne die königliche Genehmigung gesetzliche Giltigkeit. Die Presse ist vollkommen frei. Monopole und Privilegien dürfen nicht verliehen werden.

Schon nach der Thronbesteigung Karl Johanns schlug die Regierung Abänderungen dieser, wie man sieht, entschieden demokratischen Verfassung vor, und als das Storthing drei Jahre später zum drittenmale die Aufhebung des Adelsstandes beschlossen hatte, traf der König militärische Maßregeln, die wie Vorbereitungen zu einem Staatsstreiche aussahen. Indeß blieb das Storthing fest, und die Forderungen der Regierung, die hauptsächlich das absolute Veto für den König betrafen, wurden abgelehnt. Der letztere kam später auf dieselben zurück, aber stets ohne Erfolg, da er sich nicht entschließen konnte, sie durch Gewaltschritte zu unterstützen. Als der schwedische Statthalter Graf Platen 1829 gegen die ihm und dem König verhaßte Feier des Konstitutionsfestes mit Militär einschritt, erregte das große Entrüstung im Lande, und das Storthing faßte den Beschluß, das Statthalteramt für aufgehoben zu erklären. Später waren es besonders Fragen in Betreff der Selbständigkeit Norwegens, welche, indem diese zu Gunsten einer engern Union mit Schweden beschränkt werden sollte, allgemeine Erbitterung hervorriefen. Diese erreichte den höchsten Grad im Jahre 1836, wo das Storthing wegen hartnäckiger und vielfach kleinlicher Opposition gegen die Unionspläne der Regierung aufgelöst wurde, bevor es die ordentlichen Steuern bewilligt hatte. Man klagte darauf hin den Minister Lövenskjold, weil er gegen die Auflösung nicht protestirt hatte, vor dem Reichsgerichte an, und er wurde zu einer schweren Geldstrafe verurteilt. Der König nahm das sehr übel auf und beschloß, wieder einen Statthalter zu ernennen. Doch fiel seine Wahl diesmal auf einen Norweger, den Grafen Wedel, und diesem gelang es, die Gemüter zu beruhigen und ein besseres Verhältnis zwischen dem Volke und seinem Monarchen herzustellen, das sich während eines längeren Aufenthaltes des letzteren in Christiania befestigte. Auch erfolgten von jetzt an unter diesem Könige keine Anträge auf Verfassungsänderungen mehr, und der Nachfolger Karl Johanns gewährte einen großen Teil der nationalen Wünsche Norwegens und suchte mit der unbequemen Konstitution so gut zu regieren, als es eben ging. Die Bestrebungen der skandinavischen Partei trugen ihrerseits dazu bei, die Abneigung der Norweger gegen die Schweden zu mildern und ein besseres Verhältnis der beiden unter der Dynastie Bernadotte vereinigten Nationen anzubahnen. Die französische Revolution von 1848 wirkte auf Norwegen nicht ein. Das Storthing erwies sich, als der König eine erhebliche Summe zur Unterstützung Dänemarks in seinem Streite mit Deutschland verlangte, gefällig und stellte ihm zu seinem Zwecke die norwegische Land- und Seemacht zur Verfügung. Ohne diesen guten Willen hätte er in dieser Beziehung nichts erreichen können;

denn obwohl er nach der Verfassung der oberste Befehlshaber der bewaffneten Macht des Landes war, konnte er die Truppen nicht außerhalb desselben verwenden, wie er dieselben auch nicht vermehren durfte. 1851 gestattete ein Gesetz, das von der Regierung vorgeschlagen und von der Volksvertretung gutgeheißen wurde, den Juden die Niederlassung in Norwegen, und die Religionsfreiheit wurde überhaupt erweitert. 1854 erließ das Storthing eine sehr loyale und warm gehaltene Adresse an den König und gewährte ihm einen Kredit zur Aufrechterhaltung der Neutralität während des Krimkriegs, wo Rußland die skandinavischen Länder auf seine Seite zu ziehen bemüht war, um den Engländern die Ostsee verschließen zu können. Daneben gab das Storthing verschiedene nützliche Gesetze über die Aushebung, die allgemeine Wehrpflicht und eine Verbesserung des Unterrichtswesens, auch gründete es eine höhere Schule für Landwirtschaft. Sonst hatte es sich bei dem Überwiegen des bäuerlichen Elements über das höher gebildete städtische in seiner Mitte nicht selten knauserig verhalten und überhaupt für höhere Dinge nicht viel Verständnis und Interesse gezeigt. Trotz des demokratischen Charakters der Verfassung bildete sich im Laufe der Zeit eine größere Geltung der Einflüsse vom Lande heraus, und an die Stelle des Adels, den man hier beseitigt hatte, und der in Schweden noch einige Zeit die erste Rolle spielte, entstand eine Art Bauernaristokratie, bei der auf dem System der Regierung eine gewisse Beschränktheit lastete, welche einen höheren Aufschwung in vielen Richtungen wenigstens auf Zeit hinderte.

Im Mai 1856 kam der Kronprinz Karl als Vizekönig nach Christiania. Er wußte sich beliebt zu machen und Vertrauen zu erwecken. Indeß irrte man in Stockholm, als man auf Grund dessen meinte, die Umstände seien günstig genug geworden, die nie ganz aufgegebenen, immer nur vertagten Pläne für eine engere Union der beiden Reiche wieder hervorzusuchen und zur Ausführung zu bringen. 1857 hatten sich drei Komitees des Storthings mit solchen Fragen zu beschäftigen. Die Regierung wünschte zunächst die Beiträge Norwegens zu einer gemeinschaftlichen Verteidigung mit Schweden im Verhältnis der Kräfte des einen der beiden Länder zum andern bestimmt zu sehen. Sie machte Vorschläge in Bezug auf den wechselseitigen Handel und die Schiffahrt derselben. Sie wünschte endlich Ausarbeitung eines Gesetzes, nach welchem die in dem einen der beiden Reiche gefällten Richtersprüche auch für das andere giltig und ausführbar werden sollten. Die Bauern im Storthing wollten aber von alledem nichts wissen. Die zuerst genannte Angelegenheit gelangte nicht einmal zur Abstimmung im Plenum, und die beiden andern wurden von diesem verworfen.

Unter dem neuen Könige Karl XV. gestaltete sich das Verhältnis Schwedens zu Norwegen für einige Zeit wieder ungünstiger, indem das Storthing mit der ungeheuren Mehrheit von 110 Stimmen gegen 2 das dem Könige zustehende Recht, einen Schweden zum Statthalter im westlichen Nachbarreiche zu ernennen, für aufgehoben erklärte. Dieser Beschluß erregte in Stockholm eine so starke

Digitized by Google

Mißstimmung, daß der König ihm seine Sanktion versagte. Die wieder aufgenommenen Bemühungen der Regierung wegen einer größeren Annäherung der beiden Staaten an einander führten zu keinem Resultat. Auch der aus Vertretern Schwedens und Norwegens zusammengesetzte Staatsrat, der die dahin zielenden Pläne 1861 und 1862 der Prüfung unterzog, richtete nichts aus. Das Storthing, das im Herbst des letztgenannten Jahres tagte, beharrte bei der Ablehnung der Vorschläge, die der König ihm in dieser Richtung machen ließ, doch beschloß es einige wichtige Bestimmungen des jenem besonders am Herzen liegenden Verteidigungswesens, welche 1866 im Hinblick auf die damals sich vollziehende Einigung Deutschlands ergänzt wurden, nachdem 1864 ein außerordentliches Storthing dem Könige eine halbe Million Speziesthaler zu Zwecken der Landesverteidigung bewilligt, auch dem Begehren der Regierung, der König solle die norwegische Kriegsmacht nach Gutdünken zur Unterstützung Dänemarks verwenden können, seine Zustimmung erteilt hatte, wobei zu bemerken, daß der Souverän nach der Verfassung Norwegens nur nach Anhören des Staatsrates Krieg erklären, Frieden schließen und Bündnisse eingehen darf. Auch ist nicht außer Acht zu lassen, daß die Volksvertretung in jenem Falle die Teilnahme am dänisch-deutschen Kampfe von einer die Interessen Norwegens sichernden Allianz abhängig machte, die bekanntermaßen ausblieb, so daß das bereits zusammengezogene schwedisch-norwegische Geschwader aufgelöst werden mußte, bevor es einen Schuß gethan hatte.

Der Streit und die Eifersucht der beiden Schwesternationen, die von 1859 bis 1862 sich wieder so fühlbar gemacht hatten, nahmen später und zwar bald einen milderen Charakter an und schliefen allmählich in dem Maße ein, daß am 4. November 1864 die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der schwedisch-norwegischen Union in beiden Ländern beinahe mit gleicher Herzlichkeit begangen wurde.

Indeß drohte jetzt von andrer Seite der Regierung und den wahren Interessen des Landes Gefahr. Infolge der letzten Wahlen hatte die Zahl der radikalen Demokraten im Storthing sich dermaßen vermehrt, daß die Partei der grundsätzlichen Opposition gegen alle Regierungsvorschläge zuletzt die Oberhand gewann. Es war, wie man sagen kann, der norwegische Fortschritt, der fortan durch Widerspruch unter allen Umständen und gesinnungstüchtige Rechthaberei den wahren Fortschritt für geraume Zeit unmöglich machte. Zwar sprach das Storthing, das 1865 und 1866 tagte, sich für engere Vereinigung mit Schweden aus, aber nur weil die Einrichtungen des schwedischen Reichstags sich inzwischen mehr dem Ideal der Demokraten genähert hatten. Auch wurde die vom König vorgelegte neue Unionsakte von dem norwegischen Parlamente nicht angenommen, dasselbe genehmigte vielmehr nur die Einführung der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit zwischen den beiden Ländern. 1872 aber brach wegen der Weigerung des Königs, das Storthing zu verlängern und die Minister zur Teilnahme an den Verhandlungen desselben zu verpflichten, ein

ziemlich heftiger Konflikt aus, der indeß durch Nachgiebigkeit auf seiten der Regierung bis zu einem gewissen Grade beigelegt wurde.

Gegen den neuen König Oskar II., der im Februar 1872 den Thron bestieg, bewies sich das Storthing insofern zuvorkommend, als es die Kosten für dessen Krönung zu Drontheim bewilligte. Der König bezeigte sich dafür seinerseits dankbar, indem er seine Zustimmung zur Abschaffung des Statthalterpostens erteilte. Aber in wichtigeren Fragen war kein Einverständnis zu erreichen. Der Zwiespalt wegen der Zulassung der Minister zu den Beratungen der Volksvertretung wurde immer heftiger, und die skandinavische Münzkonvention war in der Versammlung nicht durchzusetzen, man beschloß hier vielmehr ein besondres Münzgesetz nur für Norwegen. Etwas besser gestaltete sich die Lage 1874, wo eine neue Zollkonvention mit Schweden durchging, und 1875, wo der wiederholt von der Regierung eingebrachte Antrag auf Anschluß an den dänisch-schwedischen Münzvertrag und zugleich die Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems angenommen wurde.

Schrieb man damals: „Unberührt von den Agitationen ehrgeiziger Parteiführer geht das norwegische Volk langsam, aber unaufhaltsam vorwärts auf der Bahn geistigen und materiellen Fortschritts," so war das zwar im allgemeinen nicht unrichtig, aber doch mit einigen sehr erheblichen Einschränkungen zu nehmen, z. B. mit der, daß ziemlich weite Kreise sich durch die Phrasen der demokratischen Agitatoren verblenden und zu verkehrtem Handeln bestimmen ließen. In Deutschland ist der Bauer in der Regel konservativ, und die Städte sind liberal und in den niederen Schichten radikal; in Norwegen ist es ungefähr umgekehrt, hier hat der Radikalismus seine Vertreter stets und namentlich in den letzten Jahren unter den Landbewohnern gehabt, während die Städte, vor allem Christiania, Bergen und Drontheim, weit überwiegend der gemäßigten Partei angehören. Der Streit aber, der jetzt schon seit einigen Jahren tobt, ist von dem die Alleinherrschaft erstrebenden Radikalismus, der seit geraumer Zeit schon im Storthing die Majorität hat, angefangen worden, und dreht sich zunächst um das Erscheinen der Minister bei den Verhandlungen der Volksvertretung, dann um die Frage, wie das Vetorecht des Königs zu definiren sei. 1880 beschloß das gegenwärtige Storthing, daß der in drei nacheinanderfolgenden Legislaturperioden, also von drei immer neugewählten Volksvertretungen gefaßte Beschluß, die Minister hätten fortan sich an den Storthingsberatungen zu beteiligen (womit man je nach der Majorität wechselnde Ministerien im Auge hatte), nunmehr Gesetzeskraft habe, obwohl der König damit nicht einverstanden sei; denn demselben stehe auch in Angelegenheiten des Grundgesetzes nur ein suspensives Veto zu, und dieses habe nach jenem dreimal wiederholten Beschlusse des Storthing keine Kraft mehr. Die hierin ausgedrückte Rechtsansicht ist eine irrtümliche; denn das Einspruchsrecht der Krone ist in Betreff aller Verfassungsfragen ein absolutes. Das ist nicht nur von der Juristenfakultät der Uni-

Digitized by Google

versität erklärt, sondern in früheren Jahren auch von der Majorität des Storthings anerkannt worden. Wenn also jetzt ein großer Teil der norwegischen Volksvertreter, darunter Sverdrup, der Präsident des Storthings, das königliche Veto auch in Verfassungssachen als ein bloß aufschiebendes betrachtet wissen will, so verleugnen sie ihre frühere Auffassung und zwar aus demokratischer Herrschsucht, in der Absicht, sich thatsächlich in den alleinigen Besitz der höchsten Staatsgewalt zu setzen. Wenn der Monarch das Grundgesetz nicht einseitig abändern kann, wohl aber die Volksvertretung, so herrscht faktisch das Volk durch seine Vertreter, oder so herrschen, richtiger, die Parteien, welche die Majorität bilden, oder noch richtiger, die Führer der letzteren allein, und der König ist in inneren Angelegenheiten so gut wie ganz überflüssig. Er ist höchstens noch der Minister der Storthingsmehrheit, die wieder nur die Ansichten und den Willen der Herren Sverdrup und Genossen vertritt.

Die radikale Mehrheit der Volksrepräsentation ist aber in ihren Bestrebungen nach Alleinherrschaft noch weiter gegangen. In der Session von 1880 machte sie sich daran, auch die oberste richterliche Gewalt für ihre Zwecke zurecht zu stutzen, um einer Verurteilung von Ministern, die sich ihr gegenüber unfügsam erwiesen, zu jeder Zeit sicher sein zu können. Man verminderte durch Beschluß die Zahl der Mitglieder des Reichsgerichts dermaßen, daß die übrigbleibenden den im Falle einer Ministeranklage von der Landesvertretung zu wählenden Mitgliedern gegenüber die Minderheit der Richter bilden, und eine solche Anklage ist von den Führern der Radikalen schon für die nächste Session ins Auge gefaßt. Daß bei dieser Beschränkung der Arbeitskräfte das höchste Gericht seine Aufgaben nur schwer erfüllen, die Geschäfte nur nach langem Verzug bewältigen kann, und Prozeßsachen infolge solcher Verschleppung und Stockung jahrelang unerledigt bleiben, ficht diese norwegischen Fortschrittler nicht an. Ihr Interesse, ihr Vorteil steht ihnen über dem Wohle des Volkes, das sie mit ihren Bestrebungen zu fördern vorgeben. Man erkennt hier recht deutlich, wohin die Doktrin des Ultraliberalismus führt, und wohin es auch in Deutschland kommen würde, wenn wir nicht ein starkes Königtum und für den äußersten Notfall ein starkes Heer zum Widerstande gegen die Gelüste der Demokratie hätten, die in den Führern der Fortschrittspartei zu uns redet, und die jetzt zwar noch leidlich verbirgt, was sie im letzten Grunde wünscht und erstrebt, sehr bald aber deutlicher und dreister sprechen würde, wenn die Umstände sich ihr einmal günstiger gestalten sollten.

Endlich hat das Storthing in seiner letzten Session mit Anwendung einer sehr künstlichen Deutung des Gesetzes das allgemeine Wahlrecht einzuführen versucht, sodaß auch die untersten Schichten der Bevölkerung an demselben Teil haben würden, wenn der König den betreffenden Beschlüssen seine Sanktion erteilte. Zu diesen drei Hauptversuchen, das Eidsvolder Grundgesetz im rein demokratischen Sinne umzumodeln und faktisch die Republik herzustellen, in welcher der König nur noch ein Ornament, nur ein schwächliches Anhängsel sein würde,

Digitized by Google

kommen überdies eine Anzahl andrer, die, gleichfalls in den letzten Sessionen beliebt, alle mehr oder minder den schlimmen Geist ausdrücken, der die Majorität beseelt, z. B. Abstriche vom Budget, die einen Teil der Verwaltung lähmen müssen, die auf Permanenz hin zielenden Beschlüsse zur Verlängerung der Sitzungsperioden des Storthings, die Ernennung von unfähigen Oberbeamten der norwegischen Bank und die wiederholte Ablehnung der Regierungsanträge auf Erhöhung der karg bemessenen Apanage des Kronprinzen. Eine große Anzahl der Norweger mißbilligt entschieden dieses Vorgehen der Radikalen, und es steht, wenn die letzten Berichte aus Christiania nicht täuschen, zu hoffen, daß die nächstens stattfindenden Neuwahlen dieser Verurteilung der Sverdrupschen Partei Ausdruck geben werden. Namentlich erwartet man dies von den Bauern, deren Übergewicht durch die neue Wahlordnung, wenn sie Gesetz würde, schwer bedroht wäre.

Inzwischen hat der König das Storthing unter Umständen geschlossen, die auf energische Entschlüsse der Regierung hindeuten. Bisher war es Gebrauch, daß die letztere sich mit dem Bureau des Parlaments über den Tag des Sessionsschlusses verständigte. Diesmal aber ließ König Oskar bald nach seinem Eintreffen der Versammlung einfach durch einen Staatsrat die Mitteilung zugehen, nächsten Mittwoch werde er die Session schließen. Das Storthing war außer sich über diese vermeintliche Verkennung seiner Würde und Bedeutung und legte die Mitteilung einfach ad acta. Der König kehrte sich daran indeß nicht, sondern erschien zur festgesetzten Zeit in der Versammlung und schloß dieselbe mit einer Thronrede, in welcher er vorzüglich betonte, daß Verfassungsveränderungen lediglich mit seiner Einwilligung vorgenommen und Gesetz werden könnten. Die Abgeordneten gingen darauf schweigend auseinander. Die vor dem Storthingsgebäude versammelte Menge begrüßte den wieder wegfahrenden König ehrfurchtsvoll. Dann aber gab es vor der Thür des Hauses eine große Szene im Geschmack der radikalen Phrasenmacher, die sich für das Vaterland und ihre Doktrin für die Freiheit gehalten wissen wollen. Der Storthingspräsident Sverdrup erschien entblößten Hauptes und wurde von der Masse enthusiastisch begrüßt. Tableau! Tief bewegt — so meldet ein Korrespondent der V. Z., bei dessen Referat uns die Erinnerung an Waldeck mit dem weißen Bart und der würdereichen Gesinnungstüchtigkeit vorschwebt — trat der Präsident hervor und ließ sich also vernehmen: „Meine Stimme ist heute schwach. Doch weiß ich etwas, das zu den Herzen dringt, wenn es auch nur geflüstert wird. Es ist ein warmer Wunsch für das Wohlergehen, das Glück und die Ehre unsers geliebten Vaterlandes. Es lebe das freie Norwegen!" Darauf „jubelnde Lebehochs," die aber „von den Mißtönen einer Anzahl konservativer Pfeifer" begleitet waren.

Wird sind begierig, zu erfahren, was nun auf die Rede des Königs und die Demonstration des Führers der norwegischen Radikalen weiter folgen, ob die Partei der Lebehochrufer oder die der Konservativen, die den Komödianten vor der Thür zum Storthing auspfiffen, die Oberhand behalten wird.

Digitized by Google

Austriaca.



Es war sehr unvorsichtig von dem deutschen Reichskanzler, nachdem er soeben erst erfahren hatte, daß man nicht ungestraft die edelsten Elemente einer Nation (zu welchen die Tabakshändler gewiß gehören) in ihren heiligsten Interessen verletzt, auch noch dem fortgeschrittenen österreichischen Liberalismus so unverblümt die Wahrheit zu sagen. Denn dessen Organe haben ihn fast immer mit Schonung behandelt, ihn wohlwollend belehrt und ermahnt, wenn er auf Irrwege geraten war, und ihm mit seltenen Ausnahmen ein nicht ganz gewöhnliches Maß staatsmännischer Begabung zugestanden. Und sie mußten sich die Anerkennung oft schwer genug abringen, da ihr Herz sie natürlich zu der Partei der großen Worte zog. Selbst in der Frage, welche zu dem jetzigen Konflikt geführt hat, konnten sie nicht anders als seine Gegner sein. Das pathetische: „Durchlaucht, geben Sie Zigarrenfreiheit!" erregte zwar notwendigerweise Lachen in einem Lande, welches das Tabaksmonopol einführen würde, wenn es nicht schon eingeführt wäre, bei einem Publikum, welches auf Reisen nach Frankreich, nach Italien, ja sogar nach Deutschland die Steuer nicht scheut, um die gewohnten Regiezigarren zu rauchen, es also um so mehr zu schätzen weiß, daß im Inlande in dem kleinsten Neste wie in den Hauptstädten unter demselben Namen auch die selbe, gleichmäßig gearbeitete Zigarre zu haben ist. Aber eine Blume mehr in dem Bouquet der unveräußerlichen Freiheiten, und sei es auch nur Tabaksfreiheit, wirkt doch unwiderstehlich, und zudem wußten wir ja, daß der Streit sich in Wahrheit nicht um das Monopol drehte, sondern um die Gefahr, die Regierung unabhängig von den parlamentarischen Majoritäten werden zu lassen. Und gerade auf diesem Punkte muß er sein Geschoß über die Häupter der unmittelbaren Gegner, auf die Reihen der Bundesgenossen derselben richten! Nun gilt keine Schonung mehr, und zwar wird zuvörderst Herr Eugen Richter förmlich zu „einem der vorzüglichsten Bürger des deutschen Staates" ernannt. Ist dieser deutsche Staat glücklich! Seine edelsten Söhne werden Hausirer, und seine vorzüglichsten Bürger sehen wie Herr Richter aus. Freilich, der hausirt ja auch gern mit seiner einen, schon hundertmal neu aufgelegten Rede gegen den Kanzler! Und muß ein fester Liberaler nicht entzückt sein, aus dem Munde des Herrn Rickert zu erfahren, daß der Steuerexekutor eine so wichtige staatspädagogische Rolle in Deutschland spielt, indem er erstens bei dem Bürger das Bewußtsein der Schuldigkeit gegen den Staat aufrecht erhält, und ihm zweitens die Mühe abnimmt, auf das Steueramt zu gehen? Wie klein erscheinen neben solcher Auffassung die sozialpolitischen Ansichten des Fürsten Bismarck! Und wer nicht

Digitized by Google

einmal den Exekutor zu würdigen weiß, von dem kann man unmöglich Verständnis für die — auch andern unbegreifliche — Politik der Verfassungspartei erwarten.

Nun trifft es sich unbequem, daß in demselben Augenblick, wo die Herbstzeitlosen so heftig gegen die Behauptung, es gebe noch außer ihnen Deutsche in Österreich, protestiren, von verschiedenen Seiten her vollwichtiges Zeugnis für jene Behauptung abgelegt wird. Was sich auch gegen das Programm der neuen „Volkspartei" erinnern lassen mag, das Deutschtum kann den Gründern nicht abgestritten werden, und deutsch sind auch ihre Irrtümer. Und was wollen die Herbstler vollends gegen den ungenannten Autor des kürzlich erschienenen Buches „Austriaca"*) einwenden.

Das Buch verdient alle Beachtung in Ilium und außer Ilium. Ziemlich weitschweifig, zum Teil in manierirtem Stil geschrieben (der Verfasser hat z. B. eine wahre Idiosynkrasie gegen Hilfszeitwörter), fesselt die Schrift doch durch die wirklich patriotische Gesinnung und das ernste Bemühen, die Dinge zu sehen und darzustellen, wie sie sind. Nicht durchweg ist es dem Verfasser gelungen, sich von den Parteivorstellungen freizumachen. Aber daß unstreitig ein Mitglied der Verfassungspartei zu uns spricht, macht dies Zeugnis um so wertvoller. Hier ist ein gänzlich deutsch denkender, reichstreuer Österreicher, ein entschiedener Gegner der föderalistischen und der klerikalen Bestrebungen und ebenso entschiedener Verfechter der „freiheitlichen Institutionen," und dennoch trennt ihn von Herbst und Konsorten eine Kluft, die weiter ist, als er selbst sich eingestehen will. Solche Stimmen dringen so selten in die Öffentlichkeit, daß die Existenz unabhängiger Elemente innerhalb der deutschen Bevölkerung keck geleugnet werden kann. Die verbreiteten Zeitungen folgen abwechselnd dem Losungswort der Parteiführer im Abgeordnetenhause oder geben ihnen das Losungswort, und das gilt von der Rechten wie von der Linken. Eine Mittelstellung nimmt eigentlich nur die Wiener „Presse" ein (zur Unterscheidung von der „Neuen freien" die „alte" genannt); aber sie steht in dem Geruch der Offiziosität, woran die Art, wie sie sich gelegentlich des Grafen Taaffe annimmt, nicht ohne Schuld ist. Und alles verzeiht sich ein richtiger Liberaler eher, als ein Regierungsorgan zu lesen, wenn dasselbe auch seine innerste Herzensmeinung aussprechen sollte. Die eine Folge dieses Verhaltens liegt auf der Hand. Sobald ein Blatt sich erlaubt, gegen die landläufigen Lehrmeinungen Einspruch zu erheben, wird es als offiziös verdächtigt, daher allgemein geflohen und muß entweder bald eingehen oder — wirklich bei der Regierung Unterstützung suchen. So übte vor Jahren ein bedeutender Schriftsteller, Ferdinand Kürnberger, seine unabhängige Kritik an den verschiedenen Parteien, aber in einer fast ungelesenen Zeitschrift; die Aufsätze hat er nachher in einem Buche, „Siegelringe," gesam-

*) Austriaca. Betrachtungen und Streiflichter. Leipzig, Duncker & Humblot, 1882.

Digitized by Google

melt, welches natürlich von der liberalen Presse totgeschwiegen worden ist, dem Geschichtschreiber der neuesten Zeit in Österreich aber unentbehrlich sein wird. Auch die Abhandlungen, welche den Inhalt des vorliegenden Buches bilden, würden schwerlich in irgend ein publizistisches Organ Aufnahme gefunden haben.

Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der auswärtigen Politik Österreichs, und mit diesem haben sich wieder die Zeitungen gleich nach dem Erscheinen der „Austriaca" vorwiegend beschäftigt, in Deutschland, weil das Thema für Deutschland das interessanteste ist, in Österreich, weil mit dessen Behandlung auch der österreichische Liberalismus im allgemeinen einverstanden sein kann, welcher der Besprechung der andern Kapitel aus guten Gründen ausweicht. Überall ist bereits hervorgehoben worden, daß der Verfasser nachdrücklich für das deutsch-österreichische Bündnis eintritt, nicht aus blauer Schwärmerei, sondern in richtiger Erwägung der Weltlage und der eigensten Interessen des dualistischen Reiches. Übrigens entfernt sich der Verfasser auch schon in diesem Teil ganz entschieden von der liberalen Schablone, wenn er vor dem Irrtum warnt, die Einführung einer Konstitution als das Heilmittel für die Krankheit Rußlands zu betrachten, und vor der „Naivetät, zu glauben, daß das nihilistische Programm selbst durch die liberalste Verfassung auch nur teilweise Befriedigung finden könne," vielmehr in der Stärkung der Macht des Zaren die einzige Rettung erkennt; wenn er ferner das Wehgeschrei der Wiener Presse über die Vergewaltigung des bulgarischen Konstitutionalismus ganz besonders deshalb tadelt, weil ja die Herren Zankoff und Konsorten die erbittertsten Feinde Österreichs sind. Solche Haltung der Journalistik ist allerdings nicht neu. Sie entspringt nicht aus bösem Willen, sondern aus Gedankenlosigkeit. Die Herren, welche täglich dem Publikum Politik vortragen, sind auf ihre Art gute Österreicher, aber wenn irgendwo der Parlamentarismus angetastet wird, „Volksrechte" in Gefahr sind, so geht der Glaube an die Solidarität der „liberalen Interessen" mit der gesunden Vernunft durch. Wurde doch jüngst erst mit dem toten Garibaldi eine Abgötterei getrieben, die man mindestens lächerlich nennen muß.

Mit großem Mißvergnügen werden die Journalisten und deren gläubiger Anhang, beziehungsweise die Eigentümer und Protektoren der Zeitungen, auch davon Kenntnis genommen haben, daß der Verfasser „das Heranziehen des beweglichen Vermögens, das fast steuerfrei in Österreich ist, für die sich fortwährend steigernden Bedürfnisse des Staates naturgemäß" findet, da „der immobile Besitz und die Arbeit sehr schwere Lasten tragen." Dergleichen darf ja nicht gedacht, geschweige gedruckt werden! Bei dem Worte Börsensteuer gerät die liberale Publizistik in eine Aufregung, als ob wenigstens die Zensur wieder eingeführt werden sollte. Und nicht minder stößt der Verfasser die tonangebenden Fabrikanten öffentlicher Meinung vor den Kopf, wenn er nicht die Thatsache der Okkupation Bosniens und der Herzegowina als Fehler bezeichnet, sondern

die Art der Durchführung, oder wenn er mit ähnlichen Worten, aber konsequenter in den Folgerungen als Herr v. Bennigsen, die „gebieterische Notwendigkeit für alle Staatsmänner" anerkennt, sich mit der sozialen Frage zu beschäftigen. Es ist für Denkende nichts neues, was er zur Begründung anführt, aber wie wir sehen, wird es noch sehr oft wiederholt werden müssen, und der Mund, aus welchem die Worte kommen, giebt ihnen vielleicht für manchen einen neuen Sinn. „Wie 1789 mit der französischen Revolution die Bourgeoisie ihre Stellung errungen, so fordert ein Jahrhundert später auch der vierte Stand sein Recht; es wäre ein vergebliches Bemühen, sich gleichgiltig und taub gegen die Rufe zu stellen, die bereits deutlich vernehmbar, in kürzerer oder längerer Frist gewiß nicht mehr zu überhören sind. Der gewaltige Mann, der an der Spitze des deutschen Reiches steht, dessen weitausschauender Blick die Zukunft errät, hat die Gefahren erkannt, die von dorther drohen, wenn es nicht vorher gelingt, ihnen die Spitze abzubrechen und durch das, was der Staat bieten kann, eine Bewegung zu beschwören, deren Konsequenzen im Fall einer gewaltsamen Lösung geradezu unberechenbar und unabsehbar sind. Nicht nur der Arbeiter tritt mit seinen Forderungen heran, auch über den Bauer und über den kleinen Bürger ist durch die veränderten Verhältnisse und die gestiegenen Bedürfnisse eine schwere Krise gekommen, und die Gerechtigkeit verlangt es zu sagen, daß die Lage des schlecht gezahlten niederen Beamten, der mit seinem kleinen Gehalt den Pflichten seines Standes genügen, seine Integrität erhalten und doch den Lebensunterhalt für seine Familie besorgen muß, des Beamten, der eine treue und feste Stütze des Staates, fast die precärste geworden ist. Wenn auch nur einem Teil dieser Ansprüche, die sich auf allen Seiten zeigen, genügt werden soll, wenn man die Gefahren vermeiden will, die die Gesellschaft bedrohen, muß der Staat die Mittel besitzen, um wenigstens den unumgänglichsten Forderungen zu entsprechen, um das ins Leben zu rufen, was die Privaten vollenden können, um das durchzuführen, was die Kraft des Einzelnen übersteigt." Das scheint so einleuchtend, so handgreiflich zu sein, daß jede Diskussion überflüssig sein müßte. Aber bis die Fanatiker des Manchester-Evangeliums auch nur ein Titelchen ihrer Doktrin aufgeben, bis sie begreifen, daß sie gegenüber den Forderungen der Zeit, die sie doch unaufhörlich im Munde führen, so verstockt und verblendet sind, wie nur je ein Vertreter des ancien régime, bis dahin wird wohl noch viel Wasser in die Meere laufen müssen, welche deutsche Flüsse aufnehmen. Wäre die Sache nicht so bitter ernst, man könnte sich höchlich belustigen über die Herren „Nationalökonomen," welche so erhaben über die ganz unwissenschaftlichen Experimente des Fürsten Bismarck aburteilen.

Die Gestalt, welche die Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn angenommen haben, gilt dem Verfasser von „Austriaca" für unantastbar. Aber wenn er das Unwesen der tausend Parlamente, die sich in den Komitaten und Munizipien etablirt haben, den Advokatenüberfluß, welcher sich verheerend über

das Gebiet der Politik ergießt, die Korruption, die ungesunden wirtschaftlichen Verhältnisse, den jede andre Nationalität unterdrückenden Chauvinismus, das Va-banque-Spiel gegenüber dem slavischen Elemente in Ungarn, dessen Bedeutung die Magyaren doch schon 1848 und 1849 kennen gelernt haben, das Anwachsen jener Parteien, welche die volle Unabhängigkeit Ungarns auf ihre Fahne geschrieben haben, mit kräftigen, leider nur zu wahren Farben schildert, so vermißt man die Beantwortung der Frage, was Österreich, was die Deutschen in Österreich zu thun haben, um dem äußersten Unheil vorzubeugen. Wenn es Koloman Tisza auch ferner gelingt, seine Landsleute im Zaum zu halten, meint er, so wird alles gut gehen, aber wenn die wilden Elemente Oberwasser gewinnen, das jetzige Band zersprengen, so wird es dabei den Magyaren am übelsten ergehen. Das ist zweifellos. Aber mit solchen Fragezeichen darf sich der Politiker umsoweniger zufrieden geben, als noch mehrere andre eingeschaltet werden müssen. Tisza ist eine mysteriöse Figur; wohin der einstige radikale Gegner Deaks steuert, weiß schwerlich jemand. Aber auch angenommen, daß er sich mit seiner Vergangenheit loyal abgefunden habe, so hält er sich doch augenscheinlich nur durch die äußerste Nachgiebigkeit gegen den magyarischen Chauvinismus; der kann ihm sehr leicht über den Kopf wachsen, und so lange die Möglichkeit vorhanden ist, alle zehn Jahre das Verhältnis zu Österreich zu kündigen oder die Erneuerung des Vertrags an neue Zugeständnisse zu knüpfen, ist es Pflicht, sich auch die Eventualität vor Augen zu halten, daß Cisleithanien endlich der Opfer müde werde. Bis jetzt hat man ungarischerseits darauf los gesündigt, daß Österreich um keinen Preis die bloße Personalunion wiederhergestellt haben wolle, endlich muß den vom Größenwahn beherrschten Magyaren gezeigt werden, daß man geneigt sei, ihnen im äußersten Falle ihren Willen zu lassen. Die Operation würde für die westliche Hälfte des Reiches schmerzlich, aber keineswegs so gefährlich sein wie für die östliche, und sie wird unvermeidlich, wenn die vernünftigen Leute in Ungarn sich allen Tollheiten der Unvernünftigen fügen. Die Wirtschaft in Pest ist eine Illustration zu den Idealen der Fortschrittler aller Länder, wie sie gar nicht besser verlangt werden kann. Da ist Freiheit, da dekretirt das souveräne Volk durch Abgeordnete, welche seinen kindischen Leidenschaften am unverschämtesten schmeicheln, und da wagen die Männer, welche in camera den Unsinn erkennen und beklagen, aus Popularitätssucht nicht, energisch gegen die Schwindler und Phrasenmacher aufzutreten. Da wird der Segen des Parlamentarismus ad oculos demonstrirt!

Mit dem Parlamentarismus in Österreich beschäftigt sich der dritte Abschnitt des Buches. Wie zu erwarten war, verschließt der Verfasser nicht die Augen gegen die untröstlichen Ergebnisse des parlamentarischen Regimes, und wenn er die Pillen, die er seinen Parteigenossen reicht, zu vergolden und zu verzuckern bemüht ist, so läßt sich das begreifen. Aber seine Untersuchungen müssen unbefriedigend bleiben, weil er, wie das gebräuchlich ist, nicht nur Kon-

stitutionalismus und Parlamentarismus als völlig gleichbedeutende Begriffe behandelt, sondern überhaupt nur die beiden äußersten Gegensätze, Absolutismus und Parlamentarismus, in Betracht zieht. Man sieht daran, wie tief sich selbst bei Personen, welche logisch zu denken verstehen und den Willen haben, von dieser Fähigkeit Gebrauch zu machen, Vorstellungen eingenistet haben, die von den Fraktionspolitikern erfunden worden sind. Der Verfasser giebt zu, daß ein aufgeklärter Absolutismus wahrscheinlich die passendste Regierungsform für ein so eigentümliches Staatsgebilde wie Österreich sei; nachdem aber der Absolutismus so wenig aufgeklärt gewesen sei, seine Zeit so schlecht benutzt habe, bleibe eben nichts andres übrig als der Parlamentarismus. Nun ist es ganz richtig, daß die unbeschränkte Regierung sich in vieler Beziehung unfähig gezeigt hat, und zwar keineswegs nur diejenige, welche bis 1859 bestand. Vielmehr sind Ungarn gegenüber die Fehler, welche Bach und andre damals fast allmächtige Personen begangen hatten, von deren Nachfolgern treulich wiederholt worden. Als die ungarischen Konservativen in den fünfziger Jahren dem Kaiser ihre Wünsche vortragen wollten, wurde ihnen dies verwehrt; 1859 leitete Herr von Hübner mit denselben Elementen Unterhandlungen ein und gelangte zu einer Verständigung, wurde aber von seinen Ministerkollegen desavouirt, weil er angeblich in seinen Zugeständnissen zu weit gegangen war. Kaum ein Jahr später sah man sich genötigt viel weiter als er zu gehen; 1861 folgte der tumultuose erste Landtag seit 1849, dessen ungebührliches Benehmen der Krone nichts andres übrig ließ, als ihn nach Hause zu schicken und abermals eine absolutistische Regierung einzusetzen. Der Schlag wirkte ernüchternd, das Land sah ein, daß die Mehrheit seiner Vertreter eine zwecklose Komödie aufgeführt hatte, und hätte Schmerling, wie er anfangs verkündigen ließ, innerhalb der gesetzlichen Frist einen neuen Landtag einberufen, so würde dieser ganz gewiß ein andres Gesicht gezeigt haben. Es ist möglich, daß die Regierung auch mit dem nicht überein gekommen wäre, allein man hätte wenigstens einen legalen Boden erreicht. Doch wieder sollte Unthätigkeit die beste Politik sein, und der österreichische Reichsrat jubelte dem damaligen Staatsminister zu, als er seinem historisch gewordenen „Wir können warten!" die Versicherung nachschickte, daß, wenn die Regierung sich überhaupt in Verhandlungen mit ungarischen Politikern einlassen sollte, dies nur die Liberalen sein könnten. Dieser Weisung folgte dann Herr von Beust, und wir wissen, wie Österreich dabei gefahren ist. Mit der Kurzsichtigkeit des Absolutismus hat es also seine Richtigkeit. Dieses System wurde aber thatsächlich beseitigt, als der Kaiser (17. Juli 1860) dem „verstärkten Reichsrate" die Kontrolle der Finanzverwaltung zugestand, formell durch das Diplom vom 20. Oktober 1860, welches eine Verfassung verlieh, aber durchaus keine konstitutionelle nach dem herrschenden Sprachgebrauch. Ja das Wort konstitutionell kam zum erstenmal in der Thronrede vor, mit welcher der Reichsrat 1861 eröffnet wurde. Und das Patent vom 24. Februar 1861, welches die Reste stän-

Digitized by Google

discher Vertretung, die in dem Oktoberdiplom enthalten gewesen waren, fast gänzlich beseitigte, fügte doch jene „Interessenvertretung" ein, welche den Fortschrittlern von Anfang an ein Greuel war, und sie wurde überhaupt nach Ablauf der parlamentarischen Flitterwochen als eine Ausgeburt des „Scheinkonstitutionalismus" von denselben geschmäht, die zuerst für das Geschenk sehr dankbar gewesen waren. Der Parlamentarismus besteht erst seit 1867, und ein im allgemeinen so vorurteilsfreier Politiker, wie unser Autor, wird gewiß nicht behaupten, daß die Verfassungen von 1860 und 1861 als absolut undurchführbar, für Österreich unpassend sich erwiesen hätten. Der Liberalismus wollte das parlamentarische System sans phrase haben, die Staatsmänner am Ruder waren zu selbstgefällig und zu bequem, um dem von der Presse kräftigst unterstützten Schube nach links nachhaltig Widerstand leisten zu können, und ein unglücklicher Krieg und ein nach Popularität lüsterner Minister aus der Fremde vollendeten das „Reformwerk." Die Anhänger des Parlamentarismus sind nur konsequent, wenn sie die noch aufrecht erhaltene besondre Vertretung des großen Grundbesitzes und der Handels- und Gewerbekammern als systemwidrig anfeinden. Wer aber, wie der Verfasser der „Austriaca," gerade diese Einrichtungen als in den Verhältnissen des Reiches wohlbegründet anerkennt, der erkennt damit auch an, daß es gerade für diesen Staat noch etwas drittes geben könne als Absolutismus und Parlamentarismus. Und gerade er sollte die Möglichkeit einer andern Gestaltung der inneren Verhältnisse Österreichs umsoweniger von der Hand weisen, als er, ungleich der großen Menge seiner Parteigenossen, sich darüber völlig klar ist, daß der Zustand, welchen der Eigensinn und die Verblendung der Führer der Verfassungspartei geschaffen haben, mit den Mitteln des Parlamentarismus nicht wieder beseitigt werden kann.

Die Kritik des Verfassers über die Geschäftsführung des Grafen Taaffe ist durchaus gerecht, frei von der Animosität, welche im Lager der Verfassungstreuen sonst an der Tagesordnung ist; er kann dort gerecht sein, weil er es gegen die eigne Partei ist. Die Herbstler hatten ihrer Regierung den Boden unter den Füßen zerwühlt, sie unpopulär und regierungsmüde gemacht, die Hand, welche ihnen der Kaiser noch einmal durch Berufung des Freiherrn Pretis reichte, brutal zurückgestoßen. Taaffe bildete ein Kabinet aus Mitgliedern der deutschen Partei und Beamten, welche dieser nahe standen: dieser Regierung erklärten jene vom ersten Tage an den Krieg aufs Messer, anstatt sie zu sich herüber zu ziehen; jeder, der nur Miene machte, sich mit ihr zu vertragen, war vogelfrei. Allerdings hatte der Ministerpräsident in einzelnen Fällen eine unglückliche Wahl getroffen, damals aber würde er ohne Zweifel gern sein Ministerium aus dem rechten Flügel der Verfassungspartei rekrutirt haben. Daran verhindert, griff er nach der andern Seite hinüber. Was blieb ihm übrig? Und so oft ein gemäßigtes Mitglied durch ein föderalistisches ersetzt wurde, so oft ein im Verdacht der Regierungsfreundlichkeit stehender Abgeordneter verstimmt sich zurückzog,

erhob die Opposition ein Triumphgeschrei. Sie hatte Andrassy hinweggeärgert, sie hoffte auf dieselbe Manier Taaffe zu überwinden. Aber der hat ein andres Temperament. Doch so viel Schuld die Opposition sich aufgebürdet hat, kann man sie doch nicht für alles verantwortlich machen, was seitdem geschehen ist. Mit Recht rückt unser Autor dem leitenden Minister als größten Fehler die Zersprengung der Mittelpartei vor, welche hauptsächlich aus deutschgesinnten Abgeordneten des großen Grundbesitzes zusammengesetzt war. Sie teilte das Schicksal aller Mittelparteien, den Extremen auf beiden Seiten unbequem zu sein, der Linken als konservative, der Rechten als deutsche Fraktion. Alle vorausgegangenen Regierungen hatten dieses gemäßigte Element zu würdigen gewußt, für den Grafen Taaffe war es um so wichtiger, als dies allein ihm die Möglichkeit gewährte, sich „über den Parteien" zu halten. Durch seinen Einfluß aber, durch Anwendung des unmittelbaren Appells an die dynastischen Gefühle des deutschen Hochadels in Böhmen, wurde dieser, der die Majorität in den Händen hatte, bewogen den Feudalen eine Anzahl Sitze zu überlassen. Welche Vereinbarung zu dem Zweck getroffen worden war, ist nicht bekannt, aber nach den scharfen Angriffen des Fürsten Carlos Auersperg auf den Ministerpräsidenten und nach den Andeutungen in dem vorliegenden Buche läßt es sich erraten. Es scheint in Aussicht gestellt worden zu sein, daß die gewählten Feudalen ein rechtes Zentrum bilden würden neben dem linken ihrer Landes- und Standesgenossen, und so zahlreiche Differenzpunkte es auch zwischen beiden Fraktionen gegeben haben würde, wäre es immer noch denkbar, daß die Regierung sich auf beide gestützt hätte, um weder der Rechten noch der Linken zu verfallen und das angekündigte Versöhnungswerk durchführen zu können. Die Feudalen aber schlossen sich sofort den Tschechen an, wurden die eifrigsten Förderer der innigen Verbrüderung derselben mit Polen und Klerikalen. Die natürliche Folge war, daß die deutschen Großgrundbesitzer nun auch in die große Partei der Opposition eintraten und daß das Ministerium keinen Schutz mehr hat gegen das „Exekutivkomitee" der vereinigten Gruppen der Rechten.

Über die doch sehr befremdliche Erscheinung, daß Deutsche aus Tirol, Salzburg, Steiermark, Ober- und Niederösterreich Arm in Arm mit den Slaven marschiren, geht der Verfasser merkwürdigerweise oberflächlich hinweg. Dies Bündnis aber verschuldet wiederum die Verfassungspartei, welcher Name der Kürze halber auch für jene Zeit beibehalten werden kann, in der er noch nicht üblich war. So lange sie nur das System bekämpfte, welches in dem Konkordat seinen Ausdruck gefunden hatte, war die Zahl ihrer Gegner in den deutschen Ländern äußerst gering. Der österreichische Klerus darf ja im großen und ganzen freisinnig genannt werden; es haben sich innerhalb desselben jene Traditionen erhalten, welche ein friedliches Zusammenleben der Konfessionen, ein harmonisches Zusammenwirken von Staat und Kirche ermöglichen. Namentlich die Benediktiner und Cisterzienser erblicken ihre Aufgabe in der Seelsorge, der Erziehung

und dem Unterricht, der wissenschaftlichen Arbeit, und halten sich stets ferngehalten ebenso von politischer Agitation wie von konfessioneller Verhetzung. In den deutschen Kronländern haben sie sich immer zur deutschen Partei gerechnet und sich auch nicht irre machen lassen durch häufigen Undank. Aber der Liberale von reinem Wasser wußte den Wert einer national gesinnten Geistlichkeit nicht zu schätzen, und noch viel weniger kennt er Rücksicht auf religiöse Gefühle und Überzeugungen. Entweder doktrinär, ein Mensch, der vor lauter Paragraphen die Welt nicht sieht, oder, weil er nichts glaubt, jeden Gläubigen als Heuchler oder Dummkopf betrachtend, oder zu jener Sorte politischer Parvenus gehörig, welche sich zwar gern mit Würden begnaden und mit Bändern behängen lassen, aber dem Kitzel nicht widerstehen können, bei guter Gelegenheit die Mächtigen der Erde an einer empfindlichen Stelle zu treffen, oder endlich von angeborener Feindschaft gegen das Christentum erfüllt, würde er am liebsten alle Religionspflege verbieten. Denn „Glaubensfreiheit“ heißt in seinem Munde eigentlich: Herrschaft des Unglaubens. Unsre Liberalen wollten nicht sehen oder legten kein Gewicht darauf, daß ihre konfessionellen Gesetze Härten enthalten, welche ihnen ganze Volksschichten entfremden, ohne irgendwelchen Nutzen zu bringen, daß vor allem ihr Schulgesetz in den meisten Gegenden absolut unausführbar und nur geeignet ist, die Bevölkerung zu verstimmen; sie kaprizirten sich förmlich auf verrückte Einfälle, wie z. B. den eines bekannten Führers, aus den städtischen Schulen Wiens sollten die Christusbilder entfernt werden, weil der Anblick Andersgläubige verletzen könne. Und die klerikale Partei machte sich solche Unklugheit wohl zunutze, jede Neuwahl brachte ihr Zuwachs aus den Gebirgsländern. Die Mitglieder derselben sammt und sonders in ihrer Gesinnung undeutsch zu nennen, hat man kein Recht; sie müssen eben mit jener Partei gehen, welche politisch genug ist, sich mit ihnen auf das Verhältnis von Dienst und Gegendienst zu stellen, während sie von ihren Stammesgenossen nur Hohn und Unduldsamkeit zu erwarten haben.

Wenn der Verfasser der „Austriaca“ auseinandersetzt, daß die Polen, feudalen und demokratischen Tschechen und Klerikalen nur durch den Haß gegen die deutschen Liberalen zusammengehalten werden und außer Stande sein würden, aus ihrer Mitte eine Regierung zu bilden, die andre Aufgaben hätte, als jene Opposition zu bekämpfen, so muß man ihm gewiß Recht geben, aber er sagt damit zweifelsohne auch der Rechten nichts neues. Jede Fraktion erreicht durch das Bündnis nach und nach, was sie haben will, und der Trost, daß sie nach dem Siege über einander herfallen würden, ist so gut wie der jenes Juden, der die Wette gewonnen, aber dabei einen Finger verloren hatte. Die beiden großen Gruppen im Parlament mit den abgenützten Schlagwörtern konservativ und liberal zu bezeichnen, ist, wie der Verfasser richtig ausführt, ein Unding, denn rechts sitzen auch ausgediente Revolutionäre, Radikale und Hussiten, links auch konservative Deutsche. Ebensowenig kann man von Gruppirung nach Na-

tionalitäten sprechen, da die deutschen Klerikalen zur Rechten zählen. Der Streitpunkt wird vom Verfasser präcisirt, daß alle Mitglieder der Linken „darin einig seien, an den konstitutionellen Errungenschaften nicht rütteln zu lassen." Hier enthüllt auch er sich als Doktrinär. Er sieht, daß das Deutschtum der schwersten Schädigung ausgesetzt ist, er erkennt dies als verhängnisvoll für den ganzen Staat, da — und auch darin muß ihm beigestimmt werden — die deutsche Bevölkerung die eigentliche Reichspartei bilde, welche ohne Hintergedanken Österreich erhalten haben will. Und trotzdem darf an den einmal gegebenen Gesetzen nicht gerüttelt werden! Es wird aber an ihnen gerüttelt, sie werden abgeändert werden, darüber kann sich niemand täuschen. Unwiderleglich predigt die letzte Vergangenheit, daß die Dinge nicht so weit gediehen wären, hätte die Verfassungspartei selbst die Initiative zur Reform ergriffen; aber aus Konsequenz, aus Gesinnungstüchtigkeit will sie kein Titelchen opfern, wenn auch das Ganze darüber zu Grunde geht. Heute ist sie freilich in schwieriger Lage, sie befindet sich in der Minderheit, ein Zentrum ist, zur Hälfte durch sie selbst, zur Hälfte durch die Regierung, unmöglich gemacht worden, und ob die Entstehung der „Volkspartei" und die Erweiterung des Wahlrechtes die Dinge zum Bessern kehren werden, ist doch auf alle Fälle sehr zweifelhaft.

Das vierte Kapitel „Juden in Österreich" konstatirt das rapide Wachsen der jüdischen Bevölkerung in ähnlicher Weise, wie es im vorletzten Hefte der Grenzboten geschehen ist. Falls aber die Zeitungsnachricht, welche als Verfasser des Buches einen Juden nennt, auf Wahrheit beruht, darf eben dieses Kapitel besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Es kann wohl keine Frage sein, daß zur Verbreitung und Verstärkung der antisemitischen Bewegung diejenigen Juden viel beigetragen haben, welche nationalisirt sind, die Haß erregenden Eigenschaften ihres Stammes abgestreift haben, aber gleich bei Beginn der Diskussion diese als unberechtigt, als unwürdig, als Ausfluß eines intoleranten Geistes u. s. w. bezeichneten. Die Bewegung, soweit ernste Männer sich an derselben beteiligten, richtete sich nur gegen das gefährliche Übergewicht von Elementen, welche der abendländischen, zumal der germanischen Denkart und Sitte fremd geblieben sind und bleiben wollen. Man hat den Deutschen jüdischer Abstammung so wenig angefeindet, wie den Abkömmling französischer oder polnischer Einwanderer, und das Glaubensbekenntnis blieb unberührt, wenn auch konfessionelle Vorschriften, welche dem Juden die Assimilirung erschweren, besprochen werden mußten. Aber daß gerade diejenigen, welche nicht gemeint waren, sofort mit so viel Leidenschaftlichkeit in den Kampf eintraten und sich blind zeigten gegen dessen wahre Ursachen, lieferte jenen Gegnern Waffen, welche behaupten, der Jude könne garnicht aufhören, nationaler Jude zu sein, auch wenn er es wolle. Den Gegenbeweis liefert unser Autor. Während die jüdische und die judenfreundliche Presse nichts weiter weiß als zu schimpfen, zu wehklagen und nach der Polizei zu schreien, leugnet er nicht das Vorhandensein

Digitized by Google

einer ernsten Gefahr und täuscht sich nicht über den Quell der allgemeinen Abneigung gegen seine Rasse. „So wie ein Parvenu als Pflicht erkennen muß, durch weise Benutzung der ihm gewordenen Glücksgüter eine moralische Entschuldigung für seine Schätze zu finden, so hat die jüdische Gesellschaft die Pflicht, die Welt mit ihrem Reichtum zu versöhnen; eine Versöhnung, deren sie um so mehr bedarf, als ihre Beurteiler nicht nur den Reichtum als solchen, nicht nur die Art seines wahren oder vermeintlichen Erwerbes, sondern auch den Umstand ins Auge zu fassen gewillt [sind], daß derselbe solchen zu eigen ist, die vielfach als Eindringlinge betrachtet, sich noch das Vaterland zu verdienen haben, das erst seit einer kurzen Periode ihnen gleiche Rechte gewährt, in dem jedoch der Kapitalbesitz, den sie erlangt [hat], bereits die durchschnittliche Wohlhabenheit weit übersteigt. Jede Macht, die nur auf dem Geld basirt, muß bei der Masse, die von rein menschlichen Motiven geleitet wird, wie bei den Besserdenkenden Entrüstung und Haß erregen, wenn sie nicht durch die versöhnenden Attribute gemildert erscheint, die sie in eine wohlthätige und fördernde verwandeln, und wie der Parvenu verletzt, der mit seinen frisch erworbenen Schätzen eine Stellung usurpirt, zu der ihn nichts berechtigt als dieser Besitz, so beleidigt sehr häufig ein großer Teil der jüdischen Gesellschaft durch einen Reichtum, der, in provozirender Weise zur Schau getragen, ebenso durch seinen Mangel an wahrem Geschmack, wie durch die herausfordernde Art des Auftretens unangenehm berührt; denn er erweckt die Empfindung, daß der betreffende alles für erlaubt und alles für käuflich hält. Es giebt kein Wort des Tadels hart genug für jene, die täglich mit frecher Stirn jedes bessere Gefühl verhöhnen und die öffentliche Meinung mit Recht erregen; diese Elemente haben ihre Glaubensgenossen weit mehr geschädigt, als irgend eine Agitation sie zu treffen vermocht [hätte], und da der Staat kein Mittel hat, um sie zu strafen, so bleibt nur die soziale Hilfe übrig, sie allüberall moralisch zurückzuweisen und ihnen gegenüber jene hermetische Abgeschlossenheit zu beobachten, die schon vom Standpunkt der Selbsterhaltung in diesem Falle besonders eine Pflicht der besseren israelitischen Gesellschaft ist."

Eben so unbefangen und treffend wie hier jene Börsengesellschaft, welche sich gern „Finanzaristokratie" nennt, zeichnet der Verfasser die nur aus Gewinnsucht auf die ärztliche Praxis, auf die Advokatur, auf die Journalistik ꝛc. sich stürzenden, deren Erziehung und Bildung nicht mit ihrem erlernten Wissen, deren Charakter nicht mit ihrem Talente Schritt hält. Ohne ihre guten Eigenschaften und Leistungen zu verkennen, bringt er rückhaltslos den ungebührlichen und verhängnisvollen Einfluß der jüdischen Zeitungen auf die öffentliche Meinung und auf die parlamentarischen Körperschaften zur Sprache, ihre nichts weniger als objektive Behandlung aller jüdischen Angelegenheiten, ihr eben so unkluges wie unanständiges Verhalten in konfessionellen Fragen, ihre Neigung zu pessimistischer Auffassung der inneren Zustände. Genug, mit diesem Manne ist eine Verständigung möglich, und sein eigenes Wort anwendend kann man sagen:

Solche Juden nützen mit ihrer Kritik ihren Glaubensgenossen mehr als tausend apologetische Broschüren und Zeitungsartikel.

Daß den Schäden allein durch die Mischehe abzuhelfen sei, glauben wir allerdings nicht. Alle die ernsten Bedenken, welche sich gegen gemischte Ehen überhaupt ergeben, brauchen hier nicht aufgezählt zu werden. Aber dem gehofften Effekt widersprechen auch die bisherigen Thatsachen. Überall zeigt sich das semitische Blut stärker als das arische, durch Generationen und bei wiederholter Mischung bleibt jüdischer Typus und jüdische Art im Übergewicht, so sehr, daß die Abkömmlinge sich immer wieder zur jüdischen Rasse hingezogen fühlen. Doch dies Thema würde uns hier zu weit führen.

Dem Buche sind wie gesagt zahlreiche Leser zu wünschen überall, wo man an dem Wohl und Wehe der österreichisch-ungarischen Monarchie und namentlich an deren deutschen Bewohnern Anteil nimmt. In Deutschland wird es hoffentlich zur Berichtigung mancher irrtümlichen Ansicht beitragen. Wichtiger freilich wäre, daß es Beherzigung in Österreich selbst fände. Dafür aber sind die Aussichten wenig günstig. Die einflußreichen Blätter hüten sich natürlich, ihr Publikum von dem wesentlichen Inhalt der „Austriaca“ zu unterrichten, und es ist leider nur zu wahr, was der Verfasser beklagt, daß unser Publikum viel zu viel Zeitungen und viel zu wenig Bücher liest: eins folgt ja aus dem andern, das Zeitungspublikum hat nicht nur keine Zeit für Bücher übrig, es büßt auch die Fähigkeit ein, solche zu lesen. Es hat auch kein Gedächtniß. Darauf hin dürfen z. B. jetzt Oppositionsblätter wagen, den an die Adresse der Herbstler gerichteten Vorwürfen des Fürsten Bismarck die Behauptung entgegenzustellen, die liberale Partei habe 1870 die Teilnahme Österreichs am Kriege verhindert. Wer soll sich auch nach so langer Zeit noch daran erinnern, daß damals ein wichtiger Faktor in der liberalen Partei, nämlich das gesammte Judentum mit seinen Organen, die größte Begeisterung für die französische Sache zur Schau trug, und daß Österreich höchst wahrscheinlich teilgenommen hätte ohne das vorsichtige Abwarten Beusts und die verblüffenden Siege der deutschen Waffen!

Leider zeigt sich die Regierungspartei ebenso unzugänglich für ein patriotisches Mahn- und Warnwort. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vom 25. Juni druckt ein, ihr „von hochachtbarer Hand“ zugegangenes langes Plaidoyer für den Grafen Taaffe, welches hierüber keinen Zweifel gestattet. Ein Plaidoyer, eine Advokatenrede, und zwar eine recht geschickte, aber auch nichts mehr. Anstatt die gewichtige Thatsache hervorzuheben, daß hier ein Deutscher von liberaler Gesinnung sich in entschiedenem Gegensatze zu den eigentlichen „Herbstzeitlosen“ darstellt, wirft der Artikel ihn mit diesen in einen Topf und widerlegt Behauptungen, die jener nicht gemacht hat. „Die Slavisirung Österreichs ist ein Unding, eine Phrase u. s. w.“ Diese befürchten auch die Deutschen nicht. Der Verfasser der „Austriaca“ macht nur darauf aufmerksam, daß eine weitere Verkümmerung des Deutschtums dieses Element endlich auch zu einem aus-

Digitized by Google

schließlich nationalen machen und daß eine solche Entwicklung allerdings für das Reich höchst gefährlich werden könne. „Ein Jahrhundert hindurch versuchte man es mit allen Mitteln der Macht und der Kultur diesen Staat zu germanisiren. Die Versuche scheiterten." Beide Sätze sind gleich unrichtig. Man versuchte es fast immer nur mit der Macht, und daß die Versuche trotzdem nicht mißlangen, muß der Verfasser wissen, wenn seine österreichischen Erinnerungen über das Jahr 1860 zurückreichen. Hat bis dahin ein Reisender je den Eindruck empfangen, daß Prag und Pest nicht wesentlich deutsche Städte seien? Und wer wußte etwas von „Slovenien," ehe der Tierarzt Bleiweiß und der Lehrer Costa, der sich auf seinen Büchern stolz „Mitglied des Gelehrten-Ausschusses des Germanischen Museums" nannte, entdeckten, daß unter den Blinden der Einäugige König sein könne? Sehr in Hitze gerät der Korrespondent über die Bezeichnung der Deutschen als eigentliche Reichs- oder Staatspartei. Nun, sollen vielleicht jene Tschechen die guten Österreicher sein, welche sich einmal bei Rußland und das andremal bei Napoleon III. anbetteln wollten? Oder die Polen? Welchen Ausgang der Ruthenen-Prozeß in Lemberg auch nehmen möge, ein Dokument zur Beurteilung polnischer Freiheit und polnischen Gerechtigkeitssinnes wird er bleiben. Der Korrespondent bezeichnet die Beschwerden über Zurückdrängen des Deutschtums als politischen Hokuspokus, unterläßt aber leider jede Beweisführung gegenüber der Anklage, daß nun seit Jahr und Tag den Parteien der Wille geschieht, welche unverhohlen die Schwächung des Deutschtums als ihr Ziel bekunden. Und Hokuspokus gefährlichster Sorte ist es sicherlich, wenn zur Verteidigung des Ministeriums dem Verfasser der „Austriaca" grade jene Fehler der Verfassungspartei vorgehalten werden, welche er selbst strenge rügt. Er hatte, wie man sieht, guten Grund, nach Aufzählung der Sünden der Oppositionspresse sich gegen den Irrtum zu verwahren, daß er „die zeitweilig von der Regierung gewonnenen Blätter" höher stelle. „Die einseitige Regierungspresse," sagt er, „ist naturgemäß das Gegenstück der einseitigen Parteipresse, und grade der rasche Wechsel der Anschauungen, die Unverzagtheit, mit der eine Schwenkung vollzogen ward, ebenso wie die unerklärbare Hartnäckigkeit in der Verteidigung von Dingen, die absolut nicht zu verteidigen waren, haben den Glauben an die Integrität der Journalistik erschüttert." In Summa: auch er und sein Buch entgehen dem Schicksal aller Gemäßigten nicht!



Das Testament eines Deutschen.

as Streben der modernen Welt, von Zeit zu Zeit die Gesetze ihrer Entwicklung zu prüfen und eine geschichtsphilosophische Theorie zu bilden, aus welcher auch die Gestaltung der Zukunft erkennbar wird, kann nur dem flüchtigen Urteil als eine starke Seite unsrer Kultur erscheinen. Nicht der freudigen Sicherheit entspringt es, mit der ein rüstiger Wanderer von erklommener Höhe weit in die Runde schaut; es gleicht vielmehr der Ängstlichkeit, mit der ein des Weges unsicherer nach Wegweiser und Markstein späht, und wer Skeptiker sein will, mag die Ansicht verteidigen, daß durch solches Umschauen und Abwägen mehr verloren als gewonnen wird. Freilich werden wir ihm, wenn er sich dabei auf die antike Welt beruft, der diese Art von Selbstbespiegelung fern lag, mit Recht entgegenhalten, das ewig wandelbare System der modernen Kulturstaaten sei nur mit starkem Vorbehalt der geschlossen nationalen Form antiker Bildung zu vergleichen. Aber zugeben müssen wir doch, daß diese letztere den unermeßlichen Vorteil einer thatkräftigen Unbefangenheit besaß. Uns ist im Sturme einer neuen Zeit, die mit dem Eintritt des Christentums begann und mit der Überflutung des Römerreichs durch die germanische Welt bleibenden Charakter gewann, jene Zierde verloren gegangen, welche die Jugend der Völker und der Individuen gleichmäßig schmückt. In dem Chaos zerstörter antiker Kultur und zertrümmerten nationalen Lebens, in dem gährenden Element einer neuen Religion ging die unbewußte Harmonie des persönlichen Wollens mit dem nationalen Instinkt unter. Und weil in der Kindheit der Völker, bei dem Fehlen einer begrifflichen und dem Vorwiegen einer bildlichen Auffassung der Welt, auch die geheimnisvollen Mächte, die Leib und Seele beherrschen, zum Abbild nationalen Empfindens und Strebens werden, so mußte auch die fraglose Hingabe des Einzelnen an das Übersinnliche in Gestalt nationaler Gottheiten zu Grunde gehen.

Wir wollen darüber nicht klagen. Klingt gleich aus dem Unbehagen eines zwiespältigen Seelenlebens heraus das Märchen von einem goldenen Zeitalter wie leises Heimweh der Menschen nach einer glücklichen Jugendzeit, so wissen wir doch, daß jene zerstörenden Elemente auch den Keim zu einer höheren Kulturordnung in sich trugen. Der Keim zersprengte die Scholle, die ihn barg, aber er wuchs auch empor. Wir haben ein Recht zu hoffen, daß dereinst unter dem Schutze seiner Äste wiederum ein harmonisches und zugleich ein ferneres Leben erblühen werde.

Bisher freilich, bis hart an die Schwelle unsrer Tage, sind die beiden Richtungen, in denen sich das Dasein der Menschen erschöpft, weiter und weiter

Digitized by Google

auseinander gegangen. Das reale Leben, die Arbeit für die materiellen Grundlagen der Kultur und für die staatliche und gesellschaftliche Ordnung, hat sich schroff von dem religiösen geschieden. Immer von neuem giebt sich das Streben kund, in der mechanischen Anordnung der Dinge ihre einzige Bedeutung zu erkennen. Demgemäß muß an die Stelle der Ehrfurcht, mit der Andersdenkende in der Erscheinungswelt die lückenhaften und vereinzelten Ausprägungen eines Weltgedankens finden, die Bewunderung des Weltmechanismus treten. Ohne Zweifel kann aus dieser Art der Betrachtung ein Gefühl entstehen, das dem religiösen nahe verwandt ist. Dieses Gefühl der Erhabenheit wird um so lebendiger werden, als die auf Zergliederung des Mechanismus bedachte Naturwissenschaft tiefere Einsicht und weiteren Umblick gestattet. Allein so sicher es den Einzelnen über den Wust alltäglicher Empfindung hinaustragen mag, so wenig wird es ihn darüber belehren können, was nun eigentlich der Sinn dieser erhabenen Welt sei, welche Stellung und Aufgabe in ihr der Menschheit und für diese dem einzelnen Menschen zufalle.

Nun ist es eine kindliche Meinung, es könne jemals in einer Weltanschauung ein Arkanum gegen das Überwuchern der niedern Triebe, der Leidenschaften, der Unsittlichkeit gefunden werden. Man wird deshalb von keinem Sittengesetz fordern dürfen, es müsse Übertretungen unmöglich machen. Aber man wird doch ein jedes verwerfen müssen, dessen Voraussetzungen nicht eines lebendigen und nachhaltigen Eindrucks auf Verstand und Empfindung der Menschen gewiß sind. Denn sittlich handeln heißt: in der Überzeugung handeln, daß die Handlung im Einklange mit der allgemeinen Weltordnung stehe. Aus diesem Grunde hat im Laufe der Jahrtausende noch jeder Sittenkodex seine Berechtigung und seine Kraft in der Anlehnung an ein metaphysisches Prinzip gesucht, sei es in der Form der Offenbarung oder in der des philosophischen Gedankens, und nur durch solche Anlehnung kann ein künftiges Sittengesetz Wert und Dauer gewinnen. Freilich nicht, weil die Menschheit der Offenbarung bedarf, sondern weil sie nur so gewiß ist, daß ein gesetzmäßiges Handeln zugleich auch ein sittliches, das heißt mit der Weltordnung übereinstimmendes sein werde. Diese Gewißheit kann aber nur dann zu einer bleibenden werden, wenn jeder Einzelne an sich selbst erproben kann, daß jene über Stellung und Zweck des Menschen Auskunft gebenden metaphysischen Gedanken auch s e i n Empfinden und Wollen kräftig anregen, weil sie seinem denkenden Verstande als eine widerspruchslose und umfassende Anschauung des Übersinnlichen erscheinen. Darin hat ja von jeher der Schwerpunkt anthropomorpher Anschauungen vom Wesen dieses Übersinnlichen gelegen, daß es auch dem einfachen Verstande faßlich war, und nur solange sind solche Anschauungen fruchtbar und deshalb gerechtfertigt, als auch der einfache Verstand in ihnen nichts Widersprechendes entdeckt.

Wer unter diesen Voraussetzungen in die Gegenwart blickt, sieht kein erfreuliches Bild. Je gewisser die mächtige Entwicklung der realen Lebenselemente

seit zwei Jahrhunderten Zeugnis von der ungebrochenen Kraft unsers Volks ablegt, um so aufrichtiger ist es zu beklagen, daß es nicht hat gelingen wollen, das religiöse Bewußtsein in der Gesammtheit der Nation lebendig zu erhalten. Durch ein vorurteilsloses Zusammengehen mit der wissenschaftlichen Arbeit hätte eine sittliche — sit venia verbo — einerseits die Ideen über das Jenseitige aus der mittelalterlichen Form erlösen und zu lebendiger Wirkung erneuern können und andrerseits die Wissenschaft von der Natur und vom Menschen vor einseitig mechanischer Auffassung ihres eigenen Gegenstandes fernhalten müssen. Anstatt dessen ist die Reformationsidee, die befreiendste seit fast zweitausend Jahren, in ihrer Entwicklung verkümmert und verflacht, die Weltanschauung sehr weiter Kreise ist, von den Erfolgen des Atomismus berauscht, zur Leugnung jedes nicht unmittelbar sinnlich faßlichen Elements in der Naturerklärung geschritten, und in gerechter Besorgnis vor den Folgen dieser Anschauungsweise ist von gutgesinnten, aber nicht vorzugsweise klarsehenden der Versuch, der hoffnungsloseste von allen, gemacht worden, durch geflissentliche Stärkung konfessioneller Anschauungen die allgemein religiösen zu retten.

Nur durch eine Kritik des naturwissenschaftlich-mechanischen Standpunktes, welche die Lückenhaftigkeit seiner Voraussetzungen, die Mangelhaftigkeit seiner Schlüsse bloslegt, läßt sich ein fester Boden für die Neugestaltung religiösen Lebens gewinnen. Das alte Wort des Epikur, daß die Götter in den Zwischenräumen der Welt wohnen, hat ein moderner Forscher dahin geändert: in den Zwischenräumen unsrer Erkenntnis der Welt. Und nichts kann treffender sein. Wenn ein Prinzip von so außerordentlicher Faßlichkeit, von so unwiderstehlicher Anwendbarkeit wie das mechanisch-atomistische nicht nur an vielen entscheidenden Punkten auf unlösbare Widersprüche gerät, sondern im Verlauf seiner Anwendung selbst zur Verflüchtigung seines eignen Begriffs führt, so darf man mit Sicherheit schließen, daß es unbeschadet seines Herrscherrechts im Gebiete der sinnlichen Natur doch den Zusammenhang der Dinge nicht aus seinem letzten Grunde, der ja notwendig ein einheitlicher sein muß, verständlich macht. Es gilt innerhalb der sinnlichen Welt nach einer übersinnlichen zu suchen, und es sind Gründe genug vorhanden, welche uns annehmen lassen, daß die Gesammtheit der unserm Begreifen zugänglichen Dinge nur das Bruchstück einer umfassenderen Ordnung ist. Die Gesetze, die für den Teil gelten sollen, müssen freilich auch für das Ganze gelten; wie sollten wir sonst der Hoffnung leben, jemals ahnen zu können, ob eine und die andre Teilerscheinung dem Sinne des Ganzen zuwiderläuft oder entspricht? Aber dem Blicke, der nur bis an die Grenzen des Teils reicht, erscheinen auch die Gesetze dieses Theils anders als dem vom Mittelpunkte des Ganzen ausgehenden; überall sieht er gerade die Punkte in falscher Perspektive, in denen der Teil mit dem Ganzen zusammenhängt.

In dem, was sich innerhalb des Teils über das Ganze denken läßt, muß der Mensch einen Anhaltepunkt für seine eigne Bedeutung und dementsprechend

eine Richtschnur für sein Verhalten gegen den übrigen Inhalt des Teils, für sein sittliches Verhalten gewinnen. Und so gewiß von den einfachen Verhältnissen der rohesten Stämme bis zu dem unendlich bereicherten Leben der Gegenwart die Gedanken der Menschen über das Übersinnliche das bestimmende Zentrum für alle Richtungen ihrer Kultur gebildet haben, so gewiß muß für die Geschlechter unsrer Zeit eine Ausgestaltung des metaphysischen Gedankens gefunden werden, die den Ansprüchen des Philosophen wie denen des Arbeiters genügt. Wollen wir unser Volk vor den Stürmen bewahren, die ein entfesselter Kultus der Interessen der eignen Person mit sich bringt, so ist es gut, zeitig den Gedanken hochzuhalten, daß der Einzelne sich der Allgemeinheit nicht bloß in der Erfüllung staatlicher Gesetze unterzuordnen hat, sondern in seinem ganzen Wollen, in der Führung seines Lebens, in der Gestaltung seines Lebensideals.

Die vorstehenden Erwägungen haben uns mitten in den Gedankengang eines Buches geführt, in dem alles, was wir uns nur anzudeuten erlauben konnten, ausführlich und in anregendster Weise entwickelt ist. Aus dem Nachlasse von K. Chr. Planck ist als Testament eines Deutschen eine „Philosophie der Natur und der Menschheit" erschienen, der wir die nachhaltigste Beherzigung wünschen.*) Nicht freilich, als sei nur zu loben. Schon der erste Teil des Buches ruft energischen Widerspruch hervor. Er enthält den Versuch, der modernen Atomlehre eine Ansicht über das Wesen des Realen entgegenzusetzen, welche als einfachsten Ausdruck desselben den „stetigen Unterschied eines Ausgedehnten" erkennt. Schon der Beweggrund zu diesem Versuch ist schwer zu begreifen. Sollen wir wirklich den Vorwurf als stichhaltig gelten lassen, daß die Atomlehre, weil sie das Weltall in unzählige für sich bestehende Teilchen zerreißt, den Individualismus, die Eigensucht fördert, die ein Krebsschaden unsrer Kultur ist? Hebt nicht vielmehr die Annahme, daß nicht die Atome für sich, sondern ihre wechselseitige Lage und die von dieser Lage abhängende Wirkung aufeinander das System der Naturkräfte hervorbringt, jede Sonderstellung des Einzelnen auf? Sind nicht alle Besonnenen darüber einig, daß nur der plumpste Materialismus die Atome als eigenschaftsbegabte Körper betrachtet? Liegt nicht in der Nötigung, dieselben rein als Angriffspunkte der Kraft zu denken, gerade die Möglichkeit, über die körperhafte Materie hinauszugelangen? Wir würden einen Schritt zurück thun, wenn wir dem mathematischen Kalkül, der uns im Labyrinth der Erscheinungen am sichersten vor wissenschaftlichen Irrungen bewahrt, durch Aufgebung eines passendsten Substrats den Boden unter den Füßen fortzögen; wir wollen uns mit aller Kraft dagegen wehren, daß ein allgemeines Prinzip früher zur Voraussetzung der Naturwissenschaft gemacht werde, ehe es das Resultat derselben war.

*) Tübingen, Fues, 1882.

Das Aufgebot geistiger Kraft, mit dem gleichwohl hier die ganze Erscheinungswelt zu Gunsten einer unhaltbaren Theorie durchdacht worden ist, findet ihr Seitenstück in der Sorgfalt, die im dritten Teile des Werks auf dem Grunde einer neuen Weltauffassung das Gebäude einer künftigen Zivilisation errichtet. Mag manche unausführbare Idee, manche Unter- und Überschätzung einzelner Gebiete menschlichen Kulturlebens mit unterlaufen, so ist doch das Prinzip, eben jene grundlegende neue Auffassung, ohne Zweifel berechtigt und wahr.

Indem die Religionsübung früherer Jahrhunderte das jenseitige Leben in einen schroffen Gegensatz zu dem irdischen als einem niedrigern und unreinen stellte, hat sie dessen Entwicklung durch eine sehr lange Zeit gehemmt. Die Folge war naturgemäß eine vom religiösen Gedanken gänzlich abgekehrte Ausbildung des Diesseits, sobald die Anregung dazu durch andere Umstände gegeben war. Daran krankt unsere Zeit, und es gilt nun, in der oben angedeuteten Weise die sittlichen Ideen wieder lebendig zu machen und eine Harmonie zwischen den beiden bestimmenden Mächten des Menschenlebens zu gewinnen. Mit ungemeiner Anschaulichkeit sind diese Verhältnisse im zweiten Teile des Werkes dargestellt; vor allem ist die Entwicklung des Gottesgedankens seit den Tagen der alten orientalischen Weltreiche so klar und tief, daß wir ihr kaum etwas an die Seite zu stellen wüßten; was trotzdem etwa noch zu erinnern ist, berührt die Hauptsache nicht. Daß von dem Zwiespalt modernen Lebens auch unsre Kunst angekränkelt ist, muß leider zugegeben werden; nur sind die höchsten Blüten derselben doch gesund. Auch einem neuen Zeitalter wird es schwerlich gelingen, das Ringen des Menschen zur Einheit mit sich selbst erschütternder und in reinerer Schönheit darzustellen, als wie es im „Faust" geschehen ist, die Welt der Töne zum Preise rein menschlicher Empfindung ergreifender erklingen zu lassen als im „Fidelio." Gerade diese beiden wollen im Sinne Plancks die Durchdringung des Menschen von den übersinnlichen Mächten und die Aufopferung des Ichs im Dienste der Menschheit. Auch das Urteil über Kant entspringt wohl einer einseitigen Auffassung. Das Ding an sich, das hinter der Erscheinungswelt liegt, involvirt doch in der That keine unüberschreitbare Kluft zwischen beiden; ganz im Gegenteil ist durch die Betonung der Subjektivität unserer Erkenntnis eine unlösliche Verbindung zwischen Sinnlichem und Absolutem hergestellt.

Und zum Schlusse noch ein Drittes. Der Traum von einer fernen Zeit ewigen Friedens, zu dem das Leben innerhalb der Nationen nur einen Durchgangspunkt bildet, hat die Menschheit von jeher zu mächtig bewegt, als daß die jetzige Form des Völkerlebens ohne weiteres für unabänderlich gelten dürfte. Allein in irgend absehbarer Zeit wird sich doch eine tüchtige, von den Zwecken der Menschheit durchdrungene Individualität nur entwickeln können, wenn sie vom Marke nationalen Lebens genährt wird. Sicherlich wächst der Einzelne in dem Grade, als sich der Horizont seines Denkens erweitert, über die Schranken

seiner zufälligen Lebensbedingungen hinaus. Aber ein Charakter kann er nur werden, wenn alle die Vorzüge und Schwächen, die als Erbstücke nationaler Entwicklung in ihm liegen, hindernd und fördernd, je nachdem, auf ihn wirkten und von seinem bewußten Willen zum Ausbau seines Lebensplans herbeigezogen wurden. Nur Charaktere aber können handeln, und wo es gilt, die Menschen zu unentwegtem Handeln für das Wohl ihres Geschlechts zu erziehen, ist es vorläufig bedenklich, sie vom nationalen Boden hinweg auf den wenig gefestigten eines allgemeinen Menschheitsideals zu stellen.

Nun ist es soviel des Tadels und des Lobes so wenig geworden. Und doch liegt ein Lob, kräftiger als aller Tadel, in den Zeilen selbst, die wir jetzt beschließen. Was einen Menschen anregen kann, sich über das Höchste, was Kopf und Herz erfüllt, Rechenschaft abzulegen, das ist gewiß von tieferem Wert, als daß es durch Worte des Tadels herabgesetzt werden könnte. Und so möge sich unser Buch nur Leser erwerben, so wird es ihm auch nicht an Freunden fehlen.

Trier. G. Hartung.



Programmmusik, Tonmalerei und musikalischer Kolorismus.

Von Hugo Riemann.

ag der Himmel verhüten, daß jemand im Eifer des Dozirens über Nutzen, Berechtigung und Vorteil des Programms dem alten Glauben abschwören sollte mit dem Vorgeben, die himmlische Kunst sei nicht um ihrer selbst willen da, sie finde kein Genüge in sich, entzünde sich nicht am eignen Gottesfunken und habe nur Wert als Repräsentantin eines Gedankens, als Verstärkung des Wortes! Wenn zwischen einer solchen Versündigung an der Kunst und der gänzlichen Ablehnung des Programms gewählt werden müßte, dann wäre unbedingt vorzuziehen, eine ihrer reichsten Quellen eher versiegen zu lassen, als durch Verleugnung ihres Bestehens durch eigene Kraft ihren Lebensnerv zerschneiden zu wollen. Das Gefühl inkarnirt sich in der reinen Musik, ohne wie es bei seinen übrigen Erscheinungsmomenten, bei den meisten Künsten und insbesondre bei denen des Wortes der Fall ist, seine Strahlen am Gedanken brechen, ohne notwendig sich mit ihm verbinden zu müssen. Wenn die Musik einen Vorzug vor den andern Mitteln besitzt und der Mensch durch sie die Eindrücke seiner Seele wiedergeben kann,

Digitized by Google

so hat sie diesen Vorzug jener höchsten Eigenschaft zu danken, jede innere Regung ohne Mithilfe der so mannichfachen und doch so beschränkten Formen des Verstandes mitteilen zu können, was diese schließlich doch nur ermöglichen, indem sie unsere Affekte bestätigen und beschreiben. Die volle Intensität der letzteren unmittelbar ausdrücken können sie nicht oder nur annähernd, weil sie gezwungen sind, es durch Bilder und Vergleiche zu thun. Die Musik dagegen giebt gleichzeitig Stärke und Ausdruck des Gefühls; sie ist verkörperte, faßbare Wesenheit des Geistes. . . . Das Gefühl selbst lebt und leuchtet in der Musik ohne bildliche Verkleidung, ohne vermittelnde That, ohne vermittelnden Gedanken. . . . Einzig in der Musik hebt das lebendig gegenwärtige, ausstrahlende Gefühl den Bann auf, welcher mit den Leiden irdischer Ohnmacht unsern Geist belastet.

Hier könnte ich abbrechen, den Namen des Autors dieser weisen und wahren Zeilen darunterschreiben und alles weitere dem Leser überlassen. Ich würde dann schon ungefähr das gethan haben, was ich thun will, nämlich einen Beitrag liefern zur Ausgleichung des Gegensatzes zwischen den Verfechtern der Programmmusik und denen der absoluten Musik. Ist doch gerade der Mann der Verfasser jener Worte, den man als den Vertreter der extremsten Richtung der Prögrammmusik anzusehen gewohnt ist — Franz Lißt.*) Wenn ich dennoch diesen Aussprüchen des von seinen Anhängern ebenso glühend verehrten wie von seinen Feinden verunglimpften Meisters einige spezialisirende Gedanken nicht über die absolute, sondern über die darstellende Musik folgen lasse, so geschieht dies hauptsächlich, um die in der Überschrift genannten Begriffe, die vielfach konfundirt werden, schärfer zu unterscheiden und besonders den letzten bisher weniger beachteten dem Gemeinbewußtsein näherzurücken und ihn in die ästhetische Terminologie einzuführen.

Von jeher hat das Kolorit in der Musik sogut eine Rolle gespielt wie in der Malerei. Selbst in der unisonen, unbegleiteten Vokalmusik der ältesten Zeiten konnte es nicht unbeachtet bleiben, daß derselbe Gesang ganz anders klingt, wenn er von einer Baßstimme statt von einer Tenorstimme, oder wenn er von einer Frauenstimme statt von einer Männerstimme vorgetragen wird, ja daß die verschiedene Klangfarbe des tiefen und hohen Registers derselben Stimme dem Kolorit einen bedeutsamen Anteil an der Wirkung des Gesangsvortrags anweist. In neuester Zeit tritt aber die Verwertung des ästhetischen Eindrucks der Klangfarben in einer Weise in den Vordergrund, daß man berechtigt ist, vom Kolorismus als einer ausgeprägten Kunstrichtung unsrer Tage zu reden. Daß durch die damit bewirkte Verfeinerung des musikalischen Farbensinns und die erhöhte technische Beherrschung der Farbengebung der Kunst ein

*) Berlioz und seine Harold-Symphonie. Heft 35 und 36 der „Sammlung musikalischer Vorträge“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1881). Abdruck aus dem 4. Bande der Gesammelten Schriften von Franz Lißt (herausgegeben von L. Ramann).

Digitized by Google

wesentlicher Fortschritt, ein wirklicher Zuwachs zu Teil werden muß, möchte wohl nur blinde Voreingenommenheit leugnen. Andrerseits muß aber aufs ernstlichste vor der Gefahr des Kolorismus gewarnt werden: nur zu leicht wird über der schimmernden Hülle die Geringwertigkeit des Kerns übersehen, den sie birgt, nur zu leicht täuscht die glänzende Gewandung über die schlotterigen, kraft- und saftlosen Formen, die sie bekleidet. Ein künftiger neuer Klassizismus, der die Errungenschaften des Kolorismus assimilirt und absorbirt, wird erst den vollen Wert desselben offenbaren. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß die Gegenwart Kunstgebilde von tief ergreifender ästhetischer Wirkung hervorbringt; aber diese Wirkung beruht, wie man bei näherer Betrachtung kaum leugnen wird, vielfach auf der einseitigen Ausbeutung und meisterlichen Beherrschung eines einzelnen Darstellungsmittels, eben des Kolorits. Diese einseitige technische Meisterschaft ist aber ohne allen Zweifel als eine Art Virtuosentum zu bezeichnen; beim Kolorismus in der Malerei ist man darüber längst im klaren — in der Musik scheint man es bisher noch nicht recht bedacht zu haben.

Um zunächst den Begriff des musikalischen Kolorismus durch ein lebendiges Beispiel zu illustriren, sei an Brahms' „Rhapsodie“ (Fragment aus Goethes „Harzreise im Winter“) erinnert, die für Altsolo, Männerchor und Orchester geschrieben jedem, der sie gehört und verstanden, als ein Nachtbild menschlichen Empfindens erinnerlich ist, wie es düstrer kaum gedacht werden kann. An dieser Wirkung hat die Wahl der Klangfarben einen sehr bedeutsamen Anteil, der elegische Klang der Solo-Altstimme, den nirgends der helle Klang des Soprans aufhebt, die gesättigte, aber gedämpfte Fülle der Männerstimmen, denen nur die tiefere Hälfte des Tongebietes zu Gebote steht, die auf tiefe Lagen beschränkte Behandlung der Streichinstrumente — ich denke, die düstere Stimmung ist allein schon durch diese Instrumentirung gegeben, und der Komponist hat mit dem übrigen halbe Arbeit. Daß ein Pfuscher trotz der raffinirtesten Wahl der Instrumente und Stimmcharaktere die Stimmung doch noch verfehlen könnte, soll nicht bestritten werden; es ist aber interessant, zu verfolgen, wie herrlich bei Brahms das Kolorit mithilft.

Dieses Rembrandtsche Helldunkel ist jetzt sehr in der Mode; und wenn auch nicht jeder ein Rembrandt ist wie Brahms, so verfehlt doch die Anwendung des fahlen Lichtes allein schon nicht einen gewissen Effekt hervorzubringen, der bei den speziellen Freunden des Kolorismus Erfolg bedeutet. Was wir bei näherer Betrachtung in diesem Dämmerlichte zu erkennen vermögen, die Sujets dieser Tonbilder, sie sind oft herzlich unbedeutend, und doch — ein interessantes Werk! ein bedeutendes Werk! hören wir hier und dort und gerade von seiten derer, welche mit ihrem Urteil auf der Höhe der Zeit zu stehen scheinen, aussprechen. Und wahrhaftig, man kann ihnen nicht ganz Unrecht geben. Es ist auch interessant, zu sehen, was sich allein durch das Kolorit machen läßt. Ich will nicht weiter spezialisiren, kein Beispiel mehr anführen. Das Brahmssche

Werk habe ich nur zur vorläufigen Erklärung des Begriffs erwähnt. Da es sich um eine Signatur unsrer Zeit handelt, um Hervorhebung einer herrschenden Richtung, so wird unschwer jedermann erkennen, wo der Kolorismus auf ihn wirkt, und wo die thematische Gestaltung. Denn das ist ja die Kehrseite der Medaille, daß die Koloristen, die Meister oder Jünger und Lehrlinge, welche dem Ideale origineller Farbengebung nachjagen, darüber die Hauptsache leicht aus dem Auge verlieren, die Erfindung prägnanter Themen, die sichere Zeichnung der Figuren, welche sie zu beleuchten haben.

Je nach dem in Bewegung gesetzten Apparat ist das Gebiet des Kolorismus ein beschränkteres oder weiteres; am weitesten dehnt es sich natürlich da aus, wo ein Ensemble vieler Instrumente zusammenwirkt, also in der Komposition für Orchester oder für Singstimmen oder Soloinstrumente mit Orchester. Die Kunst der Instrumentation im modernen Sinne ist nicht die des rechten Gebrauchs der Instrumente in Hinsicht auf ihren Tonumfang und ihre Technik, sondern die der rechten Ausnutzung ihrer eigenartigen Klangfarben, ja der verschiedenen Klangfarben ihrer einzelnen Register. Die Beschränkung auf ein oder wenige Instrumente zieht die Grenzen eng und weist dem Kolorismus besonders die Ausnutzung der Klangverschiedenheit der Register desselben Instrumentes zu. Bei der Orgel bedeutet das noch immer sehr viel, denn sie ist thatsächlich eine Kombination einer großen Anzahl von Blasinstrumenten verschiedener Klangfarbe; die Kunst der Registrirung ist die Kunst des Kolorirens. Vom dumpfen Ton der Hohlflöten oder dem ätherischen der Äoline bis zum fast schreienden der Posaunenstimme — welch ein Abstand! Dem Klavier ist durch die Verschiebung oder die allmählich veraltende Dämpfung, den Streichinstrumenten durch Aufsetzen der Sordinen, den Hörnern durch Stopfen die Anwendung wirklich verschiedener Klangfarben ermöglicht. Aber selbst ohne diese Veränderungen der natürlichen Töne der Instrumente hat der Kolorismus noch ein weites Feld. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der einzelne Ton schon vermöge seiner Tonhöhe eine eigne ästhetische Qualität besitzt. Je höher oder je tiefer ein Ton ist, desto intensiver wirkt er durch seine absolute Tonhöhe; die geringste Charakteristik haben die Töne mittlerer Lage. Daß solchergestalt die Tonhöhe selbst als koloristisches Element wirkt, bewies uns bereits das Beispiel der Brahmsschen Rhapsodie. Hoch ist hell, tief ist dunkel. Man muß wohl die ästhetische Wirkung der absoluten Tonhöhe zurückführen auf die Wirkung von Steigen und Fallen der Tonhöhe: das hohe wirkt wie das gestiegene, das tiefe wie das gefallene, ähnlich, wie wenn von dem Niveau mittlerer Tonhöhe zum hohen erst emporgestiegen, zum tiefen erst hinabgestiegen wäre. Das gilt wieder für den besonderen Umfang jedes Instrumentes. Die höchsten Töne des Horns fallen in die Mittellage des gesammten Tongebietes, wirken aber ästhetisch nicht als mittlere, sondern als hohe; umgekehrt wirken die tiefsten Töne der Flöte, welche ebenfalls in die Mittellage reichen, als entschiedene tiefe Töne. Vielleicht spricht zur vollen Em-

Digitized by Google

pfindung dieser Wirkungen eine Kenntnis der Eigenart der Instrumente ein Wort mit; doch ist nicht zu leugnen, daß der Klang der tiefsten Flötentöne besonders dumpf, der der höchsten Horntöne besonders hell ist.

So kommen wir denn schließlich dahin, auch auf dem Klavier oder im Ensemble der Streichinstrumente von der Mitte des Gesammtumfangs eine nach beiden Seiten zu sich steigernde Charakteristik der Höhenlage, d. h. ein entschieden koloristisches Element zu finden, und es darf uns nicht wundern, wenn wir in der jüngsten Strömung der tondichterischen Thätigkeit einer besondern Vorliebe für die Ausbeutung der höchsten und tiefsten Tonlage begegnen. Nicht als ob das etwas absolut neues wäre; Beethoven, der so gern als der Stammvater der charakteristischen Tendenzen herangezogen wird, hat gelegentlich hervorragende Effekte erzielt durch das dumpfe Murmeln in den tiefsten Baßregionen oder das zarteste Weben im höchsten Diskant — aber erfunden hat er's so wenig, als er es etwa bereits zur Manier ausgebildet hat; es tritt bei ihm hervor als gelegentliche Bethätigung des universellen Genies auch nach dieser Richtung. Dagegen gehe man die Klavierwerke Lißts durch und frage sich, wie enorm das koloristische Element sich seit Beethoven fortentwickelt hat. Jetzt ist es Manier geworden, und der ruhige Gesang, die kraftvolle thematische Gestaltung in mittlerer Tonlage erscheint oft genug als Folie für die sichere Wirkung der Kontraste besonders hoher und besonders tiefer Tonlagen. Wer wollte dem Meister einen Vorwurf machen, der es verstand, durch wiederholte bewußte Verwendung diese eigentümlichen Wirkungsmittel ihrem Werte nach hervorzuheben? Für die koloristische Instrumentation des großen Orchesters wurde besonders Berlioz bahnbrechend, nachdem die bei Haydn und Beethoven bemerkbaren koloristischen Tendenzen bei den Epigonen ins Stocken geraten waren und ein mehr oder minder schablonenhafter Schematismus Platz gegriffen hatte; die Einführung neuer Instrumente, die Ausnutzung des vollen Umfangs und aller Nüaneen der Tongebung der bisher gebräuchlichen behufs Gewinnung einer möglichsten Fülle verschiedener Klangfarben wurde von ihm — wohl zuerst — zum Prinzip erhoben und systematisch durchgeführt. Seit Berlioz und Lißt ist der Kolorismus Dogma, und Berlioz sowohl wie Lißt waren es auch, welche das koloristische Virtuosentum schufen und auf dem gefährlichen Wege vorangingen, auf eigentlich thematische Gestaltung mehr oder minder Verzicht zu leisten, wo sie durch originelles Kolorit dem genießenden Geiste Beschäftigung boten. Auf diesem Wege haben sich zahlreiche Nachahmer gefunden; es ist nicht nur das Programm, was die von den genannten ohne Zweifel genialen und schöpferischen Meistern inaugurirte Richtung kennzeichnet; gar viele jedwedes Programms, wenigstens jedes übergeschriebenen entbehrende Instrumentalwerke, besonders auch Kammermusikwerke, gehören ebenso unzweifelhaft der Berlioz-Lißtschen Richtung an, wie die symphonischen Dichtungen und Charakterstücke mit Titeln. Was sie als dieser Richtung angehörig kennzeichnet, ist eben jenes Ersetzen natürlicher thematischer Entwicklung, überhaupt

eigentlicher Themen, durch ein Spielen mit Wechseln der Klangfarben, dessen innere Berechtigung man oft genug anzuzweifeln Ursache hat. Neben dem Wechsel hoher und tiefer Tonregionen, finsterer und heiterer Klänge, ist es der schroffe Wechsel der Dynamik und der Bewegungsart, was das Interesse beschäftigt. Das Donnern und Brausen auf der einen, das Lispeln und Säuseln auf der andern Seite sind nicht mit Unrecht sprichwörtlich als karikirende Terminologie für diese Art von Musik, die wohl vortreffliche Klangwirkungen, aber keine eigentlichen Gedanken aufzuweisen hat. Man suche nicht dieses harte Urteil — dessen Schroffheit unerläßlich ist, wenn der Thatbestand einmal ernstlich klar gemacht werden soll — durch den Einwurf zu entkräften, daß der Begriff des Themas doch schließlich ein sehr vager sei, und daß Themen doch auf alle Fälle sich aus höheren und tieferen Tönen zusammensetzen und daß der Wechsel der Dynamik und der Bewegungsart integrirende Faktoren aller musikalischer Gestaltung seien; dermaßen steckt die Erforschung der Gesetze der Melodiebildung und des Aufbaus musikalischer Gedanken nicht mehr in den Kinderschuhen, daß man ernstlich hohles Passagenwerk und lärmende Arpeggien, zwischen denen wie Oasen winzige Motive ohne Lebenskraft auftauchen, für Themen ausgeben dürfte, würdig neben die Grundsäulen der Werke unsrer Klassiker und Romantiker oder wohl gar über dieselben gestellt zu werden. Es ist wahr, jene kurzen, seufzerartigen Motivchen, welche die Stelle singender zweiter Themen vertreten sollen, bringen an ihrer Stelle einen guten Effekt hervor, obgleich sie, aus dem Zusammenhange herausgerissen und neben ein Beethovensches oder Schumannsches Thema gestellt, nichtig und unsäglich embryonal erscheinen — Keime, aus denen etwas werden könnte, die aber leider nicht zum Keimen kommen. Jener gute Effekt ist aber wie gesagt der der Oase in der Wüste, des Hafens nach dem Sturm; nachdem man genügend lange ruhelos hin- und hergeschleudert worden, dankt man dem Himmel für den Moment der Ruhe — eine Kontrastwirkung, weiter nichts. Diese Art zu komponiren ist billig, sie setzt nur eine, nicht gerade ohne Übung, aber doch ohne strenge Arbeit zu erwerbende Kenntnis der Effektmittel voraus, einige Routine im Mischen der Farben auf der Palette; diese Scheinkünstler, welche eine gestaltlose Phantasie als ein Kunstwerk hinstellen, das die Erzeugnisse einer hohen Blüteperiode wahrer Kunst in Schatten stellen soll, vermögen vielleicht nicht, ein schlichtes Lied mit einigem Geschick zu komponiren.

Vielleicht gehe ich zu weit — desto besser! dann möge man es als meine Absicht ansehen, durch Übertreibung die Gefahr des betretenen Weges desto abschreckender darzustellen. Ich gestehe aber, oft genug durchaus den geschilderten Eindruck empfangen zu haben durch Werke, welche von der Kritik (wer ist freilich die Kritik?) und von den Fanatikern der neudeutschen Richtung mit Begeisterung aufgenommen wurden.

Das Kolorit ist ein höchst schätzbares, ein unentbehrliches Wirkungsmittel der Kunst; aber es darf nicht Selbstzweck, nicht die glänzende Hülle des Nichts

werden. Das Kolorit als bewußte, zweckvolle Farbenmischung ist zwar ein notwendiger Bestandteil der Detailausführung eines jeden Kunstwerkes; es gelangt aber zu erhöhter Bedeutung — ohne doch aber wirklich Selbstzweck zu werden — in der Tonmalerei. Diese ist alt. Schon die antike Welt kannte sie. Es ist uns überliefert, daß Sakadas, der um 585 v. Chr. dem Solo-Flötenspiel Gleichberechtigung mit den andern Künsten bei den pythischen Preiskämpfen in Delphi verschaffte, den Nomos Pythios komponirte, welcher den Kampf Apollons mit dem Drachen Python ohne gesprochenen oder gesungenen Text rein musikalisch darstellte. Clement Jannequin stellte um 1550 in vierstimmigen Chansons eine Schlacht (La battaille), Vogelgesang (Le chant des oiseaux), eine Hirschjagd (Chasse au cerf), zweimal eine Hasenjagd (Chasse au lièvre), den Gesang der Lerche (L'alouette), der Nachtigall (Le rossignol) u. a. dar. Auch sein Zeitgenosse Matthias Herrmann lieferte ein musikalisches Schlachtgemälde (Battaglia Taliana) und Nicolaus Gombert, ein andrer berühmter Meister derselben Zeit, gab ähnliche charakteristische Stücke. Die Charakteristik dieser Werke beruhte aber mehr auf direkter Nachbildung von Naturlauten, und das Kolorit spielte nur eine untergeordnete Rolle. Weiter ging schon Orazio Vecchi, der in seiner Veglie de Siena (1604) geradezu Stimmungen zum Objekt seiner Komposition macht und z. B. L'humor grave (Ernst), L'humor allegro (Frohsinn), L'humor dolente (Trauer), L'humor melancolico (Trübsinn) 2c. darzustellen suchte. Während im sechzehnten Jahrhundert die Instrumente überwiegend als Ersatz oder als Verstärkungsmittel der Singstimmen betrachtet und behandelt wurden und die für Singstimmen geschriebenen Werke vielfach mit dem Zusatz erschienen: „für Singstimmen oder Instrumente aller Art," ja selbst ein Johannes Gabrieli (gestorben 1612) seinen Sonaten (1615 erschienen) noch die Anweisung gab: per sonare con ogni sorte di instrumenti, und man zur Ausführung vierstimmiger Stücke bald vier Posaunen bald vier Bomharte oder vier Streichinstrumente 2c. nahm, eine eigentliche Instrumentalmusik aber nur für Laute, Klavier und Orgel sich zu entwickeln begann, finden wir zuerst in den musikdramatischen Versuchen der Florentiner leise Ansätze zur charakteristischen Verwendung der Klangfarben der Instrumente und bei Monteverde bereits eine durchgeführte bewußte Verwertung des neuen Elements. Orpheus (im Orfeo, 1608) klagt unter Begleitung von Baßviolen, der Gesang Plutos wird dagegen durch vier Posaunen verstärkt, der Chor der Geister durch zwei kleine Positive (Orgeln mit Flötenstimmen). Die italienischen Nachfolger Monteverdes nivellirten den Gebrauch der Orchesterinstrumente wieder durch fast ausschließliche stereotype Beschränkung auf die Streichinstrumente; in der neapolitanischen Schule (Scarlatti, Durante 2c.) wurde der bel canto, der verzierte Gesang bald derart Hauptsache, daß das Instrumentale mehr und mehr wieder in den Hintergrund trat und selbst die rein instrumentalen Nummern (Symphonien und Ritornelle) sich vom Vokalsatze nicht zu emanzipiren vermochten. Erst in dem Franzosen Rameau

(1682—1764) erstand wieder ein Förderer der Kunst der Instrumentation und ein zum Teil sehr kühn wagender Tonmaler. Um dieselbe Zeit (in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts) breiteten die beiden Tonriesen Händel und Bach ihren Ruhm aus; wie alle großen Genies nutzten diese alle Darstellungsmittel der Kunst und wurden so auch hervorragende Förderer des instrumentalen und vokalen Kolorismus. So gelangte bereits ein stattliches Erbe auf Haydn, Mozart und Beethoven, das sogleich durch den ersten derselben außerordentlich erweitert wurde, indem dieser das Zusammenspiel der Orchesterinstrumente zu einem Dialog charakteristisch unterschiedener Individuen umgestaltete. Doch blieb immer noch ein weiter Sprung selbst von Beethoven bis zu Berlioz und Lißt. Die Fähigkeit der Musik, die Wirkung des Wortes und der Handlung intensiver zu gestalten durch direkte Übermittlung der Empfindungen der Beteiligten an die Zuhörer, hatte die Kunstgattung der Oper und des Oratoriums zu hoher Bedeutung entwickelt; die Musik hatte dabei gelernt, sich dem äußern Gang der Handlung derart anzuschmiegen, daß sie mit Recht als illustrirend bezeichnet werden muß und der Gedanke schließlich kommen mußte, durch die Musik allein eine ganze Handlung darstellen zu wollen. Wir sehen ja, daß schon die alten Griechen einmal so weit gekommen waren. Welch ein Abstand mag freilich bestehen zwischen Lißts Faustsymphonie oder Berlioz' Symphonie phantastique und der pythischen Weise des Sakadas, die uns leider nicht erhalten ist. Der Zweck, das Hauptprinzip ist dasselbe, aber zwei Jahrtausende und vier ganz besonders schnellschreitende Jahrhunderte (von 1485 bis heute) haben die Darstellungsmittel der Kunst enorm vervielfältigt. Ob nicht die Fähigkeit unserer Seele, die Intentionen der Komponisten zu verstehen, sich rückwärts statt vorwärts entwickelt hat, ist freilich eine andre Frage. Es ist noch nicht so gar lange her, daß ein verminderter Septimenakkord zum Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes hinreichte; wer weiß, ob uns nicht heute der Kampf Apollons mit dem Drachen als eine monotone Psalmodie oder lustige Tanzweise erscheinen würde?

Hanslick*) leugnet kategorisch die Fähigkeit der Musik, etwas darzustellen. Daß er darin etwas zu weit gegangen, dürfte allein schon aus dem Umstande zur Genüge hervorgehen, daß die Musik, welche etwas darstellen soll, nicht ein vorübergehendes Experiment der neuesten Zeit, sondern ein von jeher mehr oder minder kultivirter Kunstzweig ist. Denn daß z. B. ein Tonstück, das den Gesang der Vögel nachahmt, diesen selbst vorstellt oder darstellt, nicht aber etwa seinen Eindruck auf den Menschen, bedarf wohl keines Nachweises. Eine andre Frage ist es, wie weit die Darstellungsfähigkeit der Musik reicht und ob sie wirklich vermag, einem detaillirten Programm gerecht zu werden? Daß es nicht spezielle Aufgabe der Musik ist, etwas darzustellen, habe ich bereits früher einmal in diesen Blättern nachgewiesen**); übrigens hat der Mann, welcher für

*) Vom Musikalisch-Schönen (1854, 6. Aufl. 1881).

**) Das formale Element in der Musik. Grenzboten 1880, III. Quartal, S. 288 ff.

Digitized by Google

die Gegner dieser Ansicht die höchste Autorität ist, in dem an die Spitze dieser Zeilen gesetzten Ausspruche sein gleichlautendes Votum deutlich genug formulirt.

Hanslick nennt unter den Beispielen, die er in seinem epochemachenden Buche für die Tonmalerei giebt, das Fallen der Schneeflocken und bemerkt dazu, daß man dasselbe musikalisch nur dadurch malen könne, daß man analoge, dem durch dieses Phänomen hervorgebrachten Gesichtseindrucke dynamisch verwandte Gehörseindrücke hervorrufe. Er konstatirt dafür ein Vikariren des einen Sinnes für den andern. Diese Bemerkung ist äußerst fein und bisher zu wenig ausgeführt worden, auch von Hanslick selbst. Nicht nur der zuckende Blitz, das Flattern der Vögel und ähnliche Erscheinungen, welche nicht selbst Gehörseindrücke von hinreichender Stärke hervorbringen, um durch stilisirte Nachahmung dieser für die Musik verwertbar zu werden, nein selbst Erscheinungen wie das Rauschen des Meeres, das Fallen eines Gegenstandes, der erst beim Aufschlagen ein Geräusch hervorbringt und viele andre nehmen die Nachbildung des Gesichtsbildes zu Hilfe. Das ist in der That gar nichts wunderbares, besonders für die Musik ohne Scene, die von rechtswegen mit geschlossenen Augen angehört werden müßte. Der Vikariren beschränkt sich nicht allein auf Ohr für Auge; auch für den Tastsinn kann das Ohr eintreten; ich erinnere nur an Zerlinens: „Fühlst du, wies klopfet hier?" wo das nachgeahmte Pochen des Herzens doch ohne Zweifel die Wirkung auf Masettos Hand versinnlicht. Wagner geht noch weiter und malt den Duft des Flieders, der eigenartig die Sinne berauscht; oder sollen wir leugnen, daß hier das Ohr für die Nase eintritt? Beispiele für die Geschmackswirkung sind mir zwar nicht bekannt, aber wer will sagen, daß sie unmöglich seien? Angenommen, in einer humoristische Gesangskomposition soll die Wirkung des sauren und süßen Weines zum Ausdruck kommen — würde ein geschickter Tonsetzer auch nur einen Augenblick verlegen sein um die Ausprägung des Unterschiedes von sauer und süß? Das scheinbar Abstruse der Behauptung verliert sich bei näherem Nachdenken gänzlich.

Jede musikalische Nachahmung ist nicht nackte Nachahmung, sondern stilisirte. Wie das zu verstehen sei, müssen wir genauer präzisiren. Das Heulen des Windes ist eine reine Gehörserscheinung und kann durch musikalische Instrumente bis zur völligen Illusion nachgeahmt werden; die Kunst wird es aber vorziehen, die stetige Tonhöhenveränderung durch die stufenweise zu ersetzen, d. h. sie wird Skalen, gleichviel ob chromatische oder diatonische durchlaufen, statt etwa die Violinisten oder Cellisten einfach mit dem Finger auf den tönenden Saiten herauf- und heruntergleiten zu lassen. Das ist Stilisirung, d. h. Beschränkung der Nachahmung durch die Bildungsgesetze der Kunst. Analogien auf dem Gebiete der bildenden Künste sind allbekannt; der Ausdruck stilisiren ist dort ganz geläufig. So wird auch der Gesang der Vögel, wenn er musikalisch dargestellt wird, stilisirt, d. h. die deutlich auffaßbare und harmonisch geregelte Tonhöhenveränderung tritt an Stelle der regellosen. Die Täuschung wird dadurch aller-

dings eingeschränkt, aber sie ist auch nur ein nebensächlicher Zweck. Die wirkliche Nachahmung des Vogelgesangs mag zur Praxis des Vogelstellers gehören oder ein gesellschaftlicher Scherz sein, als Vorwurf der Kunst ist sie nur von untergeordneter Bedeutung. Ebenso verhält es sich mit der musikalischen Nachbildung des Meeresrauschens, bei dem wie angedeutet die Nachahmung des regelmäßigen Wellenschlags eine hervorragende Rolle spielt, während der Gehörseindruck des anhaltenden Rauschens und Sausens zurücktritt. Stilisirung ist es auch, wenn Erscheinungen in verkürzter Form, in zeitlicher Zusammendrängung nachgeahmt werden, wie z. B. der Aufgang der Sonne, der durch Steigen der Tonhöhe ausgedrückt werden kann, wie im „Oberon" durch die harmonischen Schritte der Hörner; die Wirkung ist eine vortreffliche, durchaus entsprechende, obgleich hier in eine beschränkte Anzahl Takte, d. h. in wenige Minuten ein Eindruck zusammengedrängt ist, der in Wirklichkeit vielleicht Stunden, jedenfalls Viertelstunden erfordert. Unter steter Berücksichtigung des Prinzips der Stilisirung, dessen Bedeutung ja nicht zu unterschätzen ist, finden wir also eine reiche Möglichkeit der Naturnachahmung durch die Musik. Die nächstliegenden Mittel der Nachahmung sind:

1. Steigen der Tonhöhe für Aufwärtsbewegung (Emporfliegen des Vogels, Sichaufrichten eines Menschen, Wachsen der Bäume [zusammengedrägt]), Vorwärtsbewegung, Hellerwerden (vikarirend), überhaupt für positive Bewegungsformen.
2. Fallen der Tonhöhe für Abwärtsbewegung, Dunkelwerden, Stillwerden, überhaupt für negative Bewegungsformen.
3. Steigerung der Tonstärke für positive Entwicklungen aller Art.
4. Minderung der Tonstärke für negative Entwicklungen aller Art.
5. Beschleunigung des Tempos (positiv).
6. Verlangsamung des Tempos (negativ).
7. Steigerung der Figuration (positiv).
8. Abnahme der Figuration (negativ).
9. Rhythmische Figuren aller Art zur Nachahmung bestimmter Bewegungsformen (Galopp des Pferdes, Summen des Spinnrades ꝛc.) überhaupt Nachahmung der Schallerscheinungen in nächstliegender, direktester Weise.

Zu diesen Mitteln kommt nun, als gewöhnlich bei der Zusammenstellung derselben übersehen, die Ausbeutung der ästhetischen Wirkung der Klangfarben, des Kolorits. Dieselbe spielt gerade bei der Naturnachahmung eine hervorragende Rolle. Ich habe nicht nöthig, die eigenartige Wirkung jedes Instruments, seiner einzelnen Register und seiner sonstigen Klangmodifikation noch mehr hervorzu heben, als ich bereits gethan. Jede Instrumentationslehre, besonders die von Berlioz, die in Originalausgabe deutsch und französisch, sowie in kleinerer Ausgabe deutsch von Dörffel (1864) erschien, giebt Spezialaufschlüsse in Menge.

Die Wittenberger Pastoralkonferenz.



enn wir unter den vielen im Laufe eines Jahres abgehaltenen Konferenzen in diesen Blättern auf die am 26. und 27. Juni in Wittenberg veranstaltete Pastoralkonferenz aufmerksam machen, so geschieht es, weil dieselbe in der That eine signifikante und erfreuliche Zeiterscheinung ist. Es handelte sich in derselben um eine Kundgebung gegen das Überwuchern der Parteiinteressen unter Betonung der eigentlich pastoralen Aufgaben. Wir möchten dies Unternehmen in jetziger Zeit, welche dem äußersten Parteigetriebe verfallen zu sein scheint, ein Gesundungssymptom nennen und wünschen, daß sich auch auf andern Gebieten, namentlich dem politischen, ähnliche Erscheinungen zeigen möchten.

Es ist nicht zu bestreiten, unser gesammtes öffentliches Leben steht unter der Herrschaft der Partei. Was wahr ist oder falsch, ersprießlich oder unersprießlich, wird weniger durch objektives Urteil oder die Erfahrung, als durch den Parteivorteil entschieden. Nach taktischen Gesichtspunkten verfahren heißt nur zu oft: im Interesse der Partei die Dinge auf den Kopf stellen. Man hat sogar das Axiom, daß jede gute Sache sich durch Gegensätze durchkämpfen müsse — vide Hegels Thesis und Antithesis. In Praxi pflegt der guten Sache dabei die Haut abgeschunden, pflegen viele gute Kräfte nutzlos vergeudet zu werden. Die Entscheidung aber erfolgt — durch Majorität, also darnach, wie die einzelnen Parteien sich, ihren Spezialinteressen folgend, gerade gruppirt haben. Das sind bedenkliche Erscheinungen, die einem Staatsmanne wie Bismarck wohl das Recht geben, von dem Marasmus der Partei zu sprechen und die zersplitterten Kräfte zu wahrhaft nationalem Dienste aufzubieten.

Wenn auf kirchlichem Gebiete das Parteitreiben nur verhältnismäßig enge Kreise in Mitleidenschaft gezogen hat, die Pastoren und eine Anzahl den kirchlichen Fragen nahestehender Laien, so sind die Wirkungen doch nicht weniger beklagenswert als auf dem oben bezeichneten Gebiete. Die Beteiligten, welche gerade in unsern Tagen dringliche und schwierige Aufgaben der Volkserziehung zu erledigen haben, verlieren über dem Streiten nur zu leicht die Klarheit und Weite des Blickes, die Wärme des Willens und den Schwung der That. Es kommt hinzu, daß die Gemeinden, welche die streitigen Punkte absolut nicht verstehen, irre werden, wenn sie lesen, wie diese hervorragende und jene verehrungswürdige Person mit einander Krieg führen. Es muß doch der eine oder andere von ihnen Unrecht haben, sie müssen doch das nicht wirklich sein, wofür man sie gehalten; sonst würden sie nicht so bittere Sachen einander vorwerfen.

In der Provinz Sachsen bestanden seit längerer Zeit die Richtungen der Konfessionellen und der Unirten, Parteien, die ihren Ursprung aus der Be-

kenntnisfrage gewonnen haben. Die ersteren haben seit mehr als drei Jahrzehnten eine Parteiorganisation in der Gnadauer Konferenz angenommen, die letzteren haben im Anfang der siebziger Jahre die evangelische Vereinigung in Halle, die sogenannte Mittelpartei gegründet. Zwischen beide ist die Partei der Positivunirten, die sogenannte Kösener Konferenz getreten, eine Partei, die sich von der letztgenannten mehr durch die Personen der Führer als durch innere Fragen unterscheidet. Diese Parteien haben durch die kirchenpolitische Entwicklung der letzten zehn Jahre reiches Streitmaterial erhalten. Die Organisation der Landeskirche in Preußen und die parlamentarischen Formen der synodalen Verhandlungen forderten zum Disputiren heraus, und ein so schwieriger und komplizirter Gegenstand wie der genannte bot zu vielen differirenden Meinungen Anlaß. Das Schlimmere aber war die Verschärfung der Parteiunterschiede und die gegenseitige Entfremdung der Persönlichkeiten zu einer Zeit, wo die Zusammenfassung aller Kräfte nötig gewesen wäre.

Bereits in der Provinzialsynode des vorigen Jahres brach sich die Erkenntnis Bahn, daß die weitere Verfolgung des eingeschlagenen Weges nicht zum Heile der Kirche gereichen werde, man versuchte, und zwar mit einigem Erfolge, die Klüfte, welche die Synode teilten, zu überbrücken; einen noch besseren Weg hat man in diesem Jahre durch Berufung der Wittenberger Konferenz eingeschlagen, durch das Unternehmen, pastorale Arbeiten zu treiben ohne Rücksicht auf die Partei.

Der bedeutsamste Moment der Konferenz war die Ansprache des Generalsuperintendenten D. Möller, der unter tiefer Bewegung der Anwesenden seinem Hirtenamte gehorchend die Pastoren aus der Zerstreuung zu der eigentlichsten und innerlichsten Aufgabe ihres Amtes zurückrief. Im weiteren Verlaufe wurden denn auch in der geschickt geleiteten Versammlung, nur das geistliche Amt betreffende Themen behandelt. Als bezeichnend möge noch hervorgehoben werden, daß keine Abstimmungen vorgenommen und keine Resolutionen gefaßt wurden mit Ausnahme des einen Beschlusses, daß die Konferenz bestehen und im nächsten Jahre in Eisleben zusammentreten solle.

Wir können den Pastoren, welche entweder in Wittenberg waren oder sonst die Absichten des Unternehmens gefördert haben, die Anerkennung nicht versagen, daß sie in richtiger Erkenntnis der Lage zuerst den richtigen Weg eingeschlagen haben. Die große Mehrzahl der Gemeindemitglieder wird das anerkennen. Dürften wir doch hoffen, daß das gute Beispiel Nachahmung finde — nicht auf kirchlichem Gebiete allein, sondern auch vornehmlich auf politischem. Aber freilich wird der Widerspruch nicht ausbleiben. Es giebt zu viele, die vom Parteikampfe leben oder das Parteischlagwort für bequemer halten als selbständiges Denken und selbständiges Arbeiten. Vor allem sind wir — Deutsche. Aber den guten Willen und den guten Anfang müssen wir loben.

Digitized by Google



Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Aus solchen Betrachtungen ward Ephraim plötzlich dadurch aufgestört, daß ein schlanker Offizier in der eleganten Tracht der österreichischen Husaren am Tische erschien, ohne viel Umstände Flörchens Hand erfaßte, seinen Arm um ihren Leib schlang und mit ihr davon ging zum Tanze. Ärgerlich war für Ephraim dabei hauptsächlich der Umstand, daß Flörchen so gehorsam und folgsam wie ein Lamm aufstand und ging, und daß sogar ein Ausdruck hoher Befriedigung auf ihrem Gesicht zu lesen war. Ephraim konnte sich nicht erinnern, seit den letzten sechs Wochen Flörchens Augen so hell und munter blickend gesehen zu haben. Es fielen ihm, als er hinter dem Paare hersah, zwei Bilder der Belvederegalerie in Wien ein, die einst sein hohes Interesse und schmerzliche Empfindungen in ihm erregt hatten. Das eine stellte den Raub der Sabinerinnen dar. Kraftvolle Jünglinge rissen mit rücksichtslosem Ungestüm die sich jämmerlich sträubenden Mädchen aus den Armen der Eltern und schleppten sie im Triumphe davon. Das andre Bild stellte die Szene dar, wo diese Mädchen zwischen den Schlachtreihen der Römer und Sabiner durch flehentliches Bitten den Rachekampf verhinderten. Sie waren die gehorsamen, liebenden Frauen der athletischen Krieger geworden.

Ein peinliches Gefühl durchdrang seine Brust wie damals, als er die Bilder betrachtete und sich sagte, es wäre hübscher gewesen, wenn die Sabinerinnen ihren Vätern und Brüdern treuer und dem Naturgesetz gegenüber weniger biegsam gewesen wären. Der Anblick dieser schönen Weiber, die vom Haß zur Liebe bekehrt waren, erbitterte ihn. Demjenigen, der nicht selbst ein Athlet war, konnte dieser Lauf der Welt keine Freude machen.

Der schlanke Husar brachte nach längerer Weile die Geraubte zurück und richtete in seinem österreichischen Kavalierdialekt einige Komplimente an sie.

Seine Worte kamen Ephraim entsetzlich albern vor, aber sie schienen Flörchen sehr gut zu gefallen, denn sie dankte mit ihrem besten Lächeln und war von einer Holdseligkeit und Geschmeidigkeit, die ebenfalls seit langen Wochen nicht an ihr zu bemerken gewesen waren. Ephraim that, als achte er nicht darauf, und trank stillschweigend seinen Wein, aber in seinem Innern kochte es.

Ein erbärmliches Geschlecht, eine rauhe Welt! sagte er sich. Man muß euch kaufen oder muß euch bändigen, wahre Liebe, sollte sie bei euch zu finden sein? Es ist nicht der Mühe wert, euch zu besitzen, und der wahre Philosoph wird euch weder heiraten noch verführen. Welch ein Triumph ist es denn, über ein Herz zu siegen, dem ein Schnurenrock mit Gold und ein gewichster Schnurbart ewig gefährlich bleiben?

Flörchen ihrerseits amüsirte sich himmlisch und bemerkte das in sich gekehrte Wesen ihres ernsten Verehrers gar nicht. Noch nie war es ihr so gut geworden. Der österreichische Offizier war ein Graf, wie ihr einer der Diener mitteilte. Seinen Namen hatte sie nicht verstanden, aber das that auch nichts zur Sache, es genügte der Ratstochter das Wonnegefühl, mit einem Grafen getanzt zu haben, der noch dazu ein Offizier, und ein Husar, der sogar über alledem ein schöner Mann war und ihr versprochen hatte, sie noch einmal zum Tanze zu holen. Sie wiederholte sich jedes Wort, das er gesprochen hatte. Alles war höchst witzig und treffend gewesen, und sie hatte stets laut lachen müssen. Er hatte weder von der Gottheit noch der Geometrie gesprochen, sondern ihr mit einem entzückenden ungarischen Fluch versichert, er habe in seinem ganzen Leben noch kein so hübsches Mädchen gesehen wie sie. Er war sehr dreist gewesen, denn im Wirbel des Tanzes hatte er sie geküßt, ohne irgend eine Vorrede zu machen. Aber so viel sie wußte, hatte es niemand gesehen, und wenn er dachte, sie sei so sehr hübsch, war ihm eine solche Kühnheit vielleicht zu verzeihen.

Inzwischen fiel dem Förster, der in eine sehr glückliche Weinlaune gekommen war, die finstere Miene Ephraims auf, und da er ein gutmütiger Mann war, suchte er ihn aufzuheitern. Mit harmlosem Spott traf er aber, ohne es zu wissen, gerade den wunden Punkt dessen, den er trösten wollte, und indem sich in seinen Worten ganz unabsichtlich seine tiefe Ehrfurcht vor dem fürstlichen Hause kundgab, verschärfte er den Zahn, der an des Jünglings Seele nagte. Es schien in des Försters Seele unzweifelhaft festzustehen, daß es auf alle Fälle eine Ehre für ihn und seine Begleitung sei, wenn ein zur fürstlichen Hochzeit geladener Offizier mit Flörchen zu tanzen sich herabließ, und die Naivetät, mit der dies zu Tage kam, machte Ephraim wütend.

Er erhob sich rasch und schlug vor, wieder nach Hause zu gehen. Doch dieser Vorschlag begegnete dem entschiedensten Widerspruch. Den Gmelins wie dem Förster gefiel es sehr wohl im Winkel neben dem Küchengebäude. Der Gartentisch, an dem sie saßen, war schneeweiß gedeckt, und in der Mitte stand ein riesiger bekränzter Kuchen. Wildpasteten, Rinderbraten, Fischsalat, unge-

Digitized by Google

zählte Flaschen Wein standen darauf, und einen solchen Tisch voreilig zu verlassen, erschien allen außer Ephraim als die größte Thorheit.

Was fällt dir nur ein? Warum willst du so bald fort? fragte Flörchen.

Weißt du das wirklich nicht? fragte er mit zuckender Lippe.

Wirklich nicht, entgegnete sie, und damit sprach sie die Wahrheit.

Dann will ich es dir sagen: mir gefällt es nicht, daß du dich von einem beliebigen Menschen zum Tanze fortziehen läßt.

Er bereute, daß er dies gesagt hatte, noch ehe der Ton seiner Worte verklungen war, denn er sagte sich selbst, daß die größte Gelassenheit hier die beste Politik sei, aber es war zu spät. Flörchen hatte nicht die Gabe, ihre Meinungen zu verheimlichen. Sie sagte gerade heraus, was sie dachte, und mit derselben, ihm fast unglaublich erscheinenden Unbefangenheit, mit welcher sie einst ihre zärtlichen Gefühle für ihn gestanden und seine Gegenliebe herausgefordert hatte, mit derselben unverhüllten Offenheit machte sie ihn darauf aufmerksam, daß er kein Recht habe, ihr Vorwürfe zu machen oder ihr etwas zu verbieten oder ihr ein Vergnügen zu rauben.

Da hat das Mädchen Recht, sagte der Förster mit einem ernsten Blick auf Ephraim. Schon längst war ihm das formlose Verhältnis zwischen den beiden ein anstößiges Ding gewesen, und er freute sich der Gelegenheit, dies merken zu lassen.

Ephraim schwieg. Jawohl hatten sie Recht, diese Leute, mit denen er keine Ähnlichkeit hatte, deren Worte und Gedanken ihm so fremd waren wie die seinigen ihnen. Er machte keinen Versuch, sich mit ihnen zu verständigen. Aber in Flörchens Augen war inzwischen eine Thräne aufgestiegen, indem sie überlegte, wie sehr ihr Unrecht geschehen sei von seiten dieses sonderbaren Menschen, der sie durch seine Ansprüche beleidigte. Sie hatte noch manches zu sagen, was sie nicht auf dem Herzen behalten konnte, und stand auf, um den Beleidiger zur Seite zu ziehen.

Du bist sehr unartig gegen mich, Ephraim, sagte sie mit entschiedenem Tone. Du behauptest, ich wäre ein kokettes Mädchen, das sich von einem jeden den Hof machen ließe. Wenn du wirklich Grund dazu hättest, so könnte es doch nur um deswillen sein, daß ich deiner Liebe vielleicht mehr nachgegeben habe, als sich schickt, während du deinerseits nichts gethan hast, um mir das zu entgelten. Du weißt nicht, was ich um dich schon von meinen Eltern, Verwandten und Freundinnen ausgestanden habe. Denn sie sagen mir alle, daß es nicht anständig von mir ist, so viel mit dir umzugehen, während du dir doch offenbar nichts aus mir machst. Denn wärst du nur etwas besorgt um meinen Ruf, so würdest du wohl schon andre Schritte gethan haben. Ich weiß wohl, daß du ein Gelehrter bist, aber so viel Verstand muß auch ein Gelehrter haben, daß er einsieht, man kann ein Mädchen nicht so lange an der Nase herumführen. Die wenigen Jahre, wo man leidlich aussieht, vergehen gar rasch, und

Digitized by Google

nachher sitzt man da, und es findet sich keiner mehr. Ich habe dir natürlich nie ein Wort von so etwas gesagt, weil das weibliche Zartgefühl mir das verbot, aber nun du jetzt einen Ton annimmst, als hättest du obendrein noch über mich zu befehlen, da muß ich es dir doch sagen. Ich bin ganz frei, zu tanzen, mit wem ich will, und wenn noch dazu ein so vornehmer Herr mich auffordert, wäre es ungezogen, es ihm abzuschlagen. Was sollten denn mein Onkel und meine Kousinen davon denken, wenn ich nicht hätte tanzen wollen?

Flörchen hätte wohl noch weiter gesprochen, wenn nicht in diesem Augenblicke wieder die elegante Gestalt des österreichischen Husaren vor ihr erschienen wäre, der sich mit siegreichem Lächeln näherte, um sie zu einem neuen Tanze zu holen. Sie wischte schnell die kleine Spur von Feuchtigkeit aus den Augenwinkeln und drehte sich mit freundlicher Miene ihm zu. Aber Ephraim in seiner Erbitterung trat dazwischen. Er fühlte, daß es zwischen ihm und Flörchen aus sei, aber er wollte doch nicht dulden, daß dieser dreiste Aristokrat ihm das Mädchen gleichsam aus den Armen wegriffe. In seinem Innern schlummerte ein tapferer Ritter. Schon von früher Jugendzeit an hatten seine Träume dem Heldentum gegolten, während er zugleich mit Bekümmernis wahrnahm, daß seine Thaten nichts mit denen der Paladine gemein hatten. Hätte er nur die Stärke und die Hornhaut des Knaben Siegfried gehabt, er hätte mit Riesen gerungen gleich diesem. Aber hier galt es keinem Riesen, hier konnte sich der Paladin in ihm erheben, ohne lächerlich zu werden.

Mein Herr, sagte er in stolzem Tone, zu dem jungen Offizier gewandt, Sie haben wohl die Güte, zu warten. Ich habe mit der Dame noch etwas zu sprechen.

Ich sollte meinen, entgegnete der Österreicher mit überlegenem Lächeln, das Fräulein müßte selbst am besten wissen, ob sie mit mir tanzen oder mit Ihnen sprechen will.

Gewiß, setzte Flörchen hinzu. Ich habe Freiheit, zu thun, was ich will. Wir können mit einander reden, nachdem ich getanzt habe.

Der Österreicher lachte übermütig auf. Das ist ein g'scheidtes Wort. Gehen's, mein Freund, trinken 's derweil ein Glas Bier, das wird Sie beruhigen.

In Ephraims allzu empfindlichem Gemüte tobte bei diesem Zwiespalt, der so mancher stärker besaiteten Natur als ein höchst unbedeutendes Ereignis erschienen sein möchte, ein gewaltiger Sturm, der seine Nerven in fieberische Bewegung brachte. Das Benehmen des treulosen Mädchens erschien ihm so ungeheuerlich, die Lage, in welche er sich dem hochmütigen fremden Manne gegenüber durch sie versetzt sah, so entwürdigend, daß er seine Fassung nicht zu behaupten vermochte. Das hübsche Gesicht des lachend triumphirenden Aristokraten verzerrte sich in seiner Phantasie zu einer teuflisch grinsenden Fratze, die allen Hohn auf ihn niederspie, welchen von jeher das zerstreut lebende Volk, dem er dem Blute nach zum Teil angehörte, unter andern Stämmen hatte er-

Digitized by Google

dulden müssen. Viel zu fein organisirt für die gewöhnliche Berührung des täglichen Lebens und sein eigentliches Leben in Idealen führend, empfand er den Druck der Wirklichkeit wie das Pressen eines grausamen Folterinstruments.

Doch enthielt er sich unter Zusammennahme aller seiner Kraft einer beleidigenden Äußerung und wandte sich mit einem rührenden Tone des Schmerzes, in welchem eine gleichgestimmte Seele die Geschichte seines Leidens gelesen haben würde, mit der Bitte an Flörchen: O, füge du mir nicht diesen Schimpf zu, dann will ich mit dem Herrn schon fertig werden.

Flörchen zauderte einen kurzen Augenblick zwischen ihrer großen Lust, mit diesem flotten Tänzer davon zu eilen, und einer kleinen Anwandlung von Reue. Dann siegte die Lust, und sie sagte in schnippischem Tone, womit sie sich selber über ihre Bedenken hinweghalf: Geh' mir hin! Wo ist denn da ein Schimpf? Du bist mir heute wieder recht verkehrt.

Kommen Sie, mein schönes Kind, sagte der Offizier ungeduldig, denn das Gespräch dauerte ihm zu lange, dös ist an unverschämter Judenjung'!

Ephraim trat zurück und athmete schwer. Ein Schlag, der ihn getroffen, hätte ihn nicht anders berühren können als dieses Wort. Aber in diese edle Natur kehrte unter dem Übermaß des Leidens der stolze Trotz zurück und erfüllte sie mit männlicher Würde. Eisige Ruhe bemächtigte sich der bebenden Nerven, und das bleiche Gesicht nahm den Ausdruck fester Entschlossenheit an.

Während der Österreicher mit Flörchen davoneilte und das Paar sich dem muntern Kreise der Tanzenden anschloß, entdeckte Ephraims suchender Blick unter den entfernter stehenden Herren eine preußische Uniform, und es erwachte in ihm das Gefühl, dort den sichern Halt für Ehre zu finden, dessen er jetzt bedurfte.

Er wurde in seiner Erwartung nicht getäuscht. Der Offizier, an welchen er sich wandte, obwohl anfänglich erstaunt über Ephraims Anrede, war ein feinsinniger Mann, auf welchen Ephraims Natur in sympathetischer Weise wirkte. Die dunkeln, glühenden Augen sagten ihm deutlich, wie ernstlich das Anliegen sei, welches ihm vorgetragen wurde, und Ephraims ganzes Gebahren zeigte den Gentleman. Er las die Karte, welche ihm dieser überreichte, und so ungewöhnlich auch ein solcher Schritt ihm vorkam und so wenig er in das Fest hineinpaßte, denn der Offizier merkte alsbald, um was es sich handelte, beschloß er doch, dem fremden Jüngling beizustehen. Nur wollte er zuvor versuchen einen Streit beizulegen, der ihm selbst sehr störend war und in den sich zu mischen ihn nur der Eindruck von Ephraims Persönlichkeit bewog. Nachdem ihm dieser daher die Beleidigung erzählt hatte, welche ihm zugefügt worden war, machte er ihn mit einem Achselzucken und in einer leichten Manier, die darauf berechnet war, die Erregtheit Ephraims zu mildern, darauf aufmerksam, daß der österreichische Offizier ein geborner Ungar, ein Graf Ujfalvy sei, dessen mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache und rasches Wesen vielleicht eine Beleidigung

Digitized by Google

da habe erscheinen lassen, wo nur ein unabsichtliches Versehen vorliege. Es sei nicht das erstemal, daß eine gewisse Naturwüchsigkeit diesen Herrn in Ungelegenheit gebracht und sogar schon genötigt habe, von seiner ausgezeichneten Fertigkeit im Pistolenschießen Gebrauch zu machen.

Während der Offizier dies mit einem leichten und gefälligen Gesprächston vorbrachte, in der Hoffnung, den Gedanken des jungen Gelehrten eine andre Richtung zu geben, fügte er jedoch den Schluß hinzu, daß er ihm gern zu Diensten stünde, falls er trotzdem Satisfaktion fordern wollte.

Ephraim besann sich keinen Augenblick, sondern bat den Offizier, nachdem er ihn höflich hatte ausreden lassen, ihm den erbetenen Dienst zu erweisen.

Der Offizier verneigte sich und suchte alsbald den österreichischen Kameraden auf, der in diesem Augenblick fröhlich mit seiner Tänzerin geeisten Punsch trank und von Flörchens Reizen mehr und mehr entzückt war. Er nahm seine Äußerung, als er wegen derselben beiseite gezogen und zur Rede gestellt wurde, durchaus nicht in Abrede, erklärte vielmehr mit einem Fluche, er bereue es gar nicht, die unverschämte Fliege von einem so appetitlichen Bissen verscheucht zu haben, und man kam demgemäß über ein Rendez-vous auf den andern Morgen an einem bestimmten Platz, eine halbe Stunde vom Schloß, überein, sobald die Autorität des preußischen Offiziers den Ungarn bewogen hatte, den Studiosus für satisfaktionsfähig anzunehmen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Abschied.

Und nun entlaßt mich! Fahret wohl!
Ihr werdet nie
Mein lebend Antlitz wiedersehn.

Zu einiger Bestürzung Flörchens und ihrer Gesellschaft war Ephraim diesen Abend, seitdem er mit dem preußischen Offizier gesprochen hatte, verschwunden. Sie erklärten sich schließlich seine Abwesenheit daraus, daß er wohl irgend etwas übelgenommen haben müsse, und Flörchen dachte nicht ohne Besorgnis daran, er könne doch vielleicht ihr Benehmen ernsthafter aufgefaßt haben, als ihre Absicht gewesen. War er doch ein sonderbarer, unberechenbarer, excentrischer Mensch, der oft aus wichtigen Dingen nichts und aus Bagatellen ungeheuer viel machte.

Während dessen schritt Ephraim mit glühender Stirn einsam und schnell durch den finstern Wald nach Hause, seinen Weg mehr instinktiv als mit klarem Bewußtsein verfolgend und nur vom Licht der Sterne geleitet, welche oft durch das Laubdach der Bäume gänzlich seinem Blick entzogen wurden.

Durch sein Gehirn zuckten die Gedanken wie Wetterstrahlen und verursachten ihm zuweilen einen körperlichen Schmerz, als stäche ein Messer hinein. Er brachte in seinem Gedächtnis alle die Bitternisse wieder hervor, die ihn von jeher gequält, und zürnte mit sich selbst über die unwürdige Lage, in welche ihn heute seine Thorheit gebracht hatte. Dann überfiel ihn wieder die Erinnerung der erlittenen Beleidigung, und ein Rachegefühl, welches ihm bisher noch ganz fremd gewesen war, erfüllte seine Brust.

Nachdem er wohl zwei Stunden dergestalt dahin geschritten war, öffnete sich der Wald vor ihm, und er kam an einen hellern Platz, der einer Terrasse gleich unweit der Stadt in das Neckarthal hineinragte. Der Mond, welcher

niedrig stand und ihm bisher durch vorliegende Höhen entzogen worden war, sandte sein ruhiges, freundliches Licht herüber, und Ephraim blieb stehen und sah in eine geisterhaft beleuchtete Landschaft hinab, deren Stille und Glanz ihn fesselten.

Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Schämst du dich nicht, sagte er zu sich selbst, daß du so sehr die Leidenschaften Herr über dich werden läßt und in Kummer, Sorge, Liebe und Haß dich verzehrst, anstatt über irdische Schwäche erhaben deine Seele mit dem Anblick des Ewigen zu nähren? Hast du darum immer zu den Lernbegierigen gehört und den Worten der Weisen mit Andacht gelauscht, daß jede Erbärmlichkeit dir zeigt, daß du nicht besser bist als alle diese Menschen, die du in deinem Hochmut verachten wolltest, daß du wie sie dem Leibe unterthan und ein Spiel für jeden Wind der Thorheit bist? Was wird aus deiner Seele werden, wenn sie so schwach und unlauter abscheidet vom Körper? Denn es ist wohl nicht zweifelhaft, daß das morgen schon der Fall sein wird. Dieser Ungar ist ganz solch ein Werkzeug, wie sich die Vorsehung ihrer zu bedienen pflegt, um die Kreise der Denkenden zu zerstören. Wohin wird dann meine Seele gehen? Habe ich nicht einer unwürdigen Liebe nachgegeben und so manche, ach so manche Stunde verloren, um an ein wohlgebildetes Mädchen zu denken, Stunden, die mir von Gott gegeben waren, um seiner Wahrheit nachzuforschen? Hat das nicht mit vielen Nägeln meine Seele an diesen Körper festgeschmiedet und zur Dienerin gemacht, wo sie Herrin sein sollte? Hat nicht dadurch meine Seele so sehr Schaden genommen, daß sie heute durch ein Ereignis, welches zu meinem Nutzen geschah, aufgebracht und erzürnt wurde, so daß ich nach der Hand schlug, die mir eine Wohlthat erwies? Mußte ich nicht erkennen, daß dies Mädchen und dieser rohe Mann ganz für einander geschaffen sind, und daß ich der Fügung dankbar sein mußte, die mir das bewies und mich von dem Mädchen befreien wollte? Und habe ich nicht wie ein Kind mich erzürnt über etwas, was die Menschen eine Beschimpfung nennen, gleich als hätte ich die allgemeinen Vorurteile über Ehre und Ehrlosigkeit? Und bin ich nicht so sehr unterthan dieser Meinung der Herrschsüchtigen und Ehrgeizigen, daß es mir selbst jetzt noch ganz unmöglich erscheint, diesen Kampf aufzugeben? O, ich hatte immer gehofft, daß meine Seele, wenn auch leidend hienieden, doch, nachdem sie vom Körper erlöst wäre, sich aufschwingen würde zu der Götter Geschlecht! Aber ich war ein hochmütiger Thor und sehe klar, daß sie nicht dorthin gehört, sondern durchdrungen und beschwert ist vom Leibe, so daß sie um ihn bekümmert ist und an den Dingen dieser Erde und am Sichtbaren klebend sich nicht emporheben kann. Warum ist es nur so? Warum kann ich nicht so gut sein, wie ich möchte? Warum ist dieses Gefängnis der Seele, dieser irdische Leib, so beschaffen, daß der Gefesselte selbst mit Lust an seiner Fesselung beschäftigt ist und seinen Kerker liebt und pflegt? Wer löst mir diesen Zwiespalt der Schöpfung?

Er blickte in stummen Fragen zum hellen, hohen Himmel auf und hinab auf die glänzende Landschaft, und er empfand wie einst, nur schärfer als je vorher die Qual, nicht die Fülle der Natur begreifen zu können. Er wußte, welch ein herrliches Bild vor seinen Blicken sich entfaltete. Er sah, daß dies helle Land mit den nebelhaft verschwimmenden Höhen in der Ferne, mit dem silbernen Strom, mit dem zauberischen Duft in den Thälern und den tiefen Schatten der ragenden Bäume, er sah, daß es paradiesische Schönheiten besaß, die er nur nicht fühlen konnte. Er sah, daß dieser klare Himmel mit den ruhig

wandelnden Gestirnen unermeßliche Tiefen aufschließen konnte für ein starkes Auge, aber nicht für ihn. In blauem, in rotem, in gelbem Licht funkelten aus unermeßlicher Höhe die ewigen Sterne herab und erfüllten sein Gemüt mit schmerzlicher Sehnsucht nach einer Reinheit des Wesens, die ihrem Glanze entsprach.

Mit einer Liebe zum All, die seine Brust zu erweitern schien, stand er klein und schwach und unmächtig der Freude auf dem vom Monde beleuchteten Berge, und Gedanken wilden Zorns und verzweifelnden Jammers trieben in fieberhafter Hast durch seine Stirn. O, nur ihr, die ihr schwach seid, klagte er in seinem Innern, nur ihr kleinen und jämmerlichen könnt die Erde ein Jammerthal nennen. Nur ihr, denen es versagt ist, aus der Fülle des herrlichen Schöpfers Gnade um Gnade zu nehmen, nur ihr Armen selbst tragt die Schuld an eurer Not. Anders als ich schritt wohl mein Ahnherr Simson mit muskelschwellenden mächtigen Schenkeln über das Gebirge hin zur schönen Delila, die jungen Löwen zerreißend, die ihm in den Weg traten. Wie er mit starker Brust den Hauch der Fluren einsog und in den wandelnden Füßen die Mutter Erde fühlte! Wie der Nachtwind ihm die wallenden Locken freundlich durchkoste, und sein kühnes Auge die Gefahren suchte! Ich beneide ihn noch, als er blind unter dem Palast der Philister stand und in den gewaltigen Armen Kraft verspürte, die Säulen zum Sturz zu bringen. Anders auch als ich sah Herakles die Welt, als er mit starkem Speer die ragende Burg des Eurytos stürzte, um die reizende Iole zu gewinnen. O er war noch zu beneiden, als er in der Glut des Nessos-Gewandes mit rasender Wut den Lichas ergriff und fernhin in das Meer schleuderte!

Es ist eine klägliche Wut, die mich erfüllt, es war eine klägliche Liebe, die mich zum Narren dieser Kokette machte!

Und der Schöpfer hat es nicht so gewollt! Er hat uns zu Herren dieser Erde machen wollen, wir aber waren klüger als er und übertraten seine Gebote, um durch die endlose Reihe der Generationen hindurch, als erbärmliche Schattenbilder menschlicher Kraft dahin schleichend, den ererbten Fluch trockner Gehirne, dürrer Muskeln und morscher Knochen weiter zu schleppen, den Fluch des Prometheus, der den Ochsen tötete, und dem der Geier dafür die Leber zerfraß!

Er sank wie gebrochen auf die Knie nieder, und ein Strom von Thränen quoll aus seinen Augen hervor und erleichterte sein Herz. Dann aber überkam ihn eine große Abspannung und Müdigkeit, gegen die er vergeblich anzukämpfen versuchte. Er ließ sich auf einer zur Seite unter einem dunkeln Baum befindlichen Moosbank nieder und schlummerte ein.

Er schlief tief und fest, ohne Traum, bis ihn das Gefühl der Kälte erweckte. Da schlug er die Augen auf, blickte verwundert um sich, und ein Frostschauer schüttelte seine zarte Gestalt. Am Himmel zeigte sich der erste rote Schimmer des Morgens, er besann sich auf die Lage, in welcher er sich befand, und sagte zu sich selbst: Es wäre doch ein rechter Luxus, wenn ich mich an dem Morgen, wo ich erschossen werde, auch noch tötlich erkältet hätte!

Er blickte auf seine Uhr. Sie war stehen geblieben, da er vergessen hatte, sie aufzuziehen, doch sah er, daß ihm keine Zeit mehr blieb, nach Hause zu gehen, wenn er zur bestimmten Zeit das Stelldichein einhalten wollte. Die Gegend war ihm bekannt, und er wußte, daß das einsame Weinhaus, worin er einst mit Gmelin zusammengetroffen war, in der Nähe lag. Dort beschloß er Kaffee zu trinken und sich zu erwärmen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Lyrische Gänge von Friedrich Theodor Vischer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt (ehemals Ed. Hallberger), 1882.

Der größte lebende Ästhetiker Deutschlands, zugleich der letzte große Ästhetiker aus der Schule Hegels, hat bekanntlich die „Wissenschaft vom Schönen“ nicht nur im Genusse desselben und in der ernsten Prüfung von Grundlagen und Wirkungen, sondern zum Teil in eigner Empfindung und Ausübung eines poetischen Vermögens gewonnen, welches er bei einzelnen Anlässen in vorzüglicher Weise bethätigte. Allerdings war es vorzugsweise eine satirische Ader, welche in den früher veröffentlichten Dichtungen Vischers zu Tage trat. Die Schartenmeierballaden in „Deutschlands Leierkasten“ und das unter dem Namen des alten Schartenmeier in die Welt gesandte Heldengedicht auf den Krieg von 1870, die Parodie des zweiten Teiles des Goethischen „Faust“ (unter dem Namen „Mystifizinsky,“ 1862), sowie die „Epigramme aus Baden-Baden“ (1867), offenbarten in poetischer Form die gleiche Schärfe des Geistes und des Urteils, welche Vischers „Kritische Gänge“ bethätigt hatten. Aber einzelne Strophen, kurze Schilderungen, lyrische Klänge von echter Tiefe und Fülle verrieten auch in ihnen, daß Vischers poetisches Talent weit über die Satire und Parodie hinausreiche. Der Halbroman „Auch Einer,“ wie man sich auch zur jeanpaulisirenden Form desselben stellen mag, enthält eine Reihe wahrhaft poetischer Momente und setzt es außer Zweifel, daß in dem Ästhetiker ein empfindendes und darstellendes Vermögen neben dem ergründenden, nachempfindenden lebt. Da ist es denn hochwillkommen zu heißen, daß der Dichter Vischer mit seinen „Lyrischen Gängen“ vor uns tritt und sich nun die ganze poetische Entwicklung des greisen schwäbischen Dichters überschauen läßt. Obschon Vischers Leben in ernster wissenschaftlicher Arbeit verflossen ist, so hat er doch sein lyrisches Talent in aller Stille so zu pflegen gewußt, daß er am Abend seines Lebens als einer der originellsten und liebenswürdigsten unter den vielen trefflichen Lyrikern seiner engern schwäbischen Heimat erscheint. Zu gleicher Zeit Meister des stimmungsvollen inneren Gefühlausdrucks in liedähnlichen und betrachtenden Gedichten und des geistreichen Scherzes stellt sich der Poet Vischer in seiner Doppelnatur den besten seiner poetischen Landsleute zur Seite und hat, wenn wir, wie er selbst thun wird, Uhland und Mörike ausnehmen, den Vergleich mit keinem von ihnen zu scheuen. Die humoristische Stimmung ist in Vischers lyrischen Gängen die überwiegende, und der Poet setzt offenbar seinen Humor mannichfach empfundener Unbill des Lebens und des Alters entgegen. Die Verse, in denen er sich den deutschen Lyrikern als Kollegen und seinen Gedichtband als die Rache für zahllose lyrische Zusendungen, die er hat lesen, begutachten und schließlich wieder verpacken müssen, ankündigt, haben die Runde durch alle Zeitungsfeuilletons gemacht:

> Jetzt komm' ich zu Euch als Bruder —
> Da habt ihr mich nun, ihr Luder,
> Jetzt leset — jetzt schinde ich Euch!

Allein die Vorstellung, die diese und ähnliche Verse erwecken können, ist eine falsche. Der Grundton auch des Vischerschen Humors ist tiefer und lebensvoller, eine körnige schwäbische Derbheit, ja cynische Grobheit läuft wohl mit unter, doch die meisten Scherze des Dichters haben einen edleren Zug. Der Humorist scheint hie und da den heiß und leidenschaftlich innig fühlenden Lyriker gewissermaßen in seinen Mantel hüllen und vor den Blicken des profanen Publikums ungesehen

Digitized by Google

vorüberführen zu wollen. Es lebt eine gewisse spröde Scheu in gesunden, edleren Naturen, sich ins innerste Heiligtum weicher bewegter Empfindungen blicken zu lassen, und unser Dichter schämt sich zwar dieser Empfindungen nicht, welche er in einer Reihe wahrhaft schöner Gedichte fixirt hat, aber er beeilt sich offenbar, dem Leser zu der Gewißheit zu verhelfen, daß er neben dem sinnig-elegischen Poeten der geistreiche Schalk und der Donnerer über allerlei Schnödigkeiten der Zeit bleibe. Es ist eben ein innerlich reiches und auch äußerlich nicht armes Leben, dessen Spuren wir in den „Lyrischen Gängen" verfolgen können. Die Abstraktion des philosophischen Ästhetikers wirft kaum einen Schatten in diese lyrische Welt herein, es ist alles sinnlich lebensvoll, warm und anschaulich, musikalisch klangvoll und reizvoll, es sind, was freilich kein Lob sein sollte, aber ein Lob ist, wirkliche und wahrhaftige Gedichte von denen die besten sicher verdienten, durch die Anthologien (die Unsterblichkeitsbürgen des deutschen Lyrikers!) verbreitet und erhalten zu werden. Der eigentliche Liedton freilich erklingt auf Vischers lyrischen Gängen selten. Das soll umsoweniger ein Tadel sein, als die Nachtigallen und Lerchen heute seltener denn je sind, ein Mangel an Spatzen, die unbefangen pfeifen, aber noch nicht verspürt worden ist. Auch die innigsten und schlicht schönsten Gedichte Vischers klingen einen Ton über das Lied hinaus, so das schöne „Nachts," so „Auf der Eisenbahn," „Die Nagelschmiedin," „Abschied." Andere, die im Rhythmus liedähnlich sind, haben zuviel düstere Reflexion in sich aufgenommen, welche noch nicht rein in Stimmung aufgegangen ist. Dies gilt hauptsächlich von den „Faustschen Stimmen." Die Mehrzahl der Vischerschen Dichtungen kann man als poetische Tagebuchblätter bezeichnen, unter ihnen „Das graue Lied," „An das Bild Peter Vischers am Sebaldusgrabe zu Nürnberg," „Nachts an der Engelsbrücke," „Enthebung," „Im Hochgebirg," das originelle, etwas kapriziöse „An Uhlands Geist." Den Tagebuchblättern reihen sich dann zwanglos die Gedichte an, die Vischer „Scherz und trockner Ernst" überschreibt. Unter den Schnurren hat die „Ischias" bereits den entschiedenen Beifall aller Freunde parodistischer Poesie gefunden; der Gesang „Im Moorbad" ist ungefähr das, was am vernehmlichsten zu einer gewissen Art moderner Empfänglichkeit spricht. Von den Gedichten „Dem Ende zu," in denen sich ein elegischer Klang mit gedämpfterem Lachen des Scherzes mischt, möchten wir das köstliche „An meine alte Wanduhr" und die kürzeren Gedichte „Zu spät" und „Jugendthal" hervorheben. Von den „Geschichten und Sagen" scheinen uns „Marathon" und „Mykene" am unmittelbarsten einem innersten Bedürfen entsprungen. Alles in allem aber wird jeder Leser der „Lyrischen Gänge" der Selbstcharakteristik des Dichters im lyrischen Vorspiel gern zustimmen:

Trunkenes Wiegen
Bleibe mir ferne!
Ohne zu fliegen
Find' ich die Sterne.

Magst du mich sehen
Leiden und streiten,
Lasse mich gehen,
Lasse mich schreiten

Fuß über Grüften,
Fest auf dem Festen,
Haupt in den Lüften,
So ist's am besten!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google



Ägypten und die heutigen Ägypter.

1.

Wenn das vielbegehrte und eifrig umworbene Ägypten schon seit geraumer Zeit die Blicke aller Politiker fesselt, so erklärt sich das nicht nur aus der Lage des Landes, durch welches für England die nächste und bequemste Handels- und Militärstraße nach Indien führt, und nicht bloß daraus, daß Frankreich sich für verpflichtet erachtet, das Prestige, das es sich hier und anderwärts in Nordafrika erworben, vor jeder Schmälerung zu wahren, sondern bis zu einem gewissen Grade auch aus der Größe des Reichs des Chedive. Ein Blick auf eine neue Karte von Ostafrika läßt dieses Reich als sehr ausgedehnt erscheinen. Schon Mehemed Ali hatte dem eigentlichen Ägypten Gebiete am Roten Meer mit wichtigen Hafenplätzen sowie ganz Nubien und die Landschaften Taka, Sennar und Kordofan hinzugefügt. Ismail Pascha aber erweiterte die Grenzen nach Süden und Südwesten noch weit erheblicher. Er vergrößerte u. a. durch die Eroberung des Sultanats Darfur sein Reich um vier ausgedehnte Provinzen, faßte an der Küste von Habesch und im Lande der Somali Fuß und unterwarf seiner Herrschaft die Landstriche am gesamten Laufe des Weißen Nil sowie den größern Teil derer am Gazellenflusse, sodaß der Chedive gegenwärtig über eine Ländermasse gebietet, die von ihrer nördlichen Grenze bis zu ihrer südlichen etwa 430 deutsche Meilen lang und von Westen nach Osten gemessen ungefähr 330 Meilen breit ist, und die einen Gesammtumfang von rund 67 000 Quadratmeilen hat, eine Fläche, welche zwei Dritteln des europäischen Rußland gleichkommt. Indeß fallen davon sehr ausgebreitete Strecken im Westen wie im Osten auf unbewohnte und der Kultur gänzlich unzugängliche Wüsten, und der gewaltige

Digitized by Google

Länderkomplex im innern Afrika liegt auch dort volkswirtschaftlich noch brach, ist also für die Staatskasse auch da noch unergiebig, wo er anbaufähig und von einer ziemlich dichten Bevölkerung besiedelt ist.

Das eigentliche Ägypten, arabisch Bilad Masr, welches sich von den Nilmündungen bis Wadi Halfa erstreckt und, soweit es die Fluten seines einzigen Stromes bewässern, größtenteils äußerst fruchtbar ist, könnte nach unsern Berechnungen bequem acht Millionen Menschen ernähren. Dasselbe hatte denn auch zu Herodots Zeiten nahezu so viel Einwohner und nicht weniger unter der Herrschaft der römischen Kaiser. Die Türkenwirtschaft verminderte diese Zahl in traurigster Weise, verständigere Verwaltung unter Mehemed Ali und seinen bessern Nachfolgern aber steigerte sie in den Jahren 1838 bis 1876 wieder, und nach dem letzten Census beträgt die Bevölkerung Ägyptens ungefähr fünfundeinehalbe Million, während die Einwohnerzahl des Gesamtreichs des Chedive auf etwa sechzehn Millionen veranschlagt wird.

Die heutigen Ägypter zerfallen in verschiedene Gruppen, unter denen die Fellahin (die ansässigen Landleute) den Kern der Volkskraft ausmachen. Sie haben unzweifelhaft Blut von jener Rasse in ihren Adern, welche die Pyramiden von Memphis und die Tempel von Theben baute. Ihre Statur überschreitet nach Schweinfurth die Mittelgröße; muskelkräftig und starkknochig, sind sie doch fast ausnahmslos schlank gebaut. Ihre Augen sind schwarz, mandelförmig und mit auffällig dichten Wimpern besetzt, ihre Haare ebenfalls schwarz, die Lippen dick. Die Nase ist nicht sehr entwickelt und niemals von der aquilinen Form der semitischen, die Stirn niedrig, die Backenknochen treten stark hervor. Ihr Teint ist in Oberägypten tief bronzefarben, im Delta hellbraun. Die Behausung dieser ägyptischen Bauern ist meist ziemlich armselig. Sie besteht in der Regel nur aus vier Wänden von Nilschlamm mit einem Dach aus Durrastroh, und im Innern gewahrt man an Gerät selten mehr als einige Matten oder Schaffelle, auf denen die Familie schläft, einen kupfernen Kochkessel, ein paar irdene Krüge, einige Körbe und Sessel aus Palmenstäben und ein und das andre Blechgefäß. Die Grundlage der Kost des Fellahs ist im Delta Mais-, in Oberägypten Sorgummehl, zu dünnen Fladen verbacken. Daneben werden Linsen und Saubohnenbrei, sowie eine Zwiebelbrühe mit Lein- oder Sesamöl genossen, desgleichen Gurken, Kürbisse und Bamien. Butter essen nur die Wohlhabenden, der Arme begnügt sich mit saurer Milch und Käse, und Fleisch kommt bei ihm fast nur an großen Festtagen auf den Tisch. Bei der Feldarbeit tragen die Männer mit Ausnahme eines Lendentuchs keine Bekleidung, sonst gewöhnlich einen langen blauen Baumwollenkittel und darüber bisweilen einen braun- und weißgestreiften weiten Rock aus Ziegenhaar. Den Kopf bedeckt eine sich dicht an den Schädel anschließende Filzkappe. Meist gehen sie barfuß. Die Dorfscheichs und die bemittelteren Nachbarn derselben erscheinen auf den Märkten in schwarzwollenen Mänteln, auf dem Kopfe ein rotes Fez, um das ein weißes

Digitized by Google

Baumwollentuch gewunden ist, an den Füßen rote oder gelbe Schnabelschuhe, in der Hand einen langen Stab, der aus der Mittelrippe der Dattelpalme geschnitten ist. Die Frauen kleiden sich gewöhnlich nur in das erwähnte blaue Baumwollenhemd und verhüllen sich Kopf und Gesicht mit einem Tuche, von welchem ein schmaler Schleier von dunkler Farbe herabhängt, der nur einen Teil der Stirn und die Augen freiläßt. Häufig sieht man sie mit silbernen Arm- und Fußknöchelringen geschmückt.

Im Altertum beutete die Despotie der Fürsten und Priester die Arbeitskraft der Bauern des Nilthals aus. Später waren sie Lasttiere der Sultane und der Statthalter des Landes, die sie rücksichtslos aussogen. In der neuesten Zeit milderte sich dieser Druck und diese Aussaugung wenigstens insofern, als nur noch die, welche nicht lesen und schreiben konnten, für die Regierung zu arbeiten gezwungen werden konnten, und unter der von Europa geübten Kontrole hörte endlich auch die willkürliche Auslegung von Steuern auf, die bis dahin nur zu häufig von Beamten mit dem aus Nashornhaut gefertigten Kurbatsch eingetrieben worden war. Diese Tyrannei zeigt ihre Folgen im Charakter der Fellahin noch jetzt. In jüngern Jahren aufgeweckt, klug und rührig, verloren sie in dem Bewußtsein, es bei allem Fleiße zu nichts bringen zu können, mit der Zeit alle Munterkeit und Spannkraft und wurden eigensinnig, verdrießlich und verstockt. Der Fellah arbeitet eifrig und unverdrossen, er leistet auf seinem Felde, da dieses einen großen Teil des Jahres künstliche Bewässerung verlangt, mehr als unsre Landleute. Andrerseits aber ist ihm jede Bemühung um ein besseres Loos und jedes Streben nach Vervollkommung seiner Erwerbsmethode fremd. Sobald das Notwendigste besorgt ist, ruht er und raucht dazu. Es ist eben, wie er meint, im Rate Allahs beschlossen, daß er über seine Lage nicht hinaus kommen soll, und dieser Ratschluß ist unabänderlich. Sonst ist der ägyptische Bauer friedfertig, wohlwollend und hilfreich, namentlich gegen seinesgleichen, fast immer ein liebevoller Vater und Gatte, und Diebereien kommen in seinen Kreisen seltener vor als in den gleichen Gesellschaftsschichten Europas.

Der Fellah hängt an der Religion seines Propheten, von der er indeß nicht viel weiß. Der Franke fällt nach seiner Meinung nach dem Tode der ewigen Verdammnis anheim, diesseits aber ist er um so besser gestellt, reich, im Besitz alles Wissens und sehr mächtig. Er wird bald über die ganze Welt gebieten. Der Islam wird keine zwölf Jahrhunderte alt werden. Sein Untergang ist, wie man aus dem Eindringen fränkischen Wesens in das Land, aus der Vermehrung der Eisenbahnen und Telegraphen und andern Neuerungen erkennt, bereits ganz nahe. Teuerung und Zuchtlosigkeit werden ihm vorangehen. Dann werden die Moskof den Padischa aus Stambul vertreiben, und er wird nach Ägypten flüchten. Hier aber wird er vom König von Habesch angegriffen und besiegt werden oder nach andern von den Engländern. Dann kommt, wie

Digitized by Google

Klunzinger hörte, der Muhdi, der Messias aus Jemen, der eine Art tausendjährigen Reiches gründen wird, in welchem Christen und Muslemin brüderlich und in Gütergemeinschaft beisammen wohnen werden. Der Muhdi ist schon geboren. Auf diesen Glauben hin fand vor etwa fünfzehn Jahren der Pseudomessias Hag Tejib aus Gau in Oberägypten viel Anhang, und jetzt spielt im Sudan ein andrer Prophet dieser Art eine Rolle. Auch der Muhdi geht endlich unter durch einen Empörer, der seinerseits durch Christus überwunden und getödtet wird. Die Muslemin sterben durch eine große Pest aus, und es bleiben nur Christen übrig, die aber schließlich ebenfalls Krankheiten erliegen, sodaß es auf Erden keine Menschen mehr giebt.

Die zweite Klasse der Bewohner Ägyptens sind die **Kopten** (arabisch Uebt), die gleichfalls Nachkommen des alten Pharaonenvolkes, aber monophysitische Christen sind. Sie zählen etwa 300 000 Seelen und sind am dichtesten in den Ortschaften des nördlichen Oberägypten angesiedelt. Die meisten sind Handwerker, Schreiber, Notare oder Handelsleute, und da sie vorwiegend in Städten leben, so gleichen sie zwar in Körper- und Gesichtsbildung den stammverwandten Fellahin, zeigen aber einen hellern Teint und feinere Züge. Sie gelten für tückisch, habgierig und treulos, und viele sind dem Trunke ergeben, was selbst von manchen ihrer Geistlichen gilt. Ihr Christentum ist fast nur Zeremoniendienst und strenges Halten der Fastengebote. In den letzten Jahrzehnten haben sich viele durch amerikanische Missionäre zum Protestantismus bekehren lassen, was hauptsächlich durch Gründung guter Schulen und Verteilung arabischer Bibeln geschah. Denn die Sprache der Kopten ist wie die der Fellahin der in Ägypten gesprochene arabische Dialekt, das Koptische wird nur beim Gottesdienste gebraucht und selbst von den Priestern meist nicht mehr verstanden.

Andern Stammes als die beiden bisher genannten Klassen der Bevölkerung Ägyptens sind die **Beduinen** des Nilthals. Sie zerfallen in zwei Hauptäste, in die arabisch redenden und aus Syrien und Arabien eingewanderten **Semiten** und in die **Bega**, äthiopische Stämme aus dem Süden, unter denen die Hadendoa, Bischarin und Ababde die vornehmsten sind. Die erstern bewohnen die das mittlere und nördliche Ägypten begrenzenden Wüstenthäler, die letztern verbreiten sich über das Land zwischen Oberägypten und Nubien einerseits und dem Roten Meer andrerseits bis an die Grenzen des Berglandes von Habesch. Beide Klassen sind nomadisirende Hirten, die vorzüglich Kameelzucht betreiben und sich nebenbei als Unternehmer von Karawanenzügen, bisweilen auch als Kohlenbrenner nähren. Die semitischen Beduinen des Nordens zählen 80 bis 90 000, die Begavölker wenigstens eine halbe Million Seelen. Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren bereiteten diejenigen der erstern, welche Mittelägypten westlich vom Nil bewohnen, der Regierung ernstliche Verlegenheit, indem sie sich gegen die Rekrutirung erhoben, die Dörfer der Fellahin überfielen und ausraubten und schließlich nach den Oasen abzogen, um auch diese zu brandschatzen. Von Regierungstruppen

verfolgt, flüchteten sie sich zuletzt in der Zahl von 14 000 mit der gemachten Beute auf tripolitanisches Gebiet. Ismail Pascha erlaubte ihnen die Rückkehr, und seit etwa siebzehn Jahren haben sie ihre frühern Wohnsitze wieder inne und zahlen hier für ihren Bestand an Kameelen und anderm Vieh regelmäßige Steuern, stellen aber keine Rekruten, sondern dienen nur im Kriege als irreguläre Reiter, was auch von ihren Stammgenossen östlich vom Nil gilt. Von den letztern treiben einige auch etwas Ackerbau. Von den Begastämmen sprechen die Ababde ein verdorbenes Arabisch, die Hadendoa und Bischarin dagegen äthiopische Idiome. Die Ababde führen bei ihrem geringen Besitz an Kameelen und Ziegen ein sehr kümmerliches Leben. Sie kleiden sich wie die Fellahin, wogegen die beiden andern Stämme ihre ansehnlichen Heerden halb nackt und nur mit einem Lederschurz und einem Kopftuch bekleidet auf den Steppen weiden, welche die dürre Wüste unterbrechen. Alle diese Äthiopier zeichnen sich durch eine edle, fast kaukasische Gesichtsbildung und große Haarfülle aus, ihre Farbe ist dunkelbraun, ihre Gestalt von tadellosem Ebenmaß. Die Ababde sind ungemein sanfte und durchaus harmlose Menschen, die Bischarin dagegen trotzig und keck. Die Regierung hat den alten Streitigkeiten zwischen beiden Stämmen dadurch ein Ende gemacht, daß sie die Bischarin unter den Scheich der Ababde gestellt hat, der in einem Dorfe bei der Stadt Edfu wohnt. Die Ababde haben statt der beweglichen Zelte der meisten Beduinen vielfach Höhlenwohnungen und nähren sich mit Ausnahme derer, die am Roten Meere hin- und herziehen und Fische essen, ausschließlich von Milch und etwas Sorgummehl, und eben so leben die Bischarin fast nur von dem, was ihnen ihre Heerden liefern.

Die arabischen Städtebewohner haben kein so reines Blut wie die Fellahin, die Kopten und die Beduinen. Man kann sie als ein Mischlingsvolk aus Altägyptern, Arabern, Türken, Tscherkessen und Negern bezeichnen, und so kommt es, daß man unter ihnen den verschiedensten Physiognomien und Körperformen begegnet. Man sagt ihnen Trägheit und Verschlagenheit beim Handel nach, andre rühmen ihre Intelligenz, ihre Geduld und ihr mitleidiges Wesen. Da die Städter von den Machthabern weniger gedrückt werden konnten als die Bauern, so findet sich unter ihnen mehr Lebhaftigkeit und Heiterkeit als bei jenen. Doch pflegen auch sie gleich allen Orientalen viel zu träumen und die Dinge zu nehmen, wie sie eben kommen, und alles, was sie arbeiten, wird mehr oder minder lüderlich gemacht und unpünktlich abgeliefert. Mit der Beobachtung der Vorschriften des Islam nehmen sie es, namentlich wenn sie jung sind, nicht genau, doch halten sie fest an dem überlieferten Glauben und teilen den stummen Haß der Fellahin gegen die Franken, sodaß man, wenn, wie jetzt zu erwarten, die Furcht vor letztern schwände, auf fanatische Ausbrüche gefaßt sein müßte. Uebrigens hat infolge der Gründung europäisch eingerichteter Schulen die Bildung unter der höhern und der mittlern Schicht der ägyptischen Städter in den letzten beiden Jahrzehnten erhebliche Fortschritte gemacht.

Digitized by Google

Die Berberiner (arabisch Barabra) sind Einwanderer aus Nubien, die sich aber im Nilthale nie ganz heimisch machen, da sie grundsätzlich niemals Ägypterinnen heiraten. Der Nubier ist weniger fleißig und energisch als der Ägypter und noch abergläubischer und fanatischer als dieser, dagegen ehrlicher, sauberer und verträglicher mit seinesgleichen. Ein Berber wird in den europäischen Familien und Comptoiren jedem andern ägyptischen Diener vorgezogen, auf wirkliche Anhänglichkeit und Dankbarkeit ist aber auch bei ihm nicht zu rechnen. Sie hängen sehr unter einander zusammen und suchen ihren Landsleuten, deren alle Jahre neue nachkommen, um in den Städten Beschäftigung zu finden, auf jede Weise Stellen zu verschaffen. Sie sind meist Köche, Kutscher, Läufer, Türhüter und Bediente. Jede dieser fünf Dienstklassen ist in den beiden Hauptstädten des Landes zu einer Genossenschaft unter einem Scheich organisirt, der von ihnen die Abgaben erhebt und für die von ihm zu einer Stelle empfohlenen garantirt.

Die in Ägypten lebenden Neger sind gleich den Barabra Bekenner des Islam und demselben eifrig zugethan. Die ältern unter ihnen sind meist durch den jetzt abgeschafften Sklavenhandel ins Land gekommen und noch jetzt Sklaven; denn selten geschieht es, daß ein Schwarzer von der ihm gebotenen Gelegenheit, sich durch Vermittlung der Regierung die Freiheit zu verschaffen, Gebrauch macht, da er damit die Verpflichtung übernehmen würde, für sein Fortkommen selbst zu sorgen. Die freiwillig eingewanderten Neger bilden die Hefe der Bevölkerung und werden nur zu den niedrigsten Diensten verwendet.

Obgleich die Familie des Chedive aus der Türkei stammt, ist das türkische Element in Ägypten verhältnismäßig schwach vertreten. Man rechnet auf dasselbe kaum hunderttausend Seelen, und es ist in der Abnahme begriffen. Die ägyptischen Türken sind größtenteils Offiziere der Armee, Beamte und Kaufleute. Die letztern gelten für ehrlicher als die arabischen Kollegen. Die türkischen Zivilbeamten aber tragen infolge ihrer Indolenz, ihrer Unbekümmertheit um die Folgen ihres unweisen, nur auf das augenblickliche Bedürfnis gerichteten Verfahrens in Verwaltungssachen und ihrer rücksichtslosen Habgier einen großen Teil der Schuld daran, daß die reiche Ertragskraft des Nilthales so lange Zeit gelähmt war.

Zwischen den bisher charakterisirten Kategorien der Bewohner Ägyptens und den hier als Gäste weilenden Fremden stehen die schon seit Generationen eingewanderten syrischen Christen, die als Levantiner bezeichnet werden. Die meisten derselben sind römisch-katholischen Glaubens. Viele zeichnen sich durch Geschäftsgewandtheit und Sprachenkenntnis aus, weshalb man sie oft in europäischen Handelshäusern als Einkäufer angestellt sieht. Es giebt unter ihnen außerordentlich reiche Leute. Auch in den Bureaux der Konsulate haben sie sich unentbehrlich zu machen verstanden, und zwar als Übersetzer sowie als Vermittler des Verkehrs mit den Landesbehörden. An sie schließen sich die minder zahlreichen Armenier an, die zuweilen hohe Regierungsämter bekleiden, wäh-

Digitized by Google

rend andre als reiche Bankiers oder Juweliere in den Städten ansässig sind. Man trifft unter ihnen sehr begabte Leute, und namentlich zeichnen sich viele durch Gewandtheit im Erlernen fremder Sprachen aus, die sie sich oft sehr gründlich anzueignen wissen. Die Juden Ägyptens sind auf Kairo, Alexandrien und die Städte am Suezkanale beschränkt, wo etwa 30 000 von ihnen angesiedelt sind. Ihr Grundstock besteht aus Sephardim, d. h. Nachkommen der einst aus Spanien vertriebenen Israeliten, und die Mehrzahl spricht noch jetzt ein verdorbenes Spanisch. In der neuesten Zeit sind Juden aus andern Ländern des Mittelmeerbeckens sowie solche aus Rumänien hinzugekommen. Auffallend ist, daß man unter ihnen häufig roten Haaren begegnet. Alle Geldwechsler (Saraf) der Straße sind Juden. Mehrere haben als Kaufleute und Lieferanten der Regierung großen Reichtum erworben. Das Volk haßt und verachtet sie wie allenthalben im Morgenlande.

Die Gesammtzahl der in Ägypten wohnhaften Europäer veranschlagte Schweinfurth 1877 auf ungefähr hunderttausend. Derselbe bemerkt über dieses nach den letzten Nachrichten aus Alexandrien besonders interessante Element der ägyptischen Bevölkerung: „Der Zahl nach, in welcher die einzelnen Nationen vertreten sind, würde sich folgende Stufenreihe ergeben: Griechen, Italiener, Franzosen, Engländer (mit Einschluß der Malteser), Österreicher (darunter viele Dalmatiner) und Angehörige des deutschen Reiches. Die Proportion würde nachstehende Reihe bilden: 50, 25, 12, 8, 4 und 1 Prozent der europäischen Bevölkerung.*) Russen, Amerikaner, Belgier und Skandinavier sind nur schwach vertreten. Die zahlreichen Schweizer, welche durch kein Konsulat repräsentirt werden, schalten sich in die aufgezählten Klassen ein. Bedenkliche Dimensionen beginnt seit einigen Jahren die italienische Einwanderung anzunehmen, welche hauptsächlich in Alexandrien aus den neapolitanischen Provinzen einströmt [und, wie wir hinzufügen, ebenso wie die Immigration aus Malta dem Lande viel Gesindel und wenig ganz reinliche Charaktere zuführt]. Eine jede der sechs hier genannten Nationalitäten hat sich in Ägypten auf gewisse Erwerbszweige geworfen, welche sie sich mit Vorliebe und oft mit Ausschließung jeder andern Konkurrenz anzueignen wußte. Die Griechen haben das Handelsfach der höchsten und zugleich der niedrigsten Klasse. Sie sind die Matadore von Alexandrien, dessen haute volée eine ausschließlich griechische ist. Auf der andern Seite sind fast alle Viktualienhandlungen [auch mit wenigen Ausnahmen die Wein- und Schnapsschenken ganz Ägyptens] in den größern und kleinern Städten in den Händen von Griechen. Die Hellenen sind überhaupt die einzigen Europäer, welche sich außerhalb der engern Grenzen Ägyptens, also bis Chartum stromaufwärts, als Kaufleute aller Art festzusetzen wußten, und in ihrer Hand befindet

*) Aus andrer und noch zuverlässigerer Quelle wissen wir, daß die Franzosen jetzt nicht 12, sondern 14, die Engländer nicht 8, sondern nur 3 Prozent ausmachen.

Digitized by Google

sich auch jene Unzahl kleiner Banken, welche dem ägyptischen Bauer wie dem Regierungsbeamten Vorschüsse legal bis zu sechs Prozent monatlich gegen sicheres Unterpfand zu machen pflegen. Man thut sehr Unrecht [?], die vielen Mordthaten, Diebstähle und Betrügereien, welche in Ägypten von Griechen verübt werden, ihnen als Volk nachzutragen. Man muß eben ihre große Zahl dabei berücksichtigen und den für einige dreißigtausend derselben tagtäglich gebotenen Kampf um das Dasein, der bei der rücksichtslosen Kühnheit, in welcher ihr Nationalcharakter gipfelt, das rohe und unwissende Proletariat, welches ihre arme und verwüstete Heimat beständig über Ägypten als das Land dreitausendjähriger Verheißung ausspeit, zu leicht erklärlichem Mißbrauch ihrer großen Befähigung verleitet. Die Überlegenheit der Griechen über die Völker des Ostens wird jedem, der daran gezweifelt, erst in Ägypten recht klar vor die Augen treten, der beste Kommentar zur Geschichte des Altertums." Der Verfasser macht ferner darauf aufmerksam, daß die ägyptischen Griechen, die fast ohne Ausnahme von den Inseln des ionischen und ägeischen Meeres stammen, eine Reinheit der Rasse zeigen, die anderwärts sehr selten angetroffen wird, und fährt dann fort: „Die Italiener haben der großen Mehrzahl nach die kleinen Gewerbe des alltäglichen Lebens für sich in Anspruch genommen, in der höhern Sphäre die Advokatur, in der höchsten und zugleich niedrigsten die Musik. Man hat in Alexandrien eine italienische Oper und zugleich calabrische Musikanten. Die Franzosen bilden als Handwerker der bessern Klasse, die sich durch Zuverlässigkeit, Tüchtigkeit und Nüchternheit auszeichnen — man kann es getrost sagen —, den edlern Kern der europäischen Kolonie. Die Mehrzahl der eleganteren Läden sind in ihrem Besitz, während sie unter den europäischen Beamten der Regierung, sowie als Architekten und Ingenieure die oberste Stelle einnehmen. Die Engländer haben das Spezialfach des Maschinen-, Eisenbahn- und Hafenbauwesens für sich mit Beschlag belegt, im übrigen würden sie ohne Hinzurechnung der Malteser wenig zahlreich sein. Von den letztern gilt das, was über die Griechen gesagt wurde, im erhöhtem Maße. Nachweisbar leben mehr Malteser im Auslande als auf den beiden kleinen Eilanden, die ihre Heimat ausmachen. Dort ein Mustervölkchen unter der Disziplin britischer Institutionen, arten sie im ungeordneten, willkürlichen Getriebe der europäischen Kolonie Ägyptens leicht aus und stellen ein starkes Kontingent zur Verbrecherklasse. Trotz alledem zeichnet sich ein Teil derselben als Schuhmacher, Tischler und dergleichen durch Rührigkeit und große Arbeitsamkeit aus. Von den Österreichern und Deutschen ist zum Schlusse zu sagen, daß sie sich in der höhern Sphäre als Kaufleute, Ärzte und Lehrer, in der mittlern als Gastwirte und Musikanten, in der untern als Handwerker geltend zu machen wissen." Wir fügen noch hinzu, daß die drei größten Hotels Ägyptens, wahre Muster ihrer Art, sich vor einigen Jahren im Besitz und Betrieb eines Würtembergers befanden, und die meisten der bedeutenderen Bankinstitute, die sich in Ägypten etablirt haben, von deutschen Direktoren

geleitet werden. Die Arbeiten der deutschen Handwerker in Kairo und Alexandrien lassen häufig viel zu wünschen übrig.

In diese Verhältnisse haben die letzten Wochen eine große Veränderung gebracht. Neue Ausbrüche des Fremdenhasses fürchtend, hat ein beträchtlicher Teil der in Ägypten lebenden Europäer — die englischen Zeitungen behaupten, wohl stark übertreibend, gegen fünfzigtausend — schleunigst das Land verlassen, und Massen von andern schicken sich an, ihnen zu folgen. Alle kaufmännischen Geschäfte in Alexandrien stocken, und viele sind geschlossen. Dasselbe gilt von einem großen Teile der Fabriken und der Zuckersiedereien längs des Nil, deren Direktoren und Faktoren Europäer sind. Die Verluste der Flüchtlinge sind ungeheuer, aber auch Ägypten verliert erheblich dadurch. Der Exodus der Europäer, welche Jahrzehnte hindurch die Leiter des Gewerbfleißes und Fortschrittes waren, kommt praktisch der Entfernung aller Offiziere von einem Regimente gleich. Es ist ein Stillstand des Zivilisationswerkes. Verhältnismäßig wenig wird noch aus- und eingeführt. Vor kurzem noch wimmelten die Werften und Quais, die Speicher und Komptoire, die Faktoreien und Pflanzungen vom rührigsten Leben und Treiben. Man machte Geld, lehrte die Eingebornen neue Künste und Wissenschaften und baute an einem reichen und mächtigen Ägypten, welches das alte weit unter sich ließ. Jetzt ist alles still. Massen von Arbeitern und Dienern sind ohne Beschäftigung und hungern. Die Verluste werden, wenn die Ordnung wiederhergestellt ist, wieder eingebracht werden, aber mittlerweile wird das Land schweren Schaden erlitten haben.

Gegenwärtig zerfällt Ägypten in vierzehn Provinzen oder Regierungsbezirke (arabisch Mudirije), von denen sieben auf Unter- und ebensoviele auf Oberägypten fallen. Unabhängig von der Provinzialregierung werden die Hauptstädte und Hafenplätze des Nordens: Kairo, Alexandrien, Suez, Port Said, Damiette, Rosette und Ismailija durch eigne Gouverneure verwaltet. An der Spitze der Administration jeder Provinz steht ein Mudir, dem ein Wekil oder Vizegouverneur, ein Kadi oder Oberrichter und ein Oberschreiber, Steuereinnehmer und Rendant beigegeben sind, die seinen Divan, d. h. sein Ratskollegium ausmachen. In den kleinern Städten liegt die Verwaltung in den Händen von Amtleuten mit dem Titel Nazir, die vom Mudir ressortiren und von denen wieder die Dorfvorsteher abhängen. Der Mudir verwaltet seine Provinz in administrativer, finanzieller und polizeilicher Hinsicht. Er sorgt für Ruhe und Ordnung, überwacht die öffentlichen Bauten, die Dämme, Kanäle, Straßen und Brücken, beaufsichtigt das Sanitätswesen, führt die Grundbücher, schlichtet alle Rechtsstreitigkeiten, die nicht zur Kompetenz des religiösen Gerichts gehören, und zieht die Grund-, Einkommen- und Marktsteuer ein. Auch die Domänen und die bewaffnete Macht des Bezirks sind in seiner Hand. Die Justiz, die beiläufig früher noch mangelhafter als jetzt war, wird neuerdings von Provinzialgerichtshöfen geübt, denen der Mudir präsidirt, und an denen auch angesehene Bürger

Digitized by Google

als Beisitzer teilnehmen sollen, während der Kadi sein Gutachten nach dem Koran abzugeben hat. Rechtsgelehrsamkeit schmückt die Beamten des Gerichts nicht, und die Versuche der Regierung, wirkliche Juristen aus Eingebornen zu bilden, welche nach dem Code Napoleon urteilen würden, werden noch lange erfolglos bleiben. Der Mudir hat so viel mit der Eintreibung der Steuern und mit der Sorge für die vizeköniglichen Güter zu thun, daß ihm nicht viel Zeit für die Gerechtigkeitspflege bleibt. „Vertrauen auf gerechte Schlichtung der Prozesse,“ sagt Klunzinger, einer der besten Kenner Ägyptens, „hegt der Bürgersmann und der Bauer gar nicht; dagegen sorgt die Regierung nach Kräften für die öffentliche Sicherheit und für energische Bestrafung der Verbrecher.“ Fast alle wichtigeren Beamten, die zu „siegeln“ berechtigt sind, d. h. die eine Exekutive haben, sind Türken, teils aus den europäischen Provinzen der Pforte gekommen, teils im Lande geboren, einige auch freigelassene tscherkessische Sklaven. Ausgenommen sind hiervon nur die Posten, welche Wissenschaft erfordern wie die der Gesundheitspolizei und des Baufachs. Die Seele aller Divans aber sind die siegellosen koptischen Schreiber, die lebenden Gesetzbücher der Provinz. Denn jene Türken und Tscherkessen haben, meist der Armee oder höheren Privatzirkeln entnommen, keinerlei Rechtskenntnis und auch wenig Neigung, sich mit Studien der Art zu befassen. Sie lernen sich durch die Praxis ein und schalten und walten, geleitet von ungelehrtem Instinkt und den Rat ihrer Schreiber, was einige Vorteile, aber weit mehr Nachteile ergab, sodaß man in der letzten Zeit begonnen hat, kräftiger auf Schulung der Beamten hinzuarbeiten. Der Geschäftsgang ist, wenn ihn nicht, wie häufig der Fall, ein Machtspruch türkischer Justiz beschleunigt, sehr schleppend, es wird viel Tinte verschrieben, auch muß in vielen Fällen Bakschisch treiben helfen. Vor ungefähr zehn Jahren versuchte man die türkischen Beamten vom Mudir bis zum Polizeidiener herab durch Ägypter zu ersetzen, aber diese entwickelten wenig Energie und desto mehr Rücksicht auf Vettern und gute Freunde, auch hatten die Landeskinder keinen Respekt vor ihresgleichen, und so kehrte man bald zu dem alten Systeme zurück. Besser bewährten sich die aus der Zahl der Europäer genommenen Beamten, deren es in diesem Jahre in Ägypten 1280 gab. Von diesen waren 165 bei den Gerichtshöfen zu Kairo und Alexandrien, 111 in der Generaldirektion des Katasters, 105 im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, ebensoviele beim Postwesen und 93 bei den Eisenbahnen angestellt. Im unmittelbaren Dienste des Chedive arbeiteten vier Ausländer, zwei Sekretäre, von denen der eine ein Franzose, der andre ein Italiener war, ein Bibliothekar und ein Zeremonienmeister. Nach den Nationalitäten verteilte sich die Gesammtzahl wie folgt: 358 Italiener, 328 Franzosen, 269 Engländer, 118 Griechen, 93 Österreicher, 41 Angehörige des deutschen Reiches, 73 Holländer, Belgier, Schweizer, Spanier, Rumänen Russen und Amerikaner. Die Franzosen waren vorzüglich in Justizdienst, die Italiener im Finanzministerium angestellt, die meisten erst seit Einsetzung der

Kontrollkommission, also seit drei Jahren, was in Verbindung mit der Thatsache, daß die Eingebornen in den gleichen Stellungen viel weniger Gehalt bezogen als die Fremden, selbstverständlich den Neid und die Eifersucht der Ägypter erregte.

Die Steuerlast war vor sechs Jahren, wo Klunzinger seine Erfahrungen niederschrieb, geradezu ungeheuer, ist aber unter der europäischen Kontrole, die manches besserte, geringer geworden. „Da giebt es," berichtet der Genannte, „eine Grundsteuer, 70 bis 100 Piaster (à 22 Pfennige) auf den Morgen Ackerland. Sie erstreckt sich je nach dem Grade der Nilüberschwemmung über eine größere oder geringere Zahl urbarer Ländereien. Ferner giebt es eine ziemlich niedrige Gewerbe- und Einkommensteuer, die von einem aus Beamten und Sachverständigen bestehenden Kollegium für jeden Einzelnen bestimmt wird, da man sich auf die Selbsteinschätzung der zu besteuernden nicht verlassen kann. Sehr einträglich ist bei der großen Anzahl der Palmen im Nilthale die auf diese gelegte Steuer, welche für jeden fruchttragenden Baum 20 Piaster beträgt. Nilschiffe zahlen jährlich 70 bis 100 Piaster Abgabe. Alle zu Markte gebrachten Waaren werden mit 2 bis 9 Prozent ihres Wertes belastet, und dazu kommt noch ein Wegegeld von 1 bis 2 Piaster für den Zentner, das selbst von Brennholz und Schlachtvieh erhoben wird. Bei letzterem treten dazu noch 4 bis 10 Piaster Schlachthauszins für jedes Stück, auch da, wo es kein Schlachthaus giebt. . . Der Besitzer von Vieh zahlt 3½ Piaster für das Schaf und die Ziege, 10 für den Esel, 20 für das Pferd, den Büffel und das Kameel. Die Fischer geben teils Pacht, teils liefern sie dem Staate ein Viertel ihres Fanges ab. Auch das Salz wird besteuert, indem es die Bewohner der Regierung zu ziemlich hohem Preise abkaufen müssen, desgleichen der Tabak, der früher frei war. . . Der Kläger bei einem Prozesse hat, ehe er angehört wird, einige Piaster und für jede schriftliche Eingabe deren 20 zu entrichten. Der Hausbesitzer liefert eine Monatsrate seiner jährlichen Mieteinnahmen ab. . . Drückender als die Höhe der Steuern ist die unregelmäßige Eintreibung derselben. Für gewöhnlich werden sie zwar nach und nach eingezogen, und jeden Monat erscheint vor dem Sitz der Mudirije ein Regierungsdampfer, um sie nach Abzug der Provinzialausgaben der Landeshauptkasse zuzuführen. Indeß giebt es in dieser oft plötzliche Ebben, denen schleunigst abgeholfen werden muß. Die Gouverneure der Provinzen erhalten dann Befehl, in so und so viel Tagen eine bestimmte, oft sehr hohe Summe einzuliefern, und wenn der betreffende Mudir an einem unzweckmäßig milden Temperamente leiden sollte, so wird ihm zugleich mit der Eintreibungsordre unvermutet ein Nachfolger ad hoc zugeschickt. Dieser macht dann mit seinen Schergen und Schreibern eine Schatzungstour von Ort zu Ort, die reicheren Bürger werden höflich gebeten, Vorschüsse zu geben, und sollten sie das Geld von griechischen Wucherern zu hohen Zinsen entlehnen, die ärmeren werden gezwungen, ihre Jahressteuer sofort zu erlegen, und wer noch im Rück-

stande ist und auch jetzt nicht gleich zahlen will, wird mit dem Kurbadsch behandelt. Dieses Instrument spielt, obwohl gesetzlich abgeschafft, in solchen Zeiten bis in die Nacht hinein, und das Korn, das der Bauer jetzt verkaufen muß, um seine Steuerpflicht zu erfüllen, sinkt zum Besten der Getreidewucherer für einige Tage bedeutend im Preise... Auch die Beamten haben an den Staatslasten reichlich mitzutragen. Ihre Besoldung ist in den niedern Graden äußerst gering und steht in gar keinem Verhältnisse zu dem seit zwanzig Jahren außerordentlich gestiegenen Preise der Lebensmittel, der Ägypten zu den teuersten Ländern der Erde macht. . . Ein Spitaldiener z. B. bekommt monatlich 100, ein gewöhnlicher Schreiber 200 bis 400, ein Arzt, ein Architekt niedern Grades 500 Piaster; dann aber geht es rasch hinauf, sodaß ein Mudir 4 bis 5000, ein Pascha 7500 bis 10 000 Piaster monatlich bezieht. . . Neuerdings ist zu dem oben angeführten Abgaben noch eine Kopfsteuer getreten, welche auch von den Beamten entrichtet wird, indem man ihnen von jedem Monatsgehalte den Betrag eines Tages abzieht. Die Kupfersteuer, die früher in der Weise erhoben wurde, daß man ihnen ein Zehntel ihrer Gage in fast wertlosem Kupfergelde aushändigte, statt in Silber, ist seit einiger Zeit beseitigt. Bisweilen wird auch der Versuch gemacht, die Zahl der Beamten zu verringern, und die entbehrlich erscheinenden werden dann einfach mit Anwartschaft auf die nächste erledigte Stelle entlassen. Nur die Türken erhalten in solchen Fällen oft durch Zuweisung von Ländereien eine Entschädigung. Diese Maßregeln sind übrigens mehr unpolitisch als grausam; denn der Beamte hat sich in der Zeit seiner Amtsthätigkeit schon darauf vorgesehen; gilt es doch als eine allgemeine Regel, daß die Besoldung zur Gründung eines Sparfonds da sei, während die laufenden Bedürfnisse »von außen« zu bestreiten seien."

Über die Frohndienste, die neben den Steuern auf den Fellahin und einem Teile der südlichen Beduinen lasten, bemerkt unser Gewährsmann, nachdem er gesagt, sie seien zwar feierlich abgeschafft, blühten aber in der Praxis fort: „Die Dienste der Frohne Leistenden werden freilich von oben herab bezahlt, für Transport durch die Wüste z. B. bekommt der Kameeltreiber die laufenden Mittelpreise; die Bauern aber, die von Zeit zu Zeit in Masse zu öffentlichen Bauten aufgeboten und fortgeschleppt werden, behaupten, sie bekämen nichts oder nur wenig von der Bezahlung, die durch die Hände der Beamten und Dorfvorsteher geht."

In Betreff der ägyptischen Armee entnehmen wir den „Politischen Gesellschaftsblättern" (Heft vom 8. Juni) einige Notizen, die wir mit ein paar Zusätzen aus anderer Quelle begleiten. Nachdem Ägypten unter Mehemed Ali ein sehr starkes Heer besessen hatte, ließen die beiden nachfolgenden Vizekönige die militärischen Einrichtungen verfallen, so daß man 1863 kaum zehntausend Mann aufstellen konnte. Unter Ismail Pascha wurde es wieder besser, und jetzt besitzt Ägypten an regulären Truppen 16 Regimenter Linieninfanterie zu 4 Bataillonen,

2 Negerregimenter, 4 Jägerbataillone, 2 Ulanen- und 4 Karabinierregimenter zu je 5 Schwadronen, 4 Regimenter Feld- und 3 dergleichen Festungsartillerie mit über vierhundert Geschützen, endlich ein Pionierbataillon. Dazu kommen die irregulären Truppen, die meist aus Reiterei bestehen und auf fünfzigtausend Mann zu veranschlagen sind. Wenn der Verfasser des Aufsatzes in dem genannten Blatte Ägypten aber ein Land nennt, „das fast zweimalhunderttausend Streiter stellen kann,“ so ist das offenbar stark übertrieben. Wir rechnen, die regulären Truppen zu 20 bis 24000 Mann annehmend, kaum ein Viertel seiner Zahl heraus, dabei ist zu bedenken, daß diese Soldaten über einen ungeheuren Raum zerstreut sind. Die Wehrpflicht erstreckt sich, die Bewohner von Kairo und Alexandrien ausgenommen, über alle Ägypter, doch ist Loskauf gestattet. Die Dienstzeit beginnt mit dem fünfzehnten Lebensjahr und soll fünf Jahre bei der Fahne und sieben in der Reserve betragen; um aber möglichst viel ausgediente Mannschaften zu gewinnen, wird der Soldat meist schon vor Ablauf des dritten Dienstjahres entlassen und dafür wieder ein Rekrut eingezogen, ein Verfahren, das dem nach 1807 in Preußen eingeführten Krümpersystem gleicht. Die Infanterie ist mit dem Remingtongewehre bewaffnet, die Reiterei mit Säbel, Karabiner und Lanze. Die Artillerie hat Kruppsche Hinterlader. Die Montur des Fußvolks besteht in weißen Röcken und Pumphosen von Drillich, Leinwandgamaschen und einem roten Feß mit dunkelblauer Quaste, die bei den Gemeinen aus Wolle, bei den Offizieren aus Seide besteht. Die Kavallerie trägt Röcke und weite Beinkleider von blauem Tuch und hohe Stiefel. Anfangs nach französischem Muster organisirt, hat sich die ägyptische Armee, seit Prinz Hassan eine Zeit lang dem preußischen Heere attachirt war, besonders was die Reiterei und die Artillerie betrifft, deutschen Vorbildern genähert. Die Bildung des ägyptischen Offizierskorps ist eine verhältnismäßig hohe. Die vorzügliche Militärakademie in Kairo hat in ihren fünf Abteilungen (Generalstab, Artillerie und Genie, Infanterie, Kavallerie und Rechnungswesen) 780 Zöglinge. Außerdem ist eine Schule für circa tausend Söhne von Offizieren und Unteroffizieren vorhanden, in welche die Knaben mit acht Jahren eintreten. Leider ist das Offizierskorps aus sehr verschieden gearteten Elementen zusammengewürfelt, woraus sich allerhand Übelstände entwickeln mußten. Es giebt da neben Eingebornen, Negern, Türken, Albanesen und Tscherkessen auch zahlreiche frühere Offiziere europäischer Armeen, die zu jenen nicht leicht in ein kameradschaftliches Verhältnis treten können. Am schroffsten standen den Ägyptern die jetzt meist wieder ausgetretenen Amerikaner gegenüber, die, nach dem Sezessionskriege stellenlos geworden, am Nil ihr Söldnerbrot gesucht und gefunden hatten. Welchen Wert die ägyptische Armee einer andern gegenüber haben würde, ist nicht leicht zu sagen. Ein Heer, das sich zur Meuterei verführen läßt, wird hinsichtlich seiner Zuverlässigkeit immer Bedenken erwecken. Auch ist die neuere Geschichte der ägyptischen Armee nicht eben reich an Großthaten und Erfolgen. Im letzten russisch-türkischen Kriege

leisteten die Truppen Ismails sehr wenig, und im Kriege mit Habesch erlitten sie trotz ihrer guten Bewaffnung durch die halbwilden Krieger des Negus eine empfindliche Niederlage.

Babyloniertum, Judentum und Christentum.



nter den Schriften, die aus Anlaß und in Angelegenheit der Judenfrage geschrieben worden sind, zeichnet sich ein vor kurzem unter dem obigen Titel erschienenes Buch von Dr. Adolf Wahrmund (Leipzig, Brockhaus, 1882) dadurch vorteilhaft aus, daß es diese Frage auf rein wissenschaftlichem Wege zu lösen sucht. Dabei geht Wahrmund von einem neuen Gesichtspunkte aus: er läßt die Rassenfrage ganz beiseite und faßt nur die geistigen Zustände der Juden, sofern dieselben das Ergebnis „literarischer Schulung" sind, ins Auge. Er weist zunächst in genauer ethnographischer Darlegung den Juden ihren Platz innerhalb des vielgestaltigen vorderasiatischen Völkergewirres an, indem er dabei zugleich auf die Wanderung der Kultur und ihren Einfluß auf die einzelnen Völker, welche die Sitze der ältesten Kultur inne hatten, aufmerksam macht. Sodann führt er den Leser in große Literaturkreise ein, d. h. in die nach Raum und Zeit in sich mehr oder weniger scharf abgegrenzten Phasen und Epochen der geistigen Entwicklung und ihrer Literatur, die nach einander auf die Völker Vorderasiens einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben, dem keines jener Völker, also auch das israelitische nicht, sich ganz hat entziehen können. Auf Grund einer genauen Vergleichung jener drei großen Literaturkreise, des altbabylonischen, des assyrischen und des ägyptischen, mit dem jüdischen und seiner Jahvereligion wird nun gezeigt, daß die sittlich-religiösen Anschauungen des alten Testaments von den erstern zum mindesten stark beeinflußt sind. Durch die Arbeit der Ägyptologen und Assyriologen ist die bisher herrschende Ansicht von der unmittelbaren Originalität der alttestamentlichen Literatur bedeutend erschüttert worden. Das alte Testament erweist sich darnach als ein Glied in dem großen vorderasiatischen oder babylonisch-ägyptischen Literaturkreise, von welchem es in den Ideen und in den literarischen Formen abhängig ist. Die besondre Art von Frömmigkeit, die bis jetzt den Juden allein eigen schien, erscheint darnach als das Gemeineigentum der hamitisch-semitischen Kulturvölker Vorderasiens, die mosaische Gesetzgebung im wesentlichen als Nachbildung der ägyptischen und das Geschick der Juden zu Handel und Geldgeschäften als Erbschaft der Phönizier. Damit ist der noch immer herrschenden judenchristlichen Anschauung, die sich auf die

Digitized by Google

scheinbar unbegreifliche, weil unvermittelte Originalität der alttestamentlichen Literatur stützte, ihre Bedeutung genommen; und Wahrmund bezeichnet es geradezu als den Hauptzweck seiner Schrift, die falschen Voraussetzungen zu zerstören, auf denen sich der unmenschliche Hochmut der jüdischen Ausschließlichkeit aufgebaut hat, und dadurch gegenüber der künstlichen Schulung, welche die mehr zu eignem Nutzen der Juden und der übrigen Menschheit Schaden als zu beider Nutzen vollzogene Ausbildung der jüdischen Eigenart hervorgerufen hat, eine Gegenschulung einzuleiten. Deshalb stellt Wahrmund als das Ergebnis seiner mit den Mitteln der Geschichts- und Sprachwissenschaft unternommenen Untersuchung dem Anspruche der jüdischen Nation, daß sie „der Welt einen Gott, der Menschheit die Moral und der Christenheit ihren Religionsstifter gegeben" habe, die drei Sätze entgegnen, daß der christliche Gott, der alle ethnischen Götter als Dämonen in Nacht versinken läßt, nicht der jüdische ist, der vielmehr selbst nur als die dämonenhafte Verkörperung des jüdischen Nationalwesens erscheint; daß ferner die jüdische Gesetzgebung und Moral, soweit sie menschlich ist, sich, wie es ja auch selbstverständlich ist, als Erbe, übernommen von ältern Kulturvölkern, insbesondre den Ägyptern, erwiesen hat, und soweit sie jüdisch ist, den Stempel hochmütigster Ausschließlichkeit und engherzigster Selbstgerechtigkeit an sich trägt; daß endlich der Stifter des Christentums, sofern er als Jude gelten soll, nur durch völlige Abkehr von seiner Nation und die gerade Umkehrung des jüdischen Wesens zum Stifter der wahren, d. i. der menschlichsten Religion geworden ist.

Dies ist im wesentlichen der Inhalt der Wahrmundschen Schrift. Müssen wir auch bezweifeln, daß sich das Judentum unsrer Tage für die von Wahrmund beabsichtigte „Gegenschulung" empfänglich zeigen werde, so kann die Schrift doch zweifelsohne das Gute haben, daß sie durch ihr wertvolles wissenschaftliches Material dazu hilft, den bis zum Überdruß wiederholten Prätensionen jüdischer Schriftsteller wirksam entgegen zu treten.

Ein paar Einzelheiten möchten wir noch hervorheben. Wahrmunds Würdigung der alttestamentlichen Religion bedarf vom rein geschichtlichen Standpunkte aus nach zwei Seiten hin eine nicht unwesentliche Berichtigung. Erstens tritt bei ihm die Bedeutung der Wirksamkeit der Propheten und andrer hervorragender Persönlichkeiten der Geschichte Israels während der alttestamentlichen Zeit nicht genügend hervor. Trotz aller Anlehnung an die im Judentum bereits vorhandenen sittlich-religiösen Anschauungen, deren nahe Verwandtschaft mit assyrischen und ägyptischen Vorstellungen nicht geleugnet werden soll, haben dieselben doch auch selbständig den Ideenkreis ihrer Zeit erweitert und die religiösen Ideen zu einer bedeutenden Reinheit und Erhabenheit weitergebildet, wenngleich nicht übersehen werden darf, daß diese Höhe sittlich-religiöser Erkenntnis, der wir vorzugsweise in den Schriften der Propheten begegnen, kaum jemals allgemeines Besitztum des Gesammtvolkes gewesen ist, und daß diese

Männer ihre höheren Anschauungen in Religion und Sitte weniger durch eine Weiterbildung der bereits damals herrschenden exklusiven Ansichten des Volkes als durch einen Bruch mit denselben gewonnen haben. Zweitens hätte die Thatsache mehr herausgehoben werden sollen, daß das spezifisch Jüdische, eben jene Exklusivität der gesammten Denk- und Sinnesweise, sich in seiner vollen Starrheit erst nach dem Verluste der politischen Selbständigkeit des jüdischen Volkes ausgebildet hat. Wenn auch Wahrmund mit Recht bestreitet, daß eine Religion, welche, wie die jüdische, als eine bloße Volksreligion, mit einem Nationalgott an der Spitze entstanden ist und welche sich auch heute noch durch ihren fanatischen Haß gegen alle andern Völker (die Gojim) als solche verrät, jemals in irgend einer Epoche ihrer Entwicklungsgeschichte den Charakter einer Universalreligion getragen haben könne, so ist doch andrerseits ebenso sicher, daß die wahnwitzige Ausschließlichkeit des talmudischen Standpunktes nicht aus einer naturgemäßen Weiterentwicklung aus den Tendenzen der Religion des alttestamentlichen Prophetismus hervorgegangen ist, sondern als eine durch ungünstige äußere Verhältnisse, vor allem durch den unmenschlichen Druck heidnischer Zwingherren entstandene Verkümmerung und Erstarrung ursprünglich reinerer und freierer Anschauungen zu betrachten ist.

Auch in Einzelheiten bedarf das Urteil Wahrmunds manchmal einer Modifikation. Man darf z. B. aus dem Vorhandensein ägyptischer Einflüsse kurz vor der Zerstörung Jerusalems nicht den Schluß ziehen, als ob eine solche Einwirkung während des ganzen Bestandes des südlichen Reiches Juda in den vorhergehenden Jahrhunderten stattgefunden habe. Vielmehr erklärt sich diese vorübergehende Beeinflussung der Israeliten aus der Allianz der letzten Herrscher des Reiches Juda mit den Pharaonen, welche jene zu dem Zwecke eingegangen waren, um sich dadurch dem Joche der seit dem Beginne der babylonischen Invasionen schwer auf ihnen lastenden Babylonierherrschaft zu entziehen.

Wahrmunds Schrift ist recht wohl geeignet, zur Klärung der vielfach unklaren Anschauungen über den Ursprung der religiösen Ideen und der sittlichen Maximen des jüdischen Volkes in alter und neuer Zeit zu dienen. Aber auch abgesehen von der Judenfrage ist die Schrift von Wert, da sie den Laien über die neuesten Ergebnisse der ethnographischen, religions- und literargeschichtlichen Forschungen auf dem Gebiete der vorderasiatischen Kulturvölker orientirt. Der Verfasser hat eine reiche wissenschaftliche Literatur benutzt, und zwar hat er es „für das Beste gehalten, möglichst viele Autoren aus den verschiedensten Schulen selbstredend vorzuführen, damit der Leser gleichsam Truppen aus vieler Herren Ländern und von allen Waffengattungen unter eine Fahne gereiht dem gleichen Ziele zumarschiren sieht." Trotzdem macht seine Schrift durchaus nicht den Eindruck einer Kompilation verschiedenartiger Ansichten und Stilarten, vielmehr dient jenes Verfahren dazu, den Eindruck der auch sonst recht gut geschriebenen

Darlegung zu beleben und ihre Überzeugungskraft zu verstärken. Besonders den Abschnitt über den Islam empfehlen wir der allgemeinen Beachtung, da hier zu einer Beurteilung der brennenden Orientfrage und ihrer verschiedenen Lösungsversuche manche wichtigen Gesichtspunkte an die Hand gegeben werden.

Zum Schluß machen wir noch auf einen Druckfehler aufmerksam, der leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte: Seite 8, letzte Zeile muß es südwestlich statt südöstlich heißen (vgl. S. 11 f. u. S. 266).

Die deutschen Frauen und die soziale Frage.



Die unliebenswürdige Aufnahme, welche Frau Gertrud Guillaume Gräfin Schack mit ihrem gegen die Prostitution gerichteten Vorgehen jüngst in Darmstadt gefunden hat — die Polizei hat dort einen öffentlichen Vortrag der kampfeseifrigen Dame, weil er „unsittlich" sei, unterbrochen — hat in weiten Kreisen lebhaftes Interesse wachgerufen und die Frage nach dem Berufe der deutschen Frauen zum Kampfe gegen die sozialen Schäden der Gegenwart wieder einmal in den Vordergrund gedrängt.

Ich verzichte hier darauf, das Verfahren der Darmstädter Polizei gegen Frau Guillaume irgendwie zu beurteilen. Gewiß darf man es bedauern, daß der für ihre Sache mit Aufopferung kämpfenden hochachtbaren Frau ein so verletzender Konflikt mit den berufenen Wahrern der öffentlichen Sitte und Ordnung nicht hat erspart werden können. Aber ganz abgesehen von diesem Zwischenfalle kann ich mich der Überzeugung nicht verschließen, daß das Streben, die Prostitutionsfrage zur Sache der öffentlichen Agitation in den Kreisen der deutschen Frauen zu machen, in sich selbst so viel Bedenkliches birgt, daß Frau Guillaume und die ihr gleichgesinnten Damen doch wohl daran thäten, in der sich ihrem Streben entgegenstellenden ablehnenden Kälte der gebildeten Frauenkreise nicht lediglich einen Sporn zu um so rücksichtsloserem Vorgehen zu erblicken, sondern es sich ernstlich zu überlegen, ob nicht die Wirksamkeit der Frauen gegen die sittliche Verwilderung des eigenen Geschlechts zweckmäßiger in andre Bahnen zu leiten, in einer andern Richtung zu entfalten sei. Es ist wahr, was Pastor Fliedner aus Kaiserswerth auf dem Kongreß der innern Mission zu Bonn 1881 sagte: „In dem Kampfe gegen die Unsittlichkeit darf die Hilfe der Frauen nicht zurückgewiesen werden." Wir wollen diese Hilfe nicht zurückweisen; im Gegenteil, recht ausgiebig und nachdrücklich wollen wir sie in Anspruch nehmen auf den Teilen des sozialen Schlachtfeldes, auf welche sie hingehört, aber das

ist am wenigsten dagegen die öffentliche Behandlung der Prostitution, das ist am wenigsten der widerwärtige Dienst der Sittenpolizei in diesem besondern Sinne. Vielleicht mögen einzelne eigenartige Naturen unter den Frauen auch durch das unmittelbare Eingreifen in derartige unsaubere Gebiete des Gesellschaftslebens sich dankenswerte Verdienste erwerben können und ab und zu bereits erworben haben, aber das sind eben absonderliche Naturen, denen die Gesammtheit der deutschen Frauen gleichmachen zu wollen wahrhaftig am allerwenigsten dem Stande unserer nationalen Kultur, dem Wohle unsrer Gesellschaft entsprechen dürfte. Es ist ein schiefer Gedanke, wenn solche Ausnahmsfrauen meinen, wir setzten die deutschen Frauen in ihrem Werte herab, wenn wir die Berührung mit sittlichem Schmutz ihnen nach Möglichkeit ersparen, wenn wir ihre keusche Auffassung der intimsten Familienbeziehungen auch nicht von fern durch den Einblick in die schamlose Rohheit der gewerbsmäßigen Unsittlichkeit trüben lassen möchten. Nicht eine Herabsetzung unserer Frauen ist darin zu sehen, sondern gerade eine Wertschätzung der Frauenwürde.

Frau Lina Morgenstern, die Herausgeberin der „Deutschen Hausfrauen-Zeitung," hat aus jenen Darmstädter Vorgängen Veranlassung genommen, energisch für die Bestrebungen der Frau Guillaume einzutreten. Sie knüpft in ihrem Blatte an den oben wiedergegebenen Ausspruch des Pastor Fliedner folgende Gedanken: „Die deutschen Frauen zögerten am längsten, in diesen schwierigen Kampf einzutreten; nicht weil es ihnen ein Kampf mit einem unbesiegbaren Drachen erschien, an dem sie ihre Kräfte zu zersplittern fürchteten, sondern weil ein Teil der Frauen, die in geschützten Verhältnissen leben, die Schattenseiten der Gesellschaft wenig oder nur dann kennen lernen, wenn ihre traurigen Verfinsterungen das eigene Familienglück verdüstern, und sie daher die Bedeutung des allgemein untergrabenden Einflusses der öffentlich geduldeten Unsittlichkeit nicht verstehen. Sie wenden sich mit Abscheu von den Elenden, Ausgestoßenen ab, hüllen sich in den Mantel ihrer Tugend und begnügen sich damit, das Laster zu verdammen. Eine andre Zahl Frauen giebt es, die wohl wissen, daß tausend verlorene Frauenexistenzen auf dem Markt des Lebens umherirren, unter denen viele nicht durch eigne Schuld gefallen sind und im Elend schmachten, aus welchem eine rettende Hand sie erlösen könnte; aber sie halten es für unschicklich, sich um diese armen Geschöpfe zu kümmern, die Lehre von dem Hergebrachten, Schicklichen läßt sie ruhig mit ansehen, wie die Schwachen von den Starken verführt und verstoßen werden, daß die Korruption durch alle Klassen der Gesellschaft vergiftend wirkt. . . Wenn daher Frauen den Mut haben, an die eiternden Wunden der Gesellschaft heranzutreten, um zu ihrer Heilung beizutragen, wenn sie den Mut mit der Thatkraft verbinden in weiten Kreisen Propaganda zu machen für die Idee der Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit und ihrer gesetzlichen Duldung, so ist dies ein anzuerkennendes Opfer ihres persönlichen Friedens und der persönlichen Stellung in der Gesellschaft."

Digitized by Google

Ich kann mir nichts Schieferes denken als diese Sätze der „Deutschen Hausfrauen-Zeitung." Es wäre etwas recht Verkehrtes, wollten wir unsern Frauen zumuten, die operative Behandlung besonders schwerer Leibesschäden an Stelle der Spezialärzte zu übernehmen, dagegen die der Sitte entsprechende häusliche Gesundheitspflege durch die sorgsame Mutter- und Frauenhand unterschätzen. Nun, nicht minder verkehrt kommt es mir vor, die Behandlung jener in der Prostitution zu Tage tretenden akuten Krankheitserscheinung als Sache der Frauen zu erklären, während in verhängnisvollem Grade auf dem durch die deutsche Sitte von Alters her ihr zugewiesenen Felde nachhaltigster Bekämpfung der Unsittlichkeit die deutsche Frau nur zu sehr sich bereits entwöhnt hat, ihre schwerwiegende soziale Aufgabe zu erkennen und zu erfüllen. Nicht im Bruche mit dem „Hergebrachten und Schicklichen," nicht im „Opfer ihres persönlichen Friedens und der persönlichen Stellung in der Gesellschaft" sollten auch jene agitations- und emanzipationslustigen absonderlichen Frauennaturen ein an öffentlichen Aufsehen zwar reiches, an sachlicher Wirkung aber um so ärmeres Martyrium suchen, wir haben heute in der That bereits eine Agitation nötig, eine recht nachdrückliche Propaganda, um die deutsche Hausfrau wieder zum Verständnis zurückzuführen für jene sittlich erziehende Wirksamkeit in der ihr unbestritten zugehörenden Sphäre in und außer dem Hause. Nur der Wahn, in der Öffentlichkeit bestehe der Hauptwert des Strebens, kann dies verkennen, ein Wahn, dem gerade die Frauen, haben sie erst einmal die althergebrachte Barrière des Mulier taceat in ecclesia unter dem verwunderten Beifall der Männer mutig genommen, nur allzu häufig anheimfallen. Mögen sie sich wohl fühlen in ihrer Eigenart, diese Frauen der Rednertribüne! Daß aber die deutsche Frau im allgemeinen ihnen nacheifere, das sollen sie nicht verlangen. Unsere Frauen haben wahrlich Besseres zu thun in ihrem Beruf zur Lösung der sozialen Frage.

Die sittliche Erziehung der des elterlichen Schutzes entbehrenden weiblichen Jugend der arbeitenden Stände — das ist die Aufgabe, deren Lösung die sozialen Zustände der Gegenwart unsern Frauen zur ernsten Pflicht machen, und leider dürfen wir es uns nicht verhehlen, daß es an der Erfüllung dieser Pflicht an allen Enden in bedenklichem Grade fehlt. Obenan steht dabei die Erziehung der weiblichen Dienstboten.

Ich bitte den Leser vor allem, einen Blick in die großstädtischen Verhältnisse zu werfen. Man hat in Berlin die Wahrnehmung gemacht, daß häufig von auswärts kommende Mädchen, welche in der Reichshauptstadt ihre Arbeitskraft verwerten wollen, schon auf den Bahnhöfen von schlechten Personen angelockt und nur zu oft rettungslos auf Abwege geführt werden. Es ist deshalb in neuester Zeit in einem Kreise gebildeter Frauen der Gedanke angeregt worden, ob nicht durch nachdrückliche öffentliche Warnungen und durch die Einrichtung einer kostenfreien Stellenvermittelung Abhilfe geschaffen werden könne, und bereits sind auch praktische Schritte zur Verwirklichung dieses menschenfreundlichen

Gedankens mit gutem Erfolge gethan worden. Man ist mit diesem Streben zweifellos auf dem richtigen Wege. Ein gesundes Herbergswesen und kostenfreie Stellenvermittelung sind die unerläßlichen Vorbedingungen für die Heilung unsrer Dienstbotenverhältnisse im allgemeinen. In dieser Richtung muß eine energische Vereinsthätigkeit in weitesten Kreisen angestrebt werden und hier ist dann der Wirksamkeit auch der vereinseifrigen Naturen unter den Frauen ein in jeder Beziehung lohnendes Feld eröffnet.

Aber die Hauptsache bleibt doch immer die Erziehung der weiblichen Dienstboten im Hause, die Erziehung der Magd durch die Herrin, des „Mädchens" durch die „Frau." Ich habe keineswegs die Häuser der „oberen Zehntausend" besonders im Auge, sondern gerade die Haushaltungen der Masse schlicht bürgerlich, mit einem, höchstens zwei weiblichen Dienstboten lebenden Familien, wenn ich es ausspreche, daß die kalt geschäftliche, rein vertragsmäßige Auffassung des Verhältnisses zwischen „Frau" und „Mädchen" bereits einen so ungesunden Grad erreicht hat, daß von einer sittlich erziehenden Bedeutung des „Dienstes" in dieser der Erziehung ganz besonders bedürftigen Lebensperiode des Mädchens kaum noch die Rede sein kann. Zehn Schritt, wenn nicht vom Leibe, so doch vom Herzen, das ist auch hier die Parole. Statt freundlicher Zusammengehörigkeit ist feindselige Spaltung die Regel geworden, und statt des Ersatzes für den Halt des Elternhauses findet das Mädchen im Hause der Herrschaft nur zu häufig eine so öde Freundlosigkeit, daß man sich nicht wundern sollte, wenn das nach freundlichen Anschluß nun einmal verlangende jugendliche Gemüt außer dem Hause Freundschaft sucht, aber nichts als Feindschaft gegen das Haus dort findet. Es kann keiner verständigen Hausfrau verborgen sein, welche sittliche Gefahr aus dieser falschen Stellung des Dienstmädchens zum Hause der Herrschaft entspringt, und ich meine, vor dieser Gefahr die jugendliche Geschlechtsgenossin nach Kräften zu schützen, das wäre eine Pflicht der gebildeten Frau, welche weit über der Pflicht, in Vereinen und Vorträgen zur Herbeiführung gesetzlicher Maßnahmen gegen die Prostitution zu wirken, stehen sollte.

Sehr beherzigenswert erscheinen mir hierbei nachfolgende Ausführungen Schmollers über den „Arbeitsvertrag des Gesindes." „Unsere Zeit," schreibt dieser schon 1874, „mit ihrem Drang nach Gleichberechtigung, nach Beseitigung aller reinen Herrschaftsverhältnisse, ihrer Neigung, alle patriarchalischen Verhältnisse durch klare, fixirte Vertragsbestimmungen zu ersetzen, kommt mit diesen Zielen bei dem Dienstbotenverhältnis am meisten in Konflikt mit der Natur der Sache. Der Dienstbotenvertrag müßte in jedem einzelnen Falle zwanzig Bogen ausfüllen, wenn man genau bestimmen wollte, was das Dienstmädchen zu leisten hat. Das Dienstbotenverhältnis bleibt mehr als andere Arbeitsverhältnisse ein Herrschaftsverhältnis; daher die Wahrnehmung, daß sich ihm successiv nur Leute aus immer tieferen Schichten der Gesellschaft fügen wollen. Wie ist da zu helfen? In der Hauptsache ist nicht zu helfen. Es liegt darin eine naturge-

Digitized by Google

mäße Folge der Hebung der unteren Klassen. Es giebt nur ein Mittel, das Dienstbotenverhältnis als ein halbpatriarchalisches aufrecht zu erhalten: man muß sich entschließen, die Dienstboten als zur Familie gehörig zu betrachten, ihre Erziehung sich angelegen sein zu lassen. Es geht das da um so leichter, wo die Dienenden junge Leute sind. Und die Mehrzahl der Dienstboten sind unter 25 Jahren. Aber der ungeheure Irrtum unsrer besitzenden Klassen bei ihren heutigen Klagen über die Dienstboten besteht darin, daß sie selbst ihr Verhältnis zu den Dienstboten rein als Vertragsverhältnis auffassen, das mit der Geldlohnzahlung und hochmütig barscher Behandlung sich erschöpft, während sie von den Dienstboten doch noch die alte patriarchalische Liebe und Aufopferung verlangen, empört sind, wenn die Köchin erklärt, sie rühre außerhalb der Küche keinen Stuhl und keinen Tisch an, wenn die sämmtlichen Dienstboten feste Freistunden des Abends oder des Sonntags sich ausbedingen. Die Dienstboten sind mit solchen Forderungen ganz in ihrem Recht, wenn man sie selbst nur als gemietete, sonst nicht zur Familie gehörige Dienstleute behandelt. Nur wer seine Dienstboten als Mitglieder der Familie behandelt, wer sich mit Teilnahme um sie kümmert, auf ihr geistiges, sittliches und religiöses Leben Einfluß zu gewinnen strebt, nur der hat ein Recht auf patriarchalische, auf familiäre Gesinnung seitens seiner Dienstboten."

Ich bin überzeugt, daß von diesen Gedanken Schmollers der Mehrzahl der heutigen Leserwelt und namentlich der Leserinnen keiner besser gefallen wird als der: „In der Hauptsache ist nicht zu helfen." Es ist eine Eigentümlichkeit unserer sich mit Vorliebe „realistisch" nennenden Zeit, die Schäden des gegenwärtigen Gesellschaftslebens lediglich als eine gegebene Thatsache zu betrachten, vielleicht auch zu studiren, zu deren Beseitigung der Einzelne gar nichts, ja selbst der Staat nur durch den völligen Bruch mit der seitherigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung etwas thun könne. Und da dieser Bruch mit der bestehenden Ordnung einem guten Teile der sogenannten bessern Elemente immerhin etwas riskant erscheint, so giebt man sich allgemach einem sozialen Pessimismus hin, welcher in der Gegenwart nichts thut und von der Zukunft nichts hofft. Das „patriarchalische" Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten gehört gewiß der Vergangenheit an; ich will es ihr recht gern ganz überlassen und nicht einmal das, was ich für die Gegenwart wünschen möchte, als „halbpatriarchalisch" bezeichnen. Nicht als ein künstlich konservirter Rest aus einer vergangenen Zeit soll die erziehende Wirksamkeit der Hausfrau auf das Dienstmädchen in der Gegenwart ein Ausnahmsdasein führen, sondern gerade weil ich die fortschreitende Vervollkommnung für die Aufgabe unseres ganzen nationalen Gesellschaftslebens halte, deshalb erscheint es mir als die heilige Pflicht der oberen Schichten des Volks, die erfreuliche „Hebung der unteren Klassen" nicht zu einem Niedergang der sozialen Verhältnisse und so auch nicht zu einer Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Herrin und Magd ausschlagen zu lassen,

sondern im Gegenteil auch die Erziehung der auf ihrer Hände Arbeit in fremder Leute Haus angewiesenen jugendlichen Frauenspersonen auf einen der gegenwärtigen Gesammtkultur entsprechenden Standpunkt zu heben.

Es ist eine traurige und eine durchaus zu bekämpfende Erscheinung auf dem Gebiete der sozialen Frage, daß, weil die bisher üblichen Wege für die Erfüllung sozialer Pflichten nicht mehr recht gangbar erscheinen, sofort die Erfüllung dieser Pflichten überhaupt als unmöglich abgelehnt wird, während doch gerade die veränderten Verhältnisse eine recht intensive, gewissenhafte Pflichterfüllung verlangen und auch recht wohl Wege dafür offen lassen, wenn nur der Verpflichtete sie sucht, sie finden will und nicht die Unhaltbarkeit des alten, patriarchalisch genannten Schlendrians zum willkommenen Deckmantel nimmt für seine Lieblosigkeit und Trägheit. Das patriarchalische Herrschaftsverhältnis der alten Zeit ist zu Grunde gegangen, weil es auf einer rechtlichen Degradation der arbeitenden Klassen beruhte. Lassen wir es begraben sein. Aber nicht als abgethan und begraben sollte das eine angesehen werden, was auch damals allein geeignet war, die rechtliche Degradation erträglich zu machen, was allein auch damals die Gesundheit des Verhältnisses zwischen Herrschaft und Dienstboten bewirkte, das religiös-sittliche Moment im Gesellschaftsleben, die wahre vom Herzen kommende und zum Herzen dringende Nächstenliebe, die werkthätige Fürsorge für das „geistige, sittliche, religiöse Leben“ des jugendlichen Dienstboten. Mit Recht bezeichnet Schmoller diese Fürsorge als die Bedingung, deren Erfüllung allein den Anspruch rechtfertigt auf die „familiäre Gesinnung“ der Dienenden; aber es ist dies keineswegs eine Bedingung, deren Erfüllung im Belieben des Einzelnen steht, die er, wenn er auf das durch sie bedingte verzichtet, einfach unerfüllt lassen darf. Diese Fürsorge für das geistige, sittliche, religiöse Leben der jugendlichen weiblichen Dienstboten ist eine der ernstesten sozialen Pflichten der deutschen Hausfrauen, und sie ist eine ganz besonders ernste Pflicht in der Gegenwart und in der Großstadt. Erst kürzlich beantwortete Viktor Böhmert im „Arbeiterfreund“ die Frage, „wie die Masse aus Not und Elend zur Wohlfahrt emporgehoben und wie ihr Glück begründet werden könne,“ mit dem Satze: „Das Glück liegt im Menschen und in seiner Erziehung.... Das soziale Problem ist eine Erziehungsfrage, und die bürgerliche Gesellschaft kann erst dann ruhiger über ihre Zukunft werden, wenn sie für die gesunde Erziehung ihrer Volksgenossen gehörig sorgt und auch die leiblich und geistig ärmsten aus dem Staube emporzuheben sucht.“

Theoretisch wird keine urteilsfähige Frau der gebildeten Stände die Gefahr verkennen, welche gerade in der großen Stadt für die Dienstmädchen im Alter von fünfzehn bis zu fünfundzwanzig Jahren in Bezug auf ihre Sittlichkeit im engern Sinne daraus entsteht, daß dieselben im Hause den freundlich-familiären Halt nicht finden, nicht die sittlich-erziehende Einwirkung erfahren, die doch das weibliche Geschlecht in diesem Alter besonders nötig hat. Und

Digitized by Google

doch welche erstaunliche praktische Gleichgiltigkeit ist in dieser Beziehung unsern Damen zur Gewohnheit geworden! Es erscheint in der That fast rätselhaft, wenn man gebildete Hausfrauen die prüdeste Ängstlichkeit für die jungfräuliche Ehre der Tochter mit der absolutesten Toleranz für die gewagtesten Freiheiten der Magd in naivster Selbstverständlichkeit verbinden sieht, wenn man für das „Fräulein" ganz andre Begriffe von Weibesehre in Geltung sieht als für das „Mädchen." Die bis zum Überdruß beliebten Klagen über die Verderbtheit der Dienstmädchen können die traurige Thatsache nicht bemänteln, daß unsre gebildeten Hausfrauen sich nur zu sehr entwöhnt haben, die Würde ihres Geschlechts auch in der Magd zu ehren, und daß vielmehr in der Regel die materiellen Schädigungen, die persönlichen Unbequemlichkeiten, welche die Liebesaffairen des Mädchens vielleicht für die Herrschaft herbeiführen, der Grund sind für dieses entrüstete Klagen und Jammern.

Es ist unzweifelhaft, daß dieser Mangel einer wirklich erziehenden Aufsicht gerade aus den Reihen der großstädtischen Dienstmädchen der Prostitution direkt manches Opfer in die Arme treibt. Aber das sind zum Glück doch immer nur Ausnahmen. In viel weiterem Umfange schädigend wirkt dieser Mangel dadurch, daß er in sich steigerndem Maße dem kleinen Handwerker und dem Arbeiterstande schlechte Ehefrauen und schlechte Familienmütter zuführt.

Gewiß gewinnt auch heute noch der kleine Handwerker und der bessere Arbeiter aus der Zahl der im „Dienst" unter liebevoller, strenger Zucht einer tüchtigen Herrschaft erzogenen Mädchen die tüchtigste Hausfrau. Aber um so kläglicher ist es um die Hausfrauenqualität derjenigen Dienstmädchen bestellt, welche in der beklagten Weise ohne jene liebevoll strenge Zucht im fremden Hause heranreifen. Wie sollten sie auch befähigt sein, pflichttreu den ärmlichen Haushalt des Ehemanns zu verwalten, wie sollten sie es vermögen, ihm ein zufriedenes Heim zu bereiten, sie, die in jahrelanger Übung zur Pflichtverletzung im Haushalt zur Feindschaft gegen zufriedene Häuslichkeit systematisch erzogen worden sind? Es gehört kein allzu scharfes Auge dazu, ein klein wenig Interesse genügt vollkommen, die im „Dienst" anerzogenen Unarten dieser Sorte von Frauen im Arbeiter- und Handwerkerhause verhängnisvoll wirken zu sehen. Unwahrhaftigkeit, Trägheit, Trotz, Vergnügungssucht sind das Heiratsgut, welches diese Mädchen in die nach reichlichen Liebschaften ohne Liebe eingegangenen Ehen mitbringen; freilich um in der Regel bittere Strafe dafür zu finden, immer aber zum Ruin des Familienglücks weiter Kreise des zahlreichsten und wichtigsten Standes der heutigen Gesellschaft.

Man hat viel zu lange den Einfluß der Arbeiterfrau auf den sozialen Frieden unterschätzt, und wenn man heute für die Arbeitertöchter und die ledigen, freien Arbeiterinnen Handarbeitsunterricht, Kochschulen, vielleicht gar Unterweisung in häuslicher Buchführung und dgl. einzurichten sich bestrebt, wenn man dafür auch die Frauen der mittlern und höhern Stände durch Vereins-

thätigkeit zu interessiren bemüht ist, so sollte man doch vor allem die nächste und beste Schule für die Arbeiter- und Handwerkerfrau, die Schule des Gesindedienstes, nicht länger in immer tieferen Verfall geraten lassen.

Wo die Herrschaft es versteht, das Dienstmädchen der häuslichen Erziehung teilhaftig zu machen, da ist auch heute noch naturgemäß und ohne irgendwelche patriarchalische Absonderlichkeit der pietätvolle Zusammenhang der Arbeiterfamilie mit der früheren Herrschaft der Frau die Folge. Das Mädchen, welches den rechten Halt in der Familie, der es diente, gefunden hat, sucht auch als Frau und als Mutter noch Rat und Hilfe dort, und ich wüßte kaum ein besseres Band der Versöhnung zu nennen zwischen Reich und Arm, zwischen dem Hause des Arbeiters und dem Hause der „Herrschaft" als gerade das, welches während des Dienstes der Arbeiterfrau geknüpft wurde. Und die Ehemänner, die sich diese Frauen aus der liebevollen Vormundschaft der gebildeten Familie herausgeholt haben, sind in der Regel nichts weniger als dem Fortbestande dieses Zusammenhangs abgeneigt, sie wissen, wenn nicht arger Mangel an Intelligenz mit Rohheit sich zusammenfindet, sehr gut die freundliche Anlehnung an die höhere Bildung zu schätzen. Keine öffentliche Wohlfahrtseinrichtung, keine Vereinsarmenpflege, selbst keine innere Missionsthätigkeit der Kirche kann der Arbeiterfamilie so das Gefühl der Freundlosigkeit nehmen, kann so die verhängnisvolle Kluft zwischen Reich und Arm überbrücken, kann so die Bethätigung der rechten Nächstenliebe vermitteln, bei der das Geben wie das Nehmen nicht trennt, sondern nur inniger verbindet, als dieser Familienzusammenhalt zwischen Herrschaft und Dienstboten.

Auf der andern Seite ist das Gift des Neides und der Feindschaft gegen die Herrschaft eine auf unsre sozialen Verhältnisse im höchsten Grade zersetzend wirkende Mitgift, welche das übel erzogene Dienstmädchen ihrem Ehemanne zubringt und ausnahmslos nur zu eifrig ihm mitzuteilen sich bemüht. Dieser Neid der Frau gegen alles, was zu den sogenannten besseren Ständen sich rechnet, wird eine so rastlos wirkende Triebfeder, ein so unausgesetzt aufreizender Stachel auch für die Unzufriedenheit des Mannes in den arbeitenden Schichten des Volkes, daß alle jene wohlberechneten Hetzereien der öffentlichen Agitation in Wort und Schrift dagegen nur schnell verrauchendes Strohfeuer hervorbringen. Früh und spät, in das kärgliche Werktagsmahl wie in das Übermaß des Festtagsgenusses, in alles überhaupt, was Leid bedeutet, wie in alles, was Freude bedeuten sollte, weiß die Frau das Gift des Neides hineinzumischen. Man gebe sich nur die Mühe, die fast zur Standespflicht gewordene Feindseligkeit der Dienstmädchen gegen das Haus der Herrschaft in ihren unausbleiblichen Wirkungen auf das weibliche Gemüt ins Auge fassen, mir scheint es ganz undenkbar, daß man dann länger dem Überhandnehmen dieser giftigen Krankheit mit der bisherigen Gleichgiltigkeit zusehen könne, daß man nicht die nachdrücklichste Agitation zu ihrer Bekämpfung für berechtigt erklären müsse.

Digitized by Google

Aber, wie gesagt, der Gedanke Schmollers: „In der Hauptsache ist nicht zu helfen,“ kann heute auf um so begeistertere Anhänger rechnen, je mehr einerseits unsre Frauen sich jener sozialen Erziehungspflicht bereits entwöhnt haben, und je weiter andrerseits bereits die Verwahrlosung der Dienstmädchen fortgeschritten ist. In den meisten Fällen wird man von sonst recht liebenswürdigen, auch für ihren Gatten und ihre Kinder recht liebevollen Frauen auf das Verlangen nach einer besseren sittlichen Erziehung des Dienstmädchens das entschiedenste Non possumus zu hören bekommen. Die Mädchen, heißt es, machen selbst durch ihre von vornherein in den „Dienst“ mitgebrachte und von einer unwiderstehlichen Kameraderie getragene und genährte Auffassung des Dienstbotenverhältnisses jeden sittlich erziehenden Einfluß unmöglich, sie wollen gar nicht in diesem Sinne zur Familie gerechnet werden und würden jeden darauf abzielenden Versuch nur mit Dreistigkeit und Undank lohnen. Dem Realismus unsrer Damen — und sie übertreffen darin praktisch in der That bereits die Männer — erscheint es als purer Unverstand, daß der Einzelne ohne sicher berechenbaren Vorteil auf einer andern Seite, vielleicht längere Zeit hindurch Opfer an persönlicher Bequemlichkeit, ja auch materielle Opfer bringen soll für so ideale Zwecke wie die Charaktererziehung der Dienstmädchen. Dieser Realismus will nahen, sichern materiellen Gewinn für jede Leistung haben, und deshalb hütet er sich wohl vor unbequemen Experimenten, ja es erscheint ihm sogar als Pflicht, als die rechte Lebensweisheit, nicht gegen solche üble Erscheinungen anzurennen, sondern sie als unumstößliche Thatsachen hinzunehmen und nach allen Regeln des klugen Eigennutzes mit ihnen zu rechnen.

Und doch kommt alles auf ernstes Wollen, auf entschiedenes Handeln der Einzelnen an. Die Einzelnen müssen die Überzeugung gewinnen, daß weder die staatliche noch die kirchliche Gemeinschaft die Erfüllung der sozialen und sittlichen Pflichten von ihren Schultern nehmen, daß gerade die Krisen der Gegenwart nur durch die aufopfernde Hingabe der Person an diese Pflichterfüllung zum Guten gewendet werden können. Ehe sich nicht der Bruch mit jenem überklugen Realismus im Herzen des Individuums vollzogen hat, können auch unsre Frauen ihre Aufgabe in der sozialen Frage nicht lösen, kann überhaupt diese Frage eine gedeihliche Lösung niemals finden. Dieser Bruch aber ist um so notwendiger, je schwerer die zu lösende Aufgabe ist. Es ist nicht zu verkennen, daß im einzelnen Falle oft scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten sich dem Bestreben der Hausfrau, einen sittlich erziehenden Einfluß auf das Dienstmädchen zu gewinnen, entgegenstellen. Sie liegen teilweise in der Erziehung der Hausfrauen selbst, und ich glaube, daß vor allen Dingen mehr als bisher in unsern gebildeten Familien auf die Vorbereitung der Töchter für ihren Beruf als „herrschende“ und „erziehende“ Hausfrauen Gewicht gelegt werden müßte. Auch hier sind es nicht die „oberen Zehntausend,“ welche sich einer besonderen Unterlassungssünde schuldig machen, sondern hauptsächlich wieder jene Familien mit

einem einzigen „Mädchen für Alles.“ In solchen Familien muß die Frau die praktische Leitung des Hauswesens bis in die Details verstehen, sie muß es verstehen, selbst mit Hand anzulegen in den verschiedenen Zweigen der häuslichen Arbeit, sie muß verstehen, was zur Küche, zur Wäsche und dergleichen gehört, sie muß das alles verstehen fast noch besser, als ihre Großmutter es verstand. Daß das mangelhafte technische Verständnis recht geeignet ist, die Oppositionsstellung des Dienstmädchens der jungen Frau gegenüber zu festigen, liegt auf der Hand. Aber fast noch mehr kommt es doch darauf an, daß den Kindern unsrer gebildeten Familien recht nachdrücklich und bei Zeiten jene nur zu oft sich äußernde Überhebung über die Dienstboten, jenes allzu schroffe Verständnis für die sozialen Unterschiede — es schließt dies bekanntlich eine unpassende Kordialität keineswegs immer aus — ausgetrieben werde. Viel tragen gerade die heranwachsenden Kinder häufig zur Verbitterung der Dienstboten bei, und kaum giebt es ein sprechenderes Symptom für die Zucht im Hauswesen als das Verhalten der Kinder gegen das Gesinde.

Aber wie ist da zu helfen? — Der Buchstabe der Gesetze, der Verordnungen, der Verträge kann gar nichts helfen, wenn nicht ein neuer Geist das Verhältnis zwischen Herrin und Magd durchdringt. Ist es wahr, daß eine Neugestaltung der sittlichen Anschauungen im Sinne uneigennütziger Nächstenliebe, daß der Sieg des ethischen Sozialismus über den Individualismus und Egoismus in das Reich der Illusionen gehört, dann freilich ist nicht mehr zu helfen, dann wird aber auch kein gesetzlicher Sozialismus Hilfe bringen. Ich meine, es ist hohe Zeit, dem bösen Laisser-aller des modernen Pessimismus mit seiner Devise: „Wir sind nun einmal Egoisten!“ auf der ganzen Linie des sozialen Kampfplatzes energisch zu Leibe zu gehen, und deshalb wünschte ich es auch klar und bestimmt in recht weiten Kreisen zum Bewußtsein gebracht, daß die gebildete deutsche Hausfrau ganz besonders dazu berufen ist, das Band uneigennütziger Menschenliebe zwischen den verschiedenen Schichten des Volks zu knüpfen, den Zwiespalt zwischen Arm und Reich durch den liebenswürdigsten Sozialismus zu mildern. Daß dazu gerade die Erziehung der weiblichen Dienstboten eins der wirksamsten Mittel ist, ein wirksameres sogar als die vielgelobte Vereinsarbeit mit ihren Krippen, Suppen und Bescheerungen oder gar mit weiblichen Vorträgen und Anträgen gegen die Prostitution, das wünschte ich durch diese Zeilen ein klein wenig in Erinnerung zu bringen.

Berlin. Georg Bobertag.



Digitized by Google

Edmund Höfer.



Vor wenigen Wochen ist mit Edmund Höfer ein deutscher Erzähler von großen Anlagen und unzweifelhafter Leistungskraft aus dem Leben geschieden, dessen Feder bis zuletzt — nicht immer zu Gunsten seines wohlerworbenen Rufes — unermüdlich thätig gewesen war. Vom Jahre 1852 an, wo die „Erzählungen aus dem Volke" erschienen, bis zum verflossenen Jahre hat Höfer eine endlose Reihe von Novellensammlungen, kleineren und größeren Romanen publiziert und in merkwürdiger Ungleichheit bald Meisterstücke wirklicher Erzählungskunst, bald ziemlich alltägliche Geschichten ohne tieferen Gehalt und ohne künstlerische Gestaltung dem Publikum dargeboten. Die Erscheinung Höfers war zugleich eine individuell eigentümliche und eine typische, individuell-eigentümlich in der Besonderheit seines Verhältnisses zum Leben, in den Vorzügen und Mängeln seiner Darstellung, typisch in der Art, wie auch dies reiche Talent bei uns für den Tagesmarkt verbraucht worden ist. Kann man auch nicht gerade behaupten, daß Höfer, der als echter, aus der innern Fülle herausschaffender Dichter begonnen, zuletzt ein bloßer Leihbibliothekenschriftsteller gewesen sei — davor schützte ihn ein Hauch und Nachglanz seiner guten Tage —, so ist er doch diesem unerfreulichen Ziel so nahe gekommen wie Karl Spindler und andere einst vielversprechende Talente. Es liegt ein eignes Verhängnis darin, daß die äußerliche Gestaltung unsrer Literatur- und Buchhandelsverhältnisse und die Gewöhnungen unseres Publikums fortgesetzt einen geheimen Zwang auf die poetischen Talente ausüben, sich zu wiederholen, zu erschöpfen und ihre stärksten und frischesten Wirkungen gleichsam selbst wieder aufzuheben. Daß daran oft genug jene leidige Notwendigkeit ihren Anteil hat, die in Deutschland den „Berufsschriftsteller" zwingt, eine mäßige Gestaltungskraft über Gebühr auf die Probe zu setzen und mehr zu dichten als er leben oder erleben kann, weiß alle Welt. Denn oft genug merkt der Berufsschriftsteller zu spät, daß die Literatur in Deutschland kein Beruf ist, wenigstens kein Beruf für ein poetisches Naturell und eine künstlerische Entwicklung. Aber auch ganz abgesehen von diesem alten Zwiespalt drängt eine viel stärkere und bedenklichere Macht die deutschen Schriftsteller — die Erzähler zumal — zur Überproduktion. Die undankbare Gleichgiltigkeit und rasche Vergeßlichkeit, welche im deutschen Publikum heimisch und tief, tief gewurzelt sind, bilden einen beständig wirksamen Sporn und Stachel für unsere poetischen Naturen. Weil es nicht möglich scheint, daß auch das beste Buch eine nachhaltige Geltung behaupte, weil auch der verdienteste Schrift-

Digitized by Google

steller, der jahrelang schweigt, alsbald unter die Vergessenen und Abgethanen gerät, weil nichts von jener Pietät unter uns zu finden ist, welche in Frankreich und England die einmal anerkannte Leistung dem Autor ein Leben hindurch zu Gute kommen läßt, so wird der letzte Hauch darangesetzt, um durch unablässige neue Produktionen die Teilnahme eben dieses Publikums zu behaupten.

Welcher von beiden Antrieben oder ob beide und wie viel von beiden bei Edmund Höfer vorgewaltet, wissen wir nicht. Sein äußeres Leben ist in zwei großen Hauptabschnitten verlaufen. Er war 1819 in Greifswald als der Sohn eines angesehenen Juristen, des Stadtgerichtsdirektor Höfer, geboren, studirte zu Heidelberg und Berlin und widmete sich nach einigen Anläufen, in ein Amt einzutreten, ausschließlich literarischer Thätigkeit. Bis in die Mannesjahre hinein verweilte er in seiner Vaterstadt Greifswald und im väterlichen Hause, in den ersten fünfziger Jahren siedelte er nach Stuttgart über, wo er fortan heimisch blieb. Was für die Beurteilung des Schriftstellers wichtiger ist: auch sein inneres poetisches Leben scheint in zwei Hälften getrennt gewesen zu sein. Einer Periode des Aufnehmens, Anschauens, innern Erlebens und Genießens ist offenbar eine solche der reinen Arbeit gefolgt. Es macht den Eindruck, als hätte Höfer Jahre hindurch Eindrücke, Stoffe, Empfindungen, alle Menschengestalten, mit denen das Leben ihn zusammengeführt, alle Landschaften und Häuser, die er gesehen, wie einen heimlichen Schatz aufgespeichert, von dem er, nachdem er ihn so hoch gehäuft, daß er für ein ganzes Leben auszureichen schien, dann eben so viele Jahre gezehrt hat. Im Gegensatz zu der Mehrzahl der deutschen Dichter, welche früh mit ihren ersten Produktionen hervortreten und darnach, je nach dem Gange ihres Lebens, die Anschauungen und Eindrücke zu weiteren Schöpfungen empfangen, so daß sich die einzelnen Entwicklungsmomente und Bildungsstufen durch die ganze Reihe ihrer Bücher hindurch verfolgen und nachweisen lassen, ist Höfer gleich mit seinen ersten „Geschichten“ als ein fertiger Schriftsteller hervorgetreten. Hintergrund, Gestaltungsweise und Empfindung sind beinahe in allen seinen Produktionen die gleichen geblieben, fort und fort hat er, erst aus dem Vollen und darnach immer zögernder, immer sparsamer, aus einem Schatz von norddeutschen Erinnerungen, aus Jugendeindrücken geschöpft, zu denen sich keine weiteren hinzugesellten. Und da geschah es denn, daß die Gestalten, die Situationen wie die Landschaftsbilder in Höfers Romanen sich zu wiederholen anfingen, daß an die Stelle der etwas knorrigen, aber frischen, vollen Originalität des Erzählers eine gewisse Manier trat, daß die spätern äußerlichen Berichte von Schicksalen und Abenteuern, an denen der Erzähler nicht mehr den gleichen frischen Anteil nehmen konnte, eben weil er sie für sein poetisches Bedürfen schon oft genug und zu oft erzählt hatte, den Reiz des Persönlichen verloren. Auch in der „objektivsten“ Erzählung bedarf es eines Lichts, das aus dem Innern des Erzählers strahlt, und dies Licht ward in den spätern Erzäh-

Digitized by Google

lungen schwächer und schwächer. Gleichwohl würde es außerordentlich schwer sein, eine nur einigermaßen zuverlässige Grenzlinie zwischen den bedeutsamen, poetisch reichen Produktionen Höfers und den dürftigeren und äußerlicheren zu ziehen. Wer zufällig eine Gruppe der letzteren zuerst kennen lernte, dem würden immerhin der Reichtum der Erfindung, das außerordentliche Talent für die Darstellung namentlich alter Adelshäuser und patrizischen Bürgerfamilien mit ihren mannichfach freudigen, zumeist aber dunklen und oft tragischen Erinnerungen, die straffe, vorwärts drängende und am rechten Ort doch wieder ruhige, bequeme Weise des Erzählens auffallen. Denn wie gesagt, etwas von den Vorzügen der besten Höferschen Schriften ist auch noch in die mindest gelungenen übergegangen, und bei kleineren Erzählungen schlug unser Dichter wohl auch noch in der letzten Zeit, je nachdem ihm eine bis dahin nie verwertete Erinnerung in die Seele trat, den starken, klangreichen Ton früherer Tage an. Aber wer die Schöpfungen Höfers mit einander vergleicht, der wird ohne die thörichte Vorliebe, die bei uns für Erstlingswerke herrscht, zu teilen, nicht einen Augenblick anstehen, den älteren den entschiedensten Vorzug zu geben. In den Büchern „Aus dem Volke," den Novellen „Aus alter und neuer Zeit," dem lebensvollen Idyll „Schwanwiek," der Sammlung „Bewegtes Leben," in „Norien, Erinnerungen einer alten Frau," in der Schloß- und Waldgeschichte „Lorelei" und in dem ersten Roman „Die Alten von Ruhneck" sind meist schon alle Elemente und zwar schon in jener eigentümlichen Mischung enthalten, auf welcher die Wirkungen Höfers beruhen. Die ernste Anschauung des Lebens, die ausgesprochene Vorliebe für alle edeln, selbstbewußten, frei auf sich gestellten, ein wenig trotzigen, im eigentlichen Sinne des Worts adlichen Naturen und Gestalten, das Wohlgefallen an einem ehrenhaften Dasein, das dabei von allem Behagen und aller Sicherheit des Wohlstandes getragen ist, dazu das echt poetische Verständnis für heißblütige Leidenschaft, für alle urwüchsigen, aus der Natur unvertilgbaren Empfindungen in Liebe und Haß, die stimmungsvolle Wiedergabe der äußeren Szenerie, mit der seine Menschen durch tausend Fäden verbunden sind, die Kunst, den Vollgehalt einer jeden Geschichte in einen oder ein paar entscheidende, mit vollster sinnlicher Deutlichkeit dargestellte Momente zusammenzudrängen, die wechselvolle, bald kurze und knappe, bald bequeme, immer aber kräftige Sprache treten uns in den Erstlingsbüchern in frischester Unmittelbarkeit und mit einer noch jugendlichen Lust an dem Schatz der Erinnerungen und Gestalten, über den er zu verfügen hat, entgegen.

Höfer beschränkt sich in seinen Darstellungen weder auf die Gegenwart, noch teilt er die Vorliebe für weit zurückliegende Jahrhunderte. Genau so wie er einen Lieblingshintergrund hat, das norddeutsche Küstenland mit den Ebenen, Haiden und Wäldern, die sich bis an die Dünen der Ostsee heranziehen, hat er auch eine Lieblingszeit, in deren Anschauungen und Sitten er so gut, ja besser zu Hause ist, als in der Gegenwart: die Zeit vom siebenjährigen Kriege bis in die

zwanziger und dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts. Die Mehrzahl der größeren Höferschen Romane spielt in der gedachten Zeit und greift von ihr aus mit alten Familienüberlieferungen und Erinnerungen wohl auch noch etwas weiter zurück. So im „Altermann Ryke," einer Geschichte aus dem Jahre 1806, in „Unter der Fremdherrschaft," einer Geschichte aus dem Jahre 1813, so in dem Romane „Der große Baron" und in manchen andern. Es erweckt diese Besonderheit den Eindruck, als ob alle Geschichten Höfers teils auf Miterlebnis, teils auf lebendiger Mitteilung beruhten; ungefähr so weit wie seine Zeitdarstellungen pflegt in größeren alten Familien die Anschauung von den Altvordern, ihrem Wesen und ihren Geschicken zurückzureichen. Nicht als ob damit irgendwelche Zweifel in Höfers Erfindungskraft gesetzt werden sollten! Wir meinen nur, es ist der Ton, der in solchen alten Überlieferungen erklingt und den Höfer lebendig und ergreifend trifft. Ja selbst die Eigentümlichkeit der mündlichen Erzählung, sich einmal breit und behaglich ausmalend zu ergehen und ein nächstesmal im vollen drängenden Strom, mit rascher Aneinanderreihung der gewichtigsten Thatsachen zu berichten, dazu hunderterlei jener Ausrufe und Wendungen, die nur dem mündlichen Vortrag angehören, finden sich bei unsern Novellisten vor.

Ein so echter Dichter Höfer in seinen guten Leistungen auch ist, er bleibt doch eben immer und vor allen Dingen Erzähler, in einem ungewöhnlichen Maße steht ihm die Kunst des spannenden, fesselnden Vortrags zu Gebote, und sie ist ihm selbst da treu geblieben, wo er innerlich an seinen Erfindungen wenig mehr beteiligt war. Doch bleibt es bemerkenswert, daß, während Höfer seine früheren Geschichten aus einer inneren Fülle heraus erzählt, so daß er oft Not hat, die drängenden Situationen, die zahlreichen Gestalten kunstgemäß zu bewältigen, er späterhin sich bei breiten Expositionen aufhält und sich gleichsam erst in das Vorzutragende hineinerzählt. Hierin liegt wieder eine Aufforderung mehr, sich vor allem an die früheren Schriften Höfers zu halten, um eine rechte Würdigung seines Talents zu haben.

Zwei der unbekanntesten unter seinen Büchern zählen zu den wertvollsten und weisen manche Wurzeln seiner Kraft auf. Das sind seine „Gedichte" (1853) und das Skizzenbuch aus Norddeutschland „Schwanwiek." Die Gedichte unterscheiden sich von der landläufigen Lyrik in höchst prägnanter Weise. So weit sie lyrisch sind, enthalten sie Naturlaute einer heißen und dabei doch spröden Natur, Töne aus dem Innersten der Seele, die nicht leicht, aber stark und ergreifend hervorquellen. Durch manche der Höferschen Dichtungen klingen jene geheimnisvollen Stimmen, welche dann auch in einzelnen Geschichten wiederkehren und aus dem träumerischen Verkehr mit Wald und Meer stammen. So weit sie erzählend sind, stellen sie sich als plastische, charakteristische Episoden aus dem See- und Schifferleben, aus allerhand wunderlichem Menschentreiben dar, das der Dichter aufmerksam belauscht hat und für das er die eigentümliche Form sucht.

Es ist eine Überfülle von tiefen Eindrücken, die hier poetisch bewältigt werden sollen und darum erscheint nicht alles klar und voll ausgebildet. Aber in allem ist Blut und energische Haltung, in allem ein besondrer Geist, den es treibt, auch den Rätseln des Lebens und der menschlichen Natur nachzugehen und selbst eine gewisse Vorliebe für das Herbe, Dunkle und Düstere. Daß aber Höfer andrerseits für das Sonnige, Helle und Heitere im Dasein das offenste Auge besitzt, erweist das oben erwähnte Skizzenbuch „Schwanwiek," in seiner Art eine einzige Leistung, ein Idyll in Prosa, wie wenige existiren. Von einer Handlung ist hier kaum die Rede, wenn auch ein paar rote Fäden durchlaufen. Es ist das Leben auf einem norddeutschen, nicht allzuweit von der See gelegenen Gute, in einem gastfreien Hause, so recht einem warmen, alten, lieben Nest, wie es, Gott sei Dank, ihrer noch immer etliche in Deutschland giebt, ein Haus, in welchem Platz für Gäste und Menschen aller Art ist, welches in „Schwanwiek" in leuchtend hellen Farben dargestellt wird. Der Wechsel der Jahreszeiten und Tage, der Begebnisse und Stimmungen in einem Alltagsleben, das leise Auf- und Abwogen eines in sich befriedigten Daseins, das Treiben von den Ausflügen zu Land und Wasser, vom Erntefest bis zur „Hochzeit im Schnee," einem Brauttag, in den die vollste Blütenpracht eines norddeutschen Frühlings hinein schimmert, mit vielen nicht besonders hervorragenden, aber liebenswürdigen, lebenswarmen Menschengestalten tritt uns anschaulich und anheimelnd entgegen und erweist Höfers entschiedene Fähigkeit für das Idyll. Wenn es nicht allzu pointirt klänge, um ganz wahr zu sein, möchten wir sagen, es sei Höfers Mißgeschick, daß sich die Doppelneigung für das reizvolle, farbenhelle Idyll und für die tragische von wilder Leidenschaft bewegte Geschichte niemals völlig bei ihm durchdrungen haben. Gewiß ist, daß es in keinem der großen Romane Höfers voll geschehen ist. Als Grundstimmung herrscht beinahe in allen seinen Erzählungen die erstbezeichnete vor, in der Regel handelt es sich um ein wildes Stück Leben, das durch den Kontrast mit den Umgebungen noch besonders ergreifend wirkt.

Gleich in den Novellen „Aus dem Volke" sind es vor allen die „Erzählungen eines alten Tambours," welche diese Eigentümlichkeit und die Meisterschaft, die Höfer in der Wiedergabe solcher wilden Geschichten besaß, offenbaren. Hier ist ganz der merkwürdige, bald knappe, bald breite Vortrag, der Ton, aus dem das verhaltene und zurückgedämmte Gefühl mächtig hervorbricht, hier sind die satte Farbengebung, die sichere Charakterzeichnung, welche mit wenigen Strichen die Gestalten vor Augen stellt, die Atmosphäre, welche jeder einzelnen Erzählung ihre Gesammtstimmung giebt. Man lese beispielsweise nur die „Der Aufruhr" überschriebene Geschichte, um den vollen Eindruck der Eigenart Höfers zu haben. Verwandte Leistungen von gleicher Vorzüglichkeit sind die Novellen „Der stille Kamerad" und „Ein alter Mann" („Aus alter und neuer Zeit," 1854), die prachtvolle Erzählung „Aus einer Familie," der sich fast ebenbürtig „Die hellen

Digitized by Google

Fenster“ und „Der wilde Hans“ („Bewegtes Leben,“ 1856), die Hauptteile von „Norien, Erinnerungen einer alten Frau“ (1858), die Geschichte „Lorelei“ (1861) zuerst mit dem historischen Hintergrund der französischen Fremdherrschaft, der dann in einer Reihe von andern Erzählungen wiederkehrte, anschließen, ferner den mehr genrehafte breiten und schon nach der Seite der Wiederholungen hinneigenden, aber mit einer Originalfigur wie die des Altermann und Kaufherrn Adam Ryke ausgestatteten Roman „Altermann Ryke,“ in dem ein paar Momente von höchster dichterischer, andre freilich nur von gewöhnlicher Romanwirkung sind. Darnach hebt die lange Reihe der Produktionen an, in welchen nur bestimmte Einzelheiten den Ansprüchen genügen, die man doch nach den vorgedachten Anfängen an Höfer zu stellen berechtigt war, oder in denen eine und die andre gehaltreiche und meisterhafte zwischen den vielen minder guten Arbeiten erscheinen. Von Zeit zu Zeit flammt die alte Glut oder das alte milde Licht in diesen späteren Bildern auf, im allgemeinen aber zeigen sie die verhängnisvollen Wirkungen der Schnellproduktion, hinter der weder ein mächtig überwältigendes Weltleben noch ein reiches Gedankenleben steht.

Unter den spätern Produktionen Höfers nennen wir „Auf deutscher Erde“ (1860), „Die Honoratiorentochter“ (1861), „Unter der Fremdherrschaft“ mit der prächtigen Episodenfigur der Gräfin Hebe (1863), „Neue Geschichten,“ mit der eigentümlichen wenn schon nicht gerade erquicklichen Geschichte „Frau Venus“ (1867), „Ein Findling“ (1868), „In der Welt verloren“ (1869), „Unter fliegenden Fahnen“ (1872), „Der Demagoge“ (1872), „Erzählungen aus der Heimat“ (1874), „Der Junker“ (1874), „Dunkle Fenster“ (1879). Die Reihe wäre noch viel vollzähliger zu machen; indeß wir möchten über das nicht hinausgehen, was uns zu Gesicht gekommen. Hie und da ist wie gesagt ein Aufblitzen der alten Kraft und eine Rückkehr zum Genuß künstlerischen Ausgestaltens und Vollendens erkennbar, im allgemeinen aber geht in der Hast des Produzirens der warme lebendige Vortrag nach und nach verloren, der Stil verwildert durch Abstraktionen und glatt prosaische Berichte, die zwischen die wirklich ausgeführten Momente der Erzählungen eingeschoben werden. Und weil dem Erzähler noch stets die alten Landschaften, Gestalten und Lebenssituationen vorschweben, weil sie sich unablässig in seine neueren Gebilde hereindrängen, so entsteht in beständiger Wiederholung des Früheren eine förmliche Manier. Gewisse Dinge kehren wie nach einem Recept wieder: Die Gruppirung der gegenwärtigen Vorgänge um irgend ein Skelett im Hause, ein weit zurückliegendes Verbrechen oder sonstig nachwirkendes Unheil, ein düsteres Element in ein paar Gestalten, welches einzelnen Vorgängen den Charakter des Spukhaften und Gespenstigen giebt, ein paar trotzige Menschen, die aus dem festesten Kernholz des vergangenen Jahrhunderts und der abgelegensten Landstriche geschnitzt sind und wohl brechen, aber nie biegen können, und dazwischen dann die weicheren, liebenswürdigeren Naturen, die zuletzt ziemlich schablonenhaft erscheinen.

Digitized by Google

Höfers spätere Romane und Geschichten legen eine ernste Betrachtung nahe genug. Die deutsche erzählende Literatur hat in den dreißiger und vierziger Jahren schwer unter hohler Geistreichigkeit und Tendenzreiterei gelitten, und der kleinste Belletrist erachtete sich zu jener Zeit für berufen, eine absonderliche Weltanschauung zu produziren. Die mangelnde Gestaltungskraft sollte hinter den Grimassen der Originalität und hinter Phrasen verschwinden. Gegenüber dieser prätentiösen Impotenz war freilich der schlichteste Realismus, der auch nur das kleinste Stück Leben mit Treue und Wärme darzustellen wußte, ein außerordentlicher Fortschritt. Daß es gleichwohl ein neuer Irrtum ist, beschränkten, wenn noch so trefflichen Lebenseindrücken eine unbeschränkte poetische Ausdehnungs- und Verwendungskraft zuzutrauen, daß es der Realismus allein nicht thut, sollte angesichts eines Vergleichs zwischen den Novellen in „Bewegtes Leben“ und den letzten Gaben Höfers auch dem Befangensten klar sein.

*

Nochmals die Volksfeste.

Zu den im 22. und im 27. Hefte der Grenzboten veröffentlichten Beispielen von Störung und Zerstörung ehemaliger Volksfeste geht uns noch folgende ähnliche Mitteilung aus Baiern zu.*)

In Dürkheim an der Haardt, einem etwa 5000 Seelen zählenden Städtchen der bairischen Pfalz, bestand in meiner Jugendzeit noch ein Volksfest, auf welches Alt und Jung sich stets freute. Am zweiten Pfingsttage nämlich hatten alle Pferdeknechte des Städtchens die Erlaubnis, mit den von ihnen gepflegten Pferden zwischen 2 und 3 Uhr früh in das gegen die Rheinebene hin sich erstreckende Bruch (Moor) zu reiten, dort die Pferde etliche Zeit zu weiden, um dann gegen 5 Uhr in einer in der Nähe befindlichen Mühle einzukehren. Dort wurden sie dem Herkommen gemäß mit Wein und Käse (sogenanntem Handkäse, welcher in jener Gegend in jedem Bauernhause bereitet wird) bewirtet. Um 7 Uhr ritten sie wieder weg, damit sie um 8 Uhr in Dürkheim einziehen konnten. Einer der Burschen war zum „Käsekönig“ erwählt und ritt mit zwei Adjutanten voraus, eine Art Lanze in der Hand, deren Spitze mit Bändern verziert war.

*) Wir bringen auch diesen Beitrag gern noch zum Abdruck, brechen aber nun damit den Gegenstand ab. Es kam uns nur darauf an, die Sache anzuregen. Daß es auch anderwärts an Beispielen nicht fehlen würde, davon waren wir von vornherein überzeugt.
D. Red.

Unterhalb der Bänder staken drei Käse. Der ganze Zug ritt, von der Bevölkerung erwartet, in das Städtchen ein. Der Käsekönig hatte das Recht allerhand Späße zu machen und mußte namentlich vor dem Hause des Bürgermeisters eine kurze, launige Anrede halten. Dann zog die ganze Gesellschaft auf den Marktplatz, wo noch einmal das versammelte Publikum angesprochen und insbesondre darum gebeten wurde, auf Knechte und Pferde gut Acht zu haben und sie nicht zu verachten.

Da kam eines Tages, kurz vor Pfingsten, ein Beschluß des hochweisen Stadtrates zum Vorschein, welcher den Ein- und Umzug verbot, weil Störungen stattfinden könnten und die Sache eine veraltete und lächerliche sei. Dies Verbot war ganz überflüssig. Unfug ist meines Wissens nie vorgekommen. Gegen $^3/_4$9 Uhr waren stets alle Knechte mit ihren Pferden wieder zu Hause gewesen. Ich halte dafür, daß lediglich der sogenannte Bildungsphilister die Ursache an der Aufhebung dieses beim Volke so beliebten Zuges war.

Um dieselbe Zeit erhielt auch ein andrer für die Jugend sehr angenehmer Gebrauch einen Stoß. Am Sonntage Lätare nämlich, dem sogenannten Sommertag, pflegten Knaben früh vor und nach dem Gottesdienste als „Sommer“ und „Winter“ angekleidet durch die Straßen zu ziehen. Der Sommer war ganz mit Epheu überzogen, der Winter mit Stroh. Dabei sangen sie fröhliche, auf den kommenden Frühling bezügliche, dem Weinbau mit seinen Gebräuchen entnommene Lieder. Ganze Scharen von Kindern folgten, welche an kleinen Stäben oben einen Apfel und oberhalb des Apfels eine mit Bändern verzierte Brezel befestigt hatten. Reiche und arme Kinder gingen so herum, besuchten Verwandte, Paten und Bekannte und erhielten von diesen kleine Geldstücke, Kreuzer oder Groschen, in den Apfel gesteckt. Ich erinnere mich nicht, daß auch dabei jemals Unfug vorgekommen wäre. Trotzdem wurde die Sache für die Kinder „wohlhabender und anständiger“ Leute mit einemmale verboten und in den Schulen, namentlich im Religionsunterricht, als unziemlich verurteilt. Heute ist der ganze Gebrauch zu einer Bettelei herabgesunken, bei der arme Kinder „Sommer“ und „Winter“ machend von Haus zu Haus ziehen, vor den Fenstern ein Liedchen singen und sich eine Gabe erbetteln.

Und das hat mit ihrem Walten die Kirchen- und Staatspolizei gethan.

Ph. E. H.





Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Mit Sorge nahm die junge Schauspielerin, welche dasselbe Haus mit Ephraim bewohnte, wahr, daß er am Abend nicht zurückkehrte. Sie war mit der Rolle der Adrienne Lecouvreur bis zwei Uhr nachts aufgeblieben, immer hoffend, er werde noch kommen und sie werde noch ein belehrendes Wörtchen aus seinem Munde empfangen. Aber sie hörte die Gesellschaft Flörchens zurückkehren ohne ihn und ging endlich zu Bett.

Als er auch am andern Morgen nicht zu erblicken war, bemächtigte sich ihrer eine große Unruhe, denn ein Ausbleiben über Nacht war eine ganz unerhörte Sache bei Ephraim, und sie entschloß sich endlich nach der Probe, als er noch immer nicht heimgekehrt war, hinüberzugehen und Flörchen nach ihm zu fragen.

Flörchen zeigte sich anfänglich trotzig und gleichgiltig. Es fuhr ihr durch den Sinn, daß wahrscheinlich die Anziehungskraft der Schauspielerin es sei, die ihren Geliebten so kalt mache, und sie fing mit dem Augenblick an, gegen diese einen großen Zorn und für Ephraim eine neue Liebe und einen neuen Respekt zu empfinden. Doch fiel ihr im Laufe des Gesprächs mit der Schauspielerin allerhand Bedenkliches ein, worauf sie gestern weniger Acht gegeben hatte. Ephraims Gespräch mit dem preußischen Offizier, seine Ernsthaftigkeit, das Zusammentreffen eben dieses Offiziers mit ihrem Tänzer, dem flotten Österreicher, diese Umstände stellten sich ihr diesen Morgen in einem neuen Lichte vor und ließen verschiedene Kombinationen bedrohlicher Natur vor ihrer Phantasie aufsteigen. In ihrer Bedrängnis hierüber und von einem bösen Gewissen geplagt, äußerte sie mehr über ihre gestrigen Erlebnisse mit Ephraim, als ihr sonst wohl die Klugheit gestattet haben würde, und die Schauspielerin erriet gar bald den ganzen Hergang.

Ich dachte mir lange, daß es dahin kommen würde, sagte sie entrüstet. Solch eine Person wie Sie, mein Fräulein, war ganz geeignet, diese nur zu

Digitized by Google

empfindsame Natur unglücklich zu machen. Sie haben kokettirt und sich gedreht und geguckt und mit fremden Offizieren schön gethan, und das hat den armen unschuldigen Menschen so aufgebracht, daß er ein Duell haben wird. Wer weiß, wo er jetzt ist, und ob sie ihn nicht schon getötet haben!

Flörchen antwortete auf diese und ähnliche Vorwürfe mit der ganzen Erbitterung der Eifersucht, denn sie sah klar genug, welch innigen Anteil die Schauspielerin an Ephraim nahm, und suchte sich zugleich wegen ihrer Schuld zu reinigen, so gut es möglich war. Aber die andre gab nicht so leicht nach.

Mit spöttischer Miene hörte sie Flörchens Reden an und sagte: Es ist ja freilich wahr, daß die Extreme sich berühren. Anders ist es wohl nicht zu erklären, daß der gute junge Mensch, der so unschuldig ist, als wäre er gestern vom Himmel gefallen, sich in Sie verliebt hat. Er ist edelsinnig, enthusiastisch, von feiner Empfindung, überaus gescheidt, gelehrt und von einer Herzensgüte, wie sie selten gefunden wird. Was Sie aber sind, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Sie werden es schon wissen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie von alledem das gerade Gegenstück sind. Schämen sollten Sie sich! Die Splitter seines Geistes hätten Sie zum Gott gemacht, sagt Don Carlos.

Wenn Sie so unartig sein wollen, rief Flörchen, bitte, so gehen Sie fort! Ich habe Sie nicht eingeladen, hierher zu kommen. Ihre Wohnung ist drüben! Aber Sie sind in ihn verliebt, und Sie haben ihn mir abspänstig gemacht. Jeder anständige Mensch hätte sich anders benommen, als er sich gegen mich benommen hat, wenn nicht etwas andres dahinter steckte. Sie sind eine Heimliche. Sie haben immer eine Miene angenommen, als ob Sie kein Wässerchen trüben könnten, aber die stillen Wasser sind tief. Sie wohnen mit ihm in einem Hause, und Sie haben immer mit ihm zusammengesteckt, deshalb ist er so garstig gegen mich gewesen! Ich sehe es ja, daß Sie ihn lieben, denn sonst wären Sie wohl nicht so unverschämt.

Wo es aufs Schimpfen ankommt, werden Sie wohl die Oberhand behalten, entgegnete die Schauspielerin. Das kann mir aber nur schmeichelhaft sein, denn wer Recht hat, braucht nicht zu schimpfen. Und Sie müssen diesen Herrn, der naiv genug war, sich von Ihnen an der Nase herumführen zu lassen, sehr schlecht kennen, wenn Sie es für möglich halten, er hätte es fertig gebracht, mir und Ihnen zu gleicher Zeit den Hof zu machen. Ich möchte ihm wünschen, er hätte etwas von dem Zeug, das dazu gehört, denn dann würde er leichter durchs Leben kommen und würde sich nicht quälen lassen, wie er es gethan hat. Daß ich ihn liebe, das will ich offen gestehen, es bringt mir keine Schande, und ich finde eine Ehre darin, seinen Wert erkannt zu haben und es nicht zu verheimlichen. Aber er liebt mich leider nicht. Mein Verhältnis zu ihm ist der Art wie das zu meinen Lieblingsdichtern, die längst verstorben sind, aber ich will mir nicht die Mühe geben, Ihnen das zu expliziren, weil ich weiß, daß Sie mich doch nicht verstehen und es mir auch nicht glauben würden. Ja, gucken Sie mich

Digitized by Google

nur mit ihren blauen Augen groß an und wundern Sie sich! Ich könnte, wenn ich wollte, so gut heucheln wie eine andre und könnte meine Gefühle unter einer hübschen, kleinen, züchtigen Maske verstecken. Aber ich mag es nicht, denn ich bin keine Heuchlerin, und ich brauche es auch nicht, denn ich bin eine Komödiantin!

Flörchen hatte noch manches zu entgegnen und schickte sich eben zu einer geharnischten Antwort an, doch ward der Streit plötzlich dadurch unterbrochen, daß vor Ephraims Wohnung ein Jagdwagen vorfuhr, aus welchem Ephraim selbst in Begleitung eines Offiziers und eines andern, in Zivil gekleideten Herrn ausstieg.

Die Schauspielerin verließ bei diesem Anblick Flörchen, ohne ein Wort weiter zu sagen, und begab sich hinüber. Flörchen aber blieb zu Hause und bedauerte, sich unnötige Sorge gemacht zu haben. Doch behielt sie voll Neugierde Ephraims Fenster im Auge.

Die Schauspielerin kehrte sich inzwischen an keine Regel der Konvenienz, sondern, betroffen von der Blässe des jungen Mannes, den sie liebte, begab sie sich unverweilt in dessen Wohnung, um ihm nützlich zu sein, falls sie dazu imstande wäre.

Sie fand Ephraim in Beratung mit seinen Begleitern, und er teilte ihr mit einem melancholischen Lächeln mit, daß er einen Zweikampf bestanden und seinen Gegner schwer verwundet habe. So sehr sich aber das junge Mädchen freute, daß er selbst nicht verletzt worden sei, so ward sie doch erschreckt durch den fieberhaften Glanz seiner Augen, seine Bläße und etwas Ungewöhnliches in seinem Wesen, eine Rastlosigkeit, eine Unruhe, welche von seiner sonstigen nachdenklichen Gelassenheit erheblich abstachen, und sie war tief erschüttert durch die verhängnisvolle Nachricht. Schaudernd und mit gefalteten Händen sank sie auf einen Stuhl neben der Thür nieder und lauschte, wie in einem Traum befangen, der Unterhaltung zwischen Ephraims Begleitern, während dieser selbst ging, um der Universitätsbehörde Anzeige zu machen und sich somit dem Gericht zu stellen.

Ich habe niemals einen kaltblütigeren Herrn gesehen, sagte der Offizier. Ich will nichts gegen Graf Ujfalvy sagen, er stellte auch seinen Mann, aber es war doch ein Zwinkern in seinen Augen, als er in die Mündung sah, und seine Hand war nicht so ruhig, als wenn er nach der Scheibe geschossen hätte. Es ist eine verdammte Geschichte, wenn die Scheibe selber schießt. Aber dieser schmächtige Jude, der, wie er mir sagte, doch in seinem ganzen Leben keine Pistole in der Hand gehabt hatte, stand da, ich kann gar nicht beschreiben, wie. Es war, als ginge ihn die Sache gar nichts an, als sei er zum Vergnügen so dahin gestellt, um auf sich schießen zu lassen. Ein heiteres Lächeln war auf seinem Gesicht, so ein gewisser, ich möchte fast sagen himmlischer Ausdruck, wenn das nicht lächerlich zu sagen wäre.

Digitized by Google

Es kam mir auch so vor, als hätte er das erstemal mit Absicht nebenbei geschossen, bemerkte der andre, und erst als der Graf fluchte, zuckte etwas an ihm, und er zielte beim zweiten Schuß.

Wohl möglich, wohl möglich, sagte der Offizier. Es ist ein ganz ungewöhnlicher Mensch, und ich habe wahrhaftig Ehrfurcht vor ihm, obwohl ich wohl sagen kann, daß ich sonst eben keine Passion für die Herren Israeliten habe. Er muß, bei Gott, von Judas Makkabäus abstammen.

Die Schauspielerin erhob ihren Kopf. Er ist kein Jude, sagte sie.

Ist kein Jude? fragte der Offizier. Warum zog er sich denn den „Judenjungen" an, den ihm der Ungar an den Kopf warf und nun in Gestalt eines runden Stücks Blei von neun Millimeter Durchmesser selber zu verdauen hat?

Seine Eltern sind Christen, und er ist es auch, wie er mir erzählt hat, sagte die Schauspielerin.

Möglich, aber es ist das Blut, mein Fräulein, es ist das Blut, und das Taufwasser kann nichts daran ändern. Es ist das eine schwierige Frage mit der Erblichkeit der Eigenschaften, wie, Doktor? sagte er dann zu dem andern Herrn. Mir ist immer eines merkwürdig gewesen: Ich habe da zu Hause ein Packet Briefe von meinem Urgroßvater, meinem Großvater und meinem Vater. Sie schreiben alle dieselbe Hand, wenigstens eine durchaus ähnliche Schrift, so daß man genau zusehen muß, ob ein Brief von diesem oder jenem der alten Herren herrührt, und meine eigne Handschrift ist der ihrigen auch ungeheuer ähnlich. Nun haben wir doch alle ganz verschiedene Schreiblehrer gehabt und auch nach verschiedenen Methoden gelernt, es muß also doch etwas im Blute liegen, was sich forterbt. Man weiß nur nicht, wie. Was meinen Sie davon, Doktor? Die Wissenschaft hat darüber das letzte Wort noch nicht gesprochen, wie die Gelehrten zu sagen pflegen, was?

Das junge Mädchen saß während dieser und andrer Gespräche verwirrt und voller Sorgen da. Sie fühlte, daß die Folgen dieses traurigen Ereignisses ihr den Freund rauben würden.

Als Ephraim zurückkehrte und von den Untersuchungen und Verhandlungen erzählte, die ihm bevorstünden, dachte sie mit Schrecken an den Eindruck, den der Apparat der Gesetzgebung mit seinen zackigen Rädern auf dies fein empfindende Gemüt ausüben müsse, und sie glaubte schon in seinem unheimlich glänzenden Blick den Widerschein der Verhörzimmer und des Kerkers zu sehen.

Er erklärte, noch an demselben Tage abreisen und zu seinen Eltern zurückkehren zu wollen, und seine Begleiter verließen ihn, indem sie versprachen, ihm über den Verlauf der Wunde des besiegten Gegners Mitteilung machen zu wollen. Nur die Schauspielerin blieb bei ihm und nahm sich, ihre tiefe schmerzliche Bewegung unterdrückend, mit weiblicher Sorgfalt der häuslichen Besorgungen an, die ihm eine schnelle Abreise erleichtern sollten.

Digitized by Google

Es näherte sich schon der Abend, und der Wagen, der ihn zum Bahnhof bringen sollte, hielt vor der Thür, als Flörchen in seinem Zimmer erschien.

Sie stürzte mit thränenden Augen auf ihn zu und beschwor ihn, ihr zu verzeihen. Sie hatte vom Fenster aus den Tag über beobachtet, was sich ereignete, und fühlte ihr Gewissen immer lebhafter erregt. Sie erfuhr, daß ein Duell stattgefunden hatte, und sie war im hohen Maße verwundert darüber, daß ihr blasser Liebhaber, der niemals ihr gegenüber einen Mut hatte finden können, der ihr nur natürlich erschienen wäre, daß dieser schüchterne, schwärmerische Gelehrte nun plötzlich im Lichte eines Helden erschien. Es flößte ihr eine unbegrenzte Hochachtung vor Ephraim ein, daß er den vornehmen, eleganten, reizend schönen und kühnen Husarenoffizier über den Haufen geschossen hatte. Als sie endlich in Ephraims von der Lampe erleuchtetem Zimmer die Vorbereitungen zur Abreise wahrnahm und die schattenhafte Gestalt der Schauspielerin hin und wieder gehen und an Koffern beschäftigt sah, erwachten Eifersucht und Reue so heftig in ihr, daß sie sich nicht mehr halten konnte, sondern hinüberlief.

Meine Schuld ist es, daß diese schreckliche Sache passirt ist. O, ich schlechtes, leichtsinniges Mädchen! O, Ephraim, ich habe dich immer so sehr geliebt, wie ich dich auch noch jetzt einzig und allein liebe, und ich frage gar nichts nach dem österreichischen Offizier. Es war nur der Leichtsinn eines Augenblicks, und ich soll ihn nun so hart büßen! Niemals werde ich dich wiedersehen, du wirst mich hassen und verachten! O verzeihe mir und bleibe hier, du sollst niemals wieder einen Grund zur Unzufriedenheit mit mir haben!

So sich selbst anklagend und mit Bitten um Vergebung, mit innigem Flehen und mit den zärtlichsten Versprechungen bot das schöne Mädchen alles auf, um den Geliebten zurückzugewinnen. Aber sie mußte die Erfahrung machen, daß der Appell an frühere Stunden und an frühere Bande ohne Erfolg blieb und daß ihre Liebe den Zauber verloren hatte, den sie ehedem über ihn geübt. Ihre Macht war dahin, ihre Glut konnte ihn nicht mehr entzünden, eine stärkere Macht hatte sich seiner bemächtigt, und er schien gestählt zu sein in dem Feuer der letzten qualvollen Empfindungen.

Er sah die Augen, deren blauer Glanz ihn einst berauscht, nun ohne Bewegung Thränen vergießen und fühlte nicht mehr die elektrische Kraft des goldigen Haares und der blühenden, weichen Haut. Wie auf einen Traum sah er zurück auf seine Liebe und seine Erfahrungen in der lieblichen Neckarstadt. Eine tiefe Traurigkeit edler Art erfüllte ihn, und er sah mit innerem Schauer in ein neues Land hinein, wo irdische Gedanken eitel erschienen. In seinem Gedächtnis tauchte wieder und wieder mit unvertilgbarem Nachdruck der Wunsch des leidenden Helden auf:

> Hades, lieblicher Gott, du Bruder des hohen Kroniden,
> Wiege mich, wiege mich freundlich in Schlaf und führe mich gnädig
> Rasch auf Schwingen des Todes hinweg aus Qualen und Drangsal!

Digitized by Google

Er nahm einen ruhigen, freundlichen Abschied von ihr wie von der jungen Schauspielerin und ließ beide Mädchen in zwar verschiedenen, aber doch für beide tief schmerzlichen Gefühlen zurück.

Überrascht las sein Freund Adolf Schaible das kurze Lebewohl, welches Ephraim ihm gesandt. Er rückte an seinem Cereviskäppchen, trank an diesem Abend einige Seidel mehr als sonst und dachte bei sich: Wie das Kerlchen doch vom Teufel geritten wird!

Achtzehntes Kapitel.

Im Hafen.

> Drum kann die Seligkeit auf Erden nicht bestehn,
> Weil hier die Seligen so viel Unsel'ge sehn.
> Und der Gedanke nur giebt Seligkeit auf Erden,
> Daß die Unseligen auch sollen selig werden.
> Wer dieses weiß, der trägt mit Eifer bei sein Teil
> Zum allgemeinen wie zum eignen Seelenheil.
> Gott aber weiß den Weg zu aller Heil allein;
> Drum ist nur selig Gott, in ihm nur kannst du's sein.

In seiner Eltern Haus kehrte Ephraim als ein müder Wandrer zurück. Sein Gesicht war bleich, fieberhaft rollte ihm das Blut in den Adern, und krankhaft glänzten seine dunkeln Augen, als er seine Mutter und seinen Vater nach langer Trennung umarmte. Sein Anblick erfüllte ihre Herzen, die voll Kummer waren über das Verschwinden des Ältesten, mit neuer Sorge und Aufregung. Ganz aufrichtig erzählte er dem Vater zu einsamer Stunde in dessen stillem Studirzimmer seine Erlebnisse in Heidelberg. Amare et sapere vix deo conceditur, sagte er mit schwermütigem Lächeln, als der alte Gelehrte ihn mit tiefem Mitleid betrachtete. Am zweiten Tage nach seiner Ankunft erhob er sich nicht mehr von seinem Lager. Es fehlten ihm die Kräfte, tiefe Ermattung schlich lähmend durch seine Glieder, und sein Blick hatte einen gleichsam überirdischen Schimmer, der an ein Licht gemahnte, welches nicht mehr im Diesseits strahlt. Doch es sprach eine rührende Ergebung aus den blassen Zügen, und freundlich nickte er dem Arzte zu, der, von den besorgten Eltern gerufen, mit bedenklichem Gesicht an seinem Bette stand.

Es wird wohl kein Mittel geben, lieber Doktor, sagte er, das dem Leibe eine Kraft einflößen könnte, die nicht aus dem eignen Leben quillt. Er fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, daß jene Nacht mit ihrem Thau und kalten Wind seine von Aufregung gehetzte, zarte Konstitution überwältigt und daß ihr scharfer Hauch die flackernde Flamme seines Lebenslichtes dem Erlöschen nahe gebracht habe.

Digitized by Google

War die Mutter mehr um Alfons besorgt, so war es der Vater mehr um Ephraim, seinen Liebling, der seinem Geiste am nächsten stand. Er hatte von dessen früher Jugend an beobachtet, wie der lebhafte und tief empfindende Sinn des Kindes dessen Körper zu stark in Mitleidenschaft zog und für sich allein Kräfte in Anspruch nahm, die doch auch dem Erblühen und der Erhaltung des Leibes dienen sollten. In dieser Einsicht hatte er das Studiren des Sohnes möglichst beschränken wollen und hatte ihn ermahnt, in dem schönen Heidelberg sich mehr der Natur als den Büchern zu widmen. Nun mußte er sehen, wie machtlos menschliche Berechnung ist, und er sah mit trüben Ahnungen die Verheerung vor sich, welche die Erfahrungen des Lebens in dem vom Denken ermüdeten Nervensystem angerichtet hatten.

Wunderbarer Weise jedoch ward mit jedem Fortschritt, den die Krankheit machte, und der sich in zunehmender Schwäche zeigte, das Gemüt Ephraims immer reiner, klarer und heiterer. Mit einem feierlichen Gefühl der Wunder der Schöpfung, mit einer Teilnahme, die zwischen Trauer und Freude mitten inne stand, sah der Vater eine himmlische Sanftmut und Zufriedenheit, ja den Ausdruck stillen Glücks sich immer beständiger auf den blassen Zügen des Liegenden ausprägen, gleich als blickte die der Befreiung nahe Psyche mit Freuden dem Jenseits entgegen. Diese Heiterkeit verließ den Kranken nicht mehr seit dem Tage, an welchem er die Nachricht erhielt, daß sein verwundeter Gegner außer Gefahr sei und binnen kurzem in seine Garnison zurückkehren werde.

Eine andre Nachricht, die zur selben Zeit im Stahlhardtschen Hause einlief, ward Ephraim sorgfältig verschwiegen: es war die Trauerkunde von dem Ende, welches Alfons genommen hatte. Tagelang ließ sich Frau Clara in ihrem überwältigenden Schmerz nicht am Krankenlager sehen.

Ephraims geistige Regsamkeit hielt gleichen Schritt und nahm zu mit der Ruhe seiner Seele und der Schwäche seines Körpers, so daß er, gegen den Wunsch des Vaters, täglich stundenlang in wissenschaftliche Arbeit oder in ernste Gespräche sich vertiefte. Wollte er den Sohn nicht betrüben, so mußte Dr. Stahlhardt in ernster Weise auf dessen Fragen und Erörterungen eingehen, und so verwandelte sich das Krankenzimmer, in welchem der Vater zur besseren Pflege sein eignes Lager hatte aufschlagen lassen, oft in den Schauplatz philosophischer Disputation. Nur sah der Vater zu seiner Verwunderung sich selbst immer mehr zum Schüler, Ephraim aber zum Lehrer werden und vernahm vom Sohne Aufschlüsse in dunkeln Punkten der eignen Wahrnehmungen, die ihn mächtig zum Denken anregten.

Die Gespräche drehten sich besonders um das phrenologische Werk Dr. Stahlhardts, welches Ephraim lebhaft interessirte.

Mein Buch hat wenig Erfolg gehabt, ja ich kann wohl sagen, es hat kaum die Aufmerksamkeit erregt, sagte jener eines Tages. Die Gelehrten beschäftigen sich mit Anatomie, mit Physiologie, mit Anthropologie, mit allen möglichen

Einzelstudien, aus denen sie viel Wesens machen und die sie Wissenschaften nennen, obwohl dieselben, wenn auch klarer als das Glauben, doch dunkler sind als das Wissen. Nur wenige aber lassen sich auf die Philosophie ein, der doch schließlich alle Einzelstudien dienen müssen. So wollen auch nur wenige die Bedeutung der Phrenologie als Naturwissenschaft des menschlichen Geistes und damit als echte Philosophie einsehen.

Wundert dich das, mein Vater? fragte Ephraim lächelnd. Als die Freier der Penelope die Königin selber unzugänglich fanden, da wandten sie den Dienerinnen, die willfähriger waren, ihre Liebesbeweise zu. So machen es auch gemeiniglich die Gelehrten, wenn sie ihre Spezialfächer für etwas wichtiges halten, und nicht ihr Wille ist es, daß die Wahrheit ihnen verschlossen bleibt.

Ich möchte dir da aus meinen phrenologischen Erfahrungen eine kleine Geschichte erzählen, warf der Vater ein, indem er bestrebt war, von angreifendem Gespräch abzulenken. Ich besuche zuweilen die naturwissenschaftliche Gesellschaft, der unser Arzt angehört, und war vor einigen Wochen mit ihm zusammen dort. Er hielt einen Vortrag materialistischer Tendenz, wie er der in der Gesellschaft herrschenden Richtung entsprach. Doch ist sein Kopf hoch gewölbt, so daß sein Haar, wie du vielleicht bemerkt hast, sich in der Mitte scheitelt, und es kam mir deshalb so vor, als stimmte er nur aus Scheu für ungebildet zu gelten jener Richtung zu. Ich wollte ihn auf die Probe stellen, und auf dem Wege nach Hause, als wir beiden allein waren, blieb ich stehen, legte meine Hand auf seinen Arm und sagte: Sie haben heute sehr hübsch gesprochen, lieber Doktor, aber ich für meine Person kann mich von der Überzeugung nicht losmachen, daß es doch einen Gott giebt. Da sah er mich mit freudigem Blicke an, und mit tiefem Aufathmen, gleich als fiele ein Stein von seinem Herzen, antwortete er: Ja, Sie haben Recht, es giebt einen Gott, das glaube ich auch aus tiefster Seele.

Das bringt mich auf mancherlei Gedanken, sagte Ephraim nach einer Pause. Unter anderm fällt mir das Bildnis Kants ein. Sein Kopf ist das Gegenstück zu dem des Doktors, die Stirn mächtig entwickelt, der Oberkopf flach. Was wirst du daraus schließen, daß der eine Mensch mit völliger Gewißheit das Dasein Gottes fühlt, während der andre den vollendeten Beweis führt, daß der Begriff eines Gottes jenseits der Sphäre unsrer Vernunft liegt?

Daraus kann ich zunächst nur schließen, daß verschiedenen Organen unsres Geistes verschiedene Aufgaben obliegen.

Aber in Bezug auf die Erkenntnis Gottes, wie schließest du da? Unsre Materialisten und Idealisten kommen mir angesichts dieser phrenologischen Thatsache wie Clowns vor, die mit hölzernen Schwertern fechten.

O o, mein Kind, du gehst scharf vor, sagte der Alte. Bedenke, daß doch immer einem jeden ein jedes Organ eigen und nur dessen Stärke verschieden ist. Wenn einem Menschen ein einziges Organ ganz fehlte, so würde er kein Mensch sein. Allen ist uns die Verehrung Gottes angeboren, und daß ein Organ dafür

existirt, ist der Beweis für das Dasein Gottes, der einzige Beweis, den es giebt. Wie die Magnetnadel anzeigt, daß es einen Nordpol geben muß, so zeigt dieses Organ den Schöpfer an. Nur ist es einem jeden in verschiedenem Maße eigen, und ein jeder sieht Gott in seiner Weise.

Gut. Aber ist es nicht ein Schauspiel göttlichen Humors, alle diese Marionetten sich bewegen zu sehen, wie sie nichts von dem Draht wissen, der sie lenkt, und wie sie unter einander streiten, ob außer ihnen noch eine Intelligenz sei?

Wenn nicht etwa, sagte der Vater, die Gottheit selber sich in allen diesen Marionetten spiegelt und mit deren Augen und Köpfen sich selber betrachtet.

Ephraim schwieg eine Weile und sagte dann: Es scheint mir da ein Punkt in deinem System zu sein, der noch der nähern Bestimmung bedarf. Du hast den Unterschied zwischen Mensch und Tier nicht genügend festgestellt. Es ist der Ortssinn, der die Wandertaube über die Wälder und Prärien hin, den Storch und die Schwalbe vom norddeutschen Strohdach in das ägyptische Land führt, derselbe Trieb, der den arabischen Reiter und den braunen Indianer fehllos leitet. Es sind Mut und Stolz, die das Roß wie den Ritter im Drange der Schlacht das Haupt erheben lassen. Es ist die Vorsicht, die die Gemsenheerde Wachtposten ausstellen läßt gleich einer Truppe im Felde. Treue läßt den Hund seinem Herrn und den Krieger seinem Häuptling folgen. Es ist die Geschlechtsliebe, die beim Tiere wie beim Menschen Männchen und Weibchen zusammenführt und die Kleinen verteidigt. Der Nahrungstrieb, der das Reh zur Weide und zum Wasser führt, treibt auch den Menschen zur Arbeit um das tägliche Brot an. Es ist der Kunstsinn, der den Vogel sein Nest, den Biber seine Höhle und den Menschen seinen Palast bauen macht, es ist die Schlauheit, die den Fuchs erfüllt und einen Hannibal gefürchtet machte. Erwerbssinn und Eigentumsgefühl sind es, die dem Hamster seinen Bau mit Korn wie dem Kaufmann seine Speicher mit Waaren füllen, die das Weidevieh seine Futterplätze wie den Grundbesitzer seine Heimat verteidigen lassen; und nichts andres als eine Sprache ist es, was die Schwärme der Bienen und Ameisen, was die Züge der Kraniche und wilden Gänse, was die Verteilung des Weidegrunds unter den Heerden der Büffel, Antilopen und Hirsche leitet, wie sie auch zwischen den Völkern der Menschen Verständnis, Mitteilung, gemeinsames Handeln und Ordnung zu Wege brachte. Willst du als Phrenologe etwa die Art der Sophisten annehmen, indem du mit Worten unterscheidest, was dem Wesen nach dasselbe ist? Oder kannst du mir sagen: Wenn die Gottheit sich selbst mit den Köpfen der Menschen betrachtet, warum nicht auch mit den Köpfen der Tiere?

Gewiß betrachtet sie sich auch mit diesen, aber nur hinsichtlich ihrer geringeren Eigenschaften, antwortete der Alte zögernd. Das liegt darin ausgedrückt, daß die Phrenologie den Tieren die höheren Denkkräfte nicht zuerkennt, zum Unterschiede zwischen ihnen und den Menschen. Darum bleibt das Tier immer dasselbe, der Mensch aber lernt.

Digitized by Google

Was lernt er? Lernt er auch die Tugend?

Ich war bis jetzt der Überzeugung, daß er sie nicht lerne, sagte der Alte nachdenklich, aber es könnte wohl sein, daß ich das letzte Wort noch nicht gehört hätte.

Ach! rief Ephraim seufzend, wer kennt die Geheimnisse der Gottheit? Wer sind die Bakchen? Ich denke, du irrst, wenn du meinst, das Tier lerne nicht. Es lernt als Individuum, und nur die Gattung bleibt dieselbe. Mit dem Menschen ist es aber bis jetzt nicht anders gewesen. So lange unsre Organe dieselben sind, so lange muß notwendigerweise unsre Gattung dieselbe bleiben. Auch sehen wir innerhalb der historischen Zeit nicht, daß das Menschengeschlecht sich in sittlicher Hinsicht entwickelt hätte. Wenn wir gelernt hätten, so müßten doch wohl die Vorschriften der großen Lehrer der Menschheit, eines Pythagoras, eines Sokrates, eines Buddha, und in höchster entscheidender Instanz die Lehre Christi selber jetzt veraltet sein. Wenn wir gelernt hätten, so müßten doch nun wohl höhere Anforderungen an uns zu stellen sein. Aber im Gegenteil erscheint jene Lehre noch immer als die höchste und als unerfüllbar. Wenn wir gelernt hätten, so müßte doch wohl unsre Sprache reicher und ausgebildeter sein als die der Alten. Und doch habe ich noch nie jemanden behaupten hören, die modernen europäischen Sprachen seien der griechischen oder auch nur der lateinischen überlegen an Vielfältigkeit des Ausdrucks und Feinheit der Gliederung. Wenn wir heute geistig höher stünden als vor zwei- oder dreitausend Jahren, so müßten uns doch wohl die Gesänge Homers, die Dramen des Sophokles, die Oden des Horaz, die Reden des Demosthenes als kindisches Geschwätz erscheinen. Aber im Gegenteil erfreuen sich daran gerade unsre gebildetsten Geister. Soll ich dir aber sagen, wie ich denke? Es steht mit dem Menschen folgendermaßen: Die Vervollkommnung unsers Geschlechts muß mit Notwendigkeit erfolgen, denn die Gottheit, welche sich selbst mit den Organen unsers Gehirns erkennt, bleibt auf ihrem Wege nicht stehen. Unsre Organe werden sich veredeln, und darin wird unsre Entwicklung liegen. Nur müssen wir nicht die Frucht pflücken wollen, ehe der Baum, der sie tragen soll, Wurzel gefaßt hat. Wir müssen die Lehre unsers Meisters ernsthaft nehmen. Christus, gleich allen großen Lehrern der Menschheit, die vor ihm kamen, machte den Gehorsam gegen die Gesetze unsrer Natur zur Bedingung unsrer Seligkeit, und das haben wir, zweitausend Jahre fast nachdem er es aussprach, noch nicht begriffen. Oder glaubst du auch, daß sich Gott durch ihn offenbarte, um sein eignes edelstes Werk auf Erden, die menschliche Bildung, für ein seiner Natur nach verfehltes zu erklären? Denkst du nun, daß es den Gesetzen unsrer Natur entspricht, uns von lebendigen Geschöpfen zu nähren, die uns so ähnlich sind, daß es dir schwer fällt, einen durchgreifenden Unterschied zwischen ihnen und uns festzustellen? Der scharfsinnige Schopenhauer vermeinte seine Klarheit auf Kants Tiefe zu werfen, Kant selbst verglich den göttlichen Platon mit einer Taube, die, des leichten Flügelschlags in der

Digitized by Google

Atmosphäre sich freuend, über ihre Kräfte hinaus in den luftleeren Raum sich wage. Hätten sie doch beide bedacht, was Platon gleich allen, die wir Bakchen nennen dürfen, wohl wußte und lehrte, daß nämlich erst die Pflanzenspeise den Menschen zum Menschen macht, daß sie allein unsrer Natur entspricht und sie allein die Organe unsers Gehirns zu rechtem Denken, wie alle Organe unsers Leibes zu rechter Arbeit fähig macht. Wem diese Einsicht lebendig geworden ist, dem wird offenbar, daß die echte Wissenschaft, welche nichts andres ist als die wahrhaftige Frömmigkeit, eine Frucht ist, die nur auf dem Baume der naturgemäßen Lebensweise erwachsen kann.

Wer hat dir das gelehrt, mein Sohn?

Diese schwere Krankheit, antwortete Ephraim, welche im Begriffe steht, mich von dem Fluche zu befreien, der den Prometheus traf und mit ihm sein ganzes Geschlecht, von dem Fluche, den die Kirche Erbsünde nennt, ohne zu wissen, was sie lehrt.

Erschöpft sank der Jüngling in die Kissen zurück, und der Vater, nachdenklich den Blick zu den wandernden Wolken gerichtet, wie er zu thun pflegte, wenn er sann, störte seine Ruhe nicht.

(Schluß folgt.)



Literatur.

Metaphysische Essays von Nicolas Stürken. o. O., 1882.

Es ist immerhin eine That, die unsre Hochachtung verdient, wenn ein Mann, der den größten Teil seines thätigen Lebens kaufmännischen Geschäften gewidmet hat, als 70jähriger noch die Resultate seines philosophischen Nachdenkens als Geschenk für seine Söhne drucken läßt. Berechtigt fühlt er sich dazu wohl besonders deswegen, weil er sehr viel Mühe auf das Studium Kants verwendet hat. Nur hat er nicht bedacht, daß man hierbei, wenn es an der nötigen Leitung und Vorschule fehlt, fast notwendig in Irrtümer geraten muß.

Freilich so weit wie die meisten Tagesschriftsteller hat auch er es gebracht. Er ist überzeugt, daß Kant sehr viel Irrtümer begangen habe und stark verbessert werden müsse. Kant erkläre nur die Erscheinung, nicht das Wesen der Dinge, und dieses sei keineswegs unerkennbar, wie Kant meine, sondern könne recht gut als der tiefere Grund der Erscheinung aus dieser erschlossen und einigermaßen von unserm Verstande erkannt und begriffen werden. Es ist das ungefähr derselbe Standpunkt, den alle diejenigen Pseudophilosophen einnehmen, denen das Kapitel der Deduktion der reinen Verstandesbegriffe, d. h. die transzendentale Logik überhaupt, bei Kant zu schwer gewesen ist, und die nun glauben, daß sie mit der transzendentalen Ästhetik und der Dialektik den Sinn der Kritik der reinen Vernunft erschöpft hätten. Im Grunde genommen hat mit diesem Standpunkt eine verzweifelte Ähnlichkeit sogar derjenige, den Helmholtz in seinen naturphilosophischen Vorträgen vertritt, wenn er allein das Mathematische, das ganz abstrakt zu er-

Digitized by Google

fassende das Wirkliche in der Welt nennt und der gütigen Natur nicht zürnen will, weil sie uns den täuschenden Schleier der mannichfaltigen Erscheinungen vor die Sinne zaubert. Wer da glaubt, daß die menschliche Wissenschaft irgend etwas in der Natur erkennen könne, was nicht auf sinnlicher Wahrnehmung beruhe, daß es mithin etwas Wirkliches in der Welt geben könne, was auf keine Weise sinnlich wahrnehmbar sei, der hat Kant nicht verstanden und damit seinen Beruf als Philosoph verfehlt.

Aber auch als Naturforscher fehlt es dem Verfasser an den nötigen Vorkenntnissen, wie dies genügend hervorgeht aus seiner Behauptung in dem Kapitel über Licht und Wärme (II, S. 89), daß nämlich, wenn die Sonne eine glühende, von einer flammenden Atmosphäre umgebene Masse wäre, dann ein immenser Rauch sich ergeben würde, der das Sonnenlicht verdunkeln und auch dann noch bemerkbar sein müßte, wenn sein größter Teil sich in den untern Flammen verzehrte.

Alle Achtung also vor dem vortrefflichen Streben des Verfassers, der sein elegant ausgestattetes Buch offenbar auf eigne Kosten hat herstellen lassen; aber er möge es uns nicht verübeln, wenn wir behaupten, daß wirkliche Wissenschaft dadurch nicht gefördert werde.

Geschichte des Kampfes der Handwerkerzünfte und der Kaufmannsgremien mit der österreichischen Büreaukratie. Vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zum Jahre 1860. Von Heinrich Reschauer. Wien, Verlag der Manzschen k. k. Hofverlags- und Universitätsbuchhandlung, 1882.

Der Verfasser dieses vortrefflichen Werkes geht von der Ansicht aus, daß die gewerblichen Zeit- und Streitfragen sich durch volltönende Schlagworte und schönklingende Redensarten nicht lösen lassen, daß es sich vielmehr bei jedem Versuch, die zerfahrenen Verhältnisse des österreichischen Gewerbestandes wieder in leidliche Ordnung zu bringen, in erster Linie darum handle, die historische Entwicklung des Gewerbewesens im Auge zu behalten und darauf die Reformen zu gründen. Dieser gewiß richtigen Anschauung verdankt das Werk seine Entstehung. Es beginnt mit dem gewerbepolitischen System der Kaiserin Maria Theresia, das bis zum Jahre 1860 für die Gesetzgebung in Gewerbesachen die leitenden Grundsätze abgab, geht zu der Opposition der Zünfte und Gremien gegen dasselbe über und bringt im dritten Buche die erste Untersuchung über die Lage, die Bedürfnisse und Wünsche des Gewerbe- und Kaufmannsstandes unter Kaiser Franz in den Jahren 1833 und 1834. Dann werden die Bemühungen um eine einheitliche Gestaltung der österreichischen Gewerbegesetzgebung geschildert und die wichtigsten Bestandteile des ersten Entwurfs einer Gewerbeordnung für Österreich (1835) mitgeteilt. Hieran schließen sich die Bestrebungen des Gewerbestandes im Jahre 1848 und der Übergang Österreichs aus den patriarchalischen in moderne Staatsverhältnisse. Den Schluß bilden die Folgen der Einführung der Gewerbefreiheit.

Der größte Teil des Inhalts hat natürlich vor allem Interesse für den Gewerbepolitiker in Österreich und für den Historiker. Das letzte Buch behandelt aber speziell gewerbepolitische Fragen, wie sie auch im deutschen Reiche uns lebhaft beschäftigen.

Justus Perthes' Elementaratlas. Für Schulen des deutschen Reichs bearbeitet von Hermann Habenicht. Gotha, Justus Perthes, 1882.

Die Zahl der in den letzten fünfzehn Jahren erschienenen kleinen Schulatlanten hat das Dutzend bereits überschritten. Einige dieser Atlanten lassen nach der technischen Seite hin einen großen Fortschritt erkennen, die meisten lassen aber in

Digitized by Google

methodischer Beziehung sehr viel zu wünschen übrig. Einen entschiedenen Fortschritt in letzterer Hinsicht bezeichnet der vorliegende Elementaratlas, der nach einem von Professor Hermann Wagner in Göttingen ausgearbeiteten Plane hergestellt worden ist. Vergrößerung des Formats und damit der Maßstäbe, Beigabe eigner Karten für die Heimatskunde und eine neue Manier vereinfachter Terraindarstellung — das sind die drei Punkte, wodurch sich dieser Atlas von den bisherigen Elementaratlanten unterscheidet, während er möglichste Beschränkung des Stoffes mit allen denen gemein hat, die wirklich Schulatlanten sein wollen. Was die Auswahl und Anordnung der einzelnen Karten betrifft, so ist die sogenannte synthetische Methode durchgeführt, um dem Schüler die Bedeutung des Reduktionsmaßstabes für eine richtige Abschätzung der Größenverhältnisse der Länder klar vor Augen zu stellen. Diese Methode will an der Hand ihm bereits bekannter Begriffe mit möglichster Vermeidung großer Sprünge allmählich zu ferner und ferner liegenden Begriffen führen. Sie geht daher von der Heimat aus, behandelt das Vaterland am ausführlichsten und bringt alle andern Länder nur mit gleichzeitiger Wiederholung des Vaterlandes in seiner natürlichen Lage zu denselben. Der Schüler kann also auf jeder Karte seinen Standpunkt wiederfinden und sich darnach orientiren. Um diese Orientirung zu erleichtern, sind, soweit möglich, dieselben Farben für jedes Land durch den ganzen Atlas beibehalten.

Trotz des außerordentlich billigen Preises ist die Ausstattung eine vortreffliche. Wir machen daher alle Lehrer der Geographie auf diesen Elementaratlas aufmerksam und wünschen, daß er in recht vielen Schulen eingeführt werde.

Der Tourist in der Schweiz und dem angrenzenden Süddeutschland, Oberitalien und Savoyen. Reisetaschenbuch von Iwan von Tschudi. Vierundzwanzigste neubearbeitete Auflage. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer, 1882.

Bei der Anzeige der soeben erschienenen neuen Auflage dieses Musterwerks unter den Reisehandbüchern lassen wir am besten dem trefflichen Verfasser selbst das Wort. Er sagt im Vorwort:

Wer schon öfters gereist ist, weiß, daß zu einem rechten Reisegenusse sowohl ein offenes Auge und Gemüt für Natur- und Volksleben als auch eine ausreichende Kenntnis des Terrains und der Zustände gehört. Der Bearbeiter dieses Reisetaschenbuches setzt bei seinen Lesern die erstern voraus und versucht die letztere an die Hand zu geben. Er ist überzeugt, daß diese Kenntnis nicht in einem breiten Vordemonstriren bestehen kann, sondern in genauen und zahlreichen, aber kurzen, sachlichen Notizen. Der verständige Reisende liebt es nicht, sich die Schönheiten eines Wasserfalles, einer Aussicht, den baulichen Charakter einer Stadt vorerzählen zu lassen; er zieht es vor, selbst zu sehen, die Eigentümlichkeiten und Vergleichungspunkte selbst aufzufinden und so, den Blick übend, sich den Genuß selbst zu erwerben, den die Guide- und Handbookmenschen sklavisch erst aus ihrem Reisebuche schöpfen.

Hinsichtlich der Anordnung des Stoffes hat der Bearbeiter insofern einen neuen Weg eingeschlagen, als er die natürlichen Landespartien auf die einfachste Weise mit den politischen Kantonalgebieten und allen erwähnenswerten Touristenwegen in der Ebene und im Gebirge kombinirte, um so dem Leser jeweilen die Anschauung einer ganzen Landschaft, den Überblick über eine ganze Volksgruppe zu erleichtern, indem er ihm dabei zugleich die Annehmlichkeit der durch Murray beliebt gewordenen bequemen Routenbeschreibung bietet und auch den ungeübtesten Schweizerreisenden in den Stand setzt, sich augenblicklich zurechtzufinden.

Digitized by Google

Der Verfasser hat sich ernst und angelegentlich die Frage vorgelegt: Was bedarf der Reisende in der Schweiz für ein Handbuch und Anleitungsmaterial? Er fand als Antwort: Der Reisende bedarf keiner Aufzählung aller möglichen Ortschaften und Wege, weil er solche in jeder guten Karte findet und eine solche notwendig bei dem Reisenden vorausgesetzt werden muß. Die den Reisebüchern beigegebenen Karten genügen in der Regel für allgemeine Orientirung und die besuchtern Flachlandtouren, reichen aber für Hochgebirgswanderungen nirgends aus. Der Reisende bedarf ferner nicht umständlicher Beschreibungen dessen, was er selbst sieht; nicht Überfüllung mit Notizen von untergeordnetem Belang, besonders mit allerlei lokalhistorischem, statistischem und topographischem Apparat, der ihn ermüdet und übersättigt; keine kleinlichen Anweisungen, z. B. von Table-d'hôte-Stunden, Zimmer- und Dinerpreisen, die ihm schwerlich entgehen, in keinem einzigen Reisehandbuch genau und zuverlässig angegeben sind und ihm deshalb in der Regel weit mehr Täuschungen als Nutzen bringen; keine Warnungen vor Fliegen, Flöhen, Bettlern; keine fixen Angaben über halbjährlich wechselnde Abfahrtsstunden der Post-, Eisenbahn- oder Dampfschiffkurse, Angaben, die stets auf vorjährigen, in der Regel vielfach abgeänderten Kursverzeichnissen beruhen und die alljährlich zahllos viele Reisende an- und irreführen, sich aber stets in dem billigen, jährlich mehrmals erscheinenden Bürklischen »Reisebegleiter« verzeichnet finden. Der Reisende darf sich überhaupt nicht solchermaßen von der Welt, die er sehen und kennen lernen will, auf die Unfehlbarkeit und Allwissenheit seines Guide zurückziehen, sondern wird immer in etwelchem Rapport mit dem Volke, in dem er gerade lebt, stehen und hie und da nach einem Namen, einem Wege, einer Stunde fragen müssen. Das hat aber gewiß auch seine Vorteile. Es giebt so viele Reisende von unerhörter Bequemlichkeit, die eigentlich die Tour, die sie gerade machen, gewissermaßen nur als einen Kommentar zu ihrem Reisebuch betrachten und nach wohlvollendeter Exkursion nichts weiter gelernt und nichts gesehen haben, als was in ihrem Guide stand. Für solche reisende Philister sind die folgenden Blätter nicht geschrieben. Sie enthalten in gedrängter Kürze alle Angaben, die ein denkender und gebildeter Reisender bedarf, um seine Schweizertour mit Genuß und Verständnis zu machen, Angaben, die der Verfasser nach Maßgabe seiner eigenen, vieljährigen Reiseerfahrung und Wanderungen bis in die entlegensten Teile der geschilderten Hochlande, durch sorgfältige Benutzung der zuverlässigsten Quellen, besonders aber durch die stets bereitwillige und eifrige Mitarbeit der tüchtigsten schweizerischen Alpenklubisten gesammelt und geordnet hat. Durch dieses reiche und sorgfältigst gesichtete und geprüfte Material sieht sich der Verfasser in den Stand gesetzt, höchst interessante Originalmitteilungen aus Gebieten zu bringen, die bisher selbst von erfahrenen Gebirgswanderern kaum dem Namen nach gekannt und jedenfalls lange nicht genug beachtet und gewürdigt wurden. Der Alpenfreund wird auch in der vorliegenden Ausgabe wieder eine große Anzahl genußvoller, ganz neuer, meistenteils unschwierig ausführbarer Partien finden, die in andern Reisehandbüchern für die Schweiz gänzlich fehlen.

Denjenigen unsrer Leser, welche das Glück haben sollten, in den nächsten Wochen und Monaten zu den Schweizerbergen pilgern zu können, empfehlen wir dringend, sich das vorliegende Buch in ihr Ränzel zu packen. Wer aber unterwegs unserm alten und werten Freund Tschudi selbst begegnen sollte, der wolle ihm herzlichen Gruß und Händedruck von uns bringen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Glossen eines Deutschen im Auslande.

Eine eigentümliche Illustration zu der Poetenansicht, daß der große Name den in Staub zerfallenen Leib überdaure, habe ich dieser Tage in einem 1872 erschienenen Buche eines Berliner Gelehrten gefunden. Da wird Madame Tallien erwähnt und dem Namen folgende erläuternde Anmerkung beigefügt: „Eine beliebte, wegen ihrer Schönheit berühmte Schauspielerin.“ Mit der Schönheit, Beliebtheit und Berühmtheit hat es bekanntlich seine Richtigkeit, und Schauspielerin ist wohl die Fürstin von Chimay auch soviel gewesen wie die meisten Frauen, die in der großen Welt eine Rolle spielen. Jene Notiz aber macht sie zu einer Komödiantin von Profession und noch dazu zu einer, deren Kunst in ihrer Schönheit bestanden habe. Daß sie dereinst in die politische Geschichte eingegriffen hat, wegen ihres Anteils am Sturze Robespierres als „Notredame du Thermidor“ gefeiert worden, Jahre lang, bis ihre Freundin Josephine Gemahlin des ersten Konsuls wurde, die in allen Dingen der Mode, auch der literarischen und künstlerischen, tonangebende Frau in Frankreich gewesen ist — von alledem kein Wort vierzig Jahre nach ihrem Tode! Und wie die merkwürdige Frau, so ist augenscheinlich auch ihr zweiter Mann, dessen Namen sie in der Geschichte führt, vergessen, um den es ganz besonders schade ist. Der Advokatenschreiber Tallien, Schreckensmann, Präsident des Konvents, des Wohlfahrtsausschusses, Überwinder des tugendhaften Maximilien, als dieser ihm selbst an den Kragen wollte — und in dem Moment, da die Zeit der Klub- und Konventredner und Wüteriche ihr Ende erreicht hatte, sofort als unbedeutender Patron erkannt, als unnützes Möbel hin- und hergeschoben, als Pensionär Napoleons seine Tage beschließend: verlohnt es sich, einer der besten, der edelsten Männer, ein Freiheitsheld, Tyrannen- und Aristokratenvernichter zu sein, wenn der große Name so schnell aus dem Gedächtnis der undankbaren Menschheit verschwindet?

Digitized by Google

Doch es giebt noch betrübenderes. Als neulich in Köln ein Meeting stattfand und die Zeitungen die großartige Demonstration des liberalen Volksgeistes gebührend beleuchteten, erinnerte ich mich einer andern Kölner Versammlung, von welcher damals ebensogroßer oder noch größerer Lärm gemacht wurde. Ein Abgeordneter hatte sie einberufen, damit das preußische Volk zeigen könne, daß es wie ein Mann hinter der damaligen Opposition stehe und die abenteuerliche, kurzsichtige, verbrecherische u. s. w. Politik des Ministeriums verurteile. Und so geschah es. Der David, welcher jetzt unermüdlich den Goliath Bismarck erlegt und Eugen Richter heißt, hieß damals — wie? Vergebens strenge ich mein Erinnerungsvermögen an, um den Namen des Mannes wiederzufinden, welcher dazumal auf allen Zungen war; Kappelmaier oder ähnlich muß er geheißen haben, der damals das Mundstück des liberalen deutschen Volksgeistes war, aber gewiß kann ich es nicht behaupten. Und der Leib jenes Mannes ist vielleicht noch nicht einmal in Staub zerfallen, vielleicht genießt er noch die Erinnerung an den großen Tag von Köln, wo er die Bismarck und Roon aus dem Sattel hob und in den Staub warf, ich aber kann mich nicht mehr auf seinen Namen besinnen, und niemand will mir behilflich sein!

Es ist gewiß eine beunruhigende Erscheinung, wenn man mit einer sogenannten unsterblichen Blamage nur noch die Blamage, aber keineswegs die Unsterblichkeit erreicht, und große Männer nicht mehr ihre Verlästerer mitnehmen in die Geschichte. Die heutigen Kappelmaier hätten allerdings das Recht, die Gleichstellung mit jenen sich zu verbitten. Damals war ja das Wagnis, dem Herrn von Bismarck den Beruf zum Staatsmann abzusprechen, nicht so groß, denn die Welt kannte ihn nicht; wer hingegen nach den letzten achtzehn Jahren Weltgeschichte dasselbe Lied anstimmt, muß eine ganz außergewöhnliche Unerschrockenheit besitzen. Aber ach, dem Seiltänzer flicht die Nachwelt keine Kränze, und der Inhaber einer eisernen Stirn erhält wohl dereinst einen Ehrenplatz in einem anatomischen Museum, doch nicht im Gedenken der Menschheit.

Das ist traurig, und nur ein schwacher Trost ist es, daß der eigentliche Grund dafür in der Überproduktion der Gegenwart an großen Männern liegt. Wie hatte es einstmals ein Thersites oder ein Herostrat oder ein Kleon doch so kinderleicht, sich berühmt zu machen, da sie die einzigen ihrer Art waren! Gute alte Zeit, in der schon eine öffentliche Abstrafung genügte, um den betroffenen auf die Nachwelt zu bringen! Heute ist die Konkurrenz zu groß, erdrückend, und ich kann mir denken, daß mancher orthodoxe Freihändler in diesem einen Punkte einem mäßigen Schutze gegen Pfuscher und Störer nicht abgeneigt wäre. Und ein Pfuscher war bei Lichte besehen der alte Thersites,

> Der ewige Schwätzer,
> Der sich verstand auf viel und ungebührliche Worte,
> Um mit den Königen frech und anstandswidrig zu hadern,
> Wenn die Argiver dadurch zum Lachen er glaubte zu reizen.

Anstatt sich demütig von Odysseus züchtigen zu lassen, hätte er feierlich erklären sollen, es sei ihm garnicht eingefallen, mit der Beschuldigung, daß Agamemnon sich mit Geschenken mäste und die Griechen ins Unglück stürze, denselben persönlich beleidigen zu wollen, und die Griechen habe er nur theoretisch der Feigheit geziehen. Darauf würde Odysseus gesagt haben, einem Manne wie Thersites müsse aufs Wort geglaubt werden, und die peinliche Exekution, über welche gemütsrohe Sekundaner zu lachen pflegen, wäre unterblieben. Oder er hätte sich mit einem schlechten Witz aus der Affaire ziehen können, wie jener Marburger Student, welcher, vor den Universitätsrichter geladen, weil er seinen Hund Vilmar genannt hatte, behauptete, daß eine Verwechslung vorliege, denn der damals in Kurhessen gar mächtige Konsistorialrat schreibe sich mit V, sein Hund aber mit F. Damals war Herr Mommsen nicht mehr Student, sondern bereits ein berühmter Professor, und Witze hat er wohl mit Absicht nie gemacht. Dagegen bringt seine an die Taktik gewisser Herren „aus Polen" erinnernde Verteidigung auf eigene etymologische Vermutungen: sollte er etwa eigentlich Monsen heißen und die erste Silbe ein bescheidener Überrest von Salomon sein? „Ich soll geschimpft haben? fragt Herr Tinkeles erstaunt; ist mir nicht bewußt, und wenn ich geschimpft habe, hab ich mich selber gemeint, soll er mir beweisen, daß ich ihn gemeint hab!" Und Herr Mommsen verurteilt in seiner römischen Geschichte sehr energisch „jene wenig beneidenswerte Höhe des Denkens, wo in der Wirtschaft durchaus nichts gilt als das darin steckende Kapital," und „die kurzsichtige Politik" der Regierung und der „beginnenden Demagogie," durch freie Einfuhr und Verteilung des billigen überseeischen Korns den italischen Ackerbau zu drücken. Am Ende hat er gar unter den Schwindlern die „beginnende Demagogie" verstanden wissen wollen!

Nach den Ankündigungen und Proben zu schließen wird das Volk der Denker in den nächsten Wahlen wieder der Welt ein recht lustiges Schauspiel bieten. Überhaupt, welche Wohlthat ist eine Wahlbewegung, wenn in jedem Nest die Kappelmaier zu Dutzenden auftauchen und der fleißige Bürger nicht weiß, in welches Wirtshaus er zuerst gehen soll, um politische Weisheit frisch vom Zapfen zu schlürfen. Da jeder, wie sich von selbst versteht, bei seiner gewohnten Sorte bleibt, und der Eindringling, welcher etwas anderes bieten möchte, gewöhnlich sofort an die Luft gesetzt wird, so tragen die Versammlungen ganz unglaubliches zur Klärung der Ansichten bei. Wenn die Wahlen nur nicht so selten wären. Es liegen gar zu viele graue und heiße Werkeltage zwischen den wenigen Festtagen, an welchen man sich als Bestandteil des souveränen Volks fühlt. Selbst in den gesegneten Ländern, welche den ganzen und vollen Parlamentarismus genießen, gehen mitunter Jahre hin ohne Aufmischung durch den Wahllärm. Die Herren, welche die kürzesten Legislaturperioden fordern, haben gewiß Recht. Denn junge Leute wollen auch leben, sagt Falstaff, d. h. andre wollen auch auf die Tribüne und auf die Regierungsbank, und je rascher der

Personenverbrauch vor sich geht, desto glücklicher ist das Land; siehe Italien, Ungarn u. s. w. Es ist merkwürdig, daß manche Leute diesen Hauptvorzug des Parlamentarismus noch immer nicht zu würdigen verstehen. Sogar in Italien, wo man doch berechtigt ist, in jedem anständig gekleideten einen abgethanen Minister oder Parteiführer zu vermuten, giebt es Verstockte, die mit dem äußersten Mangel an Ehrerbietung von dem Regiment der Advokaten und politischen Industrieritter sprechen. Besonders die Lombarden und Piemontesen neigen zur abscheulichsten Reaktion. Für Engländer und Deutsche möge das parlamentarische System passen, sagte mir unlängst ein Mailänder; „aber wir sind keine ernste Nation, wir sind ein Volk von Schwätzern und Lärmern, molto fumo e poco arrosto." Natürlich entgegnete ich mit Selbstgefühl, er solle gegen seine Landsleute nicht zu streng sein. Unsre Überlegenheit im allgemeinen zugegeben, sei es doch unsicher, ob das deutsche Parlament stets eine solche blendende Fülle von Charaktergröße, patriotischer Hingebung, Scharfblick und Erfahrung in sich vereinigen werde wie jetzt. Und als ich ihm zu erwägen gab, daß das Wirken jener erleuchteten Partei in Deutschland, welche die Republik mit dem Kaiser an der Spitze, eine modernisirte polnische Republik anstrebt, sich darauf beschränkt sieht, vernünftige Maßregeln zu verhindern und nicht dazu kommen kann, unsinnschöpferisch aufzutreten, weil das parlamentarische System noch garnicht anerkannt sei, was antwortete der hartgesottene Sünder? Tanto meglio, tanto meglio! Diese Leute mit beschränktem Gesichtskreis glauben noch immer, es komme vor allem darauf an, daß die Geschäfte gut besorgt werden, daß Ordnung, Ruhe, Verdienst im Innern bestehe und man nach außen Kredit habe. Man merkt den Lombarden die guten Kaufleute an. Von den Aufgaben der höheren Politik, die Völker sozusagen immer in Transpiration zu erhalten, sie mißtrauisch, unzufrieden, unsicher zu machen, sie an das Phrasendreschen in Kneipen zu gewöhnen, davon haben jene Philister keine Ahnung.

Es ist ja richtig, daß der Parlamentarismus, welcher allen Kranken empfohlen wird, wohl keinem von ihnen geholfen hat, und daß die Gesunden, denen man ihn als Präservativ aufnötigt, erbärmlich daran würgen. Aber durch derlei Kleinigkeiten läßt sich ein rechter Wunderdoktor nicht irre machen. Da ist z. B. der Professor Jäger in Stuttgart, der Seelenriecher, der ein sehr unterhaltendes Blatt herausgiebt und in demselben mit seinen Adepten korrespondirt. Klagt ihm einer, daß es ihm unter dem „Wollregime" viel schlechter ergehe als früher, dann antwortet ihm Jäger, so müsse es kommen, das sei die Krisis, die Krankheitsdüfte müßten ausgetrieben werden; hält es aber der arme Teufel von Patient in dem „Normalbett" nicht mehr aus, dann ist natürlich das Wollregime außer Verpflichtung. Man braucht nur anstatt Wollregime Parlamentarimus zu setzen, so stimmt alles aufs beste. Mit Ausdauer in der Reklame kann man dem Publikum viel beibringen. Wie freut mich immer der Anblick des Präriebüffels, welcher die Ankündigungen von Fleischextrakt schmückt! Als

Digitized by Google

Liebig von der alten „Tafel-Bouillon“, die höchstens noch aus Neugier jemand versuchte, um sie dann für Leim und nichts als Leim zu erklären, eine neue verbesserte Auflage veranstaltete, und sparsamen Leuten der Mund wässerig gemacht wurde durch Schilderung der unzählbaren Büffelheerden Mittel- und Südamerikas, die nun in Bausch und Bogen eingesotten werden sollten, als überall zu lesen war, daß ein Theelöffel voll Extrakt, der so viel wie nichts kosten dürfe, einer ganzen Familie Suppe, Rindfleisch und Braten ersetzen werde, da schüttelten Chemiker und Physiologen den Kopf und meinten, Liebig gebe sich abermals einer Selbsttäuschung hin, wie schon einigemal. Sie äußerten das aber nur in vertrauten Kreisen, weil sie wohl wußten, daß die Veröffentlichung ihrer Zweifel ihnen theuer zu stehen kommen würde. Die fortgeschrittene Wissenschaft oder der wissenschaftliche Fortschritt hatte ja gesprochen, und nur Zöpfe konnten andrer Ansicht sein. Und als dann die ersten Sendungen des neuen Elixirs ankamen, setzte man sich, das gedruckte Rezept in der Hand in feierlicher Stimmung vor den Topf mit kochendem Wasser, füllte einen Löffel nach dem andern hinein, kostete immer wieder und füllte nach, bis die Büchse leer war und man endlich gewahr wurde, daß das Fleischextrakt ungefähr so viel wert sei wie die Kieselsteine, von welchen sich der Pilger in Hebels Schatzkästlein eine Suppe kochte. Man brauchte nur eine Menge andrer guten Dinge, namentlich Fleisch hinzuzuthun, um ein ganz schmackhaftes Gericht zu erhalten. Und etwas hatte das neue Präparat gewiß vor den Kieseln voraus, es färbte die Wassersuppe wenigstens. Ein phantasiebegabter Mensch aber denkt sich leicht alles übrige hinzu, wenn er nur die Farbe vor sich sieht, z. B. beim Kunstwein. Die Hauptsache bleibt doch, daß, wenn einmal niemand mehr auf diesen Leim gehen will, die Liebig-Company von Fray Bentos ihr Geschäft gemacht haben wird.

Einmal werden auch die politischen Menschen sich zu gestehen wagen, daß der Parlamentarismus Leim ist; doch bis dahin können noch viel gute Geschäfte mit dem Artikel gemacht werden. Die Reklame sorgt dafür. Der Reklame gegenüber bleibt das Publikum immer naiv. So oft es auch betrogen wird, kann es doch nie auf die Länge der Versuchung widerstehen. Die Zeitungen würden ja die Sache gar nicht so anempfehlen, wenn nichts daran wäre, und es steht auch ausdrücklich da, daß Tausende von Zeugnissen die Wahrheit erhärten. Nicht einmal die Beflissenheit Rußlands, den „befreiten“ Slawen der Türkei das Kukuksei ins Nest zu legen, öffnet den „Berufspolitikern“ die Augen. Gehts drunter und drüber, so ist das die Krisis, das Wollregime muß erst die aus vorparlamentarischer Zeit stammenden Schäden aus dem Staatskörper treiben, und macht jemand entschlossen dem Possenspiel ein Ende, wie der Fürst von Bulgarien, dann ist die heilsame Krisis unterbrochen, und die Gelehrten waschen ihre Hände in Unschuld. Der Professor Jäger darf nicht glauben, daß er allein so klug sei!

Digitized by Google

Ägypten und die heutigen Ägypter.

2.



ie Stellung und Macht des Chedive beruht der Pforte gegenüber auf einer Anzahl von Fermanen, welche unter Ismail Pascha ergingen und nicht wie diejenigen, die vor ihm die teilweise Unabhängigkeit Ägyptens zugestanden hatten, durch Waffengewalt, sondern durch große Geldspenden erlangt wurden. Mit solchen Opfern vermochte Ismail 1863 die Pforte zu einer Abänderung der Thronfolgeordnung, durch welche seine bisher zunächst erbberechtigten Brüder ihres Rechtes verlustig gingen und sein Sohn Mehemed Tewfik Thronfolger wurde. Ebenfalls durch reiche Geldgeschenke erwarb er sich 1867 eine Rangerhöhung, indem bestimmt wurde, daß er nicht mehr wie seine Vorgänger den Titel eines Wali (Statthalter), sondern den eines Chedive (Vizekönigs) führen solle. Zu gleicher Zeit wurden ihm verschiedene wichtige Privilegien verliehen. 1869, wo Ismail starke Gelüste nach voller Unabhängigkeit verriet, wurden ihm diese Rechte suspendirt und der Chedive zum Gehorsam und zur Reduktion seines Heeres sowie zur Auslieferung seiner Panzerschiffe bei Vermeidung der Absetzung aufgefordert. Als er darauf nach mehrjährigem Zögern und Laviren nachgab und persönlich in Konstantinopel erschien, um dem so gewonnenen guten Willen des Sultans mit der Spende von einer Million Pfund Sterling nachzuhelfen, erhielt er im Juli 1873 einen Ferman, der ihm nicht nur sämmtliche Privilegien von 1867 wiedererteilte, sondern dieselben beträchtlich erweiterte, sodaß er von nun an in innern Angelegenheiten fast vollständig souverän und nach außen hin nur in einigen Beziehungen beschränkt war. In jenem Aktenstücke wird die direkte Erfolge nach dem Prinzip der Erstgeburt und der Linearsuccession aufrecht erhalten. Ist der Nachfolger des Chedive minderjährig, so kann letzterer testamentarisch einen Vormund bestellen, den die Pforte auf eine bloße Anzeige hin anerkennt. Ist keine solche Vorsorge getroffen, so treten die Minister beim Ableben des Vizekönigs mit dem Oberbefehlshaber des ägyptischen Heeres zu einem Rate zusammen, der einen Vormund wählt, welcher in Konstantinopel zu bestätigen ist. Die Großjährigkeit des Mündels desselben tritt mit dessen achtzehntem Lebensjahre ein, und es erfolgt dann sofort die Ausfertigung des Bestallungsdiploms des neuen Chedive vonseiten der Pforte. Ferner erhielt Ismail für sich und seine Nachfolger durch diesen Ferman folgende Rechte. Er sollte in Sachen der Verwaltung und der Justiz völlig unabhängig vom Sultan sein, ohne vorgängige Bewilligung desselben Verträge mit fremden Staaten schließen und zu diesem

Digitized by Google

Zwecke amtliche Vertreter an deren Höfe absenden können, und er bedurfte zum Abschlusse von Anleihen nicht die Zustimmung des Suzeräns in Stambul. Er konnte eigne Münzen prägen, aber mit dem Namenszuge des Padischah. Er allein bestimmte die Stärke der ägyptischen Armee, die jedoch türkische Fahnen zu führen hatte, und er konnte seine Flotte beliebig vermindern oder vermehren und war nur hinsichtlich des Baues von Panzerschiffen an die Erlaubnis des Sultans gebunden. Für alle diese Rechte und als Beweis seiner Anerkennung der Oberhoheit des Padischah hatte er demselben einen Jahrestribut von 150 000 Beuteln, d. h. drei Millionen Mark zu entrichten und ihm für den Fall eines Krieges mit einer fremden Macht ein Hilfsheer von 20 000 Mann Infanterie, 2000 Reitern und 24 Geschützen zu stellen. Die vor einigen Jahren auf Betrieb der Westmächte erfolgte Absetzung des Chedive Ismail hat an diesen Privilegien nichts wesentliches geändert.

Der Vizekönig und seine Familie besitzen nach Stephans Mitteilungen nahezu ein Viertel des gesammten kultivirten Bodens von Ägypten, anderthalb Millionen Feddan, die einen Kapitalwert von etwa 800 Millionen Mark repräsentiren. Ob dieser ungeheure Landbesitz als Schatullgut oder Domäne angesehen werden muß, ist zweifelhaft. Im wesentlichen gilt er als Privateigentum der Dynastie Mehemed Alis, der sich seiner 1811 durch Einziehung der Güter der von ihm vernichteten Mamelucken und ihrer Familienstiftungen, dann durch Säcularisation der Moscheengüter und durch Beschlagnahme aller infolge der Entvölkerung des Landes unter der Mameluckenherrschaft herrenlos gewordenen Ländereien bemächtigte. Ein andrer Teil des ägyptischen Bodens besteht aus brachliegenden Gründen, die der Chedive zur Urbarmachung an Landwirte verschenkt, und von denen erst nach Verlauf von drei Jahren Steuern entrichtet werden. Auch sie gelten als vollständiges Eigentum ihrer Besitzer. Alles andre Land aber wird als Staats- oder Regierungseigentum betrachtet, dessen einzelne Grundstücke den Fellahin nur für so lange verpachtet werden, als sie ihre Grundsteuer richtig abführen. Der Fellah ist somit nur Pächter, doch besteht seit etwa einem Menschenalter eine Verordnung, nach welcher, obwohl die Grundstücke zufolge der Bestimmung des Korans nach dem Tode des Nutznießers an den Staatsschatz zurückfallen sollen, da sie Gemeingut aller Gläubigen sind, doch die Erben beiderlei Geschlechts den nächsten Anspruch auf Übernahme des betreffenden Grundstücks haben und denselben durch Erlegung einer mäßigen Umschreibungsgebühr geltend machen können. Der Fellah ist somit Erbpächter. Ferner sind die von ihm gepflanzten Bäume sowie die von ihm errichteten Gebäude und Bewässerungsanstalten sein volles Eigentum, und schließlich darf er sein Nutznießungsrecht verkaufen, verpachten und verpfänden. Zu öffentlichen Zwecken, Eisenbahn-, Kanal- und Dammbauten kann sein Grundstück jeden Augenblick vom Staate eingezogen werden, doch erhält er dann irgendwo ein andres als Entschädigung.

Digitized by Google

Ägypten ist der Nil. Ohne diesen Strom würde es eine Wüste sein, und nur soweit er überschwemmt, ist es dies nicht. Noch heute beginnt für den größten Teil seiner Bewohner, die ackerbauende Klasse, das Jahr wie vor dreitausend Jahren mit dem 11. September, wo der Nil durchschnittlich seinen höchsten Stand erreicht. „Die Zeit des Hochwassers ist, wie Klunzinger sagt, die Krisis für das Land. Die Bevölkerung ist in Aufregung. Wie viel ist heute der Nil gewachsen? lautet die tägliche Frage eines jeden, der an die Zukunft denkt. Denn ist die Überschwemmung zu karg, so bleiben viele Felder unbebaubar und müssen brach liegen, und die Folge ist Teuerung, wenn nicht gar Hungersnot; ist sie aber zu reichlich, wie zuletzt im Jahre 1874, so ist das Element kaum mehr zu bändigen, und durch Dammbrüche, Abschwemmungen von Böschungen, Unterwassersetzen von Ortschaften und Ertrinken von Menschen und Vieh wird allenthalben großer Schaden verursacht." Hat dagegen der Flußgott sein Füllhorn gerade bis zum Rande gefüllt, was sich am Neujahrstage des Volkes, am „Abu Nerus" zeigt, so ist alle Welt freudig bewegt, in den Dörfern giebt es Tanz und Mummenschanz, und wer heiraten will, macht Hochzeit. Mit dem Wasser hat sich eine angenehme Kühle über den vorher tropisch glühenden Erdboden verbreitet, der schwüle Sommersamum weicht einem frischen Nordwinde, der „Nilherbst" ist da, die schönste Jahreszeit Ägyptens. Mehr als sonst regt sich auf dem Strome die Schifffahrt, und Wüstenstädte sind zu Hafenplätzen geworden. Allerlei Obst, Datteln, Melonen, Gurken, Limonen und Granatäpfel sind zur Reife gelangt. Von jetzt an bleibt der Nil, wie auch der muhamedanische Bauer glaubt, bis zum Feste der Kreuzfindung (Ende September) stehen, d. h. er steigt nicht mehr, fällt aber auch nicht. Sobald er endlich zurückgetreten ist, beginnt die Arbeit der bäuerlichen Pflüger, die noch mit den Werkzeugen der Urzeit ackern, während auf den Gütern des Chedive und der Paschas längst schon der Dampf diese und andre Dinge verrichtet. Dem Pflügen folgt das Säen und diesem die Ernte. Die Düngung hat für die meisten Kulturpflanzen der Fluß besorgt, nur bei einigen hilft der Fellah mit dem Mist von Tauben nach, welche jedes Dorf in großen Schwärmen einzig zu diesem Zwecke hält. Die Getreideernte fällt in den April. Man schneidet die Halme mit Sicheln ab, häuft sie im Freien zu einer Pyramide auf und läßt sie dann von dem Norag, einem von Pferden oder Büffeln gezogenen Wagen mit schneidenden Rädern, der die Pyramide umkreist, entkörnen; denn unser Dreschen ist hier unbekannt.

Von Getreidearten werden in Ägypten Weizen, Gerste, Durrah, Mais, seltener Zuckerhirse, in Unterägypten Reis gebaut, von Hülsenfrüchten Linsen, Saubohnen, Kichererbsen und Lupinen, von Grünfutter Klee verschiedener Arten und Platterbsen, von Farbstoffen Indigo, Safran, Krapp und Henna. Von den Ölfrüchten des Landes sind Raps, Lattich, Ricinus, Sesam und Mohn, von dessen Faserstoffen Flachs, Hanf und Baumwolle zu nennen; die letztere wird

vorzüglich in Unterägypten massenhaft kultivirt. Hier ist Zakazik der Mittelpunkt des Baumwollenhandels und der Dampfspinnereien, welche das Produkt verarbeiten. Endlich erzeugt Ägypten auch einen mittelmäßigen Tabak und viel Zuckerrohr, dessen geringere Sorte roh verspeist wird. Roggen und Hafer kennt der Ägypter nicht, und Kartoffelfelder giebt es nur in Unterägypten einige. Dagegen zieht man in den Gärten die meisten unsrer Gemüse und daneben Bamien (eine Malvacee), Moluchien (eine wie Spinat schmeckende Tiliacee), die Eierpflanze und den Paradiesapfel (solanum lycopersicum). Die gewöhnlichen Gärten Ägyptens entbehren fast durchgehends des Reizes, den ein Blumenbeet gewährt. Am meisten wird noch die Rose gehegt und daneben bisweilen Jasmin, Rosmarin, Reseda und Basilienkraut. Obst will in Oberägypten nicht recht gedeihen, die Zitronen werden nur wallnußgroß, die Feigen sind wenig wert, auch dem Maulbeerbaum, dem Ölbaum und der Stachelfeige oder Opuntie ist es hier zu heiß, und von Birnen, Äpfeln, Kirschen, Pflaumen ist nicht die Rede. Dagegen gedeiht auch hier wie im ganzen Lande der Rebstock, doch wird seine Traube nicht gekeltert, da italienische, griechische und französische Weine sehr wohlfeil sind und der christliche Bewohner des Nilthals lieber Schnaps trinkt. Die Dattelpalme ist ein sehr nützlicher Baum, aber ein Palmenhain ist viel weniger schön als man gewöhnlich meint. Klunzinger sagt hierüber: „Vom offnen Felde sehnen wir uns nach Ruhe, Schatten und Waldluft. Was ist Wald? fragt staunend der Eingeborne; denn er versteht das Wort (Hersch) sowenig wie Frühling (Robija) oder Wiese (Merg). Alles das giebt es in Ägypten nirgends. Aber, so denken wir, dafür haben wir hier ja etwas weit schöneres, die Palme, ganze Palmenhaine, und unter Palmen zu wandeln war von Jugend auf unser Sehnen. Wir suchten Ruhe, hier aber können wir uns nicht niederlassen, denn der Boden hat kein Gras, er ist dürr und zerklüftet, bedeckt mit Stachelgesträuch und durstigem Unkraut. Wir verlangten Schatten, aber der Schlagschatten der hohen schmächtigen Bäume ist kaum so breit wie unser Leib mit eingezognen Gliedern, die Deckung durch die Krone hoch oben ist unwirksam, die einzelnen Wedel lassen überall die Sonnenstrahlen hindurch. Wir wollen reine Luft einatmen, aber die Palme hat nichts Ätherisches; Stamm und Blätter sind trocken und steif, zu atmen bekommen wir dagegen den Staub der beiden Wüsten rechts und links vom Nil, der die Luft Ägyptens durchschwebt, hier im Hain sich dicht und immer dichter auf die mattgrünen Zweige und Blätter abgelagert hat und nun bei der leisesten Regung eines Windhauchs uns auf Haupt, Gewand und Lungen herabstiebt. Wie viel poetischer als ein solcher Palmenhain ist doch der ihm sonst so ähnliche deutsche Föhrenhochwald mit seinem würzigen Harzduft, seinem Moos und Farrenkraut, seinen Heidelbeer- und Wachholderbüschchen!“

Wir können dem nach eigner Beobachtung in Ägypten und weiter in der Levante nur beipflichten. Die einzelne Palme in Verbindung mit andern Bäumen,

graziös und stolz über deren Wipfel hervorragend, giebt ein schönes Bild, ein Palmenwald ist reine Prosa.

Indeß darf man sich das gegenwärtige Ägypten auch nicht so baumarm vorstellen, als es vor etwa zwanzig Jahren war, wo man außer den Gärten und Parks der Großen des Landes und einigen Alleen bei Kairo und Alexandrien, sowie außer den Palmenpflanzungen der Dörfer wenigstens außerhalb des Deltas nur selten einer Gruppe von andern Bäumen als Akazien, Tamarisken und Weiden begegnete. Unter der Regierung des vorigen Chedive hat man in großem Stile Baumpflanzungen der verschiedensten Art angelegt, und dieselben sind wohl gediehen, da man bei dem Werke mit richtigem Blicke verfuhr. Ägypten hat auf diesem Wege vielfach eine ganz neue landschaftliche Physiognomie bekommen. Auch die Pharaonenzeit kannte hier keine Wälder. Nach den Denkmälern scheint man um jede Quadratelle Ackerland dermaßen gegeizt zu haben, daß man sich nicht entschließen konnte, dem Holzmangel im Lande durch Anpflanzung von Bäumen abzuhelfen. Vielmehr zog man es vor, den Bedarf an Schiffbauholz, Feuerungsmaterial und Material zu Möbeln aus dem Auslande zu beziehen. Die Zeit der griechischen und römischen Herrschaft änderte hieran nichts, und die Araber und Mameluken dachten ebensowenig an eine Reform nach dieser Richtung hin. Ägypten blieb draußen auf dem platten Lande arm an Bäumen. Erst mit Mehemed Ali kam es zu einiger Besserung dieses Zustandes. Dieser, ein Liebhaber von Gartenanlagen aller Art, setzte wiederholt Prämien für die Anpflanzung von Bäumen aus, allein es fehlten die Sachverständigen, die allein imstande gewesen wären, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche die eigentümlichen Klima- und Bodenverhältnisse Ägyptens der Sache entgegenstellten. Seine Nachfolger Abbas und Said waren anders als er geartet, sie haßten geradezu die Bäume und bauten sich Wüstenpaläste, die von allen Seiten den Sonnenstrahlen ausgesetzt waren und kaum etwas lebendiges Grün um sich hatten. Erst Ismail nahm die Gedanken seines Ahnherrn wieder auf und schuf mit Beihilfe des Franzosen Barillet, eines der geschicktesten Garteningenieure unsrer Zeit, der früher Obergärtner der Stadt Paris gewesen, die Anfänge zu einer anmutigern Entwicklung des landschaftlichen Charakters Ägyptens, die dann ungemein rasch vor sich ging und jetzt bereits ganz erstaunliche Resultate aufzuweisen hat. „Wo früher der Reisende, berichtet Schweinfurth, auf seinem Eselein im Sonnenbrand durch wüstes Terrain hinzutraben hatte, wie beispielsweise nach den Pyramiden, da fährt er jetzt auf wohlbeschatteter Chaussee im bequemen Wagen. Barillets Hauptschöpfungen sind der Esbekijegarten in Kairo, die großen Anlagen auf der Nilinsel Gesireh und die Bepflanzung der langen Landstraßen auf dem linken Stromufer. Im Verlaufe weniger Jahre wurden von 1869 an hunderttausende von Bäumen angepflanzt, deren dichtbelaubte Wipfel mit jedem Jahre weiter ihren Schatten werfen und gegenwärtig bereits einen großen Teil der Wege in und um Kairo zu den an-

Digitized by Google

genehmsten Promenaden gestaltet haben, während man ehemals hier vor Staub und Hitze zu ersticken befürchten mußte. Unter den Bäumen, welche jetzt diese Straßen beschatten, ist vor allem einer zu nennen, der vermöge seines wunderbaren Wachstums, seiner prachtvollen Laubfülle und der Brauchbarkeit seines Holzes eine förmliche Mission in Ägypten zu vollziehen scheint. Es ist dies der sogenannte Lebbach (Albizzia Lebbek), der von den Fremden nach einem traditionellen Irrtum gewöhnlich Nilakazie genannt wird. Der Lebbach erreicht in vierzig Jahren eine Höhe von fünfundzwanzig Metern und eine kolossale Stammdicke, die gewaltigen Äste greifen langschüssig weit über die von ihnen laubenartig beschirmten Wege. Eine Allee, die sich in der Nachbarschaft der deutschen protestantischen Kirche in Kairo befindet und 1876 erst zehn Jahre alt war, bildete damals schon einen oben geschlossenen Laubengang. Das Merkwürdigste an dem Baume ist aber die Art und Weise, wie man ihn gepflanzt. Was bei andern Bäumen nur mit jungen Reisern und Stecklingen ermöglicht wird, das gestattet der Lebbach mit seinen mannsstarken Ästen, ja mit Stücken des Stammes vorzunehmen, indem dieselben sehr bald Wurzeln treiben und nach oben ausschlagen. So entstanden in einem einzigen Sommer die schattigen Alleen, die jetzt von Giseh nach den Pyramiden führen. Der Lebbach wurde unter Mehemed Ali aus Ostindien eingeführt und ist von den vierhundert Baumarten, die mit ihm kamen, die einzige gewesen, welche sich im Nilthale volles und unwiderrufliches Bürgerrecht erworben hat."

Trotz alledem ist die Holzarmut noch so groß, daß man auf dem Lande fast nur mit getrocknetem Mist feuert, nur wenig mit Holz baut und die Waaren womöglich statt in Kisten und Tonnen in Gitterkäfige von Palmenzweigen verpackt. Auch sonst steht der Pflanzenreichtum Ägyptens, was die Zahl der Arten betrifft, in keinem Verhältnis zu dem eines gleichgroßen Bezirks in Europa, und was sich für die Botanisirbüchse eignet, ist großenteils trocken, steif, stachlig, haarig und filzig. Die ganze Flora Ägyptens einschließlich der dazu gehörigen Wüsten zählt nur 1140 Arten, von denen etwa 400 dem Küstenstriche angehören. „Es giebt hier, sagt Klunzinger, nur zweierlei Boden: kultivirten Thon- und Wüstenboden. Die Pflanzen der Wüste entwickeln sich fast nur in Senkungen; die Abhänge der Hügel sind mit Ausnahme einiger Rinnsale erde-, wasser- und daher pflanzenlos... Außerhalb der Wüste, auf der Sohle des Nilthales, giebt es nur Äcker, Brachfelder, unangebaute, steile Uferraine, Hecken, den Fluß und die Betten der Überschwemmungskanäle. An solchen Orten sproßt nun allerdings eine erhebliche Anzahl von Pflanzen, aber nur vereinzelt; nie bilden sie einen zusammenhängenden Überzug, nicht einmal die Gräser, die in ziemlicher Mannichfaltigkeit auftreten, vereinigen sich zu einem Rasenteppich, es giebt keine Wiesen, die sonst den Landschaften ihren Zauber verleihen. Der einzige Ersatz dafür sind die Kleeweiden und die Getreidefelder, so lange sie noch grün sind. Die Blätter der Pflanzen bringen es in der trocknen, stauberfüllten Atmosphäre des

Digitized by Google

Landes nicht zu dem saftigen Grün, das dem Auge so wohl thut, und selbst den Blumen gehen die tiefen, feurigen Farben ab.“ Das Grün der Pflanzen des Nilthales ist das ins Graue spielende des Salbeis, des Sandhafers und der Olivenblätter, die übrigen Farbennüancen der Landschaft sind ebenfalls matt und bleich. Desto schöner glühen am Abend, wenn die Sonne am Horizont versunken ist, die dann veilchenblauen und purpurnen Bergzüge der Wüste. Es sieht aus, als ob sie das am Tage eingesogene Sonnenlicht noch erfüllte.

Thun wir noch einen Blick auf die Fauna Ägyptens, so ist als wichtigstes Haustier das Kameel zu bemerken, welches in der Pharaonenzeit hier unbekannt war. Ferner muß der Esel erwähnt werden, der von vortrefflicher Rasse ist. Das ägyptische Landpferd hat mit dem arabischen wenig gemein, es ist ausdauernd, aber ziemlich plump gebaut. Das Rindvieh ist durch die Seuchen der Jahre 1863 bis 1866 fast ganz vernichtet worden, und die seitdem aus dem Sudan und Europa eingeführten Tiere dieser Gattung gewöhnten sich nur schwer an das Klima. Der Büffel, den die Altägypter ebenfalls nicht kannten, muß diesen Mangel ersetzen, er liefert reichliche und gute Milch, starkes Leder, aber nur grobes und zähes Fleisch. Die Hauptfleischnahrung besteht in der, welche das Fettschwanzschaf und die Ziege geben. Das Schwein hört man nur in dem Stalle des katholischen Missionärs, des Kopten und des griechischen Schankwirts grunzen. Das Verbot seines Fleisches durch Moses und Muhamed beruht indeß nur auf einem alten Vorurteil, nicht auf gesundheitspolizeilicher Weisheit; denn die Europäer der Städte Kairo und Alexandrien und die Griechen Oberägyptens lassen es sich ohne Nachteil schmecken, und der Eingeborne ißt mit Vorliebe selbst in der heißesten Jahreszeit den fettesten Hammelbraten. Der ägyptische Hund ist halb wild und ein häßlicher Gesell von garstig fuchsiger Farbe; die Katze, ebenfalls halb wild, wird vom Volke mit mehr Gunst behandelt und mit einer gewissen Scheu betrachtet, da böse Geister sie als Form und Medium benutzen sollen.

Von wilden Tieren giebt es in Ägypten und zwar sowohl in der Wüste als in Ruinen und Steinbrüchen am Rande des Stromthals die gestreifte Hyäne, den Schakal und den Nilfuchs in großer Menge. Seltener kommen der Sumpfluchs, die Ganettkatze und das Stinktier vor. In großen Rudeln haust in den Morästen Deltas das Schwarzwild. Aus der Wüste erscheinen häufig die zierlichen Gazellen, die von manchen Bauern eingefangen und gezähmt werden. Der Hase, der meist in den Tamariskenhainen sein Lager hat, gilt den Eingebornen für unrein und wird deshalb von ihnen nicht gejagt. Dagegen verspeisen die Fellahin mancher Gegenden eine große dickköpfige Feldmaus, die in den Erddämmen wohnt, als Leckerbissen. Das Land wimmelt von Ratten und Hausmäusen, die auch Nilschiffe bevölkern, und in den Grotten, Tempeln und Gräbern halten sich Fledermäuse in fabelhafter Zahl auf. Der Löwe ist in Ägypten

Digitized by Google

ausgerottet, doch wird er von den Paschas nicht selten aus dem Sudan bezogen und als Zierde ihrer Höfe gehalten. Auch das Flußpferd ist im eigentlichen Ägypten ausgestorben.

Singvögel sieht und hört man am Nil fast gar nicht. Dagegen schwebt Raubzeug in Menge über den Gefilden, auch fehlt es nicht an Feldhühnern, Wachteln und Reihern, ebensowenig an Pelikanen, die zu Hunderten dicht aneinandergedrängt, am Gestade der Nilinseln sitzen, verdauen und meditiren, an Ibissen, Flamingos, Marabuts und Regenpfeifern. Im Sommer ist außer den ungeheuern Taubenschwärmen der Fellahdörfer nicht viel von gefiederten Tieren zu erblicken. Dagegen wird das Land im Winter das Stelldichein einer sehr mannichfaltigen, lebhaften und bunten Vogelwelt. Was irgend Wandertrieb hat, kommt dann von Norden durch diesen einzigen Eingang ins Innere Afrikas, um zu Ende des nordischen Winters wieder durchzureisen, und wenn der Nil die Sohle seines Thales in einen See verwandelt, im Herbst also, stellen sich in unzählbaren Schaaren die Wasservögel des Mittelmeeres und das schnatternde, klappernde und kreischende Federvolk der unterägyptischen Sümpfe auch in den stromaufwärts gelegenen Regionen des Landes ein.

Ägypten war von jeher berüchtigt durch seine vielen Schlangen. Es giebt deren hier gegen zwanzig Arten, darunter mehrere sehr giftige, unter denen die Schildviper (arabisch Naja haja) die gefährlichste ist. Das Krokodil ist selten geworden und nur noch im südlichen Teile Oberägyptens anzutreffen. Andere Gattungen der Reptilienzunft des Landes sind die Frösche, welche die von der Überschwemmung zurückbleibenden Pfützen zu Millionen beleben, die Schildkröten des Flusses, die buntgefärbten Eidechsen der Feldraine, der schlüpfrige Scink, der fast neben jedem Bauernhause sich eingräbt, und der kleine naschhafte Gecko, der „Vater des Aussatzes," der des nachts quickend an den Stubenwänden hinhuscht. Auf Bäumen gewahrt man zuweilen das Chamäleon, während man am Rande der Wüste mitunter Erdagamen und Hardunen mehrere Fuß lang, hübsch gefärbt und mit langen Wirtelschwänzen versehen, hurtig dahinfahren sieht.

Die Fische des Nil sind nicht viel wert. Man findet unter ihnen unsere Barsche, Karpfen und Aale, besonders häufig den Wels, aber auch Arten, die mehr den südwestafrikanischen, z. B. denen des Senegal, gleichen. Die Insektenwelt Ägyptens nähert sich teilweise ebenfalls den Formen derjenigen des tiefern Südens. Tagesschmetterlinge sind selten, auch die Käfer sind nicht besonders zahlreich. Dagegen treten die wespenartigen Insekten in großen und schönen Formen auf, und an den Kanälen tummeln sich in Menge rötlich gefärbte Libellen. Von den Geradflüglern waren von jeher die Heuschrecken eine Hauptlandplage in Ägypten; eine besonders unerfreuliche Rolle aber spielen hier die Zweiflügler. Höchst lästig ist die gemeine Stubenfliege, die nirgends so dreist ist wie am Nil, und wenig besser ist die Stechmücke, deren wurmartige Larven zu gewissen Zeiten das Trinkwasser in solcher Menge erfüllen, daß man es nur

Digitized by Google

durch ein Tuch geseiht genießen kann. Auch sonst giebt es im Lande der Palmen Ungeziefer aller Ort, Flöhe, Wanzen und Schaben, Bremsen und Hornissen, Skorpionen, Taranteln und giftige Tausendfüße in reichlichster Anzahl. Nicht viel weniger Verdruß als diese Geschöpfe bereitet die Ameise, die in alle Häuser eindringt und den Speisen, besonders allem Süßen, nachstellt. Die ägyptische Biene gleicht im wesentlichen der unsrigen, ihre Zucht wurde von den alten Bewohnern des Nilthals eifrig betrieben, jetzt ist sie unbedeutend. Die Eingebornen essen zwar sehr viel „Honig," aber fast nur „schwarzen," d. h. Zuckerrohrsyrup; der „weiße" kommt größtenteils aus Arabien und wird teuer bezahlt.

Blicken wir zurück, so geht der monotone Charakter der Flora des Nillandes auch durch dessen Fauna, der Artenreichtum ist fast in allen Klassen derselben auffallend gering, und rechnen wir dazu, daß auch die Konfiguration der Wüstenberge, welche das Tiefland mit dem Strome zu dessen beiden Seiten einschließen, auf weite Strecken hin wenig Abwechslung zeigt und fast nur in der größern oder geringern Entferntheit dieser nackten Felsketten vom Wasser besteht, daß die Städte einander im wesentlichen gleichen und ein Dorf ungefähr wie das andre aussieht, so gehört Ägypten zu den einförmigsten Gegenden der Erde, und das Interesse, das den Reisenden hierherführt, basirt sich nur auf die Altertümer aus der Pharaonenzeit, auf einige schöne Bauten aus den Tagen der Chalifen und auf die Sitte und Tracht der heutigen Bevölkerung. Wer sonst von Europäern hier verweilt, denkt ans Geldverdienen, welches unter Mehemed Ali, Said und Ismael unternehmenden, findigen und nicht allzu gewissenhaften Leuten, besonders wenn ihnen französische Empfehlung unter die Arme griff, meist rasch zu Reichtum verhalf.

Wir schließen mit einigen Notizen über Alexandrien als diejenige Stadt Ägyptens, welche gegenwärtig die Augen Europas am meisten auf sich lenkt. In der Zeit der makedonischen und römischen Herrschaft war es der größte Handelsplatz der Welt und zugleich ein Hauptsitz der spätgriechischen Gelehrsamkeit. Es soll damals eine halbe Million Einwohner gezählt haben. Nach der Eroberung Ägyptens durch Amr Ibn El Asi, den Feldherrn des Chalifen Omar, sank die Bedeutung Alexandriens zunächst durch die Gründung und Bevorzugung der neuen Residenzstadt Kairo, die etwas oberhalb der Südspitze des Deltas, schräg gegenüber von Memphis und den großen Pyramiden, entstand, und später durch die Entdeckung des Seewegs um das Kap der guten Hoffnung nach Indien und durch die Auffindung Amerikas. Nach der Eroberung des Landes durch die Türken verfielen unter der liederlichen Wirtschaft der Mameluken die Kanäle, die dem Landhandel gedient hatten, die Häfen versandeten, und ein großer Teil der Umgebung der Stadt wurde zu Sumpf und Wüste. Zu Anfang unsers Jahrhunderts war Alexandrien zu einem Städtchen von etwa fünftausend Einwohnern herabgekommen. Seitdem begann es allmählich und zuletzt rascher und immer rascher wiederaufzublühen, bis ihm der Suezkanal von neuem einigen Eintrag

Digitized by Google

that. Mehemed Alis Reformatorensinn und Energie hielt nicht nur den weitern Rückgang der Stadt vor Vollendung des letztgenannten Werkes auf, sondern bewirkte das Gegenteil: es entstanden die Bedingungen zu neuem Aufschwunge, namentlich durch Verbesserung der Häfen und Anlegung von Kanälen, unter denen der große Mahmudijekanal die erste Stelle einnimmt. Dieser brachte der Stadt die Wasserverbindung mit dem Rosettearm des Nils und Oberägypten sowie einem Teile des Deltas, gab ihr süßes Wasser und befruchtete von neuem ihre unkultivirbar gewordene Umgebung. 1819 ging Mehemed Ali an dieses Werk, das in wenigen Jahren, allerdings unter großer Härte gegen die zu den betreffenden Arbeiten zusammengeschleppten 250 000 Fellahin und mit ungeheurem Verlust an Leben, vollendet wurde. Dann wurde das gesammte Kanalsystem Unterägyptens unter der Leitung französischer Ingenieure verbessert. Auch mehrere der spätern Vizekönige sorgten mehr oder minder eifrig für die Hebung der Stadt, die besonders infolge des Umstandes, daß im Hinblick auf den amerikanischen Bürgerkrieg in Ägypten weit mehr Baumwolle als bis dahin gebaut und dann fast nur über diesen Hafen exportirt wurde, außerordentlich schnell aufblühte und bald durch vier regelmäßige Dampferlinien und zwei Telegraphenkabel mit Europa sowie durch ein Netz von Schienenwegen und elektrischen Drähten mit dem übrigen Ägypten verbunden war. Jetzt hat Alexandrien über zweimalhunderttausend Einwohner, und sein Handelsverkehr ist sehr bedeutend. Nahe an 3000 Segel- und Dampfschiffe laufen jährlich in seine Häfen ein, und die von diesen ausgeführten Waaren, hauptsächlich in Baumwolle bestehend, dann in Getreide und Hülsenfrüchten, Zucker, Flachs, Wolle, Droguen, Perlmutter vom Roten Meer, Elfenbein und Straußenfedern aus dem Sudan, haben einen Wert von durchschnittlich 250 Millionen Mark. Die Stadt hat seit 1868 Gasbeleuchtung und schon seit zweiundzwanzig Jahren eine vorzüglich eingerichtete Wasserleitung. Sie besitzt vier stattliche Hospitäler, eins für Ägypter, eins für Europäer, deren bisher hier gegen 50 000 lebten, ein griechisches und ein Diakonissenhaus. Alexandrien ist der Endpunkt von drei Eisenbahnen, von denen die eine in sechs Stunden nach Kairo, die andre größere nach Rosette führt, und hat zwei Häfen, einen kleinen im Osten und einen sehr ausgedehnten im Westen der Stadt, wo sie auf einem niedrigen Vorgebirge ins Meer hinausstrebt. In den letzteren, der durch einen Wellenbrecher oder Molo von gewaltigen Steinblöcken von der See zum Teil abgeschlossen ist, mündet der Mahmudijekanal, der im Süden Alexandriens eine Strecke der Eisenbahn nach Kairo parallel läuft, die ihrerseits anderthalb Meilen weit dem Ufer des großen Sumpfsees Mariut folgt. Der letztere war im Altertum ein Süßwasserbecken, das vom Nil gefüllt wurde. In der Türkenzeit trocknete er zum großen Teil aus, und es entstanden über hundert Dörfer auf seinem Boden. 1801 aber durchstachen die Engländer die schmale Nehrung, die ihn von der See trennt, jene Ortschaften gingen zu Grunde, und das Becken des Sees füllte sich mit Salzwasser, das, nachdem Mehemed

Digitized by Google

Ali den Durchstich wieder zugedämmt, allmählich wieder verdunstete. Doch soll es immer noch 40 000 Hektaren ehedem kultivirten Bodens bedecken.

Sehenswürdigkeiten aus dem Altertum, die auch andre als Archäologen interessiren, hat Alexandrien nicht viele aufzuweisen. Die wichtigsten sind die Pompejussäule und die sogenannte Nadel der Kleopatra, gewissermaßen die Wahrzeichen der Stadt, und die Katakomben mit Malereien und Stuckdekorationen aus altchristlicher Zeit. Die Pompejussäule steht inmitten eines weitgestreckten Trümmer- und Schuttfeldes auf einer Erhöhung, ist aus dem roten Granit von Assuan gemeißelt und hat mit Kapitäl und Sockel eine Höhe von etwas mehr als 31 und am Schaft einen Durchmesser von etwa 2 Metern. Das Denkmal hat mit dem großen Pompejus, der nach der Schlacht bei Pharsalus an der ägyptischen Küste ermordet wurde, nichts zu thun, sondern wurde, wie die Inschrift besagt, vom römischen Präfekten Pompejus, der sein Amt 302 n. Chr. antrat, zu Ehren des „allerheiligsten Selbstherrschers, des Stadtgenius von Alexandrien, des unbesiegten Wohlthäters Ägyptens Diocletian" errichtet. Die Nadel der Kleopatra ist ein ungefähr 21 Meter hoher Obelisk aus Syenit, der aus der Sonnenstadt On (Heliopolis) stammt, wo ihn der König Tutmes der Dritte aufgestellt hatte. Derselbe wurde unter Tiberius hierher gebracht, um mit einem andern, der vor einigen Jahren nach London verschifft worden ist, den Eingang zum Sebasteion, einem Prachtgebäude mit Gemälden, Statuen und Bücherschätzen, zu schmücken.

Die Stadt zerfällt in ein ägyptisches und in ein fränkisches Quartier. Im letztern kann man in einer südeuropäischen Stadt zu sein glauben. Dieselben Häuser, dieselben Firmen, dieselben Trachten, elegante Läden, Kaffees und Hotels. Der Mittelpunkt ist die 576 Schritt lange und 95 Schritt breite Place Méhémed Ali mit Baumpflanzungen und zwei Springbrunnen, zwischen denen sich auf einem Sockel von toskanischem Marmor die Reiterstatue des Reformators erhebt, dessen Namen der Platz trägt. Ein Stück davon steht die englische Kapelle, wieder eine Strecke davon, an dem dreieckigen Square Ibrahim, zu dem man durch eine nach Bismarck genannte Gasse gelangt, die den Katholiken gehörige Katharinenkirche. Arabisches Leben trifft man nördlich vom Mehemed-Ali-Platze auf dem Landstücke zwischen den beiden Häfen; noch weiter nach Norden auf der frühern Insel Pharus wohnen meist Türken in Straßen, die weniger eng als die der Araber sind, oft in recht hübschen, ja stattlichen Häusern mit Gärten. Man gelangt von jenem Platze nach diesen Quartieren auf der längsten Straße Alexandriens, der Rue Ras Et Tin, die, nachdem sie einen weiten Bogen beschrieben, vor dem vizeköniglichen Palaste auf dem Ras Et Tin (Feigenkap) endigt. Dieses Schloß, in dem gegenwärtig der Chedive Tewfik residirt, hat kaum etwas andres bemerkenswertes als die prächtige Aussicht, die sein Altan auf den Hafen gewährt. In der Nähe befindet sich der Leuchtthurm des letztern und ein Arsenal. Eines Besuchs wert ist der Volksgarten Alexandriens, Ginenet

en Nuzha, auch Jardin Pastré genannt, welcher vor dem Rosettethore liegt, und in welchem tropische Pflanzen im Freien wachsen. Freitags und Sonntags spielt hier in den Abendstunden Militärmusik, zu der sich die elegante Welt der Stadt zu Pferd und zu Wagen einzufinden pflegt. Kehrt man von hier am Kanal entlang zurück, so hat man rechts eine ununterbrochene Reihe von Villen und Gärten neben sich, unter denen ein andres Schloß des Chedive, Nimre Telate (Nummer Drei) und der Garten Moharrem Bei hervorzuheben sind.

Consulate unterhalten in Alexandrien die Staaten England, Frankreich, Italien, Rußland, Belgien, Holland, Schweden, Dänemark, Spanien, die nordamerikanische Union, Österreich-Ungarn und das deutsche Reich. Das letztere wird jetzt von dem Generalkonsul von Saurma und dem Vizekonsul Arendt vertreten. Christliche Kirchen giebt es nicht weniger als neun: eine recht hübsche protestantische, in welcher abwechselnd deutsch und französisch gepredigt wird, eine anglikanische, eine presbyterianische, zwei römisch-katholische, eine griechisch-orthodoxe, eine für Armenier, eine für Maroniten und eine für Kopten. Die Moscheen der Stadt wollen verglichen mit denen von Kairo wenig bedeuten, auch die Bazare bieten nicht viel bemerkenswertes. Die Freimaurer besitzen hier acht Logen, darunter auch eine italienisch arbeitende. Von den verschiedenen Klubs erwähnen wir die Deutsche Gesellschaft, der sich auch viele Schweizer angeschlossen haben, und die ein wohl ausgestattetes Lesezimmer besitzt. In den Kaffeehäusern, unter denen sich mehrere Cafés chantants befinden, ist auch Bier, vorzüglich Grazer, zu bekommen. Die großen Gasthöfe sind nach unsern Begriffen teuer, aber mit allem europäischen Luxus eingerichtet und in allem, was Küche und Keller anlangt, aufs beste versehen. Man speist hier weit reichlicher und besser als in den ersten Hotels Berlins und Wiens. Auch für geistige Speise ist in Alexandrien gesorgt; denn es besitzt eine englische und eine französische Buchhandlung und sechs Zeitungen, sowie zwei Anstalten für die mimische Kunst, das Zizinia-Theater in der Rue de Rosette, dem deutschen Consulate gegenüber, ein großes Gebäude, das aber häufig und selbst im Winter geschlossen ist, und das kleine Alfieritheater, in welchem italienische Schauspiele gegeben werden.

Wir bemerken noch, daß große Schiffe für gewöhnlich nur in den westlichen Hafen einlaufen, der eine völlig geschützte Rhede von 700 Hektaren bildet, von denen 400 eine Wassertiefe von 7 bis 18 Metern haben, daß der Osthafen stark versandet ist und nur kleinen Fahrzeugen, Fischerbooten gefahrlose Zuflucht bietet, und daß beide Häfen von stehenden Befestigungen aus, zu denen in neuester Zeit noch verschiedene passagere gekommen sind, unter Geschützfeuer genommen werden können. Nach den letzten Nachrichten haben diese Forts und Schanzen die Probe gegenüber den schweren Geschützen Admiral Seymours nicht bestanden. Das Bombardement brachte sie nach wenigen Stunden zum Schweigen, und die Stadt ist jetzt zu einem großen Teil eine menschenleere Brandruine. Darüber und über die jetzige Lage der ägyptischen Angelegenheit im nächsten Heft.

Digitized by Google

Zur Reform unsrer Universitäten.



on dem Drängen nach Neugestaltung aller bestehenden Verhältnisse, welches die siebziger Jahre kennzeichnete, sind die deutschen Universitäten unberührt geblieben. Wohl vornehmlich darum, weil man in ihnen den in stürmischen Zeiten erprobten Hort geistiger Freiheit und freier Wissenschaft erblickte, von welchem durch Jahrhunderte das Licht echter Forschung ausströmte und den Glanz des deutschen Namens wenigstens auf einem Gebiete ungetrübt erhielt, zu einer Zeit, wo die politische Macht der deutschen Lande tief im Staube lag. Unsre Universitäten waren lange das einzige Band, welches die durch Sonderinteressen vielfach zerklüftete Nation zusammenhielt; sie haben die Sehnsucht nach einer Auferstehung von Kaiser und Reich tausenden von jugendlich empfänglichen Gemütern eingepflanzt und als ein bedeutungsvolles Erbe für die Zukunft mitgegeben; die Deutschen aller Zeiten und aller Parteien sind darum mit Recht auf ihre Hochschulen stolz gewesen, welche in wissenschaftlichem Geiste und akademischer Freiheit die englischen Universitäten wie die französischen Fachschulen in gleichem Maße überragen.

An diesem Vermächtnis sollten wir rütteln? Vielleicht war es gut, daß man zu einer Zeit, in welcher der Drang, für den neuen Zeitgeist neue Formen zu schaffen, nicht nur vielfach überlebte Schranken einer freiheitlichen Entwicklung, sondern auch historisch berechtigtes und trefflich bewährtes hinwegriß, vielleicht war es gut, daß man bei so ungestümem Drängen den Gedanken an eine Umgestaltung unsrer Universitäten nicht gefaßt hat. Es wäre der Richtung jener Tage konform gewesen, sich nicht auf das zu beschränken, was als wirklich reformbedürftig gelten mußte; der entfesselte Strom der neuen Zeit hätte mit sich fortgerissen, was in andern Tagen als gut und heilsam erkannt worden wäre.

Heute, da der Strom in ruhigere Bahnen lenkt, darf es zeitgemäß erscheinen, daß wir den Blick auf unsre Hochschulen wenden, indem wir erwägen, ob auch sie ganz das sind, was sie sein sollen, und ob nicht eine Abstellung der Übelstände, welche unleugbar an ihnen haften, sie noch reichere Blüten treiben lassen würde als die, welche wir von ihnen jetzt entwickelt sehen.

Zunächst müssen wir konstatieren, daß eine maßvolle Reform sich nur auf Nebendinge wird erstrecken können, deren Neugestaltung das, was unsre Hochschulen groß gemacht hat, unangetastet lassen würde, die aber trotzdem wichtig genug sind. Wir meinen also nicht, daß die große Ausdehnung der akademischen

Digitized by Google

Ferien beschränkt werden, daß die Zahl der Stunden, zu denen die Dozenten verpflichtet sind, irgendwie erhöht werden solle. Die Ferien sind es fast allein, in welchen dem Universitätslehrer Zeit und Ruhe zu eigner wissenschaftlicher Thätigkeit verbleibt, eine Überzeugung, welche erst noch kürzlich an dieser Stelle mit beredten Worten vertreten worden ist. Wir können auch, wenn der Ruf nach einer Verlängerung der Semester im Interesse der Studenten laut wird, einer Beschränkung der Ferienzeit nicht das Wort reden. In sechs bis acht Semestern akademischen Studiums kann der ganze von einem zukünftigen Examinanden zu bewältigende Stoff unmöglich gelehrt werden. Die Vorlesungen sollen der Regel nach nur eine Einführung und Anregung zu weiterm Studium sein; auch bei ernstem Fleiße während des Semesters wird noch manche Lücke bleiben, zu deren Ausfüllung nur eine hinreichend bemessene Ferienzeit die erwünschte Gelegenheit giebt. Vermögen wir also in einer Einschränkung dieser Ferienzeit, oder sagen wir sinngemäßer dieser vorlesungsfreien Zeit, nichts weniger als eine direkte Schädigung der Wissenschaft zu erblicken, so scheint es uns andrerseits von Unkenntnis akademischer Verhältnisse zu zeugen, wenn man eine Erhöhung der Zahl der Stunden, welche die Professoren unterrichten sollen, befürwortet. „Ein Kolleg gut durchzuführen, sagt einer unsrer namhaftesten Gelehrten,*) ist eine große Arbeit, die sich in jedem Semester erneuert," und zwar steigern sich die in dieser Hinsicht an den Dozenten gemachten Ansprüche in demselben Maße, als er dem Erfordernis eines klaren, wohldurchdachten Vortrages, der Pflicht, die neuesten Erscheinungen auf dem behandelten Gebiete mit kritischem Auge zu verfolgen, gerecht werden will. Endlich sei es auch fern von uns, die akademische Freiheit deutscher Universitäten, deren Vorzüge Helmholtz in seiner angezogenen Schrift aufs trefflichste geschildert hat, antasten zu wollen. Sie bildet die Lebensluft freier wissenschaftlicher Entwicklung und Forschung, und gerade sie ist es nicht zum wenigsten gewesen, welche der deutschen Wissenschaft zum Glanze ihres Namens verholfen hat.

Wohl aber glauben wir, daß in der bestehenden Unterrichtsweise, in der gegenwärtigen Verfassung des Privatdozententums, in dem jetzigen Modus der Verleihung des Doktortitels, in der Lage der akademischen Ferien, in der Bezahlung von Kolleniengeldern Mißstände vorhanden sind, welche früher oder später einer Abhilfe bedürfen werden.

Verweilen wir zunächst bei dem ersten, dem wichtigsten Punkte. Im allgemeinen verhält der Student sich rezeptiv; er geht, wenn er seiner Pflichten sich bewußt ist, in Vorlesungen, er liest, um sich im Zusammenhange der Vorlesung zu halten, wenn er schon fleißiger ist, das Vorhergegangene durch, orientirt sich wohl auch über den einen oder andern ihm dunkel gebliebenen Punkt und diskutirt gelegentlich eine der vorgetragnen Fragen mit befreundeten Kommilitonen;

*) Helmholtz, Über die akademische Freiheit der deutschen Universitäten. Berlin, 1878.

aber nur in seltnen Fällen, in denen sich besondre Einsicht zu rühriger Strebsamkeit gesellt, arbeitet er in rationeller Weise, indem er die in Vorlesungen empfangenen Anregungen weiter verfolgt und das eine oder andre Gebiet der behandelten Materie selbständig zu erfassen sucht. Zeigt sich das Examen dann in bedrohlicher Nähe, so beginnt für jene, welche sich an dem Besuch von Vorlesungen haben genügen lassen, ohne in einzelne Gegenstände ihres Faches sich jemals vertieft zu haben — und das ist ein nicht geringer Prozentsatz —, ein ungestümes „Einpauken“ und ziemlich mechanisches Memoriren, das von planmäßigem, methodischem Studiren verschieden ist wie Tag von Nacht. Erhält der Kandidat schließlich seine Prüfungsarbeit, welche zum ersten male von ihm selbständiges Arbeiten und tieferes Eingehen auf einzelne Punkte erheischt, so stellen sich ihm erhebliche Schwierigkeiten entgegen, weil er noch nie Gelegenheit oder genügende Veranlassung gefunden hat, selbständig kleinere Themen zu durchdringen und sein Produkt von einem sachkundigen Auge beurteilt zu sehen. Der auffallend geringe Prozentsatz, in welchem junge Juristen ihren „Referendar“ bestehen oder junge Philologen eine Fakultas für die oberen Klassen erhalten, legt nur zu deutlich Zeugnis dafür ab, wie wenige während ihrer Studienzeit wirklich zu studiren verstanden haben.

In noch ungünstigerem Lichte als bei dem Juristen, welcher durch Studienpläne und eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Vorlesungen vor Überbürdung geschützt ist, infolge dessen auch mehr Zeit zu freier, an die Kollegien sich anschließender Thätigkeit behält, erscheint das Verfahren bei manchem angehenden Philologen. Der junge Philologe verläßt die Schule oft in dem Glauben, daß wie am Gymnasium so auch an der Universität eine möglichst große Anzahl täglich besuchter Stunden ihn von selbst zum Gelehrten machen werde. So sieht man gerade die Strebsamen oft sechs und mehr Stunden täglich in den Hörsälen sitzen, aus vier bis sechs verschiedenen Wissensgebieten die heterogensten Stoffe schwarz auf weiß nach Hause tragen. Diese Übereifrigen sind natürlich nicht imstande, auch nur eine einzige Vorlesung ordentlich nachzuarbeiten, geschweige denn sie alle gehörig zu verdauen.

Wir haben schon angedeutet, in welcher Richtung hier Reformen angebahnt werden könnten. Wir meinen, daß Theologen wie Juristen, Philologen wie Historiker zu einem rationellern Studium veranlaßt werden würden, wenn ihnen künftig mehr Gelegenheit geboten würde, selbständig und unter sachkundiger Leitung zu arbeiten. Man gebe ihnen im Anschluß an die Vorlesungen, worauf wir besonders Gewicht legen, kleinere Themata, damit auf kleinern, eng begrenzten Gebieten die jungen Kräfte erprobt und gestählt werden. Nicht zu produktiven Gelehrten wollen wir die Studenten damit erziehen; wir meinen nicht, daß sie sich ein beliebiges Thema aussuchen sollen, etwa gar in der Absicht, hier noch „etwas zu machen,“ und dadurch schon früh einer Einseitigkeit verfallen, welche noch schlimmer sein würde als der gegenwärtige Zustand. Wir

wünschen vielmehr, daß eine größere Anzahl von Studenten sich eine tiefere, wirklich wissenschaftliche Durchbildung erwerbe, daß eine erhöhte Einsicht in die Prinzipien und Ziele der Wissenschaft ein regeres Interesse erwecke, welches mit seinem belebenden Hauche die Jahre der spätern Praxis durchdringe und den einzelnen besser in den Stand setze, die Fälle der Praxis im Lichte der Wissenschaft zu betrachten.

Man hat den Mangel an hinreichender Anleitung zu selbständiger Thätigkeit für den Studenten längst erkannt und demselben durch Einführung der Seminarien abzuhelfen gesucht. Diese Einrichtung wirkt auch vortrefflich, sie hat nur den Fehler, daß die Zahl der in den Seminarien Aufnahme findenden Studenten verhältnismäßig klein ist und, wenn die Übungen fruchtbar sein sollen, auch nur klein sein kann, sodaß ein beträchtlicher Teil der Studenten leer ausgeht. Auch von seiten der Studentenwelt ist dieser Mangel empfunden worden, und das Bedürfnis nach Gelegenheit zu selbständiger Thätigkeit hat namentlich im Laufe des letzten Jahrzehnts in der Schöpfung zahlloser wissenschaftlicher Vereine sich Luft gemacht. So wenig wir deren Bedeutung für das Studentenleben unterschätzen, so wenig dürfen wir in ihnen ein hinreichendes Korrektiv gegen jene Übelstände sehen. Am wenigsten können wir uns mit den dort gehaltenen Vorträgen befreunden. Sie werden von Studenten vor Studenten gehalten, und wer da weiß, wie schwer es ist, einen eben gehörten wissenschaftlichen Vortrag gehörig zu beurteilen, selbst wenn man in seinem Fache mehr ist als ein Student, wird mit uns der Ansicht sein, daß solche in studentischen Vereinen gehaltene Vorträge der nötigen Kritik nicht begegnen, auch wenn man Referenten oder Korreferenten einführt. Die wissenschaftliche Thätigkeit der Studenten soll an die akademischen Lehren sich anschließen: die Professoren sind die berufenen Kritiker dieser Vorträge, dieser Arbeiten und an diese sich anknüpfenden Debatten, und nur einer erfahrenen Leitung wird es möglich sein, jenen Vereinen die nötige Vertiefung und Gründlichkeit zuzuführen.

Es fragt sich nun, was zu thun ist. Den Professoren, welche durch Leitung der ordentlichen Seminare sowie durch ihre Vorlesungen hinreichend in Anspruch genommen sind, wird man schwerlich zumuten wollen, auch noch diese Übungen zu überwachen. Es scheint also zur Abhilfe kein Mittel näher zu liegen als das, zu welchem die Naturwissenschaften und die Medizin längst gegriffen haben: die Anstellung von Assistenten.

Sollen hierzu junge Männer von hervorragender Tüchtigkeit und Befähigung gewonnen, soll außerdem die Anomalie fern gehalten werden, daß Leute, welche öfter schon einen Namen von wissenschaftlichem Klange haben und in gereifterem Alter stehen, sich mit einem unauskömmlichen Gehalt bescheiden müssen, so würde etwa in folgender Weise zu verfahren sein.

Aus der Zahl der Assessoren und der geprüften Schul- bez. Predigtamtskandidaten wähle man solche aus, die Lust und Liebe zu akademischer Thätigkeit

Digitized by Google

zu erkennen geben und ihre Befähigung zu derselben durch wissenschaftliche Arbeiten und durch ein Doktorexamen, das in später noch zu besprechender Weise zu reformiren wäre, erwiesen haben, und beurlaube dieselben auf ein bis zwei Jahre zu freier wissenschaftlicher Forschung. Während dieser Zeit muß ihnen ein allmählich steigendes Einkommen von derselben Höhe zugesichert werden, wie es ihre im praktischen Staats- oder Kommunaldienst stehenden gleichalterigen Kollegen beziehen, und außerdem die Berechtigung, je nachdem ihre Studien es erfordern, ihren Urlaub an irgend einem Orte des In- oder Auslandes zu verbringen. Wenn sie während dieser Zeit durch ihre literarische Thätigkeit, deren Begutachtung man einer Kommission, gebildet aus allen oder mehreren Ordinarien desselben Faches (was unsrer Ansicht nach den Vorzug vor dem jetzt gebräuchlichen Verfahren verdient), anheimgeben könnte, sich des in sie gesetzten Vertrauens würdig erwiesen haben, so kann man den Urlaub der Tüchtigsten verlängern und sie zu Assistenten berufen, deren Aufgabe es dann sein würde, im Einvernehmen mit dem Professor, welchem sie attachirt sind, die an die Vorlesungen desselben sich anschließenden Übungen der jüngern Studenten zu leiten. Bethätigen sie auch hier ihre Befähigung zum akademischen Lehramt und zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit, zu welcher ihnen selbstverständlich ein genügendes Maß freier Zeit gelassen werden müßte, so wird es sich empfehlen, die Assistenten nach einer bestimmten Reihe von Jahren zu außeretatmäßigen Professoren zu ernennen, bis sich für sie Gelegenheit bietet, in eine etatmäßige Professur aufzurücken, durch die sie dann von ihren Assistentenpflichten befreit werden würden.

Bewähren die in dieser Weise Auserwählten sich auf der einen oder andern Stufe nicht, so würde die Nichterneuerung ihres Urlaubs genügen, um sie zum praktischen Dienste zurückzuführen. Wir können es in keiner Weise für ein Übel halten, wenn hierdurch Männer, welche eine Zeit lang mit theoretischen Studien sich beschäftigt haben, zum Predigt-, Lehr- oder Richteramte zurückkehren müssen. Selbst zugegeben, daß sie zwei bis vier Jahre lang dem praktischen Berufe einigermaßen sich entfremdet haben, so bedarf es unsers Erachtens doch nur einer mäßigen Begabung, um in die praktische Seelsorge, in das Lehramt oder in die richterliche Thätigkeit sich in kurzer Zeit wieder einzuarbeiten, andrerseits aber dürfen wir den Vorteil jedenfalls nicht gering anschlagen, welcher daraus den höhern Schulen, den Gerichten, der Kirche rc. erwächst, wenn ihnen Männer von tieferer wissenschaftlicher Bildung und weiterem Gesichtskreis zugeführt werden.

Wir brauchen kaum zu bemerken, daß das höchste Gut unsrer Universitäten, die Freiheit wissenschaftlicher Forschung, durch unsre Reformvorschläge in keiner Weise beeinträchtigt werden würde. Was aber durch diese Vorschläge auf der andern Seite erreicht werden würde, ist vor allem die ungleich bessere und vielseitigere Ausbildung der Studenten. Diese werden, in ihren ersten

Semestern durch die Assistenten vorbereitet,*) bei ihrem spätern Eintritt in die Seminarien höhern Anforderungen besser genügen können. Es würde ferner möglich sein, ein vortreffliches Material für die akademische Laufbahn zu gewinnen, wenn man den Kandidaten den Rücktritt in den praktischen Dienst gesetzlich jederzeit freistellte und dasselbe Einkommen gewährte, welches sie in der Praxis beziehen würden, denn die Habilitation als Privatdozent ist gegenwärtig nur solchen möglich, welche entweder genügendes Vermögen besitzen — von den Kollegiengeldern kann kein Privatdozent leben — oder Mut genug haben, die von vielen Zufällen abhängigen, sehr unsichern Chancen der akademischen Laufbahn auf sich zu nehmen. Es sind nicht die unbefähigtsten oder sonst am wenigsten qualifizirten, welche gegenwärtig sich von der akademischen Laufbahn fernhalten; wir kennen manchen von hervorragender Befähigung, der mit Freuden der Lehrthätigkeit sich zuwenden würde, wenn ihm nicht das äußere Bedenken im Wege stünde, nach langen Jahren anhaltenden Studiums vor einer durch materielle Sorgen gefährdeten Existenz zu stehen.

Wir wüßten kein Analogon, welches die Vorteile der von uns vorgeschlagenen Reform deutlicher vor Augen führte, als das, welches unser Generalstab in seinem Verhältnis zur Armee bietet. Das breite Fundament des gesammten Offizierkorps, aus dem er sich rekrutirt, die Vorteile, welche durch den Rücktritt wissenschaftlich geschulter Kräfte in den Frontdienst der Armee erwachsen, die Blüte, zu welcher bei diesem System der praktische Dienst ebenso wie die rein theoretischen Wissenschaften sich entwickelt haben, das sind Momente, welche ungefähr andeuten können, wie wohlthätig eine ähnliche Organisation, natürlich mutatis mutandis, auch für die Universitäten wirken würde.

Unsere Reformen würden wie zu einer Abänderung des Anstellungsmodus der Gymnasiallehrer, so zu einer Umgestaltung des gegenwärtigen, sehr besserungsbedürftigen Instituts der Privatdozenten führen. Da von den in oben beschriebener Weise fungirenden Assistenten eine über ihre amtlichen Verpflichtungen hinausgehende wissenschaftliche Thätigkeit nicht nur erwartet, sondern geradezu gefordert werden dürfte, so müßte es ihnen auch unbenommen bleiben, als Privatdozenten aufzutreten und selbständige Vorlesungen zu halten. Auf diese Weise würden die beiden Vorzüge gewahrt werden, welche man mit dem Privatdozententum unsrer Universitäten immer verbunden hat, daß sie nämlich eine tüchtige Pflanzschule sind, aus der die akademischen Lehrer hervorgehen, und bei der großen Ausdehnung, welche die Wissenschaften gewonnen haben, auch einzelne Spezialfächer vertreten, für welche man nicht immer neue Professuren gründen kann.

Will man diese Form der akademischen Laufbahn nicht die einzige sein lassen, so wollen wir denen keineswegs entgegentreten, welche die Habilitation

*) Eine solche Einrichtung hat sich z. B. in Straßburg für das Studium der romanischen Philologie bereits trefflich bewährt.

Digitized by Google

in bisheriger Weise befürworten. Nur glauben wir nicht, daß noch viele geneigt sein werden, den gegenwärtig einzig offenstehenden Weg zu betreten. Daß der Staat die Berechtigung haben muß, außerdem Kräfte an seine Universitäten zu ziehen, welche in ganz andern Sphären sich herangebildet haben, ist ein Postulat, welches wir natürlich nicht entfernt in Frage stellen wollen.

Wir leugnen nicht, daß die in Rede stehende Veränderung unsrer akademischen Verhältnisse an den Staat hohe Ansprüche stellen würde, denen gegenüber etwa nur die höchst unwürdigen Privatdozentenstipendien in Wegfall kommen könnten. Wir können aber nicht verstehen, warum gegenüber den horrenden Anforderungen, welche gegenwärtig die medizinischen und Naturwissenschaften erheben, die Jurisprudenz, die Theologie, die historischen Fächer in so bescheidner, ihnen nicht zum Vorteil gereichender Reserve verharren sollen. Es scheint uns überdies, als ob die ungleich bessere Ausbildung der zukünftigen Lehrer, der Staatsbeamten und Religionsdiener eine Sache wäre, welche die jährliche Aufwendung von ein paar hunderttausend Mark sehr wohl verdiente.

Was die Notwendigkeit einer Reform der Doktorprüfungen an deutschen Universitäten betrifft, so ist darüber in den letzten Jahren schon soviel geschrieben worden, daß es eines nähern Eingehens auf diesen Punkt kaum bedarf. Einer realen Bedeutung ist der Doktortitel längst entkleidet worden, seit man ohne ihn als Lehrer, Arzt oder Richter fungiren darf. Aber gerade darum will es manchmal scheinen, als ob viele, denen es nie um strenge wissenschaftliche Forschung zu thun gewesen ist, sich denselben nur erwerben, um sich seiner als gesellschaftlicher Folie zu bedienen. Zwar ist mancher Mißbrauch in dieser Beziehung abgestellt worden, aber es ist doch noch an der einen oder andern Universität möglich, Doktor zu werden, ohne eine mündliche Prüfung abgelegt oder gar ohne durch Drucklegung der Dissertation auch öffentlich den Beweis des Anrechts auf diesen Titel geführt zu haben. In welcher Richtung hier eine Reform anzubahnen wäre, lehrt der Umstand, daß der Besitz des Doktortitels die notwendige Bedingung ist, um zur akademischen Karriere zugelassen zu werden. Das Examen wird zu einem theoretischen, streng wissenschaftlichen erhoben, sein Schwerpunkt in eine schriftliche Arbeit verlegt werden müssen, welche durch Druck allgemein zugänglich zu machen ist und den Beweis liefert, daß der Verfasser nicht nur eine gewisse Summe von Kenntnissen, sondern auch ein selbständiges Urteil besitzt. Wird auch dann die Zahl derer geringer werden, die geneigt sind, einer solchen Prüfung sich zu unterziehen, so wird die Wissenschaft schwerlich einen großen Verlust erleiden, wenn nicht mehrere hunderte von Doktoren jährlich kreirt werden. Auf ein mündliches, natürlich öffentliches Examen kann nicht verzichtet werden, sei es um einen unbekannten Bewerber rücksichtlich der Selbständigkeit seiner Leistung zu prüfen, sei es um von dem positiven Wissen der Kandidaten überhaupt sich zu überzeugen. Zu erwägen wäre ferner, ob nicht die Einführung von Klausuren, wie sie an süddeutschen Universitäten

Digitized by Google

sich finden, ein gutes Mittel wäre, um über die Fähigkeit des Examinanden, sich über Kontroversen seiner Spezialwissenschaft kurz und bündig zu äußern, ein Urteil zu gewinnen. Die ziemlich bedeutungslosen Nummern und ebenso die unmotivirt hohen Gebühren würden dagegen in Wegfall kommen können, die mit einem Anspruch auf Examengebühren angestellten (die Examinatoren) müßten dagegen eine entsprechende Entschädigung für den Ausfall derselben erhalten.

Eine andre Frage, welche eine eingehende Behandlung verdient, eingehender, als wir sie ihr hier zu Teil werden lassen können, betrifft die Kollegienhonorare. Man wird denen nicht ganz Unrecht geben können, welche in der Stundung der Honorare „eine erste Einleitung zum Schuldenmachen" sehen und auf die Verlegenheiten hinweisen, welche für einen eben erst in ein Amt gekommenen erwachsen müssen, wenn er einen bedeutenden Prozentsatz seines Einkommens auf die nachträgliche Bezahlung von Kollegiengeldern verwenden soll. Andrerseits wird man anzuerkennen haben, daß ein teilweiser oder ganzer Erlaß der Honorare eine zu große Zumutung an diejenigen stellt, welche auf den Bezug derselben angewiesen sind, und doch wird man wiederum den Ärmeren eine möglichst große und möglichst wenig demütigende Erleichterung in ihren Studien wünschen müssen. Es entwickeln sich hier so einschneidende und schwer zu entscheidende Fragen, daß wir uns deren Behandlung für eine Zeit vorbehalten müssen, in welcher der Erlaß eines Unterrichtsgesetzes, das auch hier Wandel schaffen muß, in größerer Nähe steht. Für heute begnügen wir uns damit, auf ein schon älteres, treffliches Buch eines Anonymus zu verweisen,*) welches, wie uns scheint, mit Recht für die gänzliche Aufhebung der Honorare plädirt, ohne darum die gesammte Studentenschaft von jeglicher Beitragspflicht entbinden zu wollen.

Die vorstehenden Zeilen hatten wir eben abgeschlossen, als uns eine Broschüre „Der Kapitalismus in der Gelehrtenwelt"**) zu Händen kam, an welche wir hier um so lieber noch einige Bemerkungen anknüpfen, als wir uns mit dem Herrn Verfasser in einer Reihe wichtiger Punkte zwar eins wissen, in anderen Punkten dagegen aufs entschiedenste von ihm abweichen müssen.

Wir halten es von vornherein für keinen glücklichen Griff, wenn der Autor in die Debatte über Neugestaltung unsrer Universitäten das die politischen Kreise in zwei Lager spaltende Schlagwort vom „Manchestertum" einführen will. Die Reformfrage wird dadurch in den Staub und Wirbel des politischen Parteigezänkes hinabgezogen, welches nüchterner Beurteilung noch nie zu ihrem Rechte verholfen hat und am wenigsten den Universitäten nützen würde, an deren

*) Von deutschen Hochschulen; allerlei, was da ist und was da sein sollte. Von einem deutschen Professor. Berlin, 1869.

**) Der Kapitalismus in der Gelehrtenwelt. Von Adolph Mayer, Professor in Wageningen. Heidelberg, 1881.

Digitized by Google

Besserung wir in Übereinstimmung mit den Parteien aller Farben arbeiten wollen und auch arbeiten können.

Eine weitere Bemerkung des Verfassers darf gleichfalls nicht unangefochten bleiben, obwohl er dieselbe nur nebenher einfließen läßt, ohne der schweren Folgen, welche an ihre Verwirklichung sich knüpfen würden, sich bewußt zu werden. Er sagt nämlich am Schluß seiner Abhandlung: „Wollte ein Gleichgesinnter, der die Kraft dafür in sich fühlt, auf das unendlich schwierigere Gebiet des Handels hinübertreten, so scheint mir nur, wenn es nicht der zukünftige Kultusminister des deutschen Reiches selber sein sollte, ein Weg offen zu liegen...“ Vor einem Reichskultusminister wolle uns der Himmel behüten! Nichts ist so sehr die Aufgabe der Stände, der einzelnen Staaten im deutschen Reiche als die Pflege der Kultur, ihrer Bildungsstätten, die in ihrer glücklichen Mannichfaltigkeit und individualisirenden Besonderheit nur erhalten bleiben können, wenn ihre Leitung nicht in einer Hand vereinigt ist. Wir möchten eher, daß den preußischen Provinzen ihre Universitäten zurückgegeben, als daß alle deutschen Hochschulen einer Kontrolbehörde unterstellt würden. Denn was wäre die Folge? Erstens würde der Schwerpunkt nach einer Universität verlegt, und das preußische Prinzip, neben Berlin nur Universitäten zweiten und dritten Ranges zu dulden, würde, auf das deutsche Reich übertragen, Leipzig, München, Tübingen u. s. w. auf eine tiefere Stufe hinabdrücken. Was wäre die weitere Folge? Während jetzt neben Berlin noch Leipzig und andre Hochschulen unabhängige Zentren für wissenschaftliche Arbeit bilden, werden dann die von Berliner Koryphäen ausgehenden Schulen sowie gegenwärtig auf den preußischen ihren Einzug auf allen deutschen Universitäten halten. Es ist ja natürlich, wenn auch bedauerlich, daß die der Unterrichtsverwaltung lokal am nächsten stehenden Gelehrten den meisten Einfluß auf dieselbe ausüben. Unter den Vertretern vieler Fächer ist es kein Geheimnis, wer bei der Besetzung akademischer Stellen eine hervorragende Rolle spielt. Wenn wir auch gern einräumen, daß ein Mißbrauch wissentlich nicht stattfinde, so ist es doch menschlich, wenn den betreffenden Autoritäten genehme Gelehrte, sei es, daß sie als Schüler willig den Ruhm des Meisters verbreiten, sei es, daß ihre Arbeiten sich in entgegenkommender Richtung bewegen, auch zuerst als besonders qualifizirte Bewerber erscheinen und dementsprechend empfohlen werden. Wir haben es mit aufrichtiger Freude begrüßt, als ein hervorragender Parlamentarier — der sonst nicht unser Mann ist — in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 15. März dieses Jahres diesen wunden Fleck berührte. „Ich bemerke dabei, sagte er, daß das, was mir gesagt worden ist, auch nicht den mindesten Makel auf diese Herren wirft. Im Gegenteil, sie sind so ehrenwert, wie sie nur überall sein und geschildert werden können. Ich habe in der That an ihrer Ehrenhaftigkeit nicht den geringsten Zweifel. Wenn man mir mitteilt, eine solche Gesellschaft habe in der Regel Einfluß bei den vorkommenden Beförderungen, so ist das nur der

Digitized by Google

Ausfluß einer ganz gewöhnlichen Erscheinung im menschlichen Leben. Diese Herren sind nach dem eignen Zeugnis des Herrn Kollegen Virchow auf ärztlichem Gebiet die angesehensten Männer, sind also infolge dessen ganz ohne Zweifel in allen Hotels der Minister und der Geheimräte — das ist das allerwichtigste — die berufenen Konsultatoren, und es ist ganz naturgemäß und den Verhältnissen entsprechend, wenn durch die Befürwortung dieser Herren eine ziemliche Zahl von Beförderungen geschehen. Dazu bedarf es durchaus noch nicht irgend eines bewußten Vergehens, das macht sich ganz von selbst, und gerade die Exklusivität, die der Kollege Virchow uns dargelegt hat, beweist mir, wie stark diese Gesellschaft sein muß. Wenn ich also aus den akademischen Kreisen hierauf aufmerksam gemacht worden bin, so werde ich nach diesen Schilderungen und nach den gewöhnlichen menschlichen Erfahrungen zu der Überzeugung gebracht: es muß doch wohl etwas daran sein. Ich wiederhole, es liegt darin keineswegs irgendwie die Verdächtigung einer bösen Absicht. Die Herren sprechen ohne Zweifel nach ihrer Überzeugung. Aber infolge der Exklusivität ist es eben dem Menschen sehr schwer, außerhalb des Kreises, in dem er sich befindet, nun auch etwas zu entdecken, was gut und fähig ist ..." Herr Windthorst hätte nur in seinen folgenden, eine Enquête empfehlenden Worten nicht vergessen sollen, daß die geistigen Vater- oder Vetterschaften in diesen Dingen einen noch viel weittragenderen Einfluß haben als leibliche Verwandtschaft. Auf jene gründet sich die Thatsache, daß treue Arbeiter auf isolirten Gebieten, welche am Ende gar den Mut hatten, eine eigne Meinung, sei es gegen den „Ring" einer Schule, sei es gegen einflußreiche Gelehrte entschieden zu verfechten — gewiß nicht die schlechtesten Jünger der Wissenschaft! — nicht selten ohne weiteres übergangen und dadurch selbst aus ihrer Laufbahn gestoßen werden.

Adolph Mayer hat, um diesem Übel zu steuern, sehr beachtenswerte Vorschläge gemacht, und wir wünschten, daß denselben von allen Seiten, insbesondre von maßgebender Stelle aus, Gehör geschenkt würde, damit dem Treiben von Faiseuren, die nicht müde werden, zu antichambriren und hinter dem Rücken der Ministerien in privater Korrespondenz sich für ihre Schüler zu verwenden, endlich Halt geboten würde. „Ist ein Privatdozent — so lautet der Vorschlag des Verfassers — eine gewisse Reihe von Jahren (3 bis 5 etwa) thätig gewesen und noch nicht durch eine Berufung in ein wirkliches Lehramt eingerückt, so zirkulirt sein Name eo ipso, d. h. ohne alles Zuthun seinerseits, bei den entsprechenden Fakultäten aller Universitäten, und jeder Ordinarius desselben Faches giebt eine kleine Notiz über die fragliche Persönlichkeit, wozu ein besonderes Studium der Arbeiten des Betreffenden keineswegs nötig wäre, da ja einige Orientirung von vornherein selbstverständlich ist. Innerhalb eines Semesters sind die Stimmen gesammelt und das Votum fällt, am zweckmäßigsten vielleicht mit Zweidrittelmajorität ... Die Arbeitslast (die den Ordinarien zufällt) dürfte

kaum größer sein als bisher, wo der einzelne Sachverständige natürlich ein viel eingehenderes Studium der Arbeiten des Kandidaten vornehmen und ein längeres Gutachten ausarbeiten müßte. Und dann, denke ich, ist es wohl auch der Mühe wert, junge verdiente Kräfte auf ihrem Lebenswege zu befördern ... Es handelt sich ja nicht um fette Pfründen, nicht einmal um etwas, was den englischen fellowships zu vergleichen wäre, sondern nur um eine Beschützung der äußersten Dürftigkeit. Auch bliebe es dem Staate unverwehrt, die Zahl der honorirten Extraordinariate auf eine bestimmte Maximalzahl festzusetzen. Die überzählig ernannten würden dann eine Zeit lang leer ausgehen, bis sie der Anciennität nach in die erledigten Stellen aufrücken ..."

Wir acceptiren diese Vorschläge umso dankbarer, als sie sich sehr wohl mit dem vertragen, was wir selbst ausgeführt haben. Wenn die Frage, wem zu wissenschaftlichen Arbeiten ein Urlaub zu erteilen, beziehungsweise zu verlängern, wer zur vorübergehenden Stellung eines Assistenten zu berufen oder zu einem Extraordinarius zu ernennen wäre, nicht von einem einzelnen Ordinarius oder einer Fakultät, sondern von allen Vertretern desselben Faches zu beantworten wäre, dann würden wir eine Garantie gegen die Zurücksetzung tüchtiger, aber unabhängig denkender junger Männer erhalten, jener rauhen Männer, wie Mayer sagt, „die in jeder Art gelehrter Arbeit zu Hause sind, nur daß sie das Weihrauchfaß der gelehrten Liebenswürdigkeit nicht gehörig zu schwingen verstehen und es verschmähen, Mitglieder jener weitverbreiteten Aktiengesellschaften des Lobes auf Gegenseitigkeit zu werden." Wir erhielten einen Schutz gegen das übermäßige Wuchern jener Kliquenwirtschaft, welche den glücklichen Besitzern von Anteilscheinen Rufe, Gehaltserhöhungen, Frauen rc. verschafft und die Nichtteilhaber von jeder Konkurrenz auszuschließen weiß.

— r —

Die Konkurrenz um das Reichstagsgebäude.



Während der „Reichsanzeiger" noch Anfang Juni bekannt machte, daß die öffentliche Ausstellung der Konkurrenzentwürfe für das deutsche Reichstagsgebäude wegen der Arbeit der Jury nicht vor Anfang Juli erfolgen würde, ist dieselbe bereits am 28. Juni eröffnet worden. Das amtliche Organ hatte also für die Arbeit der Preisrichter einen längeren Zeitraum angenommen, als dieselben in Wirklichkeit beansprucht haben. Überraschte schon die Schnelligkeit des Urteilsspruchs, so that dies noch mehr der Inhalt desselben. Den ersten Preis haben zwei

junge Architekten davongetragen, deren Namen in weiteren Kreisen so gut wie unbekannt waren. Weder die Jugend noch die bisherige Ruhmlosigkeit sind Fehler, da es die Eigenschaft des Genius sein soll, urplötzlich in die Erscheinung zu treten. Der Entwurf von Friedrich Thiersch, dem Professor der Architektur an der Münchener Kunstakademie, trägt unverkennbar diesen Stempel des Genius. Das zuerst in die Augen fallende und daher charakteristische Merkmal dieses Entwurfes besteht in der gewaltigen Kuppel, welche sich, von einer freien Säulenstellung getragen, ähnlich der an der Paulskirche zu London, über dem Zentrum der ganzen Anlage auf einem viereckigen Unterbau bis zu einer Höhe von achtzig Metern, also die Siegessäule noch um zwanzig Meter überragend, erhebt. Eine so mächtige Höhenentwicklung war um so dringender geboten, als einerseits die gewaltigen Dimensionen des Königsplatzes zu einer solchen herausforderten, falls das Gebäude eine auch nur halbwegs monumentale Wirkung erzielen sollte, andrerseits die enge Begrenzung des Bauplatzes den Konkurrenten nicht gestattete, diese Wirkung durch größere Verhältnisse in der Horizontalanlage herbeizuführen. Es soll nicht gelungen sein, an allerhöchster Stelle die Bedenken gegen eine Erweiterung des Bauplatzes zu beseitigen. Der Kaiser hält mit rühmenswerter Pietät an der Lieblingsschöpfung seines Vaters, dem Tiergarten, fest und war deshalb nicht zu bewegen, eine Verbreiterung des Bauplatzes nach Süden zu bewilligen, der ein Stück des Tiergartens hätte zum Opfer fallen müssen. Mögen die Herren Architekten sehen, wie sie fertig werden! In der That hat diese Beschränkung den Konkurrenten die größten Schwierigkeiten bereitet, ohne daß sich jedoch nach dem Worte des Dichters in dieser Beschränkung erst der Meister gezeigt hätte. Das „Zentralblatt der Bauverwaltung," welches im Ministerium für öffentliche Arbeiten herausgegeben wird, also die Ansichten der Regierungskreise wiederspiegelt, erklärt unumwunden, daß bei der Beschaffenheit des Bauplatzes eine unangreifbare, auch akademisch völlig „klar durchgebildete Lösung des Grundrisses ausgeschlossen" erscheine, und wirklich hat auch einer der vornehmsten und genialsten Architekten der Gegenwart, Ritter von Ferstel in Wien, seine Aufgabe nicht anders lösen zu können geglaubt, als indem er den Bauplatz um neun Meter überschritt. Nur dadurch meinte er ein vollkommen harmonisches Verhältnis zwischen der Höhen- und Breitenentwicklung herstellen zu können, und diese Absicht ist ihm in einer Weise gelungen, daß man nur bedauern kann, daß jene Überschreitung der Programmbestimmungen seinen Entwurf von der Konkurrenz um die Preise von vornherein ausgeschlossen hat. Aus den zweitausend Mark, für welche sein Entwurf angekauft worden ist, wird er sich vermutlich wenig machen. Wäre sein Entwurf aber zur engeren Konkurrenz gekommen, so würde damit dem gegenwärtigen Sieger Thiersch ein gefährlicher Gegner erwachsen sein. Die Ferstelsche Kuppel ist noch schöner und edler gestaltet und steht in engster Harmonie mit der prächtigen Façade. Der Entwurf trägt nicht mit Unrecht das stolze Motto: „Bramante."

Digitized by Google

Der Entwurf von Thiersch weist also wenigstens die Marke der Genialität auf. Was ihn trotzdem zum Falle gebracht hat, indem nämlich nicht er, sondern der des Architekten **Paul Wallot** in Frankfurt am Main, der ebenfalls einen ersten Preis erhalten, für die Ausführung bestimmt worden ist, läßt sich nicht mit Sicherheit aussprechen, weil nichts Positives über die Beratungen der Jury in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Was man sich erzählt, tritt nur in Form von Gerüchten auf, für welche wir keine Bürgschaft übernehmen wollen. Man sagt, daß die Projekte von **Ende** und **Boeckmann** und von **Kayser** und v. **Groß-heim** eine Zeit lang in erster Linie gestanden hätten und daß erst nach langer Debatte eine Einigung erzielt worden sei, auf Grund deren Wallot von 21 Stimmen 19 erhalten hat. Die Vorgänge im Schooße der Jury scheinen also ähnliche gewesen zu sein wie bei der ersten Konkurrenz im Jahre 1872: da es nicht gelingen wollte, scharf ausgeprägte Persönlichkeiten gegen gewisse Bestrebungen und Neigungen durchzubringen, so ging schließlich ein Kompromißkandidat als Sieger hervor, mit welchem vielleicht den einen eine Konzession gemacht wurde, während er den andern gleichgiltig oder doch ungefährlich erschien. Man darf dabei nicht außer Acht lassen, daß in einer solchen Jury, auch wenn sie aus Nichtfachmännern und Fachmännern besteht, letztere immer den Ausschlag geben, sobald irgend eine Garantie geboten wird, daß die praktischen Bedürfnisse der parlamentarischen Körperschaft volle Berücksichtigung finden. Die Reichstags-debatten über Fragen der Kunst haben leider nur zu sehr bewiesen, daß die Interessen derselben in den Kreisen unserer Reichsboten nicht die wünschens-werte Vertretung finden. Diese Klage ist so allgemein, daß sie kaum noch einer Wiederholung bedarf. Man würde sie auch schärfer formuliren, wenn man nicht zugleich das Bewußtsein hätte, daß auch in den breitern Schichten des Volkes das Verständnis für Kunstfragen ein erschreckend geringes ist. Während in Frank-reich die Kunst als ein notwendiges Lebensbedürfnis betrachtet wird, herrscht in Deutschland nicht nur eine große Gleichgiltigkeit gegen dieselbe, sondern ihre Anforderungen werden geradezu als Luxus bekämpft, und man muß leider sagen, daß die Abneigung gegen dieselbe bis in die höchsten Verwaltungskreise hinauf-reicht, in Kreise, die sonst von nichts weniger als engherzigen Anschauungen be-herrscht werden.

Es ist bezeichnend, daß ein Mann von so einseitigen Kenntnissen und Neigungen wie August Reichensperger in parlamentarischen Kreisen als unan-fechtbare und auch wirklich unangefochtene Autorität in Kunstangelegenheiten gilt. Er ist der einzige, welcher alljährlich bei der Beratung des Budgets des Kultusministeriums im preußischen Abgeordnetenhause das Wort ergreift, um einige Sarkasmen gegen die Regierung zu schleudern. Die Regierungsvertreter, die es für ihre Pflicht halten, ihm zu antworten, spielen neben dem ergrauten Parlamentarier, dem allzeit schlagfertigen und witzigen Redner, meist eine trau-rige Rolle. In seiner engeren Heimat hat Reichensperger für die Erhaltung

Digitized by Google

kirchlicher Baudenkmäler segensreich gewirkt. Aber sein einseitiger Enthusiasmus für die Gothik verhindert ihn, auch in größeren Kreisen eine gleich segensreiche Wirksamkeit zu entfalten. Die Überzeugung, daß keine Aussicht für ein gothisches Reichstagsgebäude vorhanden ist, hat ihn veranlaßt, von vornherein eine Wahl in die Reichstagsgebäudekommission abzulehnen. Das Gros der Architekten Deutschlands hat sich denn auch gegen ihn entschieden. Unter den 189 eingesandten Entwürfen befinden sich nur vier oder fünf gothische. Selbst so prinzipielle Vertreter des mittelalterlichen Baustils wie Ritter von Ferstel in Wien, der Erbauer der gothischen Votivkirche, und Hubert Stier in Hannover (dritter Preis) haben sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß in dem modernen Berlin nur ein Renaissancepalast seine Berechtigung hat, was auch schon die Rücksicht auf die übrige architektonische Umgebung des Königsplatzes zur Notwendigkeit macht. Daß bei der ersten Konkurrenz ein gothischer Entwurf, der des Engländers Scott, einen zweiten Preis erhielt, war nur ein Akt internationaler Höflichkeit.

Ein andres Parlamentsmitglied, welches noch einiges direkte Interesse für Kunstfragen hat, ist Professor Mommsen. Er hat früher gesprochen, wenn es sich um das Budget der Kunstmuseen handelte. Seitdem aber der gran Theodoro, wie er sich gern neben dem gran cancelliere nennen hört, auf das hohe Pferd der großen Politik gestiegen ist, hat er nur noch ein Interesse für direkte und indirekte Steuern und das damit verbundene Tabaksmonopol, wofür er allerdings nach den Behauptungen boshafter Gegner ein relativ größeres Verständnis besitzen soll als für die Erzeugnisse der bildenden Kunst.

Was die parlamentarischen Mitglieder der Kommission betrifft — von den aus der Mitte des Bundesrats delegirten sehen wir ab —, so erfreut sich der Fürst von Pleß, und zwar mit vollem Rechte, des Rufes, ein warmer, verständnisvoller Freund und Förderer der bildenden Künste zu sein. Der Abgeordnete Oberbaudirektor Gerwig bringt durch sein Amt und seine Thätigkeit eine gewisse Bürgschaft mit sich. Von den übrigen sechs Mitgliedern hat aber, so viel wir wissen, noch kein einziger durch ein hervorragendes Kunstinteresse oder Kunstverständnis von sich reden gemacht. Wenigstens würde eine Presse, welche von den geringsten Bewegungen und Entschließungen des Herrn Oberbürgermeisters von Forckenbeck und des Herrn Abgeordneten und Maschinen- und Waffenfabrikanten Ludwig Löwe auf das diensteifrigste Notiz nimmt, derartige Vorzüge sicherlich nicht verschwiegen haben.

Man wird also nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die fachmännischen Mitglieder der Jury, die Herren Geh. Baurat Adler, Oberbaurat von Egle (Stuttgart), Architekt Martin Haller (Hamburg), Oberbaurat Siebert (München), Oberhofbaurat Persius, Oberbaurat Schmidt (Wien), Baurat Statz (Köln) und Maler Anton von Werner durch ihre bautechnischen und baukünstlerischen Gutachten einen gewissen Einfluß auf die nichtfachmännischen Mitglieder der Jury

geübt haben, die letzteren dagegen sich meist darauf beschränkt haben werden, den Grundriß in Bezug auf ihre praktischen Wünsche und Bedürfnisse zu prüfen. Mit Rücksicht auf diesen Punkt muß hervorgehoben werden, daß der Wallotsche Entwurf, welcher zur Ausführung ausersehen worden ist, jenen Bedürfnissen so wenig entspricht, daß der Grundriß einer Umarbeitung unterzogen werden muß.

Nach dem, was äußerlich verlautet, soll eine Subkommission, bestehend aus den Herren Adler und Persius, der Hauptkommission insofern vorgearbeitet haben, als dieselbe sämmtliche Pläne vorher einer Prüfung unterzog und diejenigen bestimmte, welche bei der Prämiirung und den Ankäufen in Berücksichtigung zu kommen hätten. Bei dieser Vorprüfung, bez. bei einem Teile derselben soll noch ein Architekt zugegen gewesen sein, welcher an der Konkurrenz beteiligt war. Als der Richterspruch der Jury gefallen war, befand sich der Regierungsrat Busse in Gemeinschaft mit seinem Mitarbeiter Franz Schwechten unter denjenigen, die den dritten Preis erhalten hatten. Busse hat infolgedessen auf den Geldpreis verzichtet. Man sagt, daß deshalb im Schooße der Jury Erörterungen stattgefunden haben, und es scheint damit eine kurz darauf erlassene Verfügung des Ministers für öffentliche Arbeiten in Verbindung zu stehen, nach welcher kein im Dienste der Regierung stehender Baubeamter sich ohne Genehmigung seiner vorgesetzten Behörde an einer Konkurrenz beteiligen darf. Wir wissen nicht, ob dergleichen wirklich vorgekommen ist, sondern müssen uns darauf beschränken, allgemein verbreitete und offiziell noch nicht widerlegte Gerüchte wiederzugeben. Die Ministerialverfügung ist jedenfalls eine Thatsache, welche sich über diesen Gerüchten erhebt. Es soll übrigens bei der Beurteilung der Pläne auch unter den Fachmännern keine vollständige Einigkeit geherrscht haben. Man spricht von einer lebhaften Diskussion und Meinungsverschiedenheit zwischen dem Wiener Architekten Schmidt und dem Geh. Baurat Adler. Was gegen den letzteren in Berliner Architektenkreisen gesprochen wird, wollen wir hier nicht wiederholen, da es uns nicht um die Wiedergabe von Klatsch und persönliche Rancüne zu thun ist, sondern weil wir nur darauf hinweisen wollen, daß auch das Urteil einer Jury kein unfehlbares, sondern ebenso sehr menschlichen Zufällen, Sympathien und Antipathien unterworfen ist wie jede andre Kritik. Geheimrat Adler erfreut sich unter den Berliner Architekten keiner großen Beliebtheit, vermutlich weil er seine eignen Wege wandelt und sich von niemand beeinflussen läßt. Wenn sein eigner persönlicher Einfluß und die Autorität seines Namens und seiner Stellung innerhalb der Jury wirklich so groß gewesen ist, wie man sagt, und durch ihn eine Entscheidung herbeigeführt worden ist, welche nicht allen behagt, so fürchten wir, daß seine Beliebtheit in Berlin dadurch gerade nicht gewachsen sein wird.

Indessen haben wir hier nur mit Thatsachen, nicht mit Persönlichkeiten zu rechnen. Wir haben letztere nur insofern gestreift, als wir damit die Berechtigung zu einem Urteil motiviren wollten, das mit dem der Jury, was den Wallotschen

Digitized by Google

Entwurf betrifft, nicht übereinstimmt. Wir haben zugleich den Vorzug, daß der überwiegend größere Teil der Tagespresse ebenfalls von dem Urteil der Jury dissentirt.

Zunächst wollen wir einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken. Es ist nicht zu verkennen, daß der Bohnstedtsche Entwurf, welcher als Sieger aus der ersten Konkurrenz hervorgegangen ist, einen großen Einfluß auf die Gestaltung der meisten Pläne ausgeübt hat, weil die konkurrirenden Architekten von der (übrigens irrigen) Voraussetzung ausgegangen sind, daß jener Entwurf der idealen Lösung am nächsten gekommen sei, während seine Auszeichnung mit dem ersten Preise in Wirklichkeit nur die Folge eines Kompromisses zwischen Parteien gewesen ist, die sich mit ihren ersten Voten schroff gegenüber standen. Und selbst wenn die damalige Jury mit ihrem Urteil die Überzeugung hat aussprechen wollen, daß der Bohnstedtsche Entwurf das Parlamentshaus par excellence sei, so ist die neue Jury entgegengesetzter Ansicht gewesen, und hat dadurch wider ihren Willen den Wert solcher Juryentscheidungen in ein eigentümliches Licht gesetzt. Während der Bohnstedtsche Entwurf den Hauptaccent auf eine Entwicklung nach der Breite und ein Prachtthor nach dem Königsplatze zu legt, sind bei der gegenwärtigen Konkurrenz diejenigen bevorzugt worden, deren Entwürfe sich durch eine entschiedene Höhentendenz auszeichnen. Über die Kuppel des Entwurfes von Thiersch, welche sich bis zu einer Höhe von achtzig Metern erhebt, haben wir schon gesprochen. Auch Wallot hat gegen die gewaltigen Dimensionen des Königsplatzes durch ein System von fünf viereckigen Aufbauten anzukämpfen versucht, welche sich derartig verteilen, daß der mittlere größte sich über dem Sitzungssaale in der Mittelaxe erhebt, aber so, daß er der Sommerstraße näher liegt als dem Königsplatze, während die andern vier die Ecken des Gebäudes krönen. Durch diese Verschiebung des Kuppelaufbaues aus dem Zentrum wird der Übelstand hervorgerufen, daß der vom Brandenburger Thor kommende von der Rückseite des Gebäudes eine imposante Ansicht erhält, die sich mäßigt, sobald er vor der Hauptfaçade am Königsplatz angekommen ist. Denn daß diese unter allen Umständen als die Hauptfront angesehen werden muß, ist außer allem Zweifel, wenn auch eine Programmbestimmung den Haupteingang an der Seite nach dem Brandenburger Thor zu — aus praktischen Gründen — verlangt hat. Einige, wie z. B. Kayser und v. Großheim haben diese Bestimmung dahin interpretirt, daß sie auf einen Eingang vom Königsplatze aus verzichteten. Andre haben sich durch diese Programmbestimmung nicht nur nicht beirren lassen, sondern wie z. B. Cremer und Wolffenstein den Eingang vom Königsplatz aus durch eine doppelarmige Freitreppe und durch das Reiterstandbild des Kaisers vor derselben ausgezeichnet, während andre eine reiche und stolze Portalanlage gewählt haben. Zu den letzteren gehören auch Busse und Schwechten, die freilich insofern einen Mißgriff gethan haben, als sie eine Vorhalle mit Loggia und Giebelaufbau dar-

über anlegten, welche sich aufs beste für den Zugang eines Theaters eignen würde. Den Charakter eines Parlamentshauses mit zwingender Deutlichkeit und Klarheit zu betonen, ist übrigens keinem der Konkurrenten recht gelungen, vielleicht weil unser Parlamentarismus noch zu jung ist, als daß er bereits eine baukünstlerische Versinnlichung hätte finden können. Die meisten Architekten haben den Gedanken der höchsten beratenden Körperschaft, welchen wir etwa als den Kern des Parlamentarismus bezeichnen dürfen, durch die Anlage einer gewaltigen, das Ganze beherrschenden Kuppel zu symbolisiren versucht. Viele sind dabei so klug gewesen, diese Kuppel durch die Kaiserkrone abzuschließen, indem sie damit richtig das Verhältnis der höchsten vollziehenden Gewalt zu der höchsten beratenden und beschließenden Körperschaft charakterisirten. Aber die Kuppel ist ebenso bezeichnend für eine Kirche und ein Fürstenschloß, also noch keineswegs ausreichend, um ein Parlamentsgebäude als solches zu kennzeichnen. Wallot hat auch das gewöhnliche Motiv einer ovalen oder flachen Kuppel aufgegeben und dafür einen viereckigen Aufbau komponirt, welcher das Beste und Originellste an seinem Entwurfe ist, aber, wie schon gesagt, dem Beschauer vom Königsplatze aus in einer Verkürzung erscheinen wird, welche die monumentale Wirkung des Aufbaus, wenn eine solche, was wir bezweifeln, an und für sich vorhanden ist, erheblich beeinträchtigt. Dieser mittlere Aufbau, welcher sich auf einem gleichfalls viereckigen Unterbau erhebt, ist von zwölf Fensteröffnungen durchbrochen, welche an den vier Seiten derartig gruppirt sind, daß sich an ein mittleres höheres Fenster an jeder Seite ein kleineres rundbogiges anschließt. Das mittlere ist von einem Giebel überhöht und mit plastischem Schmuck überreich ausgestattet, wie überhaupt der bildnerische Zierrat bei dem Wallotschen Entwurfe eine sehr hervorragende Rolle spielt. Wir glauben nicht, daß diese zahllosen Statuen und Reliefs zur Ausführung kommen werden, zumal da auch sie dazu beitragen, den monumentalen Effekt abzuschwächen. Man hat mit Rücksicht auf diese überreichen plastischen Zuthaten und die Kleinlichkeit der Façadenverhältnisse den Entwurf eine Goldschmiede- oder gar eine Zuckerbäckerarbeit genannt, und man kann in der That diese Charakteristik nicht anders als zutreffend nennen. Der Hauptaufbau ist noch mit einer vierseitigen, gleichfalls ganz durchbrochenen Laterne gekrönt. Nach dem Sitzungssaale zu, welcher bei Tage durch Seitenlicht erhellt wird, ist der Aufbau durch eine Glasdecke abgeschlossen. Oberhalb derselben soll des Abends elektrisches Licht brennen, welches nicht nur zur Erleuchtung des Saales dienen soll, sondern auch noch einen andern Zweck hat. Wallot sagt darüber in seinen Erläuterungen folgendes: „Das durch die Lichtöffnungen des Aufbaues auch nach außen ausströmende Licht soll den getreuen Berlinern jederzeit Kunde geben von dem Fleiß und der Pflichttreue der Reichsvertreter." Auf dem Unterbau dieses „Aufbaues" sind um den letztern vier Spitzsäulen gruppirt, wie sie die deutsche Renaissance bei Giebelkrönungen anzuwenden pflegte.

Digitized by Google

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß dieser „Aufbau“ mit seinen kleineren Ablegern an den vier Ecken die Entscheidung zu Gunsten Wallots herbeigeführt oder doch das Material gegeben hat, um dieselbe zu motiviren. Das „Zentralblatt der Bauverwaltung,“ von dem man annehmen darf, daß es die Anschauungen einiger sehr maßgebenden Jurymitglieder vertritt oder denselben wenigstens nicht fremd gegenübersteht, legt mit einem für ein Fachblatt ganz ungewöhnlichen Enthusiasmus einige schwere Accente auf diesen „herrlichen Kuppelbau, welcher das Ganze wirkungsvoll beherrscht und in seiner frischen Ursprünglichkeit geeignet ist, die Silhouette der Reichshauptstadt mit einer ganz eigenartigen Erscheinung zu bereichern.“ Obwohl der Aufbau und die vier Eckthürme für ein Arsenal oder eine Burganlage charakteristischer wäre als für ein Reichstagsgebäude, wollen wir uns diese „eigenartige Erscheinung“ gern gefallen lassen, wenn nur die Façaden, besonders die nach dem Königsplatze, nicht so überaus trivial, matt und kleinlich wären. Das Mittel- und die Eckrisalite treten nicht kräftig genug hervor, um der Façade einen lebhaftern Rhythmus zu geben. Der Eingang erfolgt im Mittelrisalit durch drei rundbogige Thüren, die so einfach, niedrig und schmucklos sind, daß sie auf den Namen eines Portals keinen Anspruch machen können. Wohl ist das Fenstersystem im obern Stockwerk sehr reich und mannichfaltig ausgebildet, wohl erhebt sich der Mittelbau über das Gesims der Seitenteile und ist mit einer Attika und einer Germaniastatue darüber gekrönt; aber dieser reiche Apparat drückt noch mehr auf die niedrigen Thüröffnungen. Dieser Mittelbau tritt auch in schroffen Widerspruch zu der Dekoration der übrigen Façadenteile, für welche die Formation der abgedroschensten römischen Palasttypen maßgebend gewesen ist. Rundbogige, von ionischen Halbsäulen eingefaßte Fenster mit Giebeln und Galerien an den Brüstungen sind im Hauptgeschoß angebracht. In den Zwickeln der Bögen liegen Figuren: seit Sansovino seine Markusbibliothek gebaut hat, ist dieses Motiv so unzähligemale wiederholt worden, daß ein Künstler, der einen so originellen Kuppelbau erfunden hat, wie Wallot, desselben wohl entraten konnte. Wenn man diesen Kuppelbau übrigens ganz streng auf seine Originalität prüfen wollte, würde man das Verdienst der letzteren auch an ihm etwas einschränken müssen. Der Justizpalast in Brüssel wird ebenfalls von einem viereckigen Aufbau gekrönt, welcher aber noch reicher, vielgestaltiger und wirkungsvoller ist und von seiner stolzen Höhe herab die Stadt ganz anders beherrscht, als es der Wallotsche Aufbau thun wird.

Ungleich geringer sind die Ausstellungen, die man gegen den Grundriß Wallots erheben kann. Als Mittelpunkt des Ganzen ist das vor dem Sitzungssaale liegende Foyer gedacht, welches von allen Seiten gleich leicht zu erreichen ist. Es liegt dort, wo sich Mittel- und Queraxe schneiden. Von der Seite des Brandenburger Thores wie vom Alsenplatze aus führen Korridore in gerader Linie in das Foyer. Vom Königsplatze aus steigt man auf einer doppelarmigen

Digitized by Google

Treppe zu ihm empor. Wenn man von der Sommerstraße aus nicht durch den Sitzungssaal gehen will, gelangt man durch zwei seitliche Korridore in das Foyer. Ist diese leichte Zugänglichkeit aber auch an und für sich betrachtet ein Vorzug, so verstößt sie doch gegen eine Programmbestimmung, welche verlangt, daß das Foyer zu Festlichkeiten und größeren Kommissionssitzungen zu benutzen sein soll. Das ist bei seiner jetzigen Gestaltung unmöglich, da es von drei Seiten offen ist. Wird es aber geschlossen, so wird der übrige Verkehr, der sich sonst durch das Foyer ergießt, während der Zeit unterbrochen oder doch sehr erschwert. Endlich hat Wallot die Garderobe zu beiden Seiten des Sitzungssaales so angelegt, daß die Abgeordneten mit Überröcken, Schirmen und Stöcken erst das Foyer durchschreiten müssen, um ihre Garderobe abzulegen, und dann wieder zurückkehren müssen. Es scheint, daß sich die Umarbeitung des Projekts vorzugsweise auf diese Übelstände zu erstrecken haben wird.

Thiersch hat bei der Gestaltung seines Grundrisses den Hauptfehler dadurch begangen, daß er den Sitzungssaal nicht unter die Kuppel, sondern in die Queraxe nach dem Brandenburger Thor zu verlegt hat. Wohl würde er durch diese Anordnung den Herren Reichsboten ihren täglichen Weg bedeutend abgekürzt haben; denn die weitaus überwiegende Mehrzahl derselben wird das Haus vom Brandenburger Thore aus betreten. Aber dadurch ist zugleich die Kuppel, welche doch nach außen hin den Kern des Gebäudes, den Sitzungssaal, charakterisiren und übergipfeln soll, zu einem bloß dekorativen Schaustück herabgesunken. Sie überdacht jetzt das Foyer, also einen Raum, der innerhalb des ganzen Organismus doch nur eine untergeordnete, vorbereitende Bedeutung hat. Auch sonst zeigt der Grundriß eine sehr unregelmäßige, unsymmetrische und nichts weniger als klare Disposition der innern Räume, die zudem auf drei Stockwerke verteilt sind. In der mächtigen, sich stolz und schön aufschwingenden Kuppel scheint sich die schaffende Kraft dieses Architekten völlig erschöpft zu haben. Aber auch sie kommt nicht zu einer völlig reinen Wirkung, weil um dieselbe vier kleine Kuppelthürme gruppirt sind, welche auf die sonst sehr klar ausgeprägte Höhentendenz gewissermaßen retardirend wirken, weil sie zu dicht an den Unterbau der Kuppel gerückt sind. Auch die vier vierseitigen Kuppeln auf den Ecken des Gebäudes rufen keine erfreuliche Wirkung hervor, ebenso wie die Façade keine besondern Verdienste aufzuweisen hat. So bleibt allein die kühn angelegte Kuppel, welche das Votum der Jury begreiflich macht. Wir kommen also zu demselben Schlusse wie bei dem Entwurfe Wallots: Hier der Ausbau, dort die Kuppel.

Dasselbe Resultat würde sich ergeben, wenn wir sämmtliche preisgekrönten Entwürfe durchprüften. Entweder hat eine genial komponirte Kuppel den Ausschlag zu Gunsten eines Entwurfes gegeben, oder aber die geringe Höhenentwicklung der Kuppel hat Entwürfe, welche in der Façadenanlage und in der Grundrißbildung unanfechtbar waren, in die zweite und dritte Linie hinabgedrückt. Da nun einmal die Entscheidung zu Gunsten Wallots getroffen und derselbe bereits beschäftigt ist, sein Projekt umzuarbeiten, würde es nur einen akademischen Wert haben, auch nur die übrigen preisgekrönten und angekauften Projekte einer Kritik zu unterziehen, zumal da sie fast alle eine gewisse Familienähnlichkeit unter einander haben, die wohl zum größten Teile auf das Kuppelmotiv, zum andern Teile auf die Einwirkung der Bohnstedtschen Façade von der großen Konkurrenz zurückzuführen ist. Dadurch ist die Arbeit der Jury so erleichtert worden, daß dieselbe in acht Tagen bewältigt werden konnte.

Digitized by Google

Unter solchen Umständen ist die sich immer lauter geltend machende Forderung nach Veröffentlichung motivirter Gutachten eine durchaus billige und gerechtfertigte. Eine offiziöse Stimme hat bereits darauf unter dem Hinweis geantwortet, daß die schriftliche Abfassung motivirter Gutachten Jahre erfordern und schließlich ganze Bände füllen würde. Diese Behauptung hat nur die Absicht, lästige Mahner zum Schweigen zu bringen; in ihrem Kerne ist sie durch und durch hinfällig. Denn wenn die Beratungen nur acht Tage gedauert haben, kann in diesem kurzen Zeitraume unmöglich so viel pro und contra gesagt worden sein, daß Jahre notwendig wären, um die Begründung der Voten zu Papier zu bringen. Man kann sich nur hinter dem Usus verschanzen, nach welchem bei großen Konkurrenzen gewöhnlich keine Gutachten abgegeben werden. Unter den durchgefallenen Konkurrenten sind aber so viele bekannte und berühmte Namen und die Konkurrenz selbst ist von so außerordentlich prinzipieller Wichtigkeit, daß die Veröffentlichung motivirter Gutachten unbedingt nötig wäre. Wenn zahlreiche Kritiker imstande sind, das Für und Wider der preisgekrönten Entwürfe zu prüfen und zu formuliren, so kann es doch einer aus mehreren Personen zusammengesetzten Jury nicht schwer werden, ein gleiches zu thun.

Aber wie so vieles, wird auch dies ein frommer Wunsch bleiben. Wir wollen uns hier darauf beschränken, aus der Mitte der preisgekrönten Entwürfe diejenigen herauszugreifen, von denen man sagt, daß sie bei dem Kampfe um den ersten Preis am ernsthaftesten in Frage gekommen sind. Es sind der von Ende und Boeckmann und der von Kayser und v. Großheim. Beide Künstlerpaare nehmen gegenwärtig unter den Architekten Berlins eine leitende Stellung ein. Sie haben die meisten Erfolge zu verzeichnen und ihre Bauten legen in jedem Zuge ein Zeugnis ihrer glänzenden Begabung ab. Diese hohe Stellung wird in Berlin ganz neidlos und allgemein anerkannt, und diese allgemeine Stimme hat auch darin einen positiven Ausdruck gefunden, daß Baurat Ende kürzlich zum Vizepräsidenten der Kunstakademie gewählt wurde, während v. Großheim schon seit geraumer Zeit Mitglied der königlichen Akademie der Künste ist. Schon im Jahre 1872 wurden beide mit dem zweiten Preise ausgezeichnet, und nur eine ganz zufällige Kombination war die Ursache, daß Kayser und v. Großheim nicht damals schon den ersten Preis erhielten. Umso niederschlagender muß es für die letztern gewesen sein, nach zehnjähriger Arbeit das öffentliche Zeugnis zu erhalten, daß sie genau auf demselben Standpunkte stehen geblieben sind, und geradezu niederschmetternd muß das Urteil auf Ende und Boeckmann gewirkt haben, denen feierlich attestirt wurde, daß sie während des letzten Jahrzehnts einen Schritt abwärts gethan haben.

Wenn man beide Entwürfe kurz charakterisiren wollte, so würde man sich dahin aussprechen, daß der Entwurf von Ende und Boeckmann den Charakter vornehmer Ruhe und eines zielbewußten Strebens, ernster Männlichkeit und eines vielumfassenden Wissens an sich trägt, während sich in demjenigen von Kayser und v. Großheim eine feurige Genialität, eine schwungvolle Phantasie im Verein mit kühler Überlegung kundgiebt. Das Projekt von Ende und Boeckmann zeigt in der Mitte eine gewaltige flach aufsteigende Kuppel auf viereckigem Unterbau. In der richtigen Einsicht, daß das Kuppelmotiv durch Wiederholungen nur an Wirkung verlieren würde, steigen über der Mitte der Seitenfronten eckige Aufbauten empor. Die Hauptfaçade am Königsplatz ist durch ein mittleres und zwei Eckrisalite ausgezeichnet. Das als Sockel behandelte Erdgeschoß zeigt rundbogige Fenster, das Hauptgeschoß, in welchem das Foyer, die Restaurants,

Digitized by Google

die Lesezimmer u. s. w. liegen, eine edle Säulenarchitektur. Auf eine reiche Portalanlage ist verzichtet worden. Zwei rundbogige Thüren an den Ecken des Mittelrisalits gestatten den Zugang vom Königsplatze aus. Da das Programm ausdrücklich bestimmte, daß der Haupteingang nicht an der Seite des Königsplatzes anzuordnen sei, blieb nur die Seite nach der Sommerstraße und nach dem Brandenburger Thor übrig. Ein Teil der Konkurrenten hat gleichwertig behandelte Eingänge nach beiden Seiten hin verlegt, ein andrer Teil hat die Seite nach dem Brandenburger Thor bevorzugt. Zu diesen gehören auch Ende und Boeckmann, welche hier einen großartig komponirten Triumphbogen mit drei Eingängen in die Façade eingefügt haben. Der mittlere, zugleich der höchste dieser drei Zugänge ist mit drei niedrigen Einbauten versehen worden, welche freilich den imposanten Totaleindruck benachteiligen, aber praktisch nicht zu umgehen waren, um Zugluft, Regen u. s. w. von den Eintretenden fernzuhalten. Ganz originell ist die Façade nach der Sommerstraße zu gestaltet worden. Hier haben die Künstler nämlich einen nach vorn geöffneten Hof, eine cour d'honneur, angelegt, wie sie dem französischen Palasttypus geläufig ist. Diese Anlage bringt verschiedene Vorteile mit sich. Der Hof soll als Einfahrt für den kaiserlichen Hof, die fremden Fürsten, die Diplomaten u. s. w. dienen, zugleich aber auch die Räume für den Reichskanzler, die Bundesratsmitglieder, den Präsidenten und das Bureau von dem Geräusch der Straße scheiden. Hauptsächlich aber gewinnt die ganze Façade den Vorzug einer energischen Gruppirung. Während fast in allen Entwürfen die Façade an der Sommerstraße ein schwaches Echo derjenigen des Königsplatzes ist, haben Ende und Boeckmann durch die Einordnung des Hofes nicht nur das Mittel zu einer äußerst malerischen Gesammtdisposition gefunden, sie sind auch zugleich die einzigen, welche alle vier Façaden verschiedenartig gestaltet haben.

Die unglückliche Programmbestimmung, welche die Anlage des Haupteingangs vom Königsplatze verbot, hat Kayser und v. Großheim zu einer Maßnahme veranlaßt, die den einzigen wirklich anfechtbaren Punkt ihres Entwurfes bildet. Sie glaubten, jene Bestimmung dahin interpretiren zu müssen, daß sie am Königsplatze überhaupt keinen Eingang anlegten, und den Hauptzugang an die westliche Seite der Façade nach dem Brandenburger Thor verwiesen. Obwohl an der entsprechenden Stelle des östlichen Teils ein Risalit angebracht ist, dessen hochaufstrebende Säulenarchitektur mit dem römischen Triumphbogen der Ostseite korrespondirt, so bleibt doch der Eindruck des Unsymmetrischen. Hat man sich aber einmal erst über denselben hinweggesetzt, so wird man durch die wahrhaft glänzende Disposition der Räume überrascht, welche in gerader Flucht hinter dem Haupteingange liegen. Vorhalle, Treppenhaus und Haupthalle, die vor dem Sitzungssaale liegt, vereinigen sich zu einer Perspektive von großartiger Wirkung. Sowohl der Sitzungssaal wie die prächtige Halle davor sind von je einer Kuppel überdacht, einer größeren, oben spitz abschließenden, und einer kleineren, die von einer schwebenden Friedensgöttin gekrönt wird. Hier wird die Wirkung der großen Kuppel keineswegs durch die kleinere beeinträchtigt. Da der Sitzungssaal nicht im Zentrum, sondern mehr nach der Sommerstraße zu liegt, würde die Hauptkuppel vom Königsplatze aus, sofern man nicht einen etwas weiteren Standpunkt wählt, in der Verkürzung erscheinen und dadurch einen unvollständigen Eindruck machen. Durch die vorgelagerte kleinere Kuppel wird aber selbst aus größerer Nähe dieser Übelstand verdeckt. Um den unteren und oberen Kranz der Kuppeln ziehen sich runde Fensteröffnungen hin, von der

Digitized by Google

Art, welche die französische Architektur unter dem Namen œil de bœuf kennt. Daß diese Kuppeln ebenso wie die krönenden Louvredächer an den vier Ecken des Gebäudes französischen Mustern nachgebildet sind — die Kuppeln erinnern an die der Pariser großen Oper —, kann unmöglich das Urteil der Preisrichter beeinflußt haben. Nachdem auch die Gothik als eine französische Erfindung nachgewiesen worden ist, besitzen wir überhaupt keinen nationalen Stil mehr. Der Deutsche hat nur den Ruhm, dreimal einen Baustil zur höchsten Vollkommenheit entwickelt zu haben, einmal den gothischen, im achtzehnten Jahrhundert den Rococostil und in unserm Jahrhundert den der griechischen Renaissance. Die mit barocken Elemente stark durchsetzte italienische Renaissance des Wallotschen Entwurfes steht uns ebenso fremd wie die französirende von Kayser und v. Großheim. Die deutsche Renaissance war von vornherein ausgeschlossen, weil sie nicht die Möglichkeit zu imposanten Raumbildungen gewährt.

Die Façade, welche Kayser und v. Großheim für den Königsplatz komponirt haben, ist von so außerordentlicher Schönheit und zugleich von so großartig monumentaler Wirkung, daß man nur ein schmerzliches Bedauern darüber empfinden kann, daß eine solche Prachtschöpfung nicht ins Leben gerufen wird. Auf dem als Sockel behandelten, durch rundbogige Fenster geöffneten Rusticaerdgeschoß erhebt sich eine stolze, vornehme Reihe von dreißig korinthischen Säulen, auf welchen Architrav, Gesims und eine mit Statuen besetzte Balustrade, welche den Abschluß des Gebäudes bildet, ruhen. Zwischen den Säulen sind geradlinig abgeschlossene Fenster und darüber als Lichtöffnungen für den Dachstock wieder eine Reihe von „Ochsenaugen" eingeordnet. Mittel- und Eckrisalite sind noch besonders durch drei Tempelfrontons mit statuengekrönten Giebeln ausgezeichnet. Die Sockel der Risalite sind mit Bronzereliefs geschmückt, welche mit denen am Unterbau der Siegessäule harmoniren. Eine unvergleichliche Kunst zeichnerischer und malerischer Darstellung tritt hinzu, um diesen Entwurf zu einem glänzenden, nicht in schlechtem Sinne blendenden zu machen. Die allgemeine Stimme hat sich denn auch für die edlen monumentalen Formen dieses Entwurfes entschieden.

Die zweiten und dritten Preise, sowie die angekauften Entwürfe sollen Wallot bei der Umarbeitung seines Projektes zur Verfügung gestellt werden. Nach erfolgter Umarbeitung ist dann die Genehmigung des Reichstages einzuholen, ehe an die Bauausführung geschritten werden darf. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Plenum den Beschluß seiner Jury sanktioniren und daß dann der Bau bei der lebhaften Bedürfnisfrage möglichst beschleunigt werden wird. Wer wollte aber bei der Hinfälligkeit aller menschlichen Dinge mit Sicherheit voraussagen, daß das Gebäude des deutschen Reichstages dereinst den Namen Paul Wallot tragen wird? Man erzählt sich, daß einflußreiche, hohe Personen, welche mit dem Urteil der Jury nicht einverstanden sind, sich gegen die Ausführung des Wallotschen Entwurfes ausgesprochen haben. Soviel scheint festzustehen, daß mit dem Urteil der Jury noch nicht das letzte Wort in dieser Angelegenheit gesprochen worden ist.

Berlin. **Adolf Rosenberg.**



Digitized by Google



Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

(Schluß.)

Am Tage darauf, als die früh untergehende Sonne ihre letzten Strahlen in das stille Gemach warf, nahm Ephraim das Gespräch von neuem auf.

Mein Vater, sagte er, erscheint dir nicht auch die äußere Anordnung unsrer Organe als bedeutungsvoll für den geistigen Gehalt ihrer selbst und im Zusammenhange mit der ganzen Schöpfung?

Der Vater sah mit innigem Kummer die glänzenden Augen, das durchsichtige Antlitz und die magern Hände des kranken Sohnes.

Du solltest dich nicht mit diesen schwierigen Fragen quälen, mein armes Kind, entgegnete er. Du bist so schwach und strengst dich zu sehr an.

Wie? Ist Euenos kein Philosoph? fragte Ephraim lächelnd.

Philosoph wohl, aber auch Vater, entgegnete der Alte.

Laß doch sehen, was ein Philosoph ist, sagte Ephraim. Ist das Philosophiren wohl etwas andres als das Nachdenken über den Tod? Und könnte dem, welcher recht nachdenkt, der Tod wohl anders als freundlich erscheinen? Euripides sagt: Wer weiß, ob nicht das Leben nur ein Sterben ist, das Sterben aber Leben? Du meinst, ich beschleunigte meine nahe Auflösung, ich aber wiederhole mir mit Freuden die Worte deines alten Freundes Sokrates: Die Schwäne, wenn sie fühlen, daß sie sterben müssen, singen, frohlockend, daß sie zu dem Gotte von hinnen gehen, in dessen Dienst sie stehen. Die Menschen aber, in ihrer Furcht vor dem Tode, lügen auch über die Schwäne und sagen, den Tod beklagend sängen sie aus Leid, und bedenken nicht, daß kein Vogel singt, wenn er hungert oder friert oder in Furcht ist. Aber nicht von Leid betroffen singen die Schwäne, sondern als dem Apollo geweiht, denke ich, sind sie seherkräftig, und die Güter im Hades vorauserkennend singen sie und vergnügen sich. Ich aber denke ein Dienstgenosse der Schwäne zu sein und demselben Gotte geweiht

Digitized by Google

und nicht minder als sie die Seherkunst von dem Gebieter zu haben und nicht mißmutiger als sie vom Leben mich zu trennen.

Der Vater nickte mit dem Kopfe und drückte ihm die Hand. Thränen kamen ihm in die Augen, die doch so viel Leid und Not unbewegt gesehen hatten.

Siehst du, lieber Vater, fuhr Ephraim fort, es scheint mir beachtenswert zu sein, daß die Organe, mit welchen wir unmittelbar Gott empfinden, leiblich über den andern liegend angeordnet sind. Jesus nannte diejenigen selig, welche nicht sehen und doch glauben. Mich dünkt, er hat damit die Menschen gemeint, welche nicht auf dem Wege des Verstandes, sondern mit dem Gefühl das Rechte ergreifen, das heißt, wenn wir phrenologisch sprechen wollen, diejenigen, bei welchen die Organe der Liebe zu Gott und den Menschen vorwiegend entwickelt sind. Meinst du nicht auch, daß diese die edelsten sind?

Wenn ich bedenke, sagte der Vater, daß allerdings die größten und segensreichsten Thaten der Menschen dem Enthusiasmus ihren Ursprung verdanken, und daß es nicht die berechnende Klugheit, sondern die aufopfernde Hingabe an die Idee und die Begeisterung für das Schöne sind, welche die Geschicke der Völker leiten, so muß ich dir wohl zustimmen. Es ist ganz richtig, daß die Organe, welche diesen Eigenschaften entsprechen, zu oberst liegen.

Es ist mir dadurch ein Gedanke gekommen, der dir vielleicht phantastisch klingen wird, der für mich aber die Kraft der deutlichen Anschauung hat, sagte Ephraim. Ich sehe unsre Erde, das Sonnenkind, nach dem Lichte der Mutter dürstend und von ihrem Lichte lebend, im Kreislauf um die Sonne spielen. Durch den Weltraum mit geneigter Axe dahinrollend, ist sie immer bestrebt, die Strahlen der Mutter allen Teilen ihres Riesenleibes in größter Fülle zuzuwenden, und die Gottheit ordnete ihr des Lichtes halber ihre feinsten Organe nicht im Innern, sondern auf der Oberfläche an. Ihre Pflanzen, ihre Tiere, ihre Menschen, das sind ihre feinsten Organe, und ich sehe, wie sie vom Lichte leben. Wie sich die Erde der Sonne zukehrt im Rundtanz, erwachen sie zum Leben, und wie sie sich abkehrt und das Dunkel sie umhüllt, schlafen sie ein. Unter diesen feinsten Organen der Erde aber sind die Menschen wiederum das edelste von allen. Entsinnst du dich des Bildes der Daphne, wie sie, mit den Füßen festwurzelnd, die in Zweige sich verwandelnden Hände gen Himmel streckt? Der Künstler hat wohl bei Darstellung dieser Menschenpflanze den ahnungsvollen Blick in die Geheimnisse der Schöpfung versenkt, denn er scheint jenen Baum abzubilden, den das Nervengeflecht darstellt, indem das Rückenmark den Stamm, das Gehirn die Krone mit ihren Blüten und Früchten, die Nerven aber die Wurzeln und Zweige vorstellen. Und ich denke, daß ja wohl auch unsre Oberfläche, nämlich unsre Haut, bedeutungsvoll für unsre Bildung ist als das allgemeine Ganglion der zu Stamm und Krone leitenden Nerven, welches, von Licht und Luft genährt, das Gehirn mit seiner feinsten Speise versorgt. So ist denn das menschliche Gehirn die Krone der irdischen Schöpfung, und

Digitized by Google

im Einklang mit der Bildung der Erde tragen wir wiederum dieses edelste Organ der Sonne am nächsten, so daß gleichsam auf den Köpfen ihrer Menschen die Erde auf ihrer himmlischen Bahn rollt, mit deren Gehirn am stärksten teilnehmend an der Liebe ihrer Mutter, der Sonne, und aller Gestirne. In dem menschlichen Gehirn aber wiederum sind die Organe der edelsten Fähigkeiten zu oberst geordnet, so daß auch in der äußern Bildung, dem innern Gesetz gemäß, die Harmonie des Ganzen erkennbar ist, und das Bewußtsein der Gottheit, das heißt die Religion, auch dem Auge erkennbar das Band bildet, welches irdisches und überirdisches Leben mit einander verknüpft, unten an die Erde, oben an den Himmel gebunden.

Was meinst du, mein Vater, redet nicht die Gottheit eine verständliche Sprache? Ich sollte denken, daß sie sich klar ausdrückte in den Gesetzen der Natur, und daß ihr Wort für uns Menschen in den Gesetzen unsrer Natur deutlich vorgeschrieben wäre. Darum ist wohl, was wir Liebe nennen, Liebe zu Gott und den gleichen Geschöpfen, die mit uns in derselben Mutter Erde wurzeln, nichts andres als der willige Gehorsam gegen die Vorschriften unsrer Natur. Liebe nennen wir ihn bei den Menschen auf der Erde, Schwerkraft nennen wir ihn bei den Gestirnen im Himmel. Es ist der Gehorsam gegen die Gesetze seiner Natur, welche den Menschen selig macht, und das ist es, was die Thyrsosträger nur zu ahnen vermögen, gleich den Leuten in nächtlicher Dämmerung, was die Bakchen aber wissen und befolgen. Denn so wie die Sonne nicht nur die Sichtbarkeit der durch das Auge erkennbaren Dinge bewirkt, sondern auch deren Werden und Wachsen, so verleiht die Gottheit nicht nur die Erkenntnis der durch die Vernunft zu erfassenden Dinge, sondern diesen selbst das Wesen und die Wirklichkeit.

* * *

Die Sonne ging unter, und mit ihrem letzten Licht schien sie das Leben des totkranken Jünglings hinwegzunehmen. Eine friedliche Ruhe löste den bewegten geistigen Ausdruck seiner Züge auf, und, die Hände seiner Eltern mit einem letzten schwachen Druck erfassend, lächelte er ihnen zu, und es erstarb sein Atem mit einem leichten Seufzer.

Schluß.

Als die Nachricht von Ephraims Tode zu den befreundeten Kreisen in Heidelberg gelangte, entlockte sie den Augen der jungen Schauspielerin und den Augen Flörchens heiße Thränen. Während aber die erstere für immer ein schmerzliches Andenken an den ideal gesinnten Freund zu bewahren bestimmt war, tröstete sich Flörchen mit großer Schnelligkeit. Sie wandte schon sehr

kurze Zeit nachher ihre Liebe einem andern Studenten zu, einem vornehmen Jüngling aus Curland, der bei den Saxoborussen eine der besten Klingen führte, einem schlank gewachsenen, braunlockigen, etwas blasirten und etwas verschwenderischen Herrn mit ausländischem Accent, der Flörchens Reize sowohl bei winterlichen Schlittenfahrten als auch später unter Rosenlauben zu schätzen wußte. Aber auch diese Liebe war nicht von Bestand. Der Curländer ging im nächsten Herbst schon nach Berlin, und Flörchen begann sich nach einem solideren Freunde umzusehen. Ihr prachtvolles Haar und ihre strahlenden Augen dienen jedem Gartenkonzert und jedem Ball innerhalb ihrer Gesellschaftskreise zur Zierde, sie scheinen so notwendig zum Schmucke Heidelberger Feste zu gehören wie Musik, Blumen und funkelnder Wein; aber man fürchtet in der Familie, daß es immer so bleiben wird, denn die jungen Männer mit Heiratsgedanken zeigen ein bedenkliches Gedächtnis für den blassen Ephraim und die elegante Klinge der Saxoborussen und finden das goldige Haar und die blauen Augen zu glänzend für die von ihnen ersehnte Häuslichkeit.

Adolf Schaible lächelt zu dem allen, wenn er überhaupt seine Beachtung den Familienangelegenheiten zuwendet. Er hat sein Examen gemacht, steht auf der ersten Stufe zum Justizminister und beginnt ein Bäuchlein anzusetzen. Er spielt die Nibelungentetralogie aus dem Kopfe und trinkt selbst ältere Beamte der großherzoglichen Verwaltung unter den Tisch.

Frau von Blankendorff erholte sich nicht wieder von dem Schlage, den sie im Pfarrhause von Kürbisdorf erhalten hatte. Es war ihr schlimmer geschehen, als wenn sie gestorben wäre. Diese Frau voll Leidenschaft und Elastizität war von jener Stunde an, wo ihre Tochter sich von ihr wandte, willenlos und schwerfällig. Sie ward in wenig Wochen eine Greisin, und wenn sie auch noch mechanisch eine elegante Toilette zu machen imstande war, so verschwand doch die frühere unnachahmliche Grazie ihrer Bewegungen, und ihre Lebenskraft siechte bis auf einen ärmlichen Rest dahin, eben genug, um sie nicht in das trostbringende Grab sinken zu lassen. Der harte Egoist, an den das Geschick und die eigne Schuld sie gefesselt hatten, und der in seinem engen Kopfe niemals andre Interessen als die eignen Wohlergehens und der Eitelkeit beherbergte, sah gar bald in der gebrochenen Frau eine unerträgliche Last und wußte sich ihrer zu entledigen. So schützte nur das Mitleid entfernter Verwandten sie vor dem Äußersten. Sie fand Aufnahme auf dem Rittergute eines Vetters im dritten Grade, der sie dereinst einmal geliebt hatte, und dort muß sie sich, geduldet unter dem Namen einer Gesellschaftsdame, die Launen der Hausfrau gefallen lassen. Sie hat ein schweres Loos. Die Kousine, welche ihr Aufnahme gewährt hat, leidet an den Nerven und rächt sich für eine ihr vor fünfunddreißig Jahren von Lilli zugefügte Beleidigung durch Wohlthaten. Wäre Lilli nicht durch ihr Schicksal völlig gebrochen, so würde sie dies Dasein nicht ertragen können, so aber ist ihr Leben ein seelenloses. Still und doch ohne Ruhe, teilnahmlos für

die Welt, schleicht sie durch die großen Gemächer dahin und besucht regelmäßig die Kirche, das Ätherfläschchen, die Chininpulver oder die Chloralkrystalle der kränklichen und hochmütigen Kousine tragend, und gleich einem Gespenste, gleich einem Schatten ihrer selbst verbringt sie die letzten Jahre ihrer irdischen Existenz.

Eduard und Betty erreichten glücklich Neapel und fanden den Fürsten von Pallavicini voll Genugthuung über Eduards Ankunft und voll Bauplänen, so daß sich sofort eine umfassende Thätigkeit für den Architekten eröffnete. Das Paar ist selig, denn sie sind beide für einander geschaffen und in Liebe eins; dazu noch sind sie beide wenig abhängig von solchen Dingen, mit denen viele andre Menschen sich das Leben selbst schwer machen. Das Haus, worin sie wohnen, und das Mobiliar in demselben würde der klugen Sylvia freilich nur im Bilde und vom Gesichtspunkte des Romantischen aus zusagen. Die große kühle Halle, worin Eduard zeichnet, hat einen steinernen Fußboden, und in Bettys Salon fliegen nicht selten Schwalben ein und aus. Die Draperien vor den Fenstern sind Weinranken und Rosen, die Teppiche sind aus Stroh geflochten, die Gesellschaft, deren Füße darauf wandeln, verachtet den Zwang des Ceremoniells nebliger und kalter Länder. Aber es sind Leute, die nur deshalb kommen, weil sie Vergnügen daran finden. Betty und Eduard sind selig, und das Leben zieht ihnen dahin wie ein heiterer Traum. Sie haben keinen Wunsch als den, daß der Traum nie enden möge. Wenn Eduard im Glanze eines italienischen Morgens den kleinen Engel auf Bettys Schooße sieht, den reizenden Knaben, der ihm so ähnlich sieht, dann glaubt er an Geistesschwung Rafael gleichzukommen, da er die Madonna mit dem Jesuskinde malte.

Auch Sylvia geht es gut, in ihrer Weise. Sie hat sich mit einem Wirklichen Geheimen Legationsrat von Adel vermählt und hofft es mit der Zeit durchzusetzen, Exzellenz zu werden. Weder der geistreiche Salon noch das Boudoir in der modernsten Farbe haben sich als trügerische Hoffnungen erwiesen. Ihre Gesellschaft ist die beste, ihre Diners genießen allgemeine Hochachtung, und ihre Soiréen sind tonangebend. Ihr Vermögen verwaltet sie selbst, und die Papiere, welche sie kauft, pflegen in die Höhe zu gehen. Kinder hat sie nicht. Zuweilen läßt sie nachdenklich den Blick auf ihrem Gemahl haften und fragt sich, wie es möglich sei, daß manche Dichter so exaltirte Schilderungen von der Liebe machten. Ihr Gemahl ist mitunter etwas gereizter Stimmung und schiebt die Schuld daran auf die zweideutige Haltung der russischen Regierung oder die Schwäche des Kabinets von St. James. Er hat eine Neigung zum Rheumatismus und für ausgesuchte Weine, er besucht Ragatz und interessirt sich für Wetterkunde. Sylvia ist nicht immer seiner Meinung, hat aber die Genugthuung, zuletzt immer Recht zu behalten. Im ganzen ist sie glücklich. Sie versteht die Welt, und die Welt versteht sie, jene Welt, welche sich mit Titeln, mit Orden, mit Ehren, mit seinen Weinen und Zigarren, schwer verdaulichen Soupers, eleganten Möbeln

Digitized by Google

und Toiletten zu entschädigen sucht für den Mangel an den wahren Gütern des Lebens.

Glücklich sind auch Graf Viktor und Gräfin Hyazinth in ihrer innigen Liebe zu einander. Als das schöne, stolze Paar zum erstenmale nach der Hochzeit das Stammschloß der Hüningen besuchte, um der Einweihung des Marmordenkmals beizuwohnen, das nach Testamentsbestimmung des alten Bankiers dem unglücklich zu Tode gekommenen Amadeus, seinem heißgeliebten Sohne, errichtet worden war, da mußte der Zuschauer wohl wünschen, daß die abgeschiedenen Seelen nicht die Fähigkeit haben möchten, irdische Dinge zu sehen und irdischer Dinge Gedächtnis zu bewahren. Der Graf hat jetzt seine Garnison in Potsdam und ist Major bei einem der dort stehenden Gardekavallerieregimenter. Er hat ausgezeichnet schöne Pferde, und bei den Korsofahrten pflegt sein Gespann allgemeines Aufsehen zu erregen. Oder ist es mehr die reizend schöne Erscheinung Hyazinthens, neben dem Grafen auf hohem Sitze thronend, welche die Blicke des Publikums nach dem Wagen des Grafen von Falkenfels zieht?

Der Prinz von Parolignac dagegen ist nicht sehr glücklich. Er denkt oft darüber nach, warum er wohl schwermütig ist, aber kann den Grund nicht finden und ist deshalb auch nicht imstande, seine Lage zu verbessern. Er hat eine Forschungsreise nach dem Nordpol mitgemacht und ist dabei sechs Wochen lang in einem Boot zwischen Eisfeldern an der Küste von Spitzbergen umhergetrieben worden, in einer so ungünstigen Lage, daß er sich niemals hat gerade ausstrecken können. Als er nach seiner Rückkehr dem Grafen Falkenfels über diese Expedition berichtete, da meinte der Graf, es müsse doch eine schreckliche Strapaze sein, sechs Wochen lang zwischen Kisten, Netzen und Gewehren in einem Boot eingekeilt bei Spitzbergen umherzuschwimmen, ohne sich auch nur gerade ausstrecken zu können. Aber der Prinz zuckte die Achseln. Das Boot war etwas zu kurz, mein lieber Viktor, sagte er, aber was sind solche Unbequemlichkeiten gegen das fürchterliche Einerlei des Lebens in Paris! Er behauptet dem Grafen Viktor gegenüber, er habe zu viel Geld und das verderbe ihm die Laune. Es muß in allen Dingen Maß herrschen, mein lieber Viktor, sagt er, und ein Vermögen, welches allen Ansprüchen des Besitzers genügt, ist erfreulich. Aber so viele Millionen, wie ich durch meine Ehe mit der armen Chepa bekommen habe, sind lästig. Für einen alten Juden mag ein solcher Reichtum gut sein, aber für einen Edelmann, der an ein hartes Leben gewöhnt ist und eigentlich nur an der Jagd Geschmack findet, für den taugt er nicht. Nun habe ich nicht allein die Sorge der Verwaltung und muß beständig im Kurszettel lesen, sondern ich zerbreche mir auch stets den Kopf, wie ich es wohl am besten einrichte, um das Geld recht zu genießen. Ich dächte, dem wäre leicht abzuhelfen, entgegnete der Graf. Schenke das Geld doch milden Stiftungen. O ja, versetzte der Prinz, wenn ich dazu nur Lust hätte. Aber ich merke, daß der Reichtum etwas korrum-

Digitized by Google

pirendes hat. Er verhärtet das Herz und hat etwas pechartiges, so daß es schwer wird, sich freiwillig von ihm zu trennen.

Der Graf von Falkenfels glaubt nicht, daß der Reichtum wirklich die Ursache von des Prinzen schlechter Laune sei, und er äußerte nach dem letzten Besuche des Prinzen in Potsdam zu seiner Gemahlin, indem er dabei lächelte: Meriadec möchte wieder heiraten, hat aber nicht den Mut dazu.

Hyazinth schüttelt den Kopf, wendet die Vergißmeinnicht-Augen der Wiege zu, worin ihr zweites Söhnchen schlummert, und vergißt den Prinzen und die ganze Welt.

Den arabischen Dolmetscher will man in London wiedergesehen haben. Ein Sekretär der türkischen Botschaft daselbst, der ehedem in Berlin war, erzählte dem Prinzen von Parolignac, er habe Saïd-Medjid im Gefolge des Sultans von Zanzibar im Drawing Room der Königin getroffen, wo er in Nationalkostüm und mit jenem Stein des Anstoßes, dem Korallenhalsband, um den Hals, aufgetreten sei. Der Prinz ward nachdenklich und hatte einige Augenblicke lang Neigung, den Araber aufzusuchen, gab diesen Plan jedoch auf, als er hörte, Saïd-Medjid sei nach Zanzibar zurückgekehrt, und begab sich nach Biarritz ins Seebad.

Im Stahlhardtschen Hause herrschte lange Zeit Trauer. Der Verlust der beiden ältesten Söhne kann von den Eltern niemals vergessen werden. Doch bemühen sie sich, durch die sorgfältigste Erziehung der jüngeren Kinder nach Möglichkeit solche Ursachen abzuwenden, wie sie den älteren verderblich wurden. Frau Clara allerdings kann sich nicht überzeugen, daß der Ehrgeiz etwas gefährliches sein sollte; sie hofft noch immer, daß dereinst die Anerkennung der Welt den Arbeiten ihres Mannes zu Teil werden wird und daß ihre Kinder zu angesehenen Stellungen kommen werden. Das Problem, wie sich innerer Wert mit dem Beifall der Menge vertrage, beschäftigt sie nach wie vor. Doch die in siebenfachem Feuer geläuterte Seele des alten Doktors ist allein auf die Wahrheit gerichtet. Er arbeitet in den Ideen weiter, die er von seinem Sohn Ephraim empfangen hat und die sich seinen eignen Forschungen harmonisch anschließen. Oft, wenn er lange allein war in seinem Studirzimmer, ist es ihm, als unterhalte er sich noch mit dem Kinde, dessen Seele zu mächtig ward für seinen Leib, und er ist froh in dem Gefühle der Unsterblichkeit. Seine Gedanken legt er, contentus paucis lectoribus, in Werken nieder, bei denen er sich sagt: Die Zeit wird es lehren.

Literatur.

Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universalbibliothek für Gebildete. Erster Band. Geschichte des dreißigjährigen Krieges von Anton Gindely. Erste Abteilung. Der böhmische Aufstand und seine Bestrafung 1618—1621. Leipzig, G. Freytag, 1882.

Die Lorbern des einen Buchhändlers lassen in Deutschland selten einen andern schlafen. Kaum ist einer einen neuen Weg gegangen, so tritt ihm sofort die große Masse nach. So haben wir erst die Flut der illustrirten Prachtwerke erlebt, welche auf Kröners „Aus deutschen Bergen" folgte, dann kamen wir in die Periode der mit „authentischen Illustrationen" versehenen Bücher, welche Velhagen und Klasings Geschichte der deutschen Literatur eröffnete, und gegenwärtig sind wir

in die Epoche der Kollektionen getreten. Hoffmanns Verein für deutsche Literatur hat zwar schon früher einen schüchternen Anfang dazu gemacht, aber erst Spemann trat mit größeren Massen ins Gefecht ein. Noch ist er nicht bis zum zwanzigsten Bande gelangt, so erscheint schon ein ähnliches großes Sammelwerk, Freytags „Wissen der Gegenwart, eine deutsche Universalbibliothek für Gebildete."

Was diese neue Kollektion beabsichtigt, spricht der Prospekt aus. „Es soll, so sagt er, dies Sammelwerk in planmäßiger Durchführung die Aufgabe lösen, dem Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesammtgebiete der Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung zu bieten. Für unsere Sammlung ist vorläufig ein Umfang von zwei bis dreihundert Bänden in Aussicht genommen, von denen jeder einzelne ein Ganzes für sich, zugleich aber einen Baustein zu einem Gesammtgebäude bilden soll." Als Gegenstände, welche in gemeinverständlicher Form behandelt werden sollen, nennt der Prospekt Astronomie, Geologie, Geognosie, Physik, Chemie, Meteorologie, Zoologie, Botanik, Medizin, Bergwesen, Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Philologie, Jurisprudenz, Nationalökonomie, Philosophie, Kunstgeschichte.

Was doch nicht alles einem armen „Gebildeten" heutzutage zugemutet wird! Giebt es denn nicht bereits hunderte von Büchern, in denen er sich über das „Wissen der Gegenwart" orientiren kann, wenn ihm das Konversationslexikon auf einem Gebiete, dessen Kenntnis schlechterdings von ihm nicht verlangt werden kann, keinen genügenden Aufschluß bietet? Wozu diese „imposante Reihe von Mitarbeitern," wie der Prospekt sagt, in Bewegung setzen? Sollte etwa einem „längst gefühlten Bedürfnis" abgeholfen werden, dadurch, daß der Verleger dem Publikum die Gelegenheit bietet, allerhand Bücher de omnibus rebus et de quibusdam aliis, gut und schlecht, langweilig und kurzweilig, gelehrt und dilettantisch in einem und demselben „geschmackvollen" Einbande zu besitzen, dessen roter Schnitt sich bald an den Fingern aufdringlich bemerkbar macht, dessen gekörnte Leinewand den auf dem Titel aufgedruckten fragwürdigen nackten Figuren das Aussehen giebt, als hätten sie die Pocken gehabt, und dessen Titel „Das Wissen der Gegenwart" einen fatalen Beigeschmack von dem Halbwissen unsrer Zeit mit sich herumträgt?

Gindelys Geschichte des dreißigjährigen Krieges ist ein guter Anfang. Der Gelehrte, der Geschichtsforscher wird das Buch nicht entbehren können, da das große, umfängliche denselben Gegenstand behandelnde Werk des geschätzten Prager Historikers einen langsamen Fortgang nimmt. Aber abgesehen davon, daß gleich beim ersten Bande der Prospekt nicht hält, was er verspricht, nämlich einen abgeschlossenen Gegenstand in jedem Bande zu behandeln — denn den böhmischen Krieg kann man doch nicht als ein abgeschlossenes Ereignis, sondern nur als einen Teil des großen Krieges betrachten —, sollte wirklich ein anderer als ein Bildungspharisäer die Kenntnis der neuesten Forschungen über den dreißigjährigen Krieg für die weitesten Kreise der Gebildeten für so notwendig halten, daß sie ihre Zeit an drei Bände dahingeben müßten? Und gesetzt, es wäre damit das Richtige getroffen, wie viele hundert Bände müßte dann allein das Gebiet der historischen Wissenschaften in der Sammlung einnehmen, wenn schon der dreißigjährige Krieg drei Bände erfordert?

Von einer imposanten Reihe bewährter Mitarbeiter aus dem ganzen gelehrten und literarischen Deutschland redet der Prospekt. Wir haben die Reihe der aufgeführten Namen durchgesehen. Gewiß sind darunter einige Namen von gutem Klang, bei denen wir uns nur gewundert haben, daß ihre Träger sich haben bewegen lassen, für ein solches auf Dilettantismus spekulirendes Unternehmen ihre

Digitized by Google

Mitwirkung zu versprechen. In der Mehrzahl aber haben wir wenig bekannte Autoren gefunden oder solche, die bei jedem buchhändlerischen Unternehmen, bei jeder Revue auftauchen und gleich den Statisten in einem Krönungszuge immer wieder auf die Szene kommen. Wer hätte in einem Prospekte, in welchem es sich um „berühmte Mitarbeiter" handelt, nicht die Namen Lazarus, v. Hellwald, Büchner und andre gelesen? Auch hier wird man sie wiederfinden.

Alles in allem, halten wir das vorliegende Unternehmen für überflüssig. Bei der Überproduktion, die ohnehin auf allen Gebieten der Wissenschaft herrscht, ist es unnötig, das was längst und auch gut behandelt ist, nur darum von neuem zu bearbeiten, damit ein gewaltiges Sammelwerk entstehe, das immer Lücken aufweisen, infolge dessen immer neue Fortsetzungen notwendig machen und noch vor seiner Vollendung — oder „Fertigstellung," wie man jetzt so geschmackvoll sagt — teilweise schon wieder veraltet sein wird.

Berliner Leben. Kulturstudien und Sittenbilder von Max Ring. Leipzig, Bernhard Schlicke. Berlin, Nicolaische Buchhandlung. 1882.

Der Vorwurf, daß jeder gebildete Deutsche London und Neapel, Italien und Halbasien, die Kirchen in Rom, die Theater in Paris kenne und sich für Gambetta, Sarah Bernhardt und die Cocotten des Boulevards interessire, dagegen wenig Sinn für seine Heimat und seine Landsleute habe, ist nun nachgerade so oft wiederholt worden, daß man daran glaubt, und auch Max Ring erhebt ihn und benutzt ihn als captatio benevolentiae in der Einleitung zu seinem neu erschienenen Buche, zu dessen Abfassung ihn „der erfreuliche Umstand, daß auch in dieser Hinsicht eine Wendung zum Bessern eingetreten ist," und „der damit zusammenhängende Wunsch seines Verlegers" veranlaßt haben. Wir meinen, daß dieser Vorwurf nicht ganz begründet sei. Man braucht nur an Bücher, wie Kutzen, Das deutsche Land, Passarge, Aus baltischen Landen, vor allem an Fontanes Wanderungen in der Mark Brandenburg zu denken, und man wird zugestehen, daß der Deutsche mit Dankbarkeit auch Bücher entgegennimmt, die von seinem Vaterlande handeln, vorausgesetzt natürlich, daß — es gute Bücher sind. Das kann man freilich im allgemeinen von Rings Buch nicht sagen. Es besteht aus einer Reihe von Skizzen, Bildern, Studien und Stadtgeschichten, die zum Teil schon in verschiedenen Zeitschriften gestanden haben. Am besten darunter sind noch die Abschnitte: Varnhagen von Ense und der letzte Berliner Salon, Literarische Vereine, Trümmer und Reliquien der Vergangenheit, Geschichte des Kladderadatsch und der Berliner Lokalpresse, wiewohl sich auch hier die Darstellung nirgends über den Ton einer oberflächlichen Plauderei erhebt und an feinerer Form so manches zu wünschen übrig läßt. Dem Abschnitt über die Sprache und den Witz der Berliner fehlt es an der notwendigen Gründlichkeit. Hier sind eine Menge echt Berlinischer Wörter und Redensarten übergangen, dagegen als solche wieder Ausdrücke angeführt, die frisch importirt sind. Besonderes Interesse hätte es gewährt, den starken Einfluß der eingewanderten Juden im allgemeinen und vor allem auch auf den Dialekt Berlins darzustellen.

Die beigegebenen Erzählungen: Der Berliner Weißbierphilister, Die Wilden in Berlin, Noble Bauernfänger, Eine vom Corps de Ballet, Der Schlafbursche sind eine wie die andre ohne Schneide und nur für solche Leser geeignet, die viel Zeit haben und wenig Ansprüche machen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google



Die Heilige Allianz.

Von Theodor Flathe.



er die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts mit der des neunzehnten vergleicht, dem wird die eigentümliche Wahrnehmung nicht entgehen, daß im achtzehnten jede zwischen zwei Staaten sich erhebende Feindseligkeit alsbald die Tendenz zu einer allgemeinen kriegerischen Verwicklung annimmt, im neunzehnten die Kriege auf einen engen Raum und auf eine geringe Zahl von Teilnehmern beschränkt bleiben. Während sich von dem Nordischen und dem Spanischen Erbfolgekrieg an bis zu den Feldzügen der legitimen Kabinette gegen die französische Revolution eine ganze Reihe von blutigen Kämpfen erhebt, welche die meisten und bedeutendsten Staaten in Mitleidenschaft ziehen, hat seit dem Sturze Napoleons unser Erdteil keinen allgemeinen Krieg wieder gesehen — ein Fortschritt, welchen derselbe zunächst dem ermattenden Rückschlage nach dem furchtbaren während dreiundzwanzigjähriger Kriegsdrangsale erlittenen Umsturze zu verdanken gehabt hat. Indem die verbündeten Monarchen im sechsten Artikel des zweiten Pariser Friedens übereinkamen, „um die Ausführung dieses Friedens zu sichern und die zwischen ihnen bestehenden innigen Beziehungen zum Heile der Welt zu befestigen, in bestimmten Zwischenräumen Zusammenkünfte zu veranstalten behufs Erwägung der großen gemeinsamen Interessen und der für die Ruhe, die Wohlfahrt und den Frieden Europas heilsamen Maßregeln," entsagte jeder von ihnen dem Rechte, etwaige Streitigkeiten bloß nach eigenem Ermessen mit dem Schwerte zum Austrage zu bringen, begründeten sie die Ära der Kongresse, welche während der folgenden acht Jahre von so maßgebendem Einfluß auf die internationalen Verhältnisse Europas werden sollten.

Obgleich diese allgemeine Friedensverbürgung in Verbindung mit den übrigen seit 1813 von den Alliirten gegen Napoleon geschlossenen Verträgen, insbesondre desjenigen von Chaumont, den eigentlichen Schlußstein des im Jahre 1815 aufgerichteten europäischen Systems bildet, genügte sie doch dem mächtigsten Teilnehmer der großen Koalition, dem Kaiser Alexander, noch nicht. Ohne Frage nahm damals Rußland weitaus die erste Stelle unter den Großmächten ein. „Dieses auf den Grenzen Europas und Asiens gelegene Reich, schildert es de Bonald, lastet auf allen beiden zugleich, seit der Römerzeit hat keine Macht eine größere Expansionskraft gezeigt. Das ist so bei jedem Staate, wo die Regierung aufgeklärt und das Volk barbarisch ist, und welcher die außerordentliche Geschicklichkeit des Lenkens mit einer außerordentlichen Gelehrigkeit des Instruments vereinigt."

Beruhte dieses hohe Ansehen Rußlands vornehmlich auf der noch frischen Erinnerung an den Untergang, welchen Napoleons große Armée in den Eisgefilden des ungeheuern Reiches gefunden hatte, so wurde es doch auch nicht wenig gehoben durch die Persönlichkeit seines Beherrschers, der, wie wenig dies auch den Thatsachen entsprach, sich doch von aller Welt gepriesen und gefürchtet sah als der Engel, dessen Schwert den korsischen Satan gefällt hatte. Widersprüche der seltsamsten Art fanden sich in dem Charakter dieses Fürsten zu einer Einheit verbunden: neben der Anlage zur Schwermut, welche die quälende Erinnerung an die Art seiner Thronbesteigung rege hielt, ein starker Hang zu sinnlicher Ausschweifung, neben der Liebenswürdigkeit, die Europa bezauberte, eine lauernde Berechnung des eignen Vorteils, neben der Launenhaftigkeit des Despoten die Schwärmerei für Völkerglück und Menschenwohl im Sinne der Humanitätsphilosophie, neben der demütigen Unterwerfung unter den göttlichen Ratschluß eine Eitelkeit, der es Bedürfnis war, sich an dem Übermaß gespendeter Huldigungen zu berauschen, neben dem höchsten Vertrauen in die eigene Einsicht die Leichtbestimmbarkeit durch fremden Einfluß. Eine sonderbare Mischung von männlichen Vorzügen und weiblichen Schwächen hat ihn Metternich genannt. Zwei stark mit einander kontrastirende Mächte, der Mystizismus und der Liberalismus, machten sich für den Augenblick die Herrschaft über seinen Geist streitig, um schließlich in ihm zu dem Wahne zu verschmelzen, daß er ein auserwähltes Werkzeug der Vorsehung, ja eine Art verkörperter Vorsehung selbst sei, berufen, Ordnung auf Erden zu stiften und zu erhalten und allem Guten unter den Menschen die Bahn anzuweisen.

Besondre Nahrung erhielt, wie bekannt, jene mystische Anlage Alexanders durch seine Begegnung mit Frau von Krüdener, der Wittwe eines russischen Diplomaten. Als ihr der Kaiser zuerst im Jahre 1814 in der Schweiz begegnete, bereits über die Jahre der Schönheit, die sie freilich nie besessen, hinaus, machte diese Frau doch durch Geist und Kenntnisse, mehr noch durch ihr bizarres Wesen, durch eine wahre oder nur erkünstelte Überspanntheit einen solchen Ein-

druck auf ihn, daß er im folgenden Jahre sie dringend nach Paris einlud. Hier erörterte er in vertrauten Unterredungen mit ihr die Geheimnisse der Dogmatik und ließ sich von ihr Anleitung zu Buß- und Betübungen geben. Die gewohnte Galanterie schien ganz von ihm gewichen, die schönsten und liebenswürdigsten Pariserinnen hatten keinen Reiz mehr für sein zerknirschtes Gemüt. In diesem Verkehr mit der Krüdener war es, wo in Alexanders Seele der Plan der Heiligen Allianz wenn nicht zuerst gefaßt, so doch gezeitigt wurde.

Höchst bezeichnend für sein ganzes Wesen ist nun die Art, wie er diesen Beweis christlicher Nächstenliebe seinen Verbündeten vorlegte. Es geschah am Schlusse der großen Musterung über die russischen Truppen auf der Ebene von Vertu, die er ausdrücklich zu diesem Zwecke veranstaltet hatte, um den Monarchen von Österreich und Preußen recht eindringlich vor Augen zu führen, welche Machtmittel Rußland bei der bevorstehenden Entscheidung der schwebenden politischen Fragen in die Wagschale zu werfen habe, und die auch von jenen in diesem Sinne verstanden wurde. Der Entwurf war von Alexanders eigener Hand. „Infolge der großen Ereignisse der letzten Jahre, so lautete er, und insbesondre der Wohlthaten, welche die göttliche Vorsehung den Staaten erwiesen hat, die ihr Vertrauen allein auf sie setzten, haben die drei Monarchen die Überzeugung von der Notwendigkeit gewonnen, ihre gegenseitigen Beziehungen auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, welche uns die Religion des göttlichen Heilands lehrt. Sie erklären feierlich, daß der gegenwärtige Akt nur den Zweck hat, im Angesicht der ganzen Welt ihren unerschütterlichen Entschluß zu bekunden, zur Richtschnur ihres Verhaltens im Innern ihrer Staaten wie nach außen nur die Vorschriften dieser heiligen Religion, die Vorschriften der Gerechtigkeit, Liebe und Friedfertigkeit zu nehmen. In Gemäßheit der Heiligen Schrift, welche allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu betrachten, werden sie vereinigt bleiben durch die Bande einer wahren und unauflöslichen Brüderlichkeit, sich als Landsleute ansehen und sich bei jeder Gelegenheit Hilfe und Beistand leisten, sie werden sich ihren Unterthanen und Armen gegenüber als Familienväter betrachten und dieselben im Geiste der Brüderlichkeit leiten, um Religion, Gerechtigkeit und Frieden zu beschützen. Demnach betrachten sie sich nur als die Bevollmächtigten der Vorsehung, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren, damit bekennend, daß ein christliches Volk in Wahrheit keinen andern Souverän hat als den, dem allein die Macht gehört, weil in ihm allein der Schatz der Liebe, der Erkenntnis und der Weisheit liegt. Ihre Majestäten empfehlen daher ihren Völkern mit der zärtlichsten Sorgfalt als das einzige Mittel, dieses Friedens teilhaftig zu werden, sich täglich mehr zu befestigen in den Grundsätzen und in der Erfüllung der Pflichten, welche der göttliche Heiland den Menschen gelehrt hat. Alle Mächte, welche sich zu diesen Grundsätzen bekennen, werden mit Freuden in diese Heilige Allianz aufgenommen werden."

Digitized by Google

Die Mitteilung dieses wunderlichen Schriftstückes, welches aus dem Christentum eine Intrigue machte, versetzte die beiden andern Souveräne in nicht geringe Verlegenheit. Schien doch ein solcher ohne Mitwirkung irgend eines Ministers vollzogene Staatsakt eine kaum erträgliche Anomalie. Am wenigsten Schwierigkeit machte der König von Preußen. So sehr es der verschlossenen Art Friedrich Wilhelms III. widersprach, das, was sein Innerstes bewegte, pathetisch, wie es hier geschah, zur Schau zu stellen, so wünschte er doch nicht minder, der persönlichen Freundschaft, die ihn mit Alexander verband, Rechnung zu tragen als dem Interesse seines von Neidern und Gegnern umdrängten Staates, dessen tiefe Erschöpfung den Anschluß an Rußland notwendigerweise zum Leitstern seiner Politik machte. Noch viel ferner lag der Ideenkreis, in welchem sich Alexanders Plan bewegte, der zähen, jeder schwungvolleren Auffassung unzugänglichen, immer nur dem kleinlichsten Detail zustrebenden Trockenheit, in der des Kaisers Franz von Österreich ganzes Wesen aufging. Indeß legte Alexander so großen Eifer an den Tag, daß auch er ihm den Gefallen that, und am 26. September 1815 wurde die Heilige Allianz von den drei Monarchen unterzeichnet.

Der ganze Hergang wäre nicht denkbar, wenn in dieser Erklärung nicht doch etwas von der Stimmung der Zeit, von dem Gefühle der Gemeinsamkeit, wie es durch den Kriegsbund gegen Napoleon in Fürsten und Völkern erwacht, von dem Glauben an die Lenkung menschlicher Geschicke durch eine höhere Macht, wie er durch die jüngsten Erfahrungen so erschütternd eingeprägt worden war, von der Friedenssehnsucht, die Hoch und Niedrig erfüllte, seinen Ausdruck gefunden hätte. Leichtgläubiger Kurzsichtigkeit mochte sie wohl als der Anbruch eines neuen glückverheißenden Zeitalters erscheinen, und Varnhagen von Ense hat es noch 1843 fertig gebracht, die Heilige Allianz als „das für immer ehrenvollste Denkmal, wo Sieg und Macht den reinsten Zwecken huldigten," zu preisen. Von den Staatsmännern blieb wohl kaum einem verborgen, welch ein Unding dieser Bund sei, der die Grundsätze der individuellen Moral auf die Völker und Staaten übertrug, ohne Rücksicht darauf, daß diese nicht bloß ethischen, sondern auch elementaren Gesetzen gehorchen. Englands Beitritt lehnte Wellington rundweg ab, teils der altenglischen Praxis gemäß, nie allgemeine Verpflichtungen ohne konkreten Gehalt einzugehen, die leicht andre Verwicklungen nach sich ziehen können, teils weil im voraus feststand, daß das Parlament einem dem öffentlichen Rechte Englands so ganz widersprechenden Vertrage niemals seine Zustimmung erteilen würde; ähnlich der Papst, hinter dem Bunde zwischen einem griechisch-katholischen und einem römisch-katholischen Kaiser und einem protestantischen Könige unionistische Ideen witternd, und „weil er von jeher im Besitze der christlichen Wahrheit gewesen und es deshalb keiner neuen Darlegung derselben bedürfe." Wenn sämmtliche übrige christliche Souveräne Europas nach und nach beitraten, so geschah es meist nur aus einer Art von Courtoisie und

Digitized by Google

Etikettenrücksicht, keineswegs aus innerer Zustimmung. Am wenigsten war es dem Sultan zu verdenken, wenn ihm dieser Bund, der seinen christlichen Charakter so emphatisch hervorkehrte, ein sehr unbehagliches Gefühl verursachte. Allein obgleich Alexander niemals vergessen hat, daß der Name, den er trug, ihm von seiner Großmutter um des Orients willen gegeben worden war, so standen für den Augenblick doch die orientalischen Pläne bei ihm erst in zweiter Linie und seine Versicherungen verscheuchten bald den nicht bloß in Stambul erwachten Verdacht, als ob die Allianz nur Vorspiel eines neuen Kreuzzugs sein solle.

Aber selbst jene brüderliche Eintracht der drei Monarchen, von der der Vertrag des 26. September so erbaulich sprach, hat in Wahrheit nicht einen Tag bestanden, von russischer Seite so wenig wie von der Österreichs. Preußen hat immer mehr nur den passiven Teilnehmer abgegeben. War unter Alexanders nächsten Ratgebern der unbedeutende Nesselrode noch der am meisten österreichisch gesinnte, so betrachteten dagegen Capodistrias und Pozzo di Borgo alles, was von Wien kam, mit dem äußersten Mißtrauen. Die Berichte des russischen Gesandten in Wien, des Grafen Stackelberg, atmen die äußerste Feindseligkeit gegen die dem äußern Scheine nach so eng befreundete Macht. Er beschuldigt das abgefeimte österreichische Kabinet, daß es, seiner Schwäche sich wohl bewußt, Rußland, vor dem es sich fürchte, überall Feinde zu erwecken suche; Metternich habe die Kunst verstanden, sich aus dem diplomatischen Korps in Wien ein wahres Serail zu machen, er aber werde sich niemals vor diesem Dalailama beugen. Und Stackelbergs Nachfolger Golowkin gab Alexander beim Abschied das bedeutsame Wort mit auf den Weg: „Der Traktat vom 3. Januar 1815*) ist uns immer vor Augen." Metternich seinerseits hatte schon während des Aufenthalts in Paris für die Allianz nichts als Spott und Hohn, und der Vertraute seiner Gedanken, Gentz, schrieb wenige Monate später (Januar 1816): „Die sogenannte Heilige Allianz ist eine politische Nullität und wird nie zu einem ernstlichen Resultate führen; sie ist eine im Geiste übel angebrachter Devotion oder einfacher Eitelkeit erfundene Theaterdekoration, für Alexander nichts als ein bequemes und harmloses Werkzeug, um auf die allgemeinen Angelegenheiten den Einfluß zu üben, der ein Hauptziel seines Ehrgeizes ist, ein Werkzeug, dessen er sich mit vielem Geschick bedient, das er aber an demselben Tage zerbrechen wird, an welchem er glauben wird, es durch etwas wirksameres ersetzen zu können." Allein bei diesem mitleidigen Achselzucken des nüchternen Staatsmannes über eine unpraktische Schwärmerei blieb es nicht; was Stackelberg über die Stimmung in Wien berichtete, war buchstäbliche Wahrheit. Seit dem Augenblicke, wo die napoleonische Macht ins Wanken gekommen war, drückte

*) Der hauptsächlich durch Talleyrand auf dem Wiener Kongreß zustande gebrachte Geheimbund Österreichs, Englands und Frankreichs gegen Rußland und Preußen.

Digitized by Google

ihn — er hat es später dem Staatskanzler Hardenberg selbst gestanden — vorwiegend die eine Sorge, nicht verhindern zu können, daß das notwendige Ergebnis von der Zertrümmerung des französischen Kolosses eine ungeheure Machtvergrößerung Rußlands werde. Diese Furcht brachte im Jahre 1817 Metternich dahin, Preußen insgeheim ein Schutz- und Trutzbündnis anzubieten, welches Alexanders orientalischen Plänen einen Zaum überwerfen sollte. Golowkin hatte demnach vollkommen Recht, wenn er die Meinung äußerte, daß die Heilige Allianz, dank den Intriguen Österreichs, der Gleichgiltigkeit Englands und der Schwäche Preußens, gar nicht vorhanden sei. War schon das auf dem Wiener Kongreß aufgerichtete System nicht eine Schöpfung der Eintracht, sondern ein als Nothbehelf entstandener Kompromiß, den der gegenseitige Argwohn der maßgebenden Gewalten geschlossen hatte, so brachte auch die Heilige Allianz die fehlende Eintracht nicht hinein.

Und doch ist dieser wesenlose Schatten von den Zeitgenossen als eine furchtbare Macht angestaunt, Jahrzehnte lang als der böse Alp gehaßt worden, der jede Geistesfreiheit, jeden politischen Fortschritt erdrückte und erstickte. Wie erklärt sich dieser Widerspruch?

Wenn die Heilige Allianz zu einem Inbegriff von allem, was Absolutismus und Reaktion heißt, geworden ist, so trägt ihr Stifter davon nicht die unmittelbare Schuld. Alexander schwärmte für die Grundsätze des Liberalismus; die Polen verdankten ihm eine Konstitution, auch den Russen eine ähnliche verleihen zu können, war seine Hoffnung. Aber freilich ging dieser kaiserliche Liberalismus seine eignen Wege. Von der Nebelhaftigkeit desselben erzählt Metternich ein bezeichnendes Beispiel. Während seines Aufenthaltes in England verlangte der Kaiser eines Tages von Lord Grey, er solle ihm einen Aufsatz über die Bildung einer Opposition in Rußland vorlegen. „Gedenkt denn der Kaiser, äußerte der Lord, dem dieser Auftrag natürlich ganz unverständlich war, zu Metternich, bei sich ein Parlament einzuführen? In diesem Falle kann er im voraus der Sorge um eine Opposition überhoben sein, sie wird ihm gewiß nicht fehlen.“ Aber nicht bloß Rußland zu beglücken glaubte sich Alexander von der Vorsehung ausersehen, sondern auch bei den übrigen Regierungen Europas seinen zugleich autokratischen und liberalen Ideen zum Triumphe zu verhelfen. Er stellte sich eine Art göttlicher Beauftragung vor, kraft deren die mit Allmacht bekleideten, aber gern eine heilsame Kontrole annehmenden Herrscher das Recht und die Pflicht hätten, stufenweise ihren Völkern genau die Dosis von Freiheit zu gewähren, deren sie dieselben in ihrer souveränen Weisheit empfänglich halten würden. Es gehört nun zu den größten Meisterstücken diplomatischer Kunst, wie Metternich, dem seine stets gleich bleibende, kalte Selbstbeherrschung allerdings ein großes Übergewicht über Alexanders unruhige Natur gab, diese verworrenen und darum unfruchtbaren Neigungen des Zaren in seine Netze zu fangen, ihn von seinen liberalen Verirrungen zu heilen, aus dem Schirmvogt der

Digitized by Google

Völkerfreiheit den Paladin des Absolutismus zu machen und so die ihm an sich so höchst unsympathische Heilige Allianz in die wirksamste Waffe zur Unterdrückung jeder ihm unbequemen politischen Regung umzuwandeln wußte.

So durch und durch skeptisch und nüchtern Metternich an sich war, so hat sich doch immer in ihm eine gewisse Erinnerung an die alte Weltstellung der Habsburger, solange sie Träger der römischen Kaiserkrone waren, lebendig erhalten, der alte österreichische Wahlspruch Austriae Est Imperare Orbi Universo sollte auch jetzt noch Geltung behalten; das von ihm geleitete Österreich sollte, wie Pozzo di Borgo ihm grollend vorwarf, der Planet sein, um den die übrigen Mächte als Satelliten kreisten. Nur befand sich Metternich nicht in der Lage eines leitenden Staatsmannes, der, um seine politischen Pläne durchzuführen, über die reichen Hilfsquellen eines großen Reiches verfügt; er mußte bei seinen Kombinationen stets davon ausgehen, daß Österreich bei der gänzlichen und unheilbaren Zerrüttung seiner Finanzen, bei dem Verfall seiner Heeresmacht und bei dem Schlendrian seiner Verwaltung zu einer Gewaltaktion gegen eine ebenbürtige Macht nicht entfernt imstande sei. Wagte man doch aus Furcht, damit nur die drohende Auflösung zu beschleunigen, nicht einmal an die Beseitigung der abgelebtesten Zustände Hand anzulegen. „Mein Reich, gestand Kaiser Franz in einem unbewachten Augenblicke dem russischen Gesandten, ist wie ein wurmstichiges Haus; wenn man einen Teil davon abträgt, kann man nie voraus wissen, wieviel nachstürzt." Auf die innere Regierung Österreichs, soweit man überhaupt von einer solchen reden kann, hat übrigens Metternich selbst in den Tagen seiner größten Macht, solange Franz lebte, keinen Einfluß gehabt; dies war die Domäne, die dieser sich ausschließlich selbst vorbehalten hatte. „Während wir, erzählt Guizot in seinen Memoiren, nach der Katastrophe von 1848 zusammen in London waren, sagte ich eines Tages zum Fürsten Metternich: »Erlauben Sie mir eine Frage; ich weiß, wie und warum die Februarrevolution in Paris sich zugetragen hat, aber wie und warum sie sich in Wien zugetragen hat, das weiß ich nicht und das möchte ich von Ihnen erfahren.« Er antwortete mit einem Lächeln voll traurigen Stolzes: »Das kommt daher, daß ich wohl Europa einigemal regiert habe, Österreich niemals.«"

Durfte demnach Metternich die Stärke Österreichs nicht auf die Entwicklung der eignen, natürlichen Kräfte gründen, so blieb ihm nur übrig, sie in dem Einflusse auf das Ausland, vor allem auf die in der traditionellen Machtsphäre der Habsburger liegenden Nachbarn, Deutschland und Italien, zu suchen. Nur wenn auch bei diesen das System der starren Unbeweglichkeit zur Herrschaft gelangte, war Österreich von der einen Seite gegen gefahrdrohende Stöße gesichert, von der andern nur, solange Rußland unschädlich war. Metternichs ganze Politik war darum nur die einer doppelten Furcht, vor Rußland und vor den liberalen Ideen. Zu der Dauerhaftigkeit dieses Zustandes hatten die Staatsmänner der Wiener Hofburg selbst nur ein äußerst geringes Vertrauen, und nur

Digitized by Google

mit einer Art von Grauen dachten sie an die Möglichkeit seines Zusammenbruchs. „Man kann sich nicht verhehlen, schreibt Gentz im März 1818, daß der Sturz des jetzigen Systems, mag darauf ein andres folgen, welches es sei, sofort einen Zustand der Unsicherheit, Angst und Gefahr erzeugen und die Bahnen zu einem neuen allgemeinen Brande öffnen wird. Solange diese Art allgemeiner Föderation besteht, werden sich die schwierigsten Fragen immer auf eine oder die andre Weise ohne allzuheftige Erschütterungen applaniren; aber die Auflösung des Systems wird einer der kritischsten und furchtbarsten Augenblicke sein, die unser warten."

Darum also, um das auf Sand gebaute europäische System von 1815 vor Erschütterungen zu bewahren, die keinem Staate verhängnisvoller werden mußten als Österreich, ließ es sich Metternich so große Mühe kosten, Alexander von seinen ketzerischen, politischen Ideen zu der allein wahren legitimen Lehre zu bekehren, die niemand salbungsvoller zu predigen verstand als er selbst. An Gegenwirkungen aus des Kaisers nächster Umgebung hat es nicht gefehlt; zeitweise gestalteten sich die Beziehungen zwischen Rußland und Österreich förmlich zu einem persönlichen Ringkampf zwischen Capodistrias und Metternich, dessen Ausgang mehr als einmal schwankte. Aber die bittern Erfahrungen, die Alexander mit seinen Reformplänen im Innern bisher gemacht hatte, erleichterten Metternich sein Werk. Schon auf dem Kongreß zu Aachen war der Kaiser soweit, daß er selbst die Einsetzung von einer Art europäischen Amphiktyonenrats, einen Vertrag der fünf Mächte zu gegenseitiger Verbürgung des Besitzstandes und der Legitimität der hergestellten Regierungen, in Vorschlag brachte, und wenn man auch diesen Gedanken auf Englands Einsprache fallen lassen mußte, so gab doch das im Tone der Heiligen Allianz gehaltene Zirkular vom 15. November 1818 der durch Frankreichs Beitritt aufs neue verbürgten Einigkeit und Friedensliebe der Großmächte feierlichen Ausdruck.

Wer war froher als Metternich! Nun, meinte er, könne „jeder hingehen und lange Zeit hindurch ruhig seinen Kohl bauen, und wenn den Gesandten verboten würde, an ihre Höfe zu berichten, so würde die einzige Ursache der Differenzen beseitigt sein." Wie schnell sollte er seines Irrtums inne werden! Die Ermordung Kotzebues zeigte, welche unheimlichen Kräfte den Boden unterwühlten, und als Metternich die unselige That K. Sands auszubeuten eilte, um die konstitutionellen Einrichtungen in den deutschen Staaten auszurotten und die Suprematie Österreichs über Deutschland ebenso fest zu gründen, wie ihm dies schon über Italien gelungen war, stieß er hier wie dort auf die Gegenwirkungen des treuen Verbündeten. „Während die russischen Agenten in Deutschland ermordet werden, präsidiren sie in Italien den Klubs der Carbonari! Diesem Greuel wird auch bald Einhalt geschehen" schrieb er in hellem Verdruß. Der Versuch von Alexander, eine ausdrückliche Anerkennung der Karlsbader Beschlüsse zu erlangen, war ganz vergeblich, dagegen kehrte der König von Würtemberg,

der in Person nach Warschau geeilt war, um den Beistand des kaiserlichen Schwagers gegen die österreichische Vergewaltigung anzurufen, beruhigten Herzens heim, und die Sprache der russischen Diplomaten an den kleinen deutschen Höfen ließ nicht den geringsten Zweifel darüber, daß ihr Gebieter weit davon entfernt war, der Unterjochung des Deutschen Bundes durch Österreich Vorschub zu leisten. Unzweifelhaft würde sich dieser Antagonismus noch viel schärfer entwickelt haben, wenn nicht dem Staatsmanne in Wien seine allzeit getreuesten Verbündeten, die Thorheiten der Demokratie, durch den Ausbruch der Militärrevolutionen im romanischen Süden in die Hände gearbeitet hätten. Sie unterstützten auf der Zusammenkunft zu Troppau seine Künste der Überredung und der Schmeichelei, mit denen er dem russischen Kaiser die Erhabenheit seines Berufes, Europa vor dem Jakobinismus zu retten, so wirksam ausmalte, daß dieser sich für die Ansicht begeistern ließ, um das große europäische System dauernd zu begründen, müßten vorerst Rußland, Österreich und Preußen, ungehindert durch die fremdartigen Interessen Englands und Frankreichs, sich unter einander verständigen. Das Resultat dieser Bekehrung waren die Grundsätze, welche die drei Ostmächte in dem am 19. November gemeinschaftlich unterzeichneten Protokoll niederlegten: „Sobald ein der europäischen Allianz angehöriger Staat durch Revolution eine Änderung seines innern Zustandes erleidet, hört er dadurch auf, Mitglied dieser Allianz zu sein und, bleibt von derselben solange ausgeschlossen, bis sein Zustand Garantien der legitimen Ordnung und der Dauerhaftigkeit bietet. Die verbündeten Mächte verpflichten sich, illegalen Reformen ihre Anerkennung zu versagen; um Staaten, in denen dergleichen vorgekommen, in den Schooß der Allianz zurückzuführen, behalten sie sich gegen dieselben zunächst freundliche Schritte, nötigenfalls aber Zwangsmaßregeln vor. Dieses Verfahren soll gegen das Königreich beider Sicilien angewendet werden."

Nicht die an sich ziemlich harmlose Erklärung vom 26. September 1815, sondern dieses Troppauer Protokoll und die Ausführung desselben ist es, was die Heilige Allianz bei Mit- und Nachwelt so sehr in Verruf gebracht, ihr eigentlich erst ihren spezifischen Charakter aufgedrückt hat. Jene Erklärung ist daran nur indirekt beteiligt insofern, als die Monarchen, indem sie die Verantwortlichkeit ihres Herrscheramtes gegen Gott so nachdrücklich hervorgehoben, umso eher geneigt waren, sich derjenigen gegen ihre Unterthanen zu entschlagen. Dieses dagegen schuf ein ganz neues, öffentliches Recht, eine Art internationaler Polizei, welche die Unabhängigkeit der Einzelstaaten aufhob und ihre innere Entwicklung unmöglich machte. Gleichzeitig aber mußte die Proklamirung dieser Grundsätze über kurz oder lang zu einem prinzipiellen Gegensatze zwischen den drei absolutistischen Mächten des Ostens und den beiden konstitutionellen des Westens führen, und wenn derselbe nicht sofort und in voller Stärke hervortrat, so lag dies, was England betrifft, an der noch fortdauernden Herrschaft der Tories, die, obgleich England der Heiligen Allianz nicht beigetreten war,

Digitized by Google

doch mit Beflissenheit in den Bahnen derselben wandelten, während Frankreich, noch zu schwach, um die russische Freundschaft entbehren zu können, sich sogar unter dem Jubel seiner Royalisten und Ultras von dem Kongreß zu Verona die Rolle eines Exekutors der Heiligen Allianz gegen die spanische Revolution zuteilen ließ. Aber die Existenz eines Parlamentes in London und in Paris genügte allein, um diese Opposition zum Durchbruch zu bringen. Hatte doch selbst der Hochtory Castlereagh nicht umhin gekonnt, jenes Prinzip der Intervention und der gegenseitigen Garantie unverzüglich und ausdrücklich zu verwerfen, und kaum hatte er mit eigner Hand einem Leben ein Ende gemacht, für das es aus selbstgeschaffener Verstrickung keinen Ausweg mehr gab, als Georg Canning durch die Anerkennung der Unabhängigkeit Südamerikas und die Verdrängung Dom Miguels aus Portugal der Heiligen Allianz ein gebieterisches Bis hierher und nicht weiter! zurief. Seine berühmte Rede im Unterhause vom 12. Dezember 1823, die stolzen Worte derselben „Wir sind im Begriff, die Fahne Englands auf den wohlbekannten Höhen von Lissabon aufzupflanzen; wo immer diese Fahne weht, dahin soll keine Fremdherrschaft kommen," sie wurden der Wendepunkt einer neuen Zeit.

Denn in dem nämlichen Augenblicke, wo Canning, dieser „fatale Mensch," dieser „entlarvte Jakobiner auf der Ministerbank," wie man ihn in Wien titulirte, so plötzlich das tiefgesunkene Ansehen seines Vaterlandes wiederaufrichtete, kam aus der Südostecke Europas der Stoß, welcher das Gebäude der Heiligen Allianz selbst zertrümmerte und den Bund, der sich eben erst die Vollmacht über die Geschicke des Erdteils beigelegt hatte, sprengte. Der Freiheitskampf der Griechen brachte den schon solange latenten Gegensatz zwischen Österreich und Rußland zum offenen Ausbruch. Für Österreich war die unversehrte Erhaltung der unschädlichen Türkei, die Abwehr ihrer weitern Schwächung durch den nordischen Nachbar ein ebenso dominirendes Interesse, wie Rußland durch die kirchliche Gemeinschaft mit den kämpfenden Glaubensbrüdern, durch seine ganze Geschichte, wenn auch nicht zum Freunde der Griechen, so doch zum Feinde ihrer Unterdrücker gemacht wurde. Vor der Wucht dieser Thatsachen hielt der zu Troppau und Laibach zustande gebrachte Sinneswechsel des Zaren nicht wider. „Hier gilt es Aufrechthaltung oder Untergang unsers politischen Systems!" ruft Gentz. Da aber Metternich auch hier kein Schwert in die Wagschale zu werfen hatte, so konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Obgleich die Sache der Griechen nächst dem Halbmond keinen erbitterteren Gegner gehabt hat als den österreichischen Staatskanzler, so hat doch die Ironie des Schicksals gewollt, daß gerade er es sein mußte, der, um nur schlimmeres zu verhüten, zuerst die Einmischung der Großmächte anregte, der, um die versteckten Untiefen der russischen Politik zu ergründen, zuerst das Wort „Unabhängigkeit der Griechen" aussprach. Von einer Position zur andern zurückgedrängt, konnte er nicht verhindern, daß Rußland durch das Petersburger Protokoll vom 4. April 1826

und durch den Londoner Traktat vom 6. Juli sich mit den Westmächten über eine Regelung der griechischen Frage verständigte, womit die ganze Parteistellung der Großmächte sich verschob. Die Schlacht bei Navarin, die nach dem Ausdrucke des Kaisers Franz alle Merkmale des Meuchelmordes an sich trug, that das Übrige. Der Bund der Ostmächte existirte nicht mehr.

Der Name der Heiligen Allianz hat zwar auch diese Katastrophe überdauert, er ist sogar durch die Julirevolution zu neuer Geltung gekommen; in Wirklichkeit wurde nur der alte Gegensatz zwischen Rußland und Österreich durch das gemeinsame Interesse des Zusammenhaltens gegen die von Westen her drohenden Gewalten der Zerstörung oberflächlich verdeckt.



Muscheln von der Insel Rügen.



nter den Inseln der deutschen Küste erfreut sich die größte derselben, die Insel Rügen, auch der größten Sympathien in ganz Deutschland, besonders bei den Bewohnern des Binnenlandes. Diese allgemeine Sympathie der Deutschen für das meerumschlungene Eiland an der nördlichsten Spitze des Ostseestrandes führt alljährlich viele Tausende von Reisenden nach den hervorragendsten Stätten der Insel, wo sich ihre eigentümliche Schönheit im hellsten Glanze zeigt. Was wohl am meisten die Sehnsucht nach dem Besuche Rügens weckt, ist das geheimnisvolle Wehen der Sage, welche die rauschenden Haine und die stillen Waldseen, die steilen Vorgebirge und den aus der Tiefe der Wellen heraufschimmernden weißen Meeresgrund mit leisen Klängen der Erinnerung an unsre deutsche Vorzeit umklingt.

Aber auch ohne den verklärenden Schein der Sage besitzt die Insel eine vielgestaltige und eigenartige Schönheit, die jeden, der ein offnes Auge für die Natur besitzt, anzieht und fesselt. Vor allem das Meer, das zumal den Bewohner des mittlern Deutschlands gewaltig ergreift und in seinen stetig wechselnden Erscheinungsformen dem Auge täglich neue Reize enthüllt; dazu der Strand mit seiner Mannichfaltigkeit an Steinen jeglicher Größe und Gestalt, von dem gewaltigen Felsblock, an dem tosend und schäumend sich die Welle bricht, bis zu den kleinen Kieseln, die durch die nimmer rastende Arbeit der Meereswogen zu völlig runder oder ovaler Form abgeschliffen sind, zwischen ihnen die verschiedenartigen Versteinerungen, Muscheln und Bernsteinstücke, die das aufgeregte Meer aus seinen Tiefen hervorwühlt; dazu die seltsame Vegetation, die das Meerwasser

Digitized by Google

aus dem feinen Sande hervorzaubert, lange, schmale Gräser, die die weißen, einförmigen Sanddünen beleben, Algen und Tange, die von dem Boden des Meeres nach der Oberfläche sich emporzuschlingen streben.

Wenn aber Rügen alle diese mannichfachen Reize des Meeresstrandes mit der ganzen langgestreckten Küste der Ostsee teilt, so besitzt es zugleich noch andre landschaftliche Schönheiten, die es vor allen Strandgegenden des deutschen Nordens auszeichnen und ihm einen durchaus eigentümlichen Charakter verleihen. Da sind in erster Linie die Kreidefelsen am nordöstlichen Strande von Jasmund zu nennen, die sich, wie in Stubbenkammer, bis zur Höhe von mehreren hundert Fuß über dem Meeresspiegel erheben. Und diese, trotz ihrer stetig fortschreitenden Verwitterung doch immer blendend weißen Riffe sind umsäumt von dem wunderbarsten Waldesgrün, das die Natur zum Schmucke über eine Landschaft ausbreiten kann. Die herrlichsten Buchendome wölben sich über den höchsten Spitzen der schneeweißen „Klinken", und der Blick des Wandrers, der am Rande dieser senkrecht in die Tiefe stürzenden Höhen unter dem grünen Blätterdache steht, schweift weit hinaus über die unendliche Fläche der blauen oder vom leichten Windhauche zu weißen Schaumwellen gekräuselten Flut. Und noch weithin ins Meer hinaus lassen sich die weißen Kreidebänke und Felsenriffe unter den durchsichtigen Wellen erkennen, bald den Gliedern eines versunkenen Riesenschiffes, bald auch den Zinnen und Mauern einer altertümlichen Stadt gleichend. Dieses geheimnisvolle Heraufschimmern des Meeresgrundes ist es auch gewesen, was die Veranlassung gegeben hat zu der Sage von der versunkenen Herrlichkeit der „Meereskönigin" Vineta, der mächtigen und reichen Seestadt, die einst an der Nordküste der Insel Usedom gestanden haben soll.

Mehr aber als alles dies verleiht die reizvolle, stetig sich wiederholende und in den mannichfachsten Formen wiederkehrende Mischung von Meer und Land dem Rügenschen Eilande sein ganz besondres Gepräge. Da der Kern der Insel nach verschiedenen Seiten hin von abgesonderten Höhenzügen, wie eine Festung von vorgeschobenen Forts, umgeben ist, so ist das Meer in alle Senkungen, welche die vorlagernden Höhen von dem eigentlichen „Festlande" trennen, hineingedrungen und umströmt so alle die einzelnen Glieder, die der Rumpf in den bizarrsten Formen und Gestaltungen ins Meer hinaussendet. Nirgends aber tritt die Zerrissenheit der Gestalt des Eilandes in solcher Mannichfaltigkeit und Abwechselung hervor wie bei der Halbinsel Mönchsgut, welche sich an die Granitz, eine von dem herrlichsten Buchenwalde gekrönte Erhebung im südöstlichen Teile der Hauptinsel, als deren südlicher Ausläufer anschließt. Der langgestreckte Höhenzug, welcher gewissermaßen das Gerüst der Halbinsel und zugleich die östliche Schutzmauer gegen die anstürmenden Wogen des Meeres bildet, entsendet wieder nach Westen zu verschiedene andre Höhenzüge, die teils in gleicher Höhe von dem östlichen Hauptzuge ausstrahlen, teils von demselben durch längere oder kürzere Bodensenkungen getrennt sind. Diese letztern, welche gleich schmalen

Bändern die vorgeschobenen Erhöhungen mit der Hauptkette verbinden, bieten meist ein vortreffliches Ackerland oder fette Weiden dar; es finden sich aber auch ganz öde Strecken, wo der Sand nur mühsam mit Strandgras bepflanzt ist, damit diese natürlichen Verbindungsbrücken, die alljährlich durch die Winterstürme aufs äußerste gefährdet sind, dem Wogenanprall einen stärkern Widerstand entgegenzusetzen vermögen. Überall aber, wo die schmalen Höhenriegel und die ebenso schmalen Verbindungsbänder fehlen, ist das Meer eingedrungen, sodaß die einzelnen Einbuchtungen des Meeres meist nur einige hundert Schritte von einander entfernt sind.

Dies alles in seiner Vereinigung bewirkt jenen ganz eigenartigen Anblick, den die Halbinsel Mönchsgut zum Entzücken der Maler, die sie zu ihrem Lieblingsaufenthalte gewählt haben, bietet. Steht man auf einem der Berge, so fällt das Auge zunächst auf die teils dichtbewaldeten, teils wohlangebauten Höhenzüge, deren schmale Ketten von beiden Seiten durch das tiefe Blau des Meeres umsäumt sind, und zwischen den Höhen dehnen sich saftig grüne Weidestrecken und graue Sandflächen aus, die wie Teppiche dazwischen gelegt sind, um des Menschen Fuß von einer Höhe zur andern zu leiten; ringsherum aber schmiegt sich das Meer in den buntesten Verschlingungen, während nach Osten der Blick ohne Schranken über die weite Fläche dahinschweift. So bietet die Halbinsel Mönchsgut auf kleinem Raume ein Bild der ganzen Insel, nur noch viel einheitlicher und geschlossener, viel bunter und mannichfaltiger als sonst.

Kein Wunder, daß die mannichfachen Schönheiten Rügens auch Dichtern, die, sei es durch dauernden oder nur durch vorübergehenden Aufenthalt, das schöne Eiland kennen gelernt, reichen Stoff zu Schilderungen boten.

Unter den Dichtungen Ludwig Theobul Kosegartens, der seit 1792 eine Reihe glücklicher Jahre als Pfarrer zu Altenkirchen auf Rügen verlebte, zeichnen sich gerade diejenigen Gedichte durch den Ton wahrer und warmer Empfindung aus, die sich auf Rügen beziehen. In seinem Gedichte „Arkona," einer Art Theodicee, schildert er, wie ein durch den Anblick eines Gewittersturmes und der durch ihn auf dem Meere und auf dem Lande angerichteten Verwüstungen in Zweifelsucht verfallenes Gemüt durch den Zauber der dem Ungewitter folgenden vollgestirnten Nacht und durch die Herrlichkeit der emporsteigenden Morgenröte dem Glauben an Gott wiedergegeben wird. In der That wird es wohl kaum einen zweiten Ort in Deutschland geben, von dem man in gleicher Weise eine solche Aufeinanderfolge der gewaltigsten Naturbilder in der kurzen Spanne weniger Stunden durchleben könnte, wie diese nach der einen Seite von fruchtbaren Saatgefilden umrahmte, nach der andern Seite weit ins Meer hinausragende Felsenspitze.

Mit Kosegarten eng verbunden und doch nach seinem Charakter als Dichter und Mensch durchaus von ihm verschieden war Ernst Moritz Arndt, der, in Rügen geboren und erzogen, anderthalb Jahre als Hauslehrer in der Pfarre Kosegartens

Digitized by Google

verweilte. Wie Arndt in seinem ganzen Wesen den eigentümlichen Charakter des kernigen, seine uralten Sitten treu bewahrenden Deutschtums seiner Heimatinsel repräsentirt, so hat er auch in seinen 1818 erschienenen „Märchen und Jugenderinnerungen" das deutsche Volk mit Rügen und seinem reichen Sagenschatze bekannt gemacht und so dazu beigetragen, daß die erst seit 1815 zurückerworbene Insel durch das Band wechselseitiger Sympathie rascher und enger mit dem deutschen Vaterlande verknüpft wurde, und die Erinnerung an die schwedische Herrschaft bald völlig verschwand.

Von andern, weniger bekannten einheimischen Dichtern, die Rügen im Liede verherrlichten, nennen wir nur einen, der für uns deshalb ein besondres Interesse hat, weil er einen der bedeutendsten deutschen Lyriker beherbergte und dadurch die Veranlassung wurde, daß auch dieser dann zum Preise Rügens die Saiten rührte. Wir meinen Adolf Friedrich Furchau, der mit Ausnahme der Studienjahre, die er in Göttingen verbrachte, Zeit seines Lebens in Stralsund, also wenn auch nicht auf Rügen selbst, so doch in unmittelbarer Nähe der Insel wohnte. Am 22. Februar 1787 daselbst geboren, ward er 1814 zum Prediger an der St. Jakobikirche erwählt, in welcher Stellung er bis zu seinem am 20. Juni 1868 erfolgten Tode verblieb. Von seinen Dichtungen haben verschiedene epische und lyrische die Schilderung der Natur und Geschichte Rügens zum Gegenstande: so sein Epos „Arkona. Ein Heldengedicht in 20 Gesängen" und die Liedersammlung „Die Insel Rügen. 12 Gedichte."

Bei Furchau verweilte im Sommer 1825 Wilhelm Müller, der liebenswürdige Dichter der „Müllerlieder" und lernte so Rügen und besonders die Halbinsel Mönchsgut eingehend kennen. Die Frucht dieses Besuches sind Müllers „Muscheln von der Insel Rügen," eine Sammlung kleiner, anspruchsloser Gedichte, die wenig bekannt sind, obwohl sie an Form und Gehalt hinter seinen übrigen Dichtungen nur wenig zurückstehen.

Wenn Wilhelm Müllers Poesie gerade darin ihren Reiz und ihren bleibenden Wert hat, daß er es verstanden, das Individuelle, von dem er ausgeht, zu verallgemeinern und so demselben eine höhere Bedeutung beizulegen, so werden wir auch bei seinen „Muscheln von der Insel Rügen" keine eigentlichen Schilderungen erwarten dürfen, umso weniger, als es eben Lieder und keine beschreibenden Gedichte sind. Bei einer Betrachtung der dreizehn Frühlingslieder, die er unter dem Titel „Frühlingskranz aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden" veröffentlicht hat, sehen wir, daß der Ort, wohin er diese Lieder verlegt, für den Inhalt ganz unwesentlich ist. Die Angabe des bestimmten Ortes hat für den Leser nur ein äußeres Interesse, insofern er daraus ersieht, an welchem Orte in dem Dichter die Gedanken und Empfindungen wachgerufen wurden, denen er in diesen Liedern, den „lieblichsten und zugleich schwungreichsten Produkten seiner Muse," wie Gustav Schwab sie nennt, Ausdruck verleiht. Aber in den Gedichten selbst erinnert kein Wörtchen an den Ort, wo sie entstanden sind, so

streng ist der individuelle Charakter abgestreift worden. Nur in dem Xenion, mit dem der Dichter diese Frühlingslieder seinem gastlichen Freunde, dem Grafen Kalkreuth, widmet, finden wir eine flüchtige Hindeutung auf den ursprünglichen Schauplatz. Wer die Villa Grassi am Eingange des Plauenschen Grundes — jetzt durch die großen Gebäude der „Aktien-Felsenkellerbrauerei" verdrängt — gekannt hat, wird zugeben, daß der Dichter doch mit wenigen Worten ein richtiges Bild entworfen hat, wenn er von seiner Muse sagt:

> In dem grünen Felsenthale
> Hinter dem Forellenbach
> Saß sie jüngst an deinem Mahle
> Unter deinem treuen Dach.

Anders verhält es sich mit den „Muscheln von der Insel Rügen." Zwar finden wir auch hier keine dichterischen Schilderungen der landschaftlichen Schönheiten Rügens, aber doch in den meisten dieser kleinen Lieder eine lebendigere Bezugnahme auf die Natur des Rügenschen Eilandes, auf seine charakteristischen Erscheinungsformen und Naturereignisse, sowie auf die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner.

Gleich das zur Einführung vorausgeschickte Gedicht beginnt mit einer schönen, naturwahren Schilderung der Herrlichkeit des brandenden Meeres. Wir sehen hier, daß auch Müller, wie alle Bewohner des Binnenlandes, den ersten und mächtigsten Eindruck von der gewaltigen Schönheit des Meeres erhielt von dem reizvollen Spiele der schäumenden Wellen, das die Dichter aller Zeiten besungen haben und das auch heute noch, wie vor Jahrtausenden, die Dichter zu immer neuen Liedern begeistert. Wie Goethes „Iphigenie" mit jenen bekannten Versen beginnt, in denen der Dichter den mächtigen Eindruck schildert, den die vom Mittagswinde an das Gestade des Gardasees getriebenen Wellen in ihm hervorriefen, so beginnt auch Müllers Dichtung mit einer farbenprächtigen Schilderung der gegen das Ufer anstürmenden Meereswogen:

> Es braust das Meer, die Wogenhäupter schäumen,
> Die Brandung stürmt die Burg des Felsenstrandes,
> Und mit dem großen Orlogschiffe treiben
> Die Wind' und Fluten ihre wilden Spiele,
> Wie Kinder mit dem leichten Federballe.

Doch dieses großartige Naturspiel, so sehr es ihn fesselte, bot für seine bescheidene Muse keinen entsprechenden Gegenstand:

> Sieh, meine Muse sitzt am Fischerheerde
> Und läßt den grausen Sturm vorübertoben,
> Ein Pilgermädchen aus dem Mittellande,
> Verschüchtert von den neuen Meereswundern.

Wenn daher der Dichter fortfährt und erzählt, wie seine Muse erst dann, „als die Flut sinkt und sich zum Spiegel ebnet, als die Winde heim in ihre Klausen segeln und auf dem weichen Bett des Dünensandes die klaren, blauen Wellen

Digitized by Google

sich verspülen," am nassen Strande umherschweift und sich Muscheln zu Kränzen sammelt, so liegt in dieser Schilderung eine treffende Selbstkritik; in weiser Selbsterkenntnis und richtiger Schätzung der ihm verliehenen Dichtergaben fühlt und bekennt er, daß nicht die gewaltigen Szenen des erhabenen Meeres, auch nicht der weite Blick über die bunte Mannichfaltigkeit des Eilandes es ist, was ihn zu dichterischer Wiedergabe anregt und zu dessen Darstellung seine Kunst ihm befähigt erscheint. Vielmehr ist es das Kleinleben der Natur — in dem Sinne, in welchem Goethe das Wort im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit" gebraucht —, das seiner Muse neue Stoffe oder richtiger neue Anregung bot. Denn neu ist eigentlich nur die Einkleidung, die neuen Bilder und Vergleichungen, welche Wilhelm Müller für seine „Muscheln" dem Meere und seinem Gestade entnahm, während die Stoffe dieselben sind wie bei seinen übrigen Liedern. Alle diese neuen Motive, die er am Rügenschen Strande fand, dienen ja nur dazu, den innersten Empfindungen des liebenden Herzens, in deren getreuer und lebenswarmer Wiedergabe der Zauber seiner dichterischen Kunst begründet ist, zu einem deutlichen, sinnbildlichen Ausdruck zu verhelfen. So ist es denn dem Dichter in seinen „Muscheln" nicht um die Wiedergabe der mannichfaltigen Naturbilder zu thun, sondern um den Ausdruck der Gefühle und Stimmungen seines Seelenlebens, sei es daß diese an die Betrachtung der neuen Welt, die ihn umgiebt, anknüpfen, sei es daß die neuen Anschauungen ihm dazu dienen müssen, neue Seiten der Empfindung seines reichentfalteten Gemüts für die dichterische Darstellung zu erschließen.

Hiermit hängt es zusammen, daß man nach unmittelbaren Schilderungen der eigentümlichen Schönheiten Rügens in diesen Gedichten vergeblich sucht. Wohl aber finden wir in einzelnen gelegentlichen Wendungen die treffendste Auffassung und Wiedergabe eines landschaftlichen Bildes. So enthält das Gedicht „Das Hünengrab" eine kurze, aber lebendige Schilderung der lebhaften Kontraste, denen die Insel ihren Reiz verdankt. Im Anschluß an die Sage, daß jene Gräber, die fast alle auf den schönsten und höchsten, eine weite Umschau bietenden Hügeln liegen, sich alle hundert Jahre einmal öffnen, um ihren Bewohner in die freie Welt hinausschauen zu lassen, läßt der Dichter den seinem Grabe entsteigenden Bewohner ausrufen:

> Die Luft so frisch, wie immer,
> Das Meer noch dunkelblau,
> Die alten weißen Dünen,
> Die junge grüne Au!

Besonders aber sind es Vergleichungen und Bilder, den eigentümlichen Gegenständen und Erscheinungen Rügens entlehnt, welche dem Dichter Gelegenheit geben zu malen; und gerade der Umstand, daß die Schilderung nicht Selbstzweck ist, sondern dazu dienen soll, das eigentliche Objekt der Darstellung noch schärfer zu erfassen, hat den Dichter genötigt, die einzelnen Naturgegenstände

Digitized by Google

eben aufs schärfste nach ihrer Eigenart aufzufassen und durch die treffendsten Wendungen wiederzugeben. Da er mit der „weichen und weißen Kreide an Jasmunds Küste" die Haut des geliebten Mädchens vergleicht, so giebt ihm dies Gelegenheit, das wunderbare Farbenspiel zu schildern, das die Strahlen der aufgehenden Sonne an den Kreidefelsen hervorzaubern:

Und deine Wangen glühen,
Wie wenn der Morgenschein
Mit seinen roten Strahlen
Bemalt den bleichen Stein.

In ähnlicher Weise sucht er die trübe Stimmung des „Taugenichtses, der seine Mähderin in Wittows weizengrünen Auen verlassen muß, weil er nur dazu gut ist, in Jasmund Kreide zu hauen," dadurch zu versinnbildlichen, daß er die „Schmale Haide,"*) jenen unfruchtbaren, sandigen, mit spitzen Steinen besäten Landstrich, der die Halbinseln Wittow und Jasmund verbindet und den jener deshalb durchwandern muß, mit folgenden, ihm in den Mund gelegten Worten schildert:

Verdammte lange, schmale Haide!
Zu beiden Seiten drummt das Meer;
Versteckt in einem Aschenkleide
Senkt sich der Himmel tief und schwer.
Im Wege liegen scharfe Steine
Und schneiden in die Sohlen mir.

Wie der Dichter so im Vorübergehen Einzelheiten des Rügenschen Landes schildert, so baut sich ein kleines, aber zugleich eines seiner schönsten Lieder auf dem einen Vergleiche mit dem Meere auf, dessen Oberfläche trotz seiner majestätischen Ausdehnung doch jede Veränderung der Himmelsfärbung wiederspiegelt und von jedem Windhauche erregt wird. Es ist das Gedicht „Himmel und Meer":

Wie sich im Meere jede Wolke malt,
Wie's alle Sonnenstrahlen wiederstrahlt,
Wie es bei jedem leisen Hauche bebt,
Der aus der fernen Höh' herniederschwebt;
So ist mein Herz dein Meer, mein Himmel du!
Wann gönnest du den Wogen endlich Ruh?

Manchmal entlehnt der Dichter auch nur die Situation, die vorausgesetzt wird, den eigentümlichen Bodenverhältnissen Rügens, wie in dem Gedichte „Die Steine und das Herz." Der Geliebte spricht:

Ich steh' am Ufer bei dem Binnensee;
Es thut das Herz mir nach der Liebsten weh,
Die drüben sitzt und nicht herüber kann.

*) Eigentlich ist die „Schmale Haide" der Landstrich, der die Halbinsel Jasmund mit der Granitz verbindet, während der öde, schmale Landstrich, welcher Jasmund und Wittow verbindet, die „Schabe" heißt.

Dies wird nur dann verständlich, wenn man die Gestalt der Insel Rügen ins Auge faßt: die Binnenseen sind die zwischen den Halbinseln und Vorsprüngen Rügens einströmenden Meeresarme, die oft sehr schmal und zum Durchwaten seicht sind. Deshalb sieht der Geliebte sein Mädchen am andern Ufer und hofft mit den runden, weißen Steinen, die er vom Ufer aufhebt, es erreichen zu können; doch vergebens, denn „keiner fliegt bis an den lieben Strand," und so bricht er in die schmerzliche Klage aus:

> Ihr Steine, seid ihr denn so groß und schwer!
> Ich dächte wohl, mein Herz, das wär' es mehr,
> Und fliegt doch ungeschleudert hinterdrein,
> In ihre Hand, in ihren Schooß hinein.

Freilich dürfen wir uns nicht verhehlen, daß Vergleichungen dieser Art doch zu wenig nahe liegen, als daß sie nicht einen etwas gesuchten Eindruck machen müßten. Dies gilt auch von der Vergleichung des von Kreide rings umgebenen Feuersteins mit dem falschen Herzen der Geliebten, deren weiße Haut ebensowenig das schwarze Herz im Innern verrät, wie der weiche und weiße Kreideball den harten und schwarzen Feuerstein.

Aber auch die sagenhafte Stadt Vineta auf dem Grunde des Meeres wird nicht um ihrer selbst willen, nicht wegen der geheimnisvollen Sagen, die sich an sie knüpfen, poetisch verherrlicht, sondern auch sie wird nur als dichterisches Bild verwertet. Wie der Schiffer, der einmal die Glocken aus dem Grunde des Meeres hat heraufklingen hören und den Wiederschein ihrer Zinnen auf dem Wasserspiegel erschaut hat, immer wieder nach derselben Stelle fährt, ob auch rings die Klippe droht, so klingt aus dem Herzen des unglücklich liebenden dumpfer Klang empor, und die Trümmer der schönen Welt, die da versunken ist, spiegeln sich oft im Spiegel seiner Träume:

> Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
> Mich versenken in den Wiederschein,
> Und mir ist, als ob mich Engel riefen
> In die alte Wunderstadt herein.

In einem andern Gedichte verwendet W. Müller auch eine Erscheinung aus der Tierwelt Rügens zu einem solchen Bilde. Man erzählt sich von der Möve, daß sie den Seehund, der am weichen Strande schläft, bewache und ihn anfliege, wenn die Jäger nahen, sodaß er ins Meer entfliehen kann. Nach einer Bemerkung hat der Dichter selbst diese Erscheinung von dem Vorgebirge Kiköver (d. h. Kucküber) oder Granitzort am nordöstlichen Ende der Granitz aus beobachtet. So vergleicht er denn nun die Möve mit der treuen Geliebten, die den in die hohe See hinausfahrenden Geliebten begleiten möchte; wenn ihr auch die Schwingen fehlen, so folgt ihm doch das Herz auf seiner gefährlichen Fahrt.

Einige der „Muscheln von der Insel Rügen" beziehen sich speziell auf die Halbinsel Mönchsgut und deren Sitten und Gebräuche. An die

Digitized by Google

eigentümliche Tracht der Jungfrauen, „von schwarzem Stoffe und ehrbarer Steifheit," die ihnen an einem bestimmten Tage feierlich angezogen wird, erinnert das Gedicht „Die Einkleidung." Ein andres „Die Bräutigamswahl," geht auf eine sonderbare Sitte zurück, die freilich längst geschwunden ist. Die Erbtöchter auf Mönchsgut wählten ihren Bräutigam selbst, indem sie die Schürze aus dem Fenster hingen und dem Burschen ihrer Wahl ein seidnes Tuch zum Pfande gaben. Der Dichter führt uns in dem ergreifenden Gedichte „Bräutigamswahl" die Klage eines Mädchens vor, dessen Geliebter weit übers Meer gefahren ist. Ihre Mutter dringt in sie, daß sie sich verheiraten solle, und hat deshalb die Schürze vor die Thüre gehangen. Wohl gehen viele Burschen vorüber, nur der nicht, den sie liebt. Deshalb will sie die Schürze hinaus übers Meer senden, ihm ihre Liebe zu künden:

> Und ist er nicht über den Fluten zu sehen,
> So mußt du tiefer hinuntergehen;
> Dann merkt er in seinem erwachenden Sinn,
> Wie treu ich im Tod ihm gewesen bin.

Ähnlichen Inhalts ist das Gedicht „Die Braut." Die Mutter hat der Tochter eine blaue Schürze gegeben, das Zeichen der Braut. Diese aber will wohl in die Kirche gehen, doch nach dem Plätzchen am Altare, wo — auf eignen kleinen Schemeln — die Witwen sitzen.

Einen patriotischen Anlauf nimmt das letzte Gedicht „Der Adler auf Arkona." Arkona, die nördlichste Spitze des deutschen Vaterlandes, „der Adlerhorst, dessen Spitze vom Schlag der Wellen borst," ist dem Dichter ein Bild des deutschen Landes, dessen Zerrissenheit die „Risse und Spalten, die den festen Stein splittern," versinnbildlichen. Doch wie auf diesem Felsenthrone als Hüter deutschen Landes der Adler, der „freie Wolkensohn," thront, so soll der deutsche Adler, da das Reich in Stücke brach, „deutsches Volk und Land, deutsche Sitte und Zunge, deutsche Stirn und Hand hüten" und so das deutsche Volk mit geistigem Bande einen und zusammenhalten.

Man sieht also: Während in den Liedern des „Frühlingskranzes aus dem Plauenschen Grunde" jede Beziehung auf den Schauplatz der Dichtung fehlt, gehen die „Muscheln von der Insel Rügen" gerade von den eigentümlichen Bildern der Insel aus, und der Dichter verwebt sie in seine Lieder und verwertet sie teils zu Vergleichungen, teils als den Schauplatz bestimmter Situationen. Daher haben sie auch, gleich der Insel, der sie entstammen, ein so eigenartiges Gepräge. Nur einzelne der „Lieder aus Franzensbad bei Eger" enthalten ähnliche Benutzung bestimmter landschaftlicher Bilder zu allgemeinen Vergleichungen, wie besonders das Gedicht „Auf der Höhe von Schönberg."

In diesem eigenartigen Gepräge der „Muscheln von der Insel Rügen" liegt es wohl auch begründet, daß sie heutzutage fast vergessen sind. Bei nicht wenigen von ihnen erschließt sich der Inhalt dem Verständnisse für den, der

Digitized by Google

das Rügensche Eiland nicht kennt, nicht aus sich heraus, sondern nur durch eine Erklärung der zu Grunde liegenden Naturerscheinung und Volkssitte. Daher boten sie auch keinen geeigneten Text für die musikalische Komposition dar, die nur das Lied in seiner reinsten Gestalt und von allgemeinstem Inhalte zu illustriren vermag.

Das heutige Feuilleton.

Sag mir, warum dich keine Zeitung freut? —
Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.



nter allen Einrichtungen des öffentlichen Lebens fordert keine so dringend eine scharfe Prüfung heraus wie die, welche als verkörperte Volksstimme alle andern zu richten sich anmaßt, die große Presse. Und doch kann keine eine nüchterne Beurteilung so wenig vertragen. Die stolze Berechtigung zum Richten, die, innerlich in nichts begründet, durch den Ton keder Anmaßung ertrotzt wird, verkehrt sich vor dem prüfenden Blick in ein erniedrigendes Selbstgericht. Wenn nun auch jeder Einsichtige, dem das Wohl unsers Volkes am Herzen liegt, dies Gericht über die jüdische liberale Presse im ganzen selbst vollzieht und tüchtige Männer in öffentlichem Kampfe gegen dies anmaßende, verderbliche Unwesen stehen, so hat es doch einem Gebiete des vielstraßigen Wirrsals, zu dem sich mannichfache Kräfte in einer heutigen Zeitung verbinden, vielleicht mehr als billig an dem nötigen Urteil gefehlt, das Feuilleton. Die abgelegene Stelle, an der es, dem Lärm des Tageskampfes entrückt, in beschaulicher Stille anscheinend harmlosere Gegenstände zum Nutzen friedliebender Gemüter behandelt und selbst den Frauen lebendigen Anteil an dem täglichen Erscheinen der Zeitung einzuflößen sucht, läßt das Feuilleton in den Hintergrund treten, wenn es sich um die Auffassung des wirkenden Charakters eines Blattes handelt, das dem unmittelbar gegenwärtigen Kampfe des Tages und seinen flüchtigen Ereignissen bestimmt ist.

Wir hoffen daher nichts Überflüssiges zu unternehmen, wenn wir in Umrissen zunächst ein Bild des heutigen Feuilletons zu entwerfen versuchen und seine hauptsächlichsten Arten kennzeichnen. Eine solche Zeichnung wird zugleich ein Urteil über den Wert des gezeichneten Gegenstandes in sich tragen. Ein weiterer Hinweis auf die innere Verwandtschaft dieses namenlosen Feuilletons mit dem ganzen Treiben unsrer neueren „deutschen“ Schriftsteller wird den feuilletonistisch zeitungsmäßigen Charakter unserer Literatur erläutern, die sich in

Digitized by Google

selbstüberhebendem Stolze gegen den Vorwurf des Epigonentums sträubt. Zwar glauben wir nichts neues zu sagen, wenn wir zeigen, daß das Feuilleton, bei aller vielgesichtigen Charakterlosigkeit des Zeitungswesens, trotz seines friedlichen Aussehens, mittelbar und öfter, als es scheint, unmittelbar denselben Zwecken dient, welche den allgemeinen Geist der Zeitungen bestimmen; aber vielleicht ist es nicht nutzlos, darauf im Zusammenhange hinzuweisen. Einen Spruch zu fällen über den sittlichen und volksbildenden Wert oder Unwert einer Gattung, die sich gegen jede sittliche Beurteilung sträubt, scheint um so überflüssiger, als die innere Empfindung jedes einzelnen ein solches Urteil unter dem gegenwärtigen Eindruck sicher und lebhaft fällt. Dennoch wird in einer vergleichenden Darstellung das allgemein gefühlte umfassender mit all seinen Folgen vor Augen stehen, als es durch Betrachtung eines Bruchstücks geschehen könnte.

1.

Euch ist bekannt, was wir bedürfen,
Wir wollen stark Getränke schlürfen.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.

Unsere Zeit ist arm an großen Werken der Kunst, aber sie ist groß in kleinen Formen der Kunstfertigkeit: sie glänzt in der Kleinmalerei, sie hat das moderne Klavierlied gebildet, sie rühmt sich der seelenzergliedernden Novelle; eine Form ist ihr besonders zu eigen, die kleinste und schillerndste von allen, das Feuilleton. Sie ist stolz darauf, sehr stolz, wenn wir den Lobrednern ihrer Größe, den Journalisten, glauben wollen, die sich im Glanze zeitungspapierner Herrlichkeit sonnen. Möge darob stolz sein, wems zukommt; wir Deutschen aber sollten ganz still sein, denn das Ding ist fremd wie sein Name. Freilich mühen wir uns redlich, der unhandlichen Sache beizukommen, und sollte dieser Fleiß weniger rühmenswert sein als bei so viel andern Dingen, in denen wir den „gallischen Sprung" nachahmen?

Betrachtungen über die Geschichte des Feuilletons würden uns tief ins vergangene Jahrhundert zu den „moralischen" und andern Wochenschriften zurückführen. Leiten seine frühesten Spuren auf England hin, das in heftigen politischen Tageskämpfen zuerst die moderne Gestalt der Tagesschriftstellerei entwickelte, so gehört doch seine Ausbildung Frankreich an. Die aufwühlende französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren politisch praktischen Zielen und den heftigen persönlichen Fehden zeigt durchweg einen journalistischen Zug, und ihr Beherrscher Voltaire kann als das Vorbild eines geistreich boshaften Feuilletonisten gelten. Er verdiente mit mehr Recht als der deutsche Lessing von unsern literarischen Zeitungsschreibern als Heiliger verehrt zu werden. Diese Geschichte des Feuilletons näher zu entwickeln, liegt hier, wo wir über

Digitized by Google

das Wesen des neueren deutschen Feuilletons handeln wollen, nicht am Wege. Eins nur müssen wir betonen: das deutsche Feuilleton stammt aus französischer Quelle und ist französisch geblieben bis heute, trotz alles liberalen Deutschtums. Heine und Börne, die Vorbilder und Hauptvertreter des sich bildenden deutschen literarisch-politischen Feuilletons, sind bis heute seine Meister geblieben. Beide lebten in Paris; Heine schrieb auch französisch für Pariser und Pariserinnen und wurde als französischer Schriftsteller geachtet; Börne schwärmte für eine Verschmelzung der Deutschen und Franzosen zu einem „Salat," denn „die Franzosen allein sind Öl, die Deutschen allein Essig, und sind für sich gar nicht zu gebrauchen, außer in Krankheiten." Die einzige frühreife Frucht dieser „weltgeschichtlichen" Verbindung, die leider nicht zustande kam, ist das französisch-deutsche Feuilleton, das leicht Gesunde krank machen könnte. Über Heines boshaft prickelnde, mit gefallsüchtiger Gefühlsseligkeit gemischte Frivolitäten und Börnes epigrammatisch bissige Sarkasmen sind die heutigen Feuilletonisten noch nicht hinausgekommen. Daß sie nicht mehr wie jene „großen Politiker" sich offen zu dem demokratischen Republikanismus bekennen dürfen, ist eine Ungunst der Zeit, in welche sie sich als kluge Leute zu schicken wissen. Noch ein Element ist dem Feuilleton seit jenen Tagen beigemischt, das jüdische. Die Entwicklung unsrer gesammten Presse war nicht darnach angethan, den Einfluß dieses mächtigsten Volkstumes zu verringern, welches das Feuilleton wie das ganze Zeitungswesen durchsäuert. Daß Heine, der Sohn eines jüdischen Kaufmanns, schmutzig erniedrigende Witze gegen seine eignen Stammesgenossen kehrte, macht ihm persönlich keine Ehre, es ist zugleich bezeichnend für den Geist des Feuilletons, das mit selbstgenügsamem Witze alles würzt, was ihm vorkommt, und „entschieden darüber aufgeklärt ist, daß es nicht um die vorkommende Sache, sondern um die Würze zu thun sei."

Diesem Gemengsel von Nationalitäten entspricht die schillernde, vielfarbig ineinander gerührte Mischnatur des Feuilletons. Es bewegt sich auf allen möglichen Grenzgebieten aller denkbaren Dinge, ohne sich einem einzelnen ehrlich hinzugeben; seinem Zurichtungseifer entgeht nichts, woraus es hofft, ein Körnlein Interesse herauspressen zu können. Die Summe aller Gesetze für seine Gestaltung liegt in dem Worte Voltaires: Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux. Als Erzeugnis einer Zeit, die überall Gegensätze aufhebt und Grenzen verwischt, als eigenste literarische Form eines schnelllebigen Journalismus, der hinter geistreichelnder Zusammenfassung mannichfacher Formen und Gebiete den Mangel an Gründlichkeit versteckt, tummelt sich das Feuilleton auf einem gemeinsamen Grenzrain von Poesie, Kunst, Gelehrsamkeit, Politik und Geselligkeit, den es sich in den untern Spalten der großen Zeitungen hergerichtet hat. Man müßte über die Mannichfaltigkeit des Inhalts dieser Plauderecke erstaunen, die „vieles bringt, um manchem etwas zu bringen," man würde sich über die wissenschaftlichen Bedürfnisse des großen Publikums wundern, wenn man nicht wüßte,

Digitized by Google

daß ein Feuilleton weniger durch den Inhalt belehren will, der ihm fremd ist, als durch die Form zu gefallen sucht, die sein eigen ist.

Die Form ist es, durch welche das Feuilleton an die Poesie angrenzt. Ähnlich wie von jener, kann von ihm der Spruch gelten: In der Form liegt sein Wesen. Es macht ganz ernstlich den Anspruch, zur Kunst gerechnet zu werden, es will gar darstellen wie die Kunst. Von der Poesie entlehnt es die Freiheit des Fortschreitens in der äußern Entwicklung, auch wo strengere Gesetzmäßigkeit der Gedanken sich ziemte. Äußere Freiheit geht ihm über innere Gesetzlichkeit; es sträubt sich leichtfertig, feste Gedankenbahnen in abgemessenem Schritte zu durchschreiten; lieber hüpft es ziellos seitab durch blumige Gänge und blühende Thäler, da ihm die Heerstraße zu mühsam und zu staubig dünkt.

Es borgt ferner von der Poesie den sinnlichen Schmuck der Gestaltung. Unsinnlich lehrendes Wissen dünkt ihm pedantisch steif und trocken, allgemeine Begriffe und Gedanken wandelt es in lebende Anschauung eines einzelnen um, die sich zum Bilde rundet. Der echte Feuilletonist sagt nicht: „Das Feuilleton gleicht einer Frau,“ nein, er läßt eine, natürlich geistreiche, Frau sagen: „Ich liebe das Feuilleton, denn es ähnelt uns, es ist ein Weib.“ Und des weiteren läßt er seine Herrin ihren Schützling verteidigen gegen einen grobstumpfen Deutschen, der die Vorzüge solch prickelnd französischer Kleinkunst nicht empfindet. Freilich wird der duftende Salon der bekannten „gnädigen Frau,“ in dem sich die Herren des „Berliner Montagsblattes“ allwöchentlich versammeln, auf die Dauer etwas langweilig, so künstlich sie auch den buntschillernden Stoff des glänzenden Besuchskleides in immer neue Falten zu ordnen suchen.

Zum Gefühle möchte das Feuilleton sprechen wie die Poesie; darum sucht es Stimmung zu wirken und müht sich, aus einer Stimmung geboren zu werden. Ein Feuilleton ohne Stimmung ist eine Zeichnung ohne Farbe. Drum sagt es nicht, was zu sagen wäre, schlicht und gerade; es verwälscht alles auf eigne Weise und verbildet das einfachste zu einem seltsam gefärbten, das sich als aus der sonderwilligen Eigenart des Schreibenden gekommen darstellt. Die Feuilletonisten nennen das mit einem Kunstausdrucke „stimmungsvolle Farbengebung,“ die unbefangenen Leser nennen es erzwungene Künstelei. Künstelei ist alles, was poetisch am Feuilleton sein möchte, und künstlerischer Mühe nicht wert. Bunter Flitter über innere Blöße gehängt, ein Schaumäntelchen, um seelische Leere zu verstecken. Das Feuilleton mißbraucht die Kunst als Mittel, jeden beliebigen Inhalt zu bequemer Unterhaltung herzurichten.

Mit der Schönheit hat dabei das Feuilleton so wenig zu thun wie die künstlich ausgeklügelten, auf blendende Wirkung berechneten Kleidermoden. Ein schönes Feuilleton wäre ein begriffliches Unding, aber ein „reizendes, pikantes, interessantes, geschicktes, effektvolles“ — das gilt und klingt. Schönheit ist zu hoch, zu selbstbewußt, „die Schöne bleibt sich selber selig,“ sie kokettirt nicht; Koketterie aber ist die Seele des Feuilletons. Es giebt in der That keinen

Digitized by Google

passenderen Vergleich für das Feuilleton als die geistreich elegante, gefallsüchtige Weltdame, die den Feuilletonisten so oft Modell stehen muß. Die Kokette will nur sich; nur von dienstergebener Bewunderung umschmeichelt, hat sie den vollen Genuß ihres Wesens: drum schmückt sie sich, bei innerer Kälte, mit den beweglichen Künsten der Gefallsucht, die ihrer Eitelkeit Knechte dingen. Alle Künste der leichtfertigen Kokette hat das Feuilleton willig erlernt, denn wer allen gefallen will, bedarf vieler Künste. Wie jene, hat das Feuilleton einfache Naivität und selbstvergessende Natürlichkeit nie verlieren können, weil es diese unbewußten Tugenden nie besaß. Es hat sich gewiß nie über einem Gegenstande vergessen, oft aber den Gegenstand über sich. Immer ist es in Stellung, in „Attitüde," macht „Posen," schauspielert und stellt vor; nie läßt es sich unbedacht gehen, da es sich nirgend unbeobachtet glaubt. Am wenigsten ist es da selbstvergessen natürlich, wo es durch berechnet unbewußtes Träumen oder scheinbar ursprünglich erhabene, hinstürmende Erregung listig Wirkungen erkaufen will. Diese süßwehmütig träumenden Seufzer und in pathetischem Brusttone donnernden Ergüsse sind Diener des Effekts so gut wie die witzigen Pikanterien.

Der Effekt, d. i. die Wirkung ohne zureichende Ursache, ein Erfolg, dessen Größe den inneren Wert der Ursache überschreitet, ist das Ziel und der Leitstern des Feuilletons. Der Effekt ist eine augenblickliche Täuschung, die eine geschickte Steigerung äußerer Mittel durch verblüffende Überraschung dem Gemüt abzuschwindeln weiß. Äußerlicher Schein bei innerer Leere sind die Merkmale dieses künstlerischen Afterwertes, der die Zeiten sinkender Kunst begleitet. Das Feuilleton weist alle Kennzeichen dieser herzlosen Effekthascherei auf; es weiß seine innere Unwahrheit in alle Formen gefälliger Koketterie bis zur Miene sittlicher Überzeugungstreue zu verkleiden. Daß dabei das „Gefällige" vorherrscht, ist bei einer Gattung erklärlich, die vom Gefallen lebt. Das sicherste Mittel und das leichteste, den gewünschten blendenden Effekt zu erlangen, welcher sich der Einfachheit versagt, ist die Mischung verschiedenartiger Bestandteile zu einer scheinbaren Einheit.

Das erste, zweite und dritte dieser Mischung ist der bekannte geistreichelnde Witz, den die aufdringlichen Anpreisungen der jüdisch-deutschen Zeitungen mit ihren „geistvollen Federn erster Schriftsteller" zum Überdruß verkündigen. Als ein Beispiel für viele geben wir einige Sätze aus der Ankündigung des „Berliner Couriers" (eines Ablegers des „Berliner Börsen-Couriers" übelriechenden Leumunds), der sich nach vierteljährlichem Bestehen bescheiden die interessanteste Zeitung Berlins nennt: „Der »Berliner Courier« ist eine Zeitung, die in einer bisher in Deutschland [glücklicherweise!] noch nicht bekannten Form vor das Publikum tritt. Leicht und gefällig im Ton, fesselnd und unterhaltend zu sein, das Trockene, Gleichgiltige, Nebensächliche zu vermeiden, das Interessanteste zu bieten — das ist sein kurzes Programm. . . . Alles, was diese Behandlung zuläßt, wird im Tone leichter, möglichst geistvoller Plauderei vorgetragen werden...

Artikel über die Stoffe des Tages und eine Fülle von Rubriken »Was sich Berlin erzählt,« »Hof und Gesellschaft,« »Hier und dort,« »Vor den Kulissen,« »Hinter den Kulissen,« »Auf der Parlamentstribüne,« »Im Parlamentsfoyer,« »Charakterköpfe,« »In den Ferien« .... jede redigirt von einer ersten feuilletonistischen oder politischen Kraft —, sie werden in stetem buntem Wechsel das Interesse durch ihre Frische, ihre Mannichfaltigkeit rege halten." Man kann diese knoblauchduftende Anzeige, die sich auf die Ausbeutung der gemeinsten Skandalsucht gründet und zweideutige Klatscherei in ein System bringt, nicht ohne ein Gefühl tiefer Verachtung lesen, dem nur das des schmerzlichen Bedauerns gleichkommt, daß solch widriger geistiger Schacher wirklich „erste" deutsche Schriftsteller dienstwillig findet, daß solch klotzig grobe Anpreisung hoffen darf, Leser anzulocken. Das Hauptreizmittel aber dieser Art für Volksbildung besorgten Presse ist jener jüdelnde Allerweltswitz, der heute Zeitungen wie Bühne giftig kalauernd beherrscht. Unsre wahrhaft großen Schriftsteller in ihrer kalten Verachtung des löschpapiernen Zeitungswesens verschmähten mit einfacher Größe jene witzelnde Gefallsucht; wie übel berufen sich unsre neujüdischen Allerweltswitzlinge auf Lessing, der nie unwissende Bosheit mit Witzeleien deckte! Lessings Witz ist ein sachlicher, stachlicher Witz; er vernichtet, wen er trifft, dem Pfeile vergleichbar, den der Schütze geradehin tötlich im Kampfe versendet; man zeige mir eine Stelle, an der Lessing witzelt um des Witzes willen! Die Witzeleien seiner vermeintlichen Jünger sind hämisch läppische Nadelstiche, bisweilen in Gift getauchte, und Witz um jeden Preis ist ihre Losung. Sie würden sich selbst bewitzeln, wenn die übrige Welt ihnen keinen Stoff mehr böte.

Aber dieser Witz ist nicht der Alleinherrscher, auch er steht im Dienste eines Mächtigeren, des interessant pikanten, dem das ganze Feuilleton dienstbar ist. Es wäre lohnend, die Entwicklung des „Interessanten" in der deutschen Literatur zu verfolgen, vom ersten schüchternen Aufleuchten in der steifleinenen Altväterlichkeit, entzündet durch romanische und französische Einflüsse, bis auf die heutigen Schriftsteller, die sich „pikanter" Darstellungsweise „interessanter" Gegenstände befleißigen. Friedrich Schlegel, der geistige Führer der romantischen Schule, der, halb noch ein „gelehrter Schriftsteller" im Sinne Lessings, als Vertreter des Überganges zum modernen Literatentum gelten kann, nennt das Interessante die Seele der modernen Poesie. Vom Interessanten führt nach Schlegel die Begierde nach verstärkten Reizen einerseits über das „Pikante" zum „Frappanten," andrerseits zum „Faden" und „Choquanten." Schlegel hat hier als ein Prophet, der seine eignen Voraussagen später selbst bethätigend bestätigte, die Stufenleiter der Weiterentwicklung richtig angegeben, die eine Entwicklung zum Häßlichen wurde. Wir denken nicht daran, den Troß der heutigen Feuilletonisten oder auch nur die ersten unter ihnen im Ernst zu den deutschen Schriftstellern zu zählen, als solche, die ein Anrecht auf literarische Betrachtung hätten. Mit dem Zeitungshonorare haben sie ihren Lohn dahin. Aber als Abkömm-

Digitized by Google

ling einer literarischen Form, die bei Heine und Börne in der deutschen Literatur nun doch einmal mitgezählt werden muß, in einer Zeit, in welcher das journalistische Literatentum breit und behäbig den deutschen Parnaß besitzt, und ein Dichter, der nicht Journalist ist, als ein ungeschickter Geschäftsmann belächelt wird, hat wenigstens das Feuilleton als Gattung begründetes Recht, auf seinen literarischen Stammbaum geprüft zu werden. In der That fehlt unter den mannichfachen Zeichen eines überreizten Geschmackes, die Schlegel als Vorboten eines nahen Todes anführt, vom Interessanten bis zum Choquanten keines im heutigen Feuilleton, wie keines in der Dichtung gefehlt hat, die von der romantischen Schule bis auf unsre „realistischen" Romanschreiber führte. Aber das Interessante, das für Schlegel noch ein objektiv interessantes des darzustellenden Gegenstandes war, welches künstlerischen Wert nicht ausschloß, ist hier zum Pikanten einer prickelnden, verkünstelten Form geworden, die um des lieben Effekts willen jeden beliebigen Gegenstand mit ihrer Brühe übergießt. Der echte Feuilletonist schreibt über die Generalsynode genau so „reizend pikant" wie über die Aufführung der neuesten Pariser Operette. Er zwingt mit gewaltthätiger Mißachtung der besondern Natur der Gegenstände einem jeden seine eigne leichtfertige Weise auf.

Es ist eine bedeutungsvolle Thatsache, daß uns, bei allem Aufschwung der auf sinnlicher Beobachtung ruhenden Naturwissenschaften, die Fähigkeit gegenständlicher Schilderung erschreckend verloren gegangen ist. Wir Deutschen haben darin große Meister gehabt, obwohl wir im ganzen glücklicheren Völkern nachstehen mußten, die uns in klarer Gestaltung der umgebenden Welt übertreffen. Aber dem großen Vorbilde, das Meister wie Goethe und Alexander von Humboldt uns gegeben, wissen wir nicht mehr zu folgen. Blendende Beleuchtung, scharfe Schlaglichter, dramatische Accente, willkürliche Betonung einzelner Teile, geistreiche Auffassung und überraschende Gruppirung, alles einseitige Halbvorzüge der Subjektivität, sollen ersetzen, was an ruhig sicherer Zeichnung der Linien, an liebevoller Gegenständlichkeit der Auffassung zu vermissen ist. Die heutige kritisch forschende Schule von Historikern kann man unsrer Behauptung nicht entgegenhalten, denn wieviele dieser gelehrten Geschichtsforscher wissen sich wirklich einen Platz in der Literatur ihres Volkes zu erringen wie ihr Meister Leopold von Ranke? Wieviele lernen überhaupt künstlerisch darstellen? Wie viele dringen über den engen Kreis von Fachgenossen hinaus, dem es nur um den Stoff zu thun ist? Einem der wenigen, denen das gelungen ist, dem „zeitungsgerühmtesten" Historiker dieser Jahre, Theodor Mommsen, ist der Vorwurf geistreich gefärbter Subjektivität nicht zu ersparen; vor allem ist ihm vorzuhalten, daß er die politischen Gegensätze der Gegenwart in die gegeschichtlich dargestellte Vergangenheit hineingetragen hat.

Es wäre ungerecht, wollte man dem Feuilleton allein oder hauptsächlich die Schuld für diese Entwicklung beimessen; verdankt es doch seine Ausbildung

Digitized by Google

eben dieser Zeit, die bei aller wissenschaftlich geschichtlichen Richtung in furchtbar harter Spannung der Gegensätze alle Streitfragen des Tages mit subjektivster Leidenschaft auskämpft. Aber nirgends tritt diese subjektiv charakterisirende Richtung unseres Geistes so verzerrt und widerwärtig hervor als im Feuilleton. Die „interessante Beleuchtung," die „geistvoll originelle Auffassung," die „eigenartig reizvolle, pikante Darstellung" ist ihm das erste, fast das einzig wichtige; die Thatsachen schlendern halb unbeachtet hinterher; sie werden gepreßt, gezwungen, verstümmelt, wie es dem Herrn Journalisten nach seinem augenblicklichen „Standpunkte" beliebt. So erleben wir täglich die Seltsamkeit, Bilder anschauen zu sollen, die aus lauter Beleuchtung bestehen, und Suppen vorgesetzt zu bekommen, die nichts als Würze sind. Die Kunst der Charakteristik, deren höchstes Gesetz früher sorgsam schonendes Eingehen auf die Eigenart des zu charakterisirenden war, ist unter den Händen der Zeitungscharakteristiker zu einer Afterkunst geworden, die es verstehen muß, die widersprechendsten Dinge unter eine grelle Beleuchtung so zu vereinen, daß ein Schein der Zusammengehörigkeit entsteht. Die Formen und die gestaltgebenden Umrisse der Dinge schont diese „Kunst" so wenig wie die neueste farbenschwelgerische Malerei, der es auch nur um Beleuchtungseffekte zu thun ist. Daß die also entstandenen Bilder nicht Charakteristiken, sondern Karikaturen sind, kann die künstlich grelle Beleuchtung kaum notdürftig verdecken; wie bald aber schwindet die hin, und jene „Meisterwerke" hören überhaupt auf, Bilder zu sein. Ein berühmter Charakteristiker der jüngsten Vergangenheit, nebenbei noch ein wirklicher Schriftsteller, Karl Gutzkow, hat diese zarte Grenzlinie zwischen Charakteristik und Karikatur schon überschritten. Uns dünkt, als ruhe der wirksamste Hebel seiner für ehrliche Charakterzeichnung allzu geistreichen Charakteristiken auf der Übertreibung, die das eigenste Kennzeichen der Karikatur ist.

Von den äußern, sinnlichen Mitteln, mit denen die Feuilletonisten den eben bezeichneten Zielen zustreben, ist das vornehmste die Sprache, welche die Herren zu einem eignen Feuilletonstil ausgebildet haben. Im Hinblick auf diesen Stil, dessen Wesen dem Unkundigen ein Geheimnis bleibt, hat irgend jemand aus der Zunft gesagt, es wäre leichter, ein Buch zu schreiben als ein gutes Feuilleton. Das wäre nun freilich ein Buch, das besser ungeschrieben bliebe. Die Feuilletonisten rühmen das ungezwungene, gefällige, absichtslose ihrer Schreibweise, die elegante, zierlich geschickte Satzfügung, die glänzenden Antithesen, die schneidige Klarheit ihres Satzbaues. Wir lassen das alles als allgemeine Vorzüge jeder guten Schreibart gelten, können jedoch die besondern Merkmale des feuilletonistischen Stiles darin nicht erblicken. Dieser kennzeichnet sich einerseits durch eine gewisse Nachlässigkeit im Ausbau der Gedanken, deren wir schon oben als einer von der Poesie erborgten Freiheit gedachten. Die wesentlichste Eigenschaft der feuilletonistischen Schreibart aber ist eine Überladung, die in flüchtigen Blättchen erträglich sein kann, in längeren Aufsätzen unausstehlich wird. Die

Digitized by Google

Feuilletonisten thun freiwillig, was dem armen Schmock in Freytags „Journalisten“ so schwer wird, sie geben Aufsätze „aus lauter Brillanten.“ Freilich was für Brillanten! Schillernder Glanz bürgt nicht für die Echtheit des Wertes. Sie häufen Witze, Bilder und Antithesen, drechseln die Sätze zu zierlichen Kränzchen, feilen die Gedanken zu den schärfsten Spitzen, gaukeln in Paradoxen hin und wieder und spielen mutwillig mit einer Fülle von schaumgoldnen Kugeln. Es ist unmöglich, ohne Abspannung dreißig Seiten Wiener Feuilleton zu lesen, das immer prickelt und schillert, reizt und stichelt, aber nie befriedigt, nie Ruhepunkte giebt. Wer es vermöchte, tränke Liqueur aus Wassergläsern. Und doch muten das einzelne Feuilletonisten ihren Lesern zu, wenn sie ihre Blättchen zu Büchern geschichtet herausgeben, um sich ein Winkelchen in der deutschen Literatur zu sichern. Wir kommen hierauf noch zurück. Für jetzt sei nur bemerkt, daß erst bei der Vergleichung mit der edeln Einfachheit des Buchstils die anspruchsvolle Nichtigkeit, die kunstwidrige Aufdringlichkeit der feuilletonistischen Schreibweise ganz zu Tage tritt. Die einzelnen Sätze, die sich in neidischem Schillern aneinanderstoßen und eigensüchtig zu überstrahlen suchen, ordnen sich nie zu einem einträchtigen Gedankenstrom zusammen, der im Buche so bezaubernd wirkt, sie führen jeder mit seinem Nachbar Krieg, wie die eisernen Männer des Jason. Ein umfassender Aufbau, der in die Weite und Höhe trachtet, kann dabei nicht gelingen; er ist ohne Unterordnung unmöglich. Wir können einen Stil nicht schön finden, ja wir können eine Schreibweise in Wahrheit gar nicht Stil nennen, welche das, was man von je als Kennzeichen der Manier angesehen hat, zum leitenden Grundsatz erhebt, die schonungslose Einzwängung des Gegenständlichen in eine durch willkürliches Belieben gebildete Form. Die geistreichste Manier aber ist hier, als die in der Regel willkürlichste, am meisten zu mißbilligen.

Können wir schon die künstlerisch formale Seite des Feuilletonstiles nicht billigen, so müssen wir die rein sprachliche entschieden verdammen. Das Feuilleton schleppt die zahlreichen Neubildungen, welche das tägliche Bedürfnis und gedankenlose Schluderei in den Spalten unsrer Zeitungen täglich gebiert, in die Literatur hinüber; das Feuilleton schmuggelt, in dem Bestreben, durch ungewohnte Ausdrucksweise neue Reize zu erzeugen, täglich neue Fremdwörter, vorzüglich aus den benachbarten französischen Zeitungen, in unsre durch unnütze Fremdwörter schon übermäßig belastete Muttersprache ein. Das Feuilleton befördert durch seine flüchtige Schreibweise das Streben unsrer „zeitungsdeutschen“ Zeit, die wenigen festen syntaktischen Bande, die unsrer Sprache noch eigen sind, und wenigstens einen Ansatz zum Periodenbau gestatten, vollends aufzulösen. Dies durch viele Beispiele zu belegen, würde hier zu weit in grammatisch-stilistische Einzelheiten führen.

Wir greifen aus der Fülle von Beispielen nur einen Mann heraus, der den Lesern dieser Blätter vielleicht bekannt sein wird. Gerhard von Amyntor,

ein beängstigend fruchtbarer Autor, der für einen konservativ und christlich sein wollenden Schriftsteller mit dem jüdischen Zeitungstume vom Schlage des „Berliner Montagsblattes“ bedenklich eng verbunden ist, bietet in seinen gesammelten Feuilletonaufsätzen (Auf der Bresche, Randglossen zum Buche des Lebens u. s. w.) ein Deutsch, das undeutscher nicht gedacht werden kann. Es mag persönlicher Geschmack sein, daß uns seine gespreizte Schreibweise das Gegenteil wahrer Vornehmheit zu sein dünkt; auch der Nachweis, daß sein eintönig formloser Satzbau von bedenklicher stilistischer Unkraft zeuge, würde über die Grenzen unsrer Aufgabe gehen; aber sein buntscheckig zusammengewürfelter Wortbestand fordert jeden Deutschen, der seine Muttersprache kennt und liebt, zum stärksten Ausdrucke der Mißbilligung heraus. Die heißspornigen Bestrebungen der einseitig deutschtümelnden Sprachreiniger sind noch immer zu Schanden geworden, und mit Recht. Daß aber ein deutscher Schriftsteller, wo ihm ein vollgiltiges, ausreichendes deutsches Wort zur Verfügung steht, das deutsche jederzeit dem fremden Ausdrucke vorziehen soll, ist eine so selbstverständliche, billige Forderung, daß man sich fast schämt, sie noch ausdrücklich aufzustellen. Gerhard von Amyntor aber begnügt sich nicht, in solchem Falle das Fremdwort anzuwenden, er sucht mit Fleiß den Leser durch möglichst weit hergesuchte Fremdausdrücke zu verblüffen und fügt den schon erschreckend zahlreich eingebürgerten Fremdwörtern ganz unnütz neue in solcher Menge zu, daß die ausländernden deutschen Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts gegen ihn fast als gute Deutsche erscheinen. Daß jene alten Herren, ehrlicher als die heutigen Sprachverfälscher, ausländische Worte im Druck auch als fremde kennzeichneten, spricht nur zu ihrem Lobe. So unerhört neu aber sind die Feuilletongedanken Gerhard von Amyntors nicht, daß sie mit dem vorhandenen Sprachschatze nicht auszudrücken wären, noch ist seine Sprachgewalt so groß, daß er zum Sprachschaffen Beruf hätte; ein Deutscher aber sollte, wenn durchaus neu gebildet werden muß, deutsche Wörter bilden, nicht fremden Wust herüberholen. Selbst der, welcher neben einiger klassischen Bildung französisch, englisch, italienisch und spanisch versteht, kann Gerhard von Amyntors Aufsätzchen nicht ohne Fremdwörterbuch und Konversationslexikon lesen. Wer seine Muttersprache durch solch fremdländisches Unwesen mißstaltet, hat nicht das Recht, sich einen deutschen Schriftsteller zu nennen, wenn man ihn, der mit solchen Künsteleien seine Gedanken aufzustutzen gezwungen ist, überhaupt einen Schriftsteller nennen darf. Daß Amyntor bei alledem ein berühmter deutscher Schriftsteller hat werden können, gehört in das traurige Kapitel von der literarischen Selbstachtung der Deutschen.

(Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google

Vom Leipziger Theater.



Am 30. Juni ist am Leipziger Stadttheater die sechsjährige Förstersche oder richtiger Neumannsche Ära — denn Förster war ja nur ein schöner Name, der Macher war Herr Neumann — zu Ende gegangen, und am 1. August wird der neue Direktor, Herr Stägemann, sein Amt antreten. Während des Monats Juli würde die Stadt Leipzig — was wirklich einmal eine Wohlthat gewesen wäre, die eine Art kathartischer Wirkung hätte ausüben können — ohne Theater gewesen sein, wenn nicht die Meininger den günstigen Augenblick erspäht und zu einem kurzen Interregnum in Leipzig ihren Einzug gehalten hätten.

Die Periode Neumann wird in der Geschichte des Leipziger Theaters nicht eben ein glänzendes Blatt bilden. Mit Kabale und Liebe hat sie vor sechs Jahren begonnen, mit der Götterdämmerung hat sie aufgehört — ihr Inhalt liegt in diesem Anfangs- und diesem Endpunkte ziemlich deutlich ausgesprochen. Ein größeres Verdienst wäre es gewesen, wenn sie mit Wagner begonnen und mit Schiller geendet hätte. Für wen die erste, vornehmste und edelste Aufgabe des Theaters in der Pflege eines guten Schauspiels besteht, für den waren diese sechs Neumannschen Jahre sechs magere Jahre, trotz der in aller Eile noch zu guter letzt arrangirten Cyklen Shakespearescher Königsdramen und Goethischer Schauspiele, unter denen der Götz von Berlichingen wieder als „romantisches Gemälde aus der Ritterzeit in sechs Akten" erschien — ein unausrottbares Erbstück aus der Wirsingschen oder noch früherer Zeit. Die Oper hat während der Neumannschen Ära durchaus das große Wort geführt, wie es eben gar nicht anders sein konnte, wo der „Operndirektor" thatsächlich der Theaterdirektor war; insbesondre hat der Wagnerhumbug in diesen sechs Jahren in Leipzig wahre Orgien gefeiert, und für noch eine Errungenschaft kann sich Leipzig bei Herrn Neumann bedanken, für die wirklich schamlose Theaterreklame, die in den letzten sechs Jahren in der Leipziger Lokalpresse emporgewuchert ist.

Die Entwicklung der Theaterreklame läuft zwar einigermaßen parallel mit der Entwicklung der Reklame überhaupt, die in der letzten Zeit auch in der Leipziger Presse wie in aller Tagespresse wahrhaft schreckenerregende Fortschritte gemacht hat. Dem Verfasser dieser Zeilen ging kürzlich ein charakteristisches kleines Dokument zur Geschichte der Reklame durch die Hände. Ende der dreißiger Jahre starb in Leipzig ein wirklich hervorragender Bürger, der sich um seine Vaterstadt unleugbare Verdienste erworben hatte. Ein Freund regte im Kreise der übrigen Freunde und Amtsgenossen des Verstorbenen die Frage an, ob man nicht neben der von der Familie zu erwartenden Todesanzeige einen kleinen

Digitized by Google

„politischen Aufsatz," wie man damals sagte — heute würden wir sagen: eine Notiz im redaktionellen Teil —, in die Zeitung bringen solle. Schließlich wurde der Gedanke einstimmig verworfen — aus Schamgefühl. Man meinte, es schicke sich das nicht, es könne falsch ausgelegt werden. Hätten wir doch heute noch einen Funken dieses Schamgefühls! Wenn heute der Markthelfer so und so sein „fünfundzwanzigjähriges Jubiläum" feiert, so sorgen die guten Freunde gewiß dafür, daß das wichtige Ereignis „in die Presse kommt" und daß die Verdienste des Biedermanns mit einigen Pharisäerphrasen an die große Glocke gehängt werden, und die Redaktionen — nehmen diesen Quark! Noch 1860 kannte man in Leipzig keine eigentliche Reklame. Erst im Laufe der sechziger Jahre ist sie aufgekommen, und seit dem deutsch-französischen Kriege hat sie reißende Fortschritte gemacht, in der Menge wie in der Art, immer massenhafter und immer unverschämter ist sie geworden. Das wahrhaft gute, große und bedeutende macht natürlich auch heute noch von der Reklame keinen Gebrauch; wirkliches Verdienst errötet ja über öffentliches Lob und öffentliche Anpreisung. Immer ist es das Kleine, Wert- und Bedeutungslose, was sich hervordrängt.

Wer das geistige Leben Leipzigs vor fünfzig Jahren kennen lernen will und sich deshalb an die damalige Leipziger Presse wendet, der wird ein ziemlich lückenhaftes Bild erhalten; aber die Züge, die er finden wird, werden im wesentlichen treu und objektiv sein, er kann sich auf sie verlassen. Wenn jemand nach abermals fünfzig Jahren die heutige Presse Leipzigs als Quelle für eine Darstellung unsers gegenwärtigen Leipziger Lebens benutzen wollte — man erschrickt, wenn man sich diesen Gedanken ausdenkt! „Die beiden Brennpunkte des übrigens ziemlich darniederliegenden geistigen Lebens der Stadt — so würde dieser zukünftige Historiograph Leipzigs schreiben — bildeten Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre der Kosmophilenklub und der Lessingverein; die Seele des ersten war Herr Ernest Haynel — daß niemand das e in der zweiten Silbe von Ernest übersieht! von diesem e an datirt die Größe des Mannes! —, die Seele des letztern Herr Wilhelm Henzen, der Entdecker Arthur Fitgers und seiner »Hexe.« So gut wie erstorben waren in jener bedauernswürdigen Zeit die bildenden Künste. Der einzige Meister, den Leipzig noch aufzuweisen hatte, war Herr Oskar Krötzsch, der die wunderbare Kunst besaß, nach Photographien die Menschen meuchlings in Öl zu malen. Nicht viel besser sah es mit der Musik aus. Die ehemals so berühmten Gewandhauskonzerte waren in traurigem Verfall und zehrten nur noch von ihrem alten Ruhme. Nur die beiden „königlichen Musikdirektoren" Herr Walther und Herr Berndt pflegten noch edle, klassische Musik, außerdem der Knabenchor des Herrn Berger; die jährlichen Prüfungen am „königlichen" Konservatorium für Musik erweckten wenigstens die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Ganz im argen lagen die Universität, die Gymnasien und die Volksschulen. Nur im „Lehrerverein" und in den „Schreibervereinen" hielten noch einige würdige Männer das Banner

echter Pädagogik hoch. Geradezu kläglich war es um die körperliche Ausbildung der Jugend bestellt. Wäre nicht Herr Zörnitz und seine Exerzierschule für Knaben gewesen, so hätten wir heute sicherlich ein sieches und verweichlichtes Geschlecht. Nächst ihm aber erwarben sich um das leibliche Wohl der Bevölkerung namhafte Verdienste Herr Oswald Nier, der einzige Mann in ganz Leipzig, bei dem man noch ein Glas wirklichen Wein zu trinken bekam, und der „Hoftraiteur" auf dem bairischen Bahnhofe, Herr Kaufmann, der einzige, der noch ein Lendenbeefsteack zu braten verstand. Nur eine Einrichtung stand in jenen Zeiten in wunderbarer, vorher nie erreichter Blüte: das Theater, und diese Blüte verdankte es Herrn Angelo Neumann, Herrn Schelper und Herrn Lederer, Frau Reicher-Kindermann und Frau Sachse-Hofmeister." So etwa würde die Darstellung des Leipziger Historiographen von 1930 lauten, und er würde damit ziemlich treu den Eindruck wiedergeben, den er aus der Leipziger Lokalpresse der Jahre 1878—82 gewonnen.

Am weitesten, wie gesagt, hat es die Theaterreklame gebracht. Daß dem Publikum Tag für Tag im redaktionellen Teil der Tagespresse der Theaterzettel umschrieben und erklärt wird, als ob die ganze Bevölkerung der Stadt aus Schwachsinnigen bestünde, die keinen Theaterzettel mehr zu lesen verstehen, ist eine Einrichtung, die Herr Neumann eingeführt hat. Über seine eigne werte Person, über sein Befinden, seinen Aufenthalt, seine Pläne wurde das Publikum unaufhörlich und mit derselben Wichtigkeit wie über die Person, das Befinden, den Aufenthalt und die Pläne des Kaisers unterrichtet. Als ob das Theater die wichtigste politische Institution wäre und eine Opernsängerin mindestens zehn Reichsgerichtsräte oder zehn Universitätsprofessoren aufwöge, so hat er über das Theater Lärm geschlagen und Lärm schlagen lassen. Etwas erreicht hat er übrigens doch damit. Herr Neumann kennt die Menschen. Man sagt, daß, wenn man in Leipzig auf der Grimmischen Straße im Vorübergehen aus dem Gespräch zweier Herren ein Wort aufhasche, es in der Regel das Wort „Prozent" sei. Herr Neumann hatte es dahin gebracht, daß man vorigen Winter selbst in der „gebildetsten" Gesellschaft, in der man wahrhaftig eine bessere Unterhaltung als öden Theaterklatsch hätte erwarten sollen, nicht fünf Minuten verweilen konnte, ohne daß man darnach gefragt wurde, wen man für „bedeutender" halte, Frau Reicher-Kindermann oder Frau Sachse-Hofmeister. Man hätte glauben können, Leipzig würde in Trümmer sinken, wenn Herr Neumann und diese Damen nicht mehr wären. Und heute? Gehts nicht recht gut ohne sie? Ganz derselbe Spuk ist früher mit Frau Dr. Peschka-Leutner und mit dem „Impresario" Herrn Julius Hofmann getrieben worden. Wer fragt heute noch nach ihnen? O du Narrenwelt!

Leider hat es den Anschein, als ob unter der zukünftigen Direktion die Theaterreklame mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt werden sollte. Wenigstens hatte sich die kolossale Weihrauchwolke, die Herr Neumann bei seinem Abschiede

um sich verbreitete, kaum verzogen und die Luft war wieder rein geworden, als auch schon die Lokalpresse (am 5. Juli, also ziemlich vier Wochen vor dem Regierungsantritt des neuen Direktors!) die ungemein wichtige Notiz brachte, daß bei der Eröffnungsvorstellung, zu welcher Minna von Barnhelm in Aussicht genommen sei, „ein von Wilhelm Henzen verfaßter Prolog zur Darstellung kommen wird, der nach einem Überblick über die Theatergeschichte Leipzigs auch auf ein Geschenk Bezug nehmen wird, welches von einem Leipziger Bürger dem Theater gestiftet worden ist." Soll nicht lieber gleich der ganze Prolog vorher probeweise im Lessingverein zum Vortrage gebracht oder in der Tagespresse abgedruckt werden? Herrn Stägemann geht der Ruf einer durchaus vornehmen Natur voraus, der alles Tamtamschlagen gründlich zuwider ist. Aber er kennt die Leipziger Verhältnisse nicht. Die sumpfige Pleißenniederung ist seit Gottscheds Tagen ein Wucherboden für ein ganz undefinirbares Literatengeschlecht gewesen. Sie werden sich auch an ihn anvettern, er mag sich in Acht nehmen.

Man wird es begreiflich finden, daß unter solchen Umständen die Nachricht, die Meininger kämen im Juli nach Leipzig, wie eine frohe Botschaft auf uns wirkte. Wir haben vor vier Jahren, als die trefflichen Künstler Leipzig ihren ersten Besuch machten, in diesen Blättern einen förmlichen Hymnus auf sie angestimmt, der damals um des Gegensatzes willen, in welchen er die Aufführungen der Meininger zu den Leistungen der Försterschen Bühne stellte, ein gewisses Aufsehen machte und in Separatabdrücken verlangt und auch geboten wurde.*) Da ist es uns nun diesmal seltsam mit den fremden Gästen ergangen. Als wir sie wiedersahen, fragten wir uns unwillkürlich: Was ist das? Das will ja nicht mehr die alte Wirkung thun! Haben sich die Meininger verändert? Haben wir uns verändert? Schließlich suchten wir die alten Aufsätze wieder hervor und sahen zu unsrer großen Beruhigung, daß wir die Alten geblieben, daß nur der Schatten, den wir schon damals deutlich neben dem Lichte gesehen und auf dessen mögliches Wachstum wir schon damals bei aller freudigen Anerkennung des Lichts mit nachdrücklicher Warnung aufmerksam gemacht hatten, inzwischen sich in voller Breite neben das Licht gelagert hat.

Die Meininger haben in Leipzig vom 4. bis zum 24. Juli, also an einundzwanzig Abenden gespielt. In dieser Zeit haben sie je fünfmal Wallensteins Lager und die Piccolomini, Wallensteins Tod und Preciosa, je zweimal Tell, Julius Cäsar und Was ihr wollt gegeben. Neu waren für Leipzig nur die Wallenstein- und Preciosavorstellungen, alles übrige war früher schon dagewesen. Übrigens hüllten sich die Meininger diesmal, was gar nicht hübsch von ihnen war und was sie auch früher nicht gethan, betreffs ihres Repertoires in tiefes Schweigen. Geschäftsgeheimnis! — belehrte uns der höfliche Billeteur auf der Petersstraße, als wir ihn eines Tages über die weitern Vorstellungen be-

*) Grenzboten, 1878. Nr. 44 und 47.

Digitized by Google

fragten. Diese vorsichtige Betonung des „Geschäfts“ war uns bei den Meiningern neu. Das Publikum war infolge dessen in der Lage einer Tischgesellschaft, die über das Menü im Unklaren gelassen wird. Die einen halten sich da an den ersten Gang und denken: Das schmeckt mir gerade; wer weiß, ob das weitere wieder so gut zubereitet ist. Andre lassen einen Gang vorübergehen und denken: Es wird schon noch was kommen. Wir glauben, daß die Meininger mit dieser Praxis sich erheblich geschadet haben; so mancher hat Gang um Gang vorübergehen lassen und schließlich gar nicht mitgegessen, der, wenn er die Speisekarte gekannt hätte, doch hie und da ein Stück zugelangt haben würde. Wir für unsre Person haben uns an den ersten und an den dritten Gang gehalten, vom ersten uns sogar zweimal zugelangt; ohne gastronomische Metapher gesprochen: wir haben zweimal Wallensteins Lager und die Piccolomini, einmal den Tell gesehen; das übrige haben wir uns diesmal geschenkt. Daß wir die Piccolomini zweimal gesehen, hatte übrigens seinen besondern Grund; man langt sich manchmal auch ein zweites Stück zu, nicht weil das erste besonders gut, sondern weil es seltsam und befremdlich geschmeckt hat; man möchte gern hinter den wahren Geschmack kommen.

Mit dem Tell hatten wir es ganz unglücklich getroffen. Ein glühend heißer Abend, ein halbleeres Haus, eine geschäftsmäßig, ohne Weihe und Begeisterung abgehaspelte Vorstellung. Man hatte den Eindruck, als ob die Schauspieler einander in den Zwischenakten immer animirt hätten: Macht nur, daß wir fertig werden und in den Biergarten zu unserm Abendschoppen kommen! Ein ganz besondres Mißgeschick war es, daß der Darsteller des Tell, der uns von früher her noch im besten Andenken war und auf den wir uns besonders gefreut hatten, durch einen Berliner Gast vertreten war, der eine der lächerlichsten Erinnerungen aus unsern Theatererlebnissen heraufbeschwor, die Erinnerung an den langen Hanisch, der zu Wirsings Zeiten jahrelang in Leipzig die Heldenrollen stampfte, schnarrte und keuchte. Dieser Berliner Tell bot eine höchst mittelmäßige Leistung: aus farblosem Gerede, das wohl bieder und gemütlich klingen sollte, und eckigen Bewegungen und Stellungen, die wohl auch bieder und gemütlich aussehen sollten, verfiel er an den bewußten Kraftstellen in ganz gewöhnliches Kulissenreißen. Aufrichtig leid gethan hat uns den Abend Arnold von Melchthal, der mit ehrlichster Begeisterung und edelstem Feuer spielte, aber allein das matte Ganze nicht mit fortreißen konnte.

Ungleich besser als die Tellaufführung waren die von Wallensteins Lager und den Piccolomini. Man sah, daß alle Beteiligten hier einer Aufgabe gegenüberstanden, die ihnen selbst noch neuer war, und für deren An- und Auffassung sie speziell in Leipzig erst noch Beifall erringen wollten. Daher mutete einen hier alles frischer und ursprünglicher an als im Tell, den sie sich wirklich entsetzlich zum Überdruß gespielt zu haben scheinen. Im ganzen waren aber doch auch diese Aufführungen nur ein mäßiger Genuß.

Digitized by Google

Einzelne Hauptfiguren in den Piccolomini waren in guten Händen. Als die beste Leistung erschien uns Isolani. Diese Rolle war mit großer Liebe und Sorgfalt durchgeführt, man sah das Vergnügen, welches sie dem Darsteller selber bereitete, und so bereitete sie auch das größte dem Zuschauer, dem verständigen wenigstens. Die große Masse hat diesen Isolani nicht gewürdigt; für den seinen Humor, mit dem die Gestalt umspielt war, ist die Menge unempfindlich. Vortrefflich war auch Octavio Piccolomini. An Stellen, wo das Deklamiren der andern den Geist gar zu wenig beschäftigte, entschädigte dafür das stumme Spiel Octavios. Auch hierauf werden nur wenige geachtet haben; dazu war es nicht aufdringlich genug. Ungewöhnlich liebenswürdig waren Max und Thekla. Man hat ihnen vorgeworfen, sie seien nicht ideal, nicht ätherisch genug gewesen, aber gerade das rechnen wir ihnen beiden zum Verdienst an. Beide wußten durch eine kräftige, realistische Farbe ihren Rollen eine solche Haltung zu geben, daß man nur wenig von dem Eindrucke hatte, dem man sonst nie zu entrinnen pflegt: daß diese beiden Gestalten aus dem Rahmen des Ganzen herausfallen. Wallenstein, Terzky, Buttler, Questenberg, die Herzogin und die Gräfin haben wir sämmtlich schon besser gesehen. Am wenigsten wollte uns Illo behagen; abgesehen von dem Schluß der Banketszene, wo der Darsteller ihn stark berauscht spielte (der Dichter schreibt nur vor „sehr erhitzt") und in dem Doppelbilde von liebenswürdiger und abstoßender Bezechtheit eine wahrhaft virtuose Szene bot, machte die ganze Rolle einen etwas philiströsen Eindruck. Wenn man die Augen schloß — und wir haben dies an diesem Abend auch bei einigen andern Mitwirkenden versucht, um genau festzustellen, was nach Abzug des Kostüms von ihrer Leistung noch übrig bliebe —, so glaubte man irgend eine räsonnirende Lustspielfigur, einen biedern Gerichtsrat, einen pensionirten Hauptmann, einen Onkel Oberförster oder so etwas, vor sich zu haben.

Was uns diesmal besonders unangenehm aufgefallen ist, das waren die zahllosen Fälle von schlechter Aussprache und falscher Betonung. Den ganzen Abend haben wir z. B. von Biccolomini reden hören. Der erste Kürassier fing an damit, dann kam der Wachtmeister, und schließlich sagten sie's alle. Der erste Jäger im Lager renommirte: Flatt will ich leben und müßig gehen, und der Wachtmeister fragte ihn darauf: Nu, nu, verlangt ihr sanft nichts mehr? Selbst Wallenstein sagte zur Herzogin: Wie war die Aufnahm' sanft am Hofe? Der erste Kürassier, der übrigens entsetzlich schnaufte und brüllte, und dem die Worte dabei so mühsam abgingen, als ob er einen Kloß im Munde hätte, liebte es, die s vor Vokalen besonders zu aspiriren, er sagte z. B.: Jetzt sind wir noch beis'hammen im Land, oder: Für meine Wallonen s'hag ich gut. Thekla, die uns sonst sehr zu Danke spielte, hat doch ein paarmal unser Ohr durch Breitzerren eines kurzen i verletzt; das einemal sagte sie zu ihrer Mutter, sie habe den Vater auf den ersten „Bliek" wiedererkannt, ein andermal bat sie Max: O

Digitized by Google

stiehl von dieser Mummerei (anstatt o still). Wenn das bei Darstellern vorkommt, die dem ganzen deutschen Theater fort und fort als Muster vorgehalten werden, was sollen dann die andern thun?

Die Betonungsschnitzer jagten bisweilen förmlich einander; kaum hatte man sich von dem einen Schrecken erholt, so kam schon ein neuer. Ganz besonders schlimm wars im Lager. Viele Rollen waren zwar auch hier in den Händen der besseren Darsteller. Derselbe Künstler z. B., der in den Piccolomini den Octavio spielte, hatte es nicht verschmäht, hier den Trompeter zu übernehmen. Isolani war der erste Jäger, Questenberg der Bauer, Buttler der Kapuziner u. s. w. Aber gerade das war das Gefährliche. Es entsteht auf diese Weise kein eigentliches Zusammenspiel, sondern ein Nacheinanderspiel, bei dem jeder aus seiner kleinen Rolle möglichst viel zu machen bemüht ist, jeder sich in den Vordergrund drängt und die paar Worte, die er zu sagen hat, mit ganz besondrer Wucht belasten zu müssen glaubt. Wo der Wachtmeister z. B. die einzelnen nach ihrer Heimat fragt und der Dichter sie in so hübschen Variationen erwiedern läßt, antwortete der zweite Jäger: Hinter W i s m a r ist meiner E l t e r n S i tz, alle drei Hauptwörter mit gleicher Wichtigkeit herauspressend. Aber auch in den Piccolomini fehlte es nicht an schlimmen Verstößen. Max z. B. sagte zu seinem Vater: Es führte mich der Weg durch Länder, wo der K r i e g nicht hingekommen (anstatt: wo der Krieg n i ch t hingekommen), und Thekla zu Max: In meiner Seele lebt ein hoher M u t (anstatt: ein h o h e r Mut). Es sind das nur ein paar Stellen, die uns gerade in der Erinnerung geblieben sind, weil sie an beiden Abenden genau so wiederkehrten.

Trotz des großen Raffinements, mit dem die Meininger bei der Gewinnung authentischer Dekorationen und Kostüme verfahren, waren ihnen doch auch hierbei einzelne seltsame Dinge passirt. Wir nennen eine Kleinigkeit, auf die vielleicht niemand geachtet hat. Im ersten Akte der Piccolomini stand im Pilsener Rathaussaale ein aufgebrochner Aktenschrank, und ein Haufe Akten lag herumgeworfen am Boden. Diese Fascikel aber sahen genau so aus wie die ersten besten modernen Akten aus dem Leipziger Amtsgericht. Anno 1634 hatte man weder so glattes weißes Schreibpapier, noch solche blaue Umschläge.

Ganz besondere Erwartungen hatten wir von dem Lager und dem vierten Akt der Piccolomini, der großen Bankettszene, gehegt. Hier, hofften wir, werde die vielgerühmte, auch von uns selbst früher gepriesene Meisterschaft der Meininger in der historisch treuen Ausstattung und Kostümirung auf der einen, in der Entfaltung und Beseelung der Massen auf der andern Seite sich in vollem Glanze zeigen. Aber gerade diese beiden Akte haben uns am wenigsten befriedigt.

Das Lager zeigte freilich von Anfang bis zu Ende ein äußerst buntes und bewegtes Bild, aber was man sah, war doch mehr Unruhe als Leben. Dies fortwährende Vor- und Hinterlaufen und halblaute Plaudern von Unbeteiligten, dies ewig sich wiederholende Armeeinstemmen, Händeübermkopfzusammenschlagen,

Digitized by Google

Kopfnicken, Kopfschütteln wirkt höchstens eine Minute lang. Dann hat man vollständig genug und wünschte, daß die zappelnden Statisten sich verzögen, den eigentlichen Akteurs Platz machten und sie so zu Worte kommen ließen, daß diese nicht fortwährend zu schreien brauchten. Geht es den ganzen Akt hindurch, so wird es zur Unnatur und ermüdet in hohem Grade. Auch von der Kostümirung könnte man sagen: Weniger wäre mehr, und die gepriesene historische Echtheit war doch nur teilweise vorhanden. Rechts im Vordergrunde z. B. saßen vor einem Zelte zwei Flickschneider; es waren ein paar wohlfrisirte und pomadisirte Statisten, wie sie jedes andre Theater auch hinsetzen könnte. Auch die Marketenderin sammt ihrem Fräulein Nichte erschienen so schmuck und wie aus dem Eie geschält, als ob sie eben zur Maskerade gehen wollten. Und einer Maskerade glich das ganze Lager.

Eine Menge einzelner Züge, welche die Meininger in ihrer Inszenirung des Lagers angebracht haben und auf welche sich der Herr „Intendanzrat“ gewiß das meiste zu gute thut, sind eine ebenso große Anzahl von Geschmacklosigkeiten. Wo der Soldatenschulmeister den kleinen Jungen der Marketenderin in die Schule jagt und sich dabei allerdings des Plurals bedient: Fort in die Feldschule! Marsch, ihr Buben! rannten plötzlich aus den Kulissen ein Dutzend Jungen und würgten sich gröhlend hindurch nach dem Hintergrunde. Ob das wirklich den Absichten des Dichters entspricht? Wo der erste Jäger seine Kriegsfahrten erzählt und an die Worte kommt: Da nahm ich Handgeld von den Sachsen, nahm der Schauspieler auf einmal den singenden Tonfall des Dresdner Philisters an; es hätte nur noch gefehlt, daß er hinzusetzte: Ei herrcheeses! Paßt das in die Rolle? Hat Schiller entfernt an so etwas gedacht? Welche Übertreibung ferner, wenn der Bauer, der beim falschen Spiel ertappt worden ist, auf die Bühne geschleppt, wie ein Stück Vieh da herumgeschmissen, getreten und mit Füßen gestoßen wird! Gewiß höchst naturalistisch! Aber gehört dergleichen in ein Schillersches Stück?

Ein ganz unangenehmer Patron war der Rekrut. Dieser feiste, stumpfnäsige Bursche drehte sich, nachdem er sein Liedchen abgesungen, ununterbrochen mit seiner Flasche im Vordergrunde der Bühne herum und spielte — den Clown. Wo z. B. der Wachtmeister den übrigen gravitätisch seine „Gedanken sagt“ und an die Stelle kommt: Zum Exempel, da hack' mir einer von den fünf Fingern, die ich hab, hier an der Rechten den kleinen ab, trottete er mit einem Degen heran, that als ob er dem Wachtmeister wirklich den Finger abhacken wollte, bekam dafür seine Ohrfeige und trottete wieder ab mit einem Schafsgesicht wie August im Zirkus. Wo bietet das Stück auch nur den leisesten Anhalt zu solchen Narrenspossen!

Die verpfuschteste Gestalt im ganzen Lager war jedenfalls der Kapuziner. Wir haben nie eine so schlechte Kapuzinerpredigt gehört. Die Deklamation war geradezu sinnlos, die Betonung voller Fehler. Von irgend einer einheitlichen

Digitized by Google

Auffassung und Durchführung, sei es welche es wolle, war gar nicht die Rede. Einzelne Stellen leierte der Schauspieler monoton herunter, bei andern schrie er wieder aus vollem Halse. Es war, als ob er sich selber einen Spaß machen wollte, um sich das langweilige Geschäft, das er einen Abend um den andern zu besorgen hat, wenigstens hierdurch etwas zu würzen. Dabei war auch diese Rolle mit allerhand überflüssigen Zuthaten aufgestutzt. Bei den Worten: Kümmert sich mehr um den Krug als um den Krieg, raffte der Herr Kapuziner dem nächststehenden den Bierkrug aus der Hand, leerte ihn und behielt ihn dann inbrünstig im Arme. Bei der Stelle: Aber wessen das Gefäß ist gefüllt, davon es sprudelt und überquillt, wollte er abermals einen kräftigen Zug thun, und als er bemerkte, daß der Krug leer war, setzte er ihn hinunter und nahm einem andern die Flasche weg, um dann fortzufahren: Wieder ein Gebot ist: du sollt nicht stehlen. Wenn Schiller diese geistreichen Scherze sähe, würde er sagen: Hätte ich doch nicht gedacht, daß ich so eine komische Rolle geschrieben habe! Was so ein Intendanzrat nicht alles zwischen den Zeilen liest! Die umstehende Masse begleitete natürlich die ganze Predigt mit Zeichen und Äußerungen des Mißfallens oder des höhnischen Beifalls; nach den Worten: Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu, stieß einer einen wohlgelungenen Hahnenschrei aus, und am Ende schleppten sie, wenn wir recht gesehen, den Kapuziner sammt der Tonne, auf der er stand, auf ihren Schultern von der Bühne.

Ein überraschendes, glanzvolles Bild bot auf den ersten Blick die Bankettszene. Wir gestehen, daß wir eine so luxuriöse Inszenirung noch nicht gesehen hatten. Die Bühne war möglichst vertieft, an üppig besetzten Tafeln saßen und standen bei festlicher Beleuchtung und in den prächtigsten Kostümen die Offiziere Wallensteins, in ausgelassener Lustigkeit lachend und plaudernd. Schmucke Pagen in prachtvollen rotsammtnen Röcken liefen vor und hinter; bald brachten sie die großen grünen Glaskaraffen zum Kellermeister, der, in dunkeln Sammt gekleidet, eine buntgestickte Serviette überm Arme, sich vorn an einem reichgeschnitzten und mit goldnen und silbernen Pokalen besetzten Büffetschranke mit den Kühleimern zu schaffen machte, bald trugen sie die neugefüllten Krüge wieder an die Tische. Dort wurde gelacht und gejubelt, hier klangen die Gläser zusammen, dort löste eine Gruppe sich auf, und die einzelnen suchten wieder ihre Plätze, hier bildete sich eine neue — kurz, man hatte das treue Bild eines zu Ende gehenden glänzenden Gelages. So weit war alles recht gut und schön. Nun aber die Kehrseite des Bildes. Aus diesem Gelage besteht doch nicht der vierte Akt, sondern er muß außerdem auch noch — gespielt werden. Und da zeigte sich denn derselbe Übelstand wie im Lager. Die eigentlichen Akteurs lösten sich aus den zwanglosen Gruppen ab, bewegten sich möglichst weit nach vorn und gaben sich dort alle Mühe, das Schwatzen und Lachen hinter sich zu übertönen. Dennoch hörte man nichts rechtes. Das heißt denn aber doch den Naturalismus auf die Spitze treiben. Es ist ja kein Zweifel: genau so, wie die Meininger es vorführen, geht es bei einer in Auflösung begriffenen festlichen Tafel zu. Alles summt durch einander, kaum daß man den nächsten Nachbar versteht. Aber dann fragt man sich doch, weshalb überhaupt noch ein paar vorn an den Lampen sich abmühen, einen Dialog zu Gehör zu bringen? Noch naturalistischer wäre es doch jedenfalls, wenn man auf diese Dialogversuche ganz verzichtete, eine Viertelstunde lang den Vorhang oben ließe und den Zuschauern einfach das lebende Bild zeigte, unter dem Vorgeben, das sei der vierte Akt der Piccolomini.

Digitized by Google

Als der Vorhang gefallen war, hörten wir gleichzeitig zwei Urteile über das eben gesehene, das eine mit dem rechten, das andre mit dem linken Ohre. Eine hübsche, elegant gekleidete junge Leipzigerin, die rechts von uns in einer Loge saß und ihrer Freude nach jedem Akte in lauten Beifallsäußerungen Luft machte, sagte zu ihrer Nachbarin: „Wunderscheen! Nich? Die scheenen grienen Glaskriege! Nich? Un die scheene Serviette mit der Hohlbeinganite! Nich? Un in die Kriege, da ging was ordentliches rein. Un dann die Flaschen, here, die hatten so 'ne besondre Fassong. Un die scheenen Vogale auf dem Biwett! Un die Schaale mit den Frichten war auch so scheen. Iwerhaupt die ganze Zimmerdegeration war wunderscheen!" Ein guter Freund aber, der zu unsrer Linken saß, sagte, nachdem er eine Weile still vor sich hingesehen: Weißt du was? Den Inhalt dieses ganzen Aktes, so wie wir ihn jetzt gesehen, könnte man in eine Parodie des Goethischen Xenions auf Stolbergs Belsazer zusammenfassen, etwa so:

Eh' die Gardine noch steigt, lärmt schon die ganze Gesellschaft,
Lärmet den Akt hindurch, lärmt nach dem Schlusse noch fort.

Sie hatten beide recht, namentlich aber die hübsche Leipzigerin, die nicht einmal vom Lärm geschweige denn vom Dialog etwas gehört hatte, sondern offenbar nur Auge gewesen war.

Die Meininger werden überall, wohin sie kommen, um ihre Künste zu zeigen, von der gewerbsmäßigen Theaterkritik derart mit Lobpreisungen überschüttet, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn sie schließlich in Größenwahn verfielen und gegen jedes abweichende Urteil taub würden. Wir fürchten nicht, daß es bereits dahin gekommen sei, und deshalb haben wir uns die Mühe genommen, das unsre niederzuschreiben. Mit so aufrichtiger Begeisterung wir früher die Lichtseiten des Meiningischen Schauspiels hervorgehoben haben, mit so ehrlicher Überzeugung glauben wir jetzt auf seine Schattenseiten hinweisen zu müssen. Die Meininger bewegen sich unzweifelhaft auf abschüssiger Bahn, wenn sie fortfahren, so wie es wieder im Wallenstein geschehen ist, einen auf die Spitze getriebenen Naturalismus zu pflegen. Die Schauspielkunst kann ebensowenig wie irgend eine andre Kunst die Aufgabe haben, die Natur zu kopiren. Überall wo dies geschehen ist, ist die Kunst in Verfall geraten. Das lehrt die Geschichte der Künste an allen Ecken und Enden. Schiller selbst aber, dem doch wohl die Meininger mit ihren Aufführungen seiner Dramen einen Dienst erweisen und eine Huldigung darbringen wollen, würde am lautesten gegen diese Aufführungen protestiren und die Künstler beschwören, an einer stilvollen Idealität festzuhalten. Wie sagt er in den herrlichen Stanzen „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte"?

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn;
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen.
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.



Digitized by Google

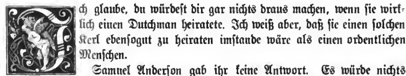


Der jüngste Tag.

Von Edward Eggleston.

Erstes Kapitel.

Sie hat eine Liebschaft mit einem Dutchman.



Ich glaube, du würdest dir gar nichts draus machen, wenn sie wirklich einen Dutchman heiratete. Ich weiß aber, daß sie einen solchen Kerl ebensogut zu heiraten imstande wäre als einen ordentlichen Menschen.

Samuel Anderson gab ihr keine Antwort. Es würde nichts genutzt haben, ihr zu antworten. Hausdrachen zähmt man nur durch Schweigen. Anderson hatte schon längst gelernt, daß der kleine Fetzen von Einfluß, der ihm in seinen vier Pfählen verblieben war, sofort verschwinden würde, wenn der Zaun seiner Zähne nicht mehr imstande wäre, seine Zunge sicher abzusperren. So schloß er denn jetzt, wo seine Frau diese heiße Lava eines argumentum ad hominem ergoß, seine Zähne wie ein Fallgatter vor seiner Zunge, preßte die Lippen dicht an die Zähne und drückte seine Fingernägel in seine von Arbeit gehärtete Handfläche. Und dann ging der kleine Mann, allen diesen Vorsichtsmaßregeln mißtrauend, in der Furcht, daß er trotz seines festen Griffs doch am Ende seinem Ärger die Zügel schießen lassen könnte, mit großen Schritten zum Hause hinaus, wobei er die schrille Stimme seiner Frau im Ohre mitnahm.

Frau Anderson hatte guten Grund zu der Befürchtung, daß ihre Tochter sich in eine Liebschaft mit einem „Dutchman" eingelassen habe, wie sie es in ihrer Verachtung nannte.*) Die wenigen Deutschen, die damals bis in den Westen vorgedrungen waren, sah man hier kaum mit günstigeren Augen an, als heutzutage die Kalifornier den mandeläugigen Chinesen ansehen. Sie waren

*) Dutchman, eigentlich Holländer, ist im Munde des gemeinen Amerikaners die Bezeichnung des Deutschen und hat oft einen starken Anflug von Verächtlichkeit, der sich in dem Ausdruck damned black Dutch gesteigert findet.

Digitized by Google

Fremdlinge, die Kauderwälsch redeten statt des einfachen Englisch, das jedermann verstehen konnte, und sie waren noch nicht gesittet genug, um an dem Saleratuszwieback und dem mit Salz gesäuerten Brote Geschmack zu finden, das ihren Nachbarn so gut schmeckte. Grund genug, sie zu hassen.

Erst eine halbe Stunde vor diesem Ausbruch übler Laune hatte Frau Anderson ihrer Tochter Julia eine Falle gestellt und sie richtig gefangen.

Julie, Julie, Ju—u—li—e—e! hatte sie gerufen.

Und Julia, die unten im Garten war und ein Beet mit der Hacke bearbeitete, auf das sie einige Stiefmütterchen zu pflanzen gedachte, kam rasch nach dem Hause gelaufen, obschon sie wußte, daß es nichts nützen würde, rasch zu kommen. Mochte sie rasch oder langsam kommen, gleichviel, ganz sicher begrüßte sie ein Vorwurf.

Möchte doch wissen, warum du nicht kommst, wenn man dich ruft! Du bist doch niemals bei der Hand, wenn dich eins braucht, und immer bist du ein nichtsnutziges Ding, wenn du hier bist.

Die allererste Lektion, die Julia Anderson von den Lippen ihrer Mutter zu Teil geworden, war die, daß sie ein nichtsnutziges Ding sei. Und jeder Tag, ja fast jede Stunde hatte ihr wiederholt die Versicherung gebracht, daß sie nichts tauge. Hätte sie nicht zu vielerlei Dingen getaugt, so würde sie infolge solcher Belehrung schon lange wirklich nichts getaugt haben. Aber obwohl dies nicht das erste, noch das tausendste, ja nicht das zehntausendste mal war, daß man ihr gesagt, sie sei ein nichtsnutziges Ding, schien die altgewohnte Schmähung ihr jetzt mehr als je zu Herzen zu gehen. War es, daß sie, die bald achtzehn Jahre alt war, zu fühlen begann, daß in ihrer Natur das Weib erblühte? Oder war es, weil die zärtlichen Worte August Wehles ihr die Gewißheit gegeben hatten, daß sie doch zu etwas gut sei? Gleichviel, ihr Herz empfand jetzt die Beleidigung ihrer Mutter als eine althergebrachte, aus Selbstsucht und Bosheit erflossene Lüge.

Trage diese Obertasse mit Thee hinüber zu Frau Malcolm und sage ihr, daß er nicht ganz so gut ist wie der, den ich mir letzte Woche bei ihr geborgt hätte. Und sage ihr, daß auf den Sonntag ein neumodischer Prediger ins Schulhaus kommen wird, ein Millerit oder so etwas der Art, der über den jüngsten Tag predigt.*)

Julia sagte nicht in ihrer gewöhnlichen demütigen Weise: Ja, Mutter. Die harten Worte schmerzten sie noch ein wenig, und so ging sie schweigend ihres Weges.

*) Dies bezieht sich auf den Prediger Joe Miller, des sogenannten Ramshorn-Prophet, und seine Mitarbeiter im chiliastischen Hokuspokus, die im Jahre 1843 einen großen Teil der Vereinigten Staaten durchzogen, um den nahen Untergang der Welt zu verkündigen, und namentlich im Westen großen Zulauf fanden und Tausende zum Verkauf ihrer Habe und andern Thorheiten verleiteten.

Warum aber ging sie so schnell? Hatte sie bemerkt, daß August Wehle, der eben das nördliche Feld ihres Vaters umbrach, jetzt gerade auf der Westseite seines Landes hinunterpflügte? Wenn sie sich dazu hielt, konnte sie den Querzaun in dem Augenblicke erreichen, wo er dorthin gelangte, und wo er durch die Wendung des Hügelhangs den Augen der im Hause befindlichen noch verborgen war. Und würden nicht ein paar Worte von August Wehle ihren Ohren nach der bissigen Herabsetzung, die ihr von ihrer Mutter zu Teil geworden war, recht wohl gethan haben? Wir dürfen wenigstens mit einiger Sicherheit annehmen, daß ein Gefühl der Art sie bewog, als sie flink durch das hohe, wogende Timothygras der Wiese lief, hastig den Baumstamm überschritt, der als Steg über dem Bache lag, und sich dabei nicht einmal so lange aufhielt, um einen Blick auf die Elritzen zu thun, die, gefleckt von dem Sonnenlicht, das sich durch die Büsche der Bachweiden stahl, im Wasser hin- und herhuschten. Denn in ihrer tiefen Vereinsamung hatte Julia Anderson die Vögel, die Eichhörnchen und die Fische als Gesellschafter lieben gelernt, und nie zuvor in ihrem Leben war sie über den Wiesenbach gegangen, ohne Halt zu machen und dem Spiele der Elritzen zuzusehen.

Frau Anderson bemerkte alle diese Eile. Oft hatte sie Julien ausgescholten, daß sie wie eine Närrin mit den Fischen gesprochen, und so fiel es ihr jetzt auf, daß das unterblieb. Und nun wartete sie nur, bis Julia über den Hügel weg war, um unter dem Schutze des Brombeerdickichts den Pfad um den Zaun einzuschlagen, bis sie zu der Gruppe von Erlen kam, von deren Mitte aus sie deutlich sehen konnte, ob irgend eine Unterredung zwischen ihrer Julia und dem hübschen jungen Dutchman stattfinde.

In der That, Julia hätte nicht nötig gehabt, sich so sehr zu beeilen. Denn August Wehle hatte diesen ganzen Tag das eine Auge auf seine Pferde und das andre auf das Haus gerichtet. Der rasche Blick des Einverständnisses, den die beiden über Tisch gewechselt hatten, war schuld gewesen, wenn bei der Mutter Verdacht rege geworden war. Und Wehle hatte die Arbeit im Garten, den Ruf nach dem Hause und den Ausbruch Julias nach dem Pfade beobachtet, der nach Frau Malcolms Hause führte. Sein Gesicht hatte sich erhitzt, und seine Hand hatte gezittert. Einmal hatte er den Stein auf seinem Wege nicht gesehen, sodaß der Pflug rein aus der Furche hinausgeflogen war. Und als er in den Schatten des Butternußbaums gelangt war, an dem sie ihr Weg vorüberführte, war es ihm als gebieterische Notwendigkeit erschienen, den Pferden Ruhe zu gönnen. Außerdem mußte der Kummetriemen am Braunen fester angezogen werden, auch war am Halsriemen des alten Dick etwas in Ordnung zu bringen. Ferner war er nicht sicher, ob durch die soeben vorgekommene Kollision mit dem Steine der Pflock am Grindel nicht locker geworden. Und so brachte er's unter dem einen und dem andern Vorwande fertig, sein Weiterpflügen so lange zu verzögern, bis Julia herankam, und dann machte er, ob-

Digitized by Google

wohl sein Herz alle ihre Schritte von der Thürschwelle bis zu dem Baume gezählt hatte, ein überraschtes Gesicht. Nichts auf Erden konnte so erstaunlich sein, als sie hier zu sehen. Denn die Liebe ist unnötigerweise zur Verstellung geneigt, sie verrät immer den Trieb, sich zu verstecken, nicht unmittelbar hervorzutreten. Der junge Mann und ganz vorzüglich das Mädchen, welches in Liebessachen offen mit der Sprache herauszugehen und die Wahrheit zu sagen pflegt, ist ein Wunder an Wahrhaftigkeit. Aber es giebt Leute der Art, und man sollte sie hochachten — mit der Hochachtung, die wir Märtyrern zollen.

Julia Anderson ihrerseits war dahergeschritten, als ob sie an dem jungen Pflüger vorbeigehen wollte. Als er sie nun anredete, fuhr sie zusammen, wurde rot und blieb stehen, wobei sie hastig zugreifend die Spitze eines Stengels Eisenkraut vom letzten Jahre abriß und sie, während er sprach, zu zerbröckeln begann. Sie schlug dazu die meiste Zeit die Augen nieder, erhob sie aber dann und wann zu ihm. Und dem sonnengebräunten, aber wohlgebildeten Gesichte des jungen Deutschen kam jeder Aufblick des Antlitzes dieses frischen Mädchens im tiefen Schatten ihres weitvorstehenden Sonnenhutes wie eine Vision des Paradieses vor. Denn Mädchengesichter können in unsrer Generation niemals so hold aussehen, als sie den jungen Burschen erschienen, welche ihrer ansichtig wurden, als sie, diese allerliebsten Dinger, noch in der Dunkelheit eines Tunnels von Pappe und Kattun verborgen waren.

Es war nicht das erstemal, daß sie von ihrer Liebe sprachen. Waren sie miteinander verlobt? Ja und nein. Durch die ganze Sprache, deren ihre Augen in der Schule fähig gewesen waren, und neuerdings auch durch Worte hatten sie sich gelobt, einander zu lieben und das einander zu sagen. Aber sie waren jung und durch Umstände getrennt, und sie hatten kaum schon begonnen, an das Heiraten zu denken. Es war für jetzt genug, zu lieben und geliebt zu werden. Das entzückendste Stadium eines Liebesverhältnisses ist das, wo die Gegenwart genügt und es keine Vergangenheit und keine Zukunft giebt. Und so schlug August seinen Arm um die Spitze des Kummets seines Braunen und plauderte mit Julia.

Es gereicht dem deutschen Herzen zum höchsten Lobe, daß es Blumen und kleine Kinder liebt, und als Deutscher und Liebender begann August von den Anemonen und Veilchen zu sprechen, die bereits in den Ecken des Zaunes blühten. Mädchen, welche lieben, pflegen eben nichts besonders neues zu sagen. Und Julia sagte nur, es käme ihr vor, als ob die Blumen im Sonnenschein glücklich wären. Als Antwort auf diese Äußerung, die dem Liebenden wie eine kleine Inspiration erschien, zitirte er aus Schiller die Verse:

Zarte Frühlingskinder, weinet,
Liebe hat sie euch verneinet,
Euch das selige Gefühl.

Digitized by Google

Mit der raschen und gewandten Bescheidenheit ihres Geschlechts wich Julia diesem sehr anmutigen Pfeile aus, indem sie sagte: Wie viel du doch weißt, August! Wo hast du das nur alles her?

Und August war erfreut, teils wegen des Kompliments, teils aber auch und hauptsächlich, weil Julia, indem sie es gesagt, den Sonnenhut in eine solche Richtung gebracht hatte, daß er auf dem Grunde dieser Camera obscura ihre hellen Augen und ihr errötendes Gesicht sehen konnte. Er beeilte sich nicht, zu antworten. So lange die Vision dauerte, genoß er die Vision. Erst als der Sonnenhut wieder sank, machte er sich daran, ihre Frage zu beantworten.

Ich weiß nicht viel, aber was ich weiß, habe ich aus den Büchern deines Onkels Andrew gelernt.

Kennst du denn meinen Onkel Andrew? Was das doch für ein seltsamer Mann ist! Er kommt niemals hierher, und wir gehen niemals hin, und meine Mutter spricht nie mit ihm, und auch mein Vater hat ihm nicht oft was zu sagen. So bist du also in seinem Hause gewesen. Es heißt, er hätte den ganzen Oberstock voll Bücher und eine unzählige Menge von Katzen und Hunden und Vögeln und Eichhörnchen um sich herum. Aber ich dachte immer, er ließe niemand hinauf gehen.

Mich läßt er, sagte August, als sie ihre Rede beendigt hatte und der Sonnenhut wieder so gesenkt worden, daß ihr Gesicht seinen Augen entzogen war, deren Blick wirklich zu beharrlich an ihm haftete. Ich verbringe viele Abende im obern Stock. August hatte in seiner Aussprache des Englischen nur einen leichten deutschen Anflug.

Ich möchte wissen, was den Onkel Andrew so wunderlich macht.

Das weiß ich nicht recht genau. Manche sagen, er wäre als junger Mann von einem Mädchen nicht ganz gut behandelt worden. Ich weiß es nicht. Er scheint sich glücklich zu fühlen. Ich wundere mich nicht darüber, daß jemand wunderlich wird, wenn ein Mädchen, das er liebt, ihn nicht recht gut behandelt. Jedenfalls dann, wenn er sie von ganzem Herzen liebt, wie ich Julia Anderson liebe.

Diese letzten Worte kosteten ihm einige Anstrengung. Und Julia erinnerte sich just in diesem Augenblicke ihres Auftrages und sagte: Ich muß gleich fort, und mit der Behendigkeit eines Landmädchens kletterte sie über den Zaun, bevor August ihr helfen konnte, und warf ihm von der andern Seite noch einen Blick durch ihr Hutteleskop zu, worauf sie sich beeilte, den Thee zurückzuerstatten und Frau Malcolm zu benachrichtigen, daß am Sonntagabend ein Prediger der Milleriten im Schulhause auftreten werde. Und August fand, daß seine Pferde ganz kühl waren, während er ganz erhitzt war. Er reinigte sein Streichbret, warf den Pflug herum und zog dann mit einem Hüste, ho! und einem Zug der einzigen Leine, mit welcher die Pflüger des Westens ihr Pferd zu lenken pflegen, das Gespann an seinen Platz, um nun hinter ihm herzuschreiten und die Umbrechung

des fetten, duftenden, schwarzen Erdbodens zu beobachten. Und so fest wie er seine Pflugschar einsetzte, so fest faßte er auch den Vorsatz, alle Hindernisse zu durchbrechen und Julia Anderson zu heiraten. Er wußte, daß er mit demselben stetigen, unwiderstehlichen Vorwärtsdringen alles überwinden würde, was zwischen ihm und der Seele lag, welche ihm aus dem Gesicht entgegenstrahlte, das auf dem Grunde des Sonnenhutes wohnte.

Aus ihrem Versteck in dem Erlenbusche hatte Frau Anderson der Unterhaltung zugesehen, und auch ihre Wangen hatten sich gerötet, wenn auch durch sehr andre Empfindung. Sie hatte die Worte nicht gehört. Sie hatte beobachtet, wie das Mädchen und der Pflüger die Zeit vertrödelten, und als sie nach dem Hause zurückging, gelobte sie sich, „Julia Anderson schon zu lehren, wie man durch Geschwätz mit einem Dutchman die Zeit umbringt." Und doch, je mehr sie sich die Sache überlegte, desto mehr überzeugte sie sich, daß sie am besten thun würde, „jetzt keinen Spektakel darüber zu machen." Sie konnte damit am Ende gar beschleunigen, was sie verhüten wollte. Denn obgleich Julia gehorsam und sanft in ihrer Redeweise war, war sie doch nichtsdestoweniger ein wenig halsstarrig und konnte in einer Angelegenheit wie diese leicht das Gebiß zwischen die Zähne nehmen und durchgehen.

Und so nahm Frau Anderson, wie gewöhnlich, ihre Zuflucht zu ihrem Manne. Sie wußte, daß sie diesen breitschlagen konnte. Sie verlangte, daß August Wehle abgelohnt und entlassen werde. Und als Anderson zauderte, weil er keinen so guten Arbeiter wieder zu finden fürchtete, sowie aus andern Gründen, brach sie in die Erklärung aus: Ich glaube, du würdest dir gar nichts daraus machen, wenn sie wirklich einen Dutchman heiratete. Ich weiß aber, daß sie einen solchen Kerl ebensogut zu heiraten imstande wäre als einen ordentlichen Menschen.

Zweites Kapitel.

Eine Explosion.

Die Andersons waren übereingekommen, daß August am Schlusse seines Monats, der mit dem Sonnabend zu Ende ging, in aller Stille fortgeschickt werden solle. Weder er noch Julia sollten davon eine Ahnung haben, daß man hinter ihre Liebe gekommen sei und etwas dawider habe. So wurde es von Frau Anderson geordnet. Sie ordnete für gewöhnlich alles. Erst ordnete sie den Gang des Verfahrens, das eingeschlagen werden sollte, dann ordnete sie das Verhalten ihres Mannes zu dem Plane. Seine Würde erforderte, daß er that, als wolle er Widerstand leisten. Aber es war immer nur Schein. Er gedachte stets schließlich nachzugeben. So bald seine Frau ihr Kleingewehrfeuer einstellte

und selbst die Waffenstillstandsflagge aufzog, kapitulirte er augenblicklich. Wie bei jeder andern Streitigkeit, so griff Frau Anderson auch bei dieser über die Entlassung des „erbärmlichen unverschämten Dutchman" ihren Mann auf allen seinen schwachen Punkten an, und sie hatte den Katalog seiner schwachen Punkte so wohl im Kopfe, als ob sie ihn auswendig gelernt hätte. Dann, wenn er soweit geärgert war, daß er sich ganz elend fühlte, wenn sie ihr Bedauern ausgedrückt hatte, nicht lieber jemand geheiratet zu haben, der ein Herz habe, wenn sie bemerkt hatte, sie hätte das Haus ihres Vaters nicht verlassen sollen, denn ihr Vater wäre immer gut gegen sie gewesen, und wenn sie ihn an den Freier erinnert hatte, den sie seinetwegen aufgegeben, und wie sehr dieser sie geliebt und wie unglücklich sie diesen gemacht, als sie Samuel Anderson ihre Liebe geschenkt — wenn sie den Streit so durch alle einleitenden Stadien hindurchgeführt hatte, so steuerte sie schließlich auf ihr Ziel durch einen coup de partie los und zwar in folgender Weise:

Aber das ist just eure Art! Immer die Art von euch Männern! Ich glaube, ich muß dir deinen Willen lassen wie gewöhnlich. Du hast mir von Anfang an gezeigt, daß du der Herr und Meister im Hause bist. Ich habe nicht einmal in Sachen meiner Tochter etwas zu sagen. Aber ich dächte doch, wo ich dir deinen Willen in so vielen Dingen gelassen habe, könntest du wenigstens diesen Kerl fortjagen. Du könntest mir in einer einzigen Kleinigkeit einmal einen Gefallen thun, und du würdest es, wenn du dir etwas aus mir machtest. Du weißt doch, wie leicht ich jeden Augenblick an meiner Herzkrankheit sterben kann, und doch willst du diese Aufregung in solcher Weise verlängern.

Nun giebt es nichts, was einem schwachen Manne so wohlthut, als wenn er für stark gehalten wird, nichts, was einen Pantoffelhelden so kitzelt, als wenn ihm die Rolle eines Tyrannen zugeteilt wird. Hört man je einen Mann mit seinem Entschluß groß thun, in seinen vier Pfählen Herr zu sein, so kann man stets sicher sein, daß er gehorsam das Joch seiner Frau trägt. Ein Pantoffelheld wird immer so thun, als ob er gegen alles wäre, was nach Erweiterung der Aktionssphäre und der Vorrechte der Frauen aussieht. Ein solcher Mann besteht auf dem Schatten der Autorität, weil er ihr Wesen nicht haben kann. Es ist ihm eine große Genugthuung, daß seine Frau niemals Präsident werden und niemals in gottesdienstlichen Versammlungen Reden halten kann. Solange ihm diese Zeichen der Überlegenheit verbleiben, ist er immer noch in gewissem Sinne Haupt der Familie.

So geschah es auch hier. Als Frau Anderson ihren Mann unterwürfig daran erinnerte, wie sie ihm immer seinen Willen gelassen, glaubte er es ihr, weil er's wünschte, obwohl er sich in diesem Augenblicke der einzelnen Fälle, wo dies geschehen, nicht gerade entsinnen konnte. Und da er wußte, daß er nachgeben müsse, so zog er es vor, seine Nachgiebigkeit als einen Akt souveräner Gnade gegen das arme unterdrückte Weib erscheinen zu lassen, den sie sich erbat.

Digitized by Google

Na, wenn du darauf bestehst, so werde ich dir's natürlich nicht abschlagen, sagte er. Und vielleicht hast du Recht. Auf diese Weise hatte er beinahe jeden Tag seines Ehelebens nachgegeben, und auf diese Weise gab er auch dem Verlangen nach Entlassung Augusts nach. Aber er kam mit seiner Frau überein, Julia nichts von der Sache wissen zu lassen und kein Abschiednehmen zu gestatten.

Am nächsten Tage schon kam es jedoch anders. Julia saß mit einer Nähterei in der langen Veranda vor dem Hause. Cynthy Ann, die Magd, bereitete in der Küche am andern Ende des Durchgangs durch das Gebäude das Mittagsessen, und Frau Anderson war mit ihrer gewöhnlichen Bekämpfung von Staub und Schmutz beschäftigt. Sie hielt das Haus rein, weil es ihrem streitfertigen Sinne und ihrer Herrschsucht wohlthat, dem sich immer mehr breitmachenden Schmutze zum Trotze das Haus rein zu sehen. Und so scheuerte und zankte, so zankte und scheuerte sie, daß Scheuern und Zanken mit einander klappten und sich reimten. Das Zanken war die Vokalmusik, das Scheuern die Instrumentalbegleitung. Der Einklang des Mißklangs war vollkommen. Just in dem Augenblicke, von dem ich spreche, war eine Pause in ihrem Zanken eingetreten. Nur das symphonische Scheuern ging fort wie bisher. Julia, die das nächste Gewitter von sich abzulenken wünschte, errichtete etwas, wovon sie meinte, es könnte sich als eine Art konversationeller Blitzableiter bewähren, indem sie eine Frage über einen Gegenstand that, welche mit dem Thema des letzten Marsches, den ihre Mutter so hold mit Scheuerbürste und Stimme gespielt und gesungen, nichts zu thun hatte.

Mutter, was macht nur den Onkel Andrew so wunderlich?

Ach was, ich weiß es nicht. Er war immer ein Querkopf. Dies wurde staccato, im Tone einer schnappenden Schildkröte gesprochen. Aber wenn man sein Lebenlang mit einer schnappenden Schildkröte zusammen gelebt hat, achtet man nicht darauf. Julia achtete denn auch nicht darauf. Sie war begierig zu wissen, wie es mit ihrem Oheim Andrew Anderson stand, und so sagte sie:

Ich habe gehört, daß ein falsches Frauenzimmer ihn grausam behandelt hat. Verhält sich das so?

Julia sah nicht, wie rot ihre Mutter im Gesicht geworden war; denn sie blickte sie nicht an.

Wer hat dir das erzählt? Julia war so sehr daran gewöhnt, ihre Mutter in aufgeregter Weise reden zu hören, daß sie kaum das seltsame Zittern in dieser Frage bemerkte.

August.

Augenblicklich nahm die Symphonie ein Ende. Die Scheuerbürste fiel in den Eimer mit Seifenwasser. Aber die stürmische Vokalmusik brauste mit einer Heftigkeit los, vor der selbst Julia zusammenfuhr. Also August hat das gesagt, wirklich? Du hörtest darauf, wirklich? Du ließest dir das erzählen. He?

Digitized by Google

Er verleumdete deine Mutter. Du hörtest ihm zu, wie er deine Mutter verleumdete!

Frau Anderson war jetzt in Weißglühhitze. Julia war sprachlos. Ich sah dich gestern, wie du mit diesem Dutchman liebeltest und zuhörtest, wie er deine Mutter beschimpfte. Und jetzt beleidigst du mich. Nun denn, morgen wird der letzte Tag sein, wo dieser Dutchman an dieser Stelle einen Pflug führen wird. Und du, Mamsell, thätest besser, dich um dich selber zu bekümmern. Und —

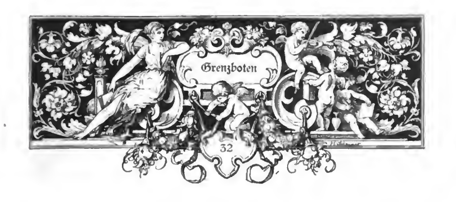
Hier folgte eine Salve von Schimpfnamen, die Julia stehend über sich ergehen ließ. Aber als die Stimme ihrer Mutter zu einem Gekreisch ausartete, nahm Julia das Wort und sagte: Schweig, Mutter!

Es war das erste Wort der Widersetzlichkeit, das sie je geäußert. Der innere Schmerz und Kampf mußte schrecklich gewesen sein, daß er ihr das abgerungen hatte. Die Mutter war ganz verblüfft vor Ärger und Erstaunen. Sie konnte sich davon nicht genügend erholen, um eher die Sprache wiederzufinden, als bis Julia sich schon die halbe Treppe hinaufgeflüchtet hatte. Dann deckte ihre Mutter ihren Rückzug, indem sie ihr nachkreischte: Marsch auf deine Stube, du unverschämtes Ding! Du weißt, daß ich jede Minute an meiner Herzkrankheit sterben kann, aber du willst mich umbringen! (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Archäologische Wandtafeln. Von Professor Georg Niemann in Wien, dessen Name durch seinen Anteil an der Expedition nach Samothrake bekannt ist, und der sich vor kurzem zu verwandten Zwecken auf den Weg nach Kleinasien gemacht hat, ist in den für das archäologische Seminar der Wiener Universität hergestellten archäologischen Vorlegeblättern eine Ansicht des Erechtheions in Rekonstruktion und mit teilweiser Bloßlegung der äußern und innern Konstruktion erschienen. Das Blatt bildet ein Seitenstück zu der vor mehreren Jahren publizirten Ansicht einer Ecke des Parthenons. Bei seiner Größe (mit dem Plattenrande 48×58 Centimeter) kann es als Wandtafel benutzt werden und ist als äußerst instruktives Lehrmittel zu empfehlen. Erfahrungsgemäß macht es beträchtliche Schwierigkeiten, Schülern der verschiedensten Kategorien, falls sie nicht schon Gelegenheit gehabt haben, antike Bauten zu sehen, eine klare Vorstellung von solchen zu geben, und gewiß jeder Lehrer der Kunstgeschichte oder Stillehre hat schon merkwürdige Erfahrungen darin gemacht, wie verworrene Begriffe sich oft mit den gewissenhaft auswendig gelernten technischen Ausdrücken verbinden. Die Niemannschen Prospekte bieten nun hierfür eine große Erleichterung, sie ermöglichen eine Demonstration in ähnlicher Weise wie vor dem menschlichen Akt neben der anatomischen Figur. Hoffentlich findet der Künstler Zeit, entsprechende Anschauungsmittel auch für den römischen und die mittelalterlichen Baustile, wie für die dorische und die ionische Ordnung zu liefern.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Rußland und Rumänien.

Man schreibt uns aus Bukarest: Die Propaganda, die in Rußland gegen alles organisirt ist, was einen deutschen Namen trägt, beschränkt sich nicht auf das Gebiet innerhalb der Grenzen dieses Reiches. Während sie sich in Österreich-Ungarn bemüht, die slavischen oder morgenländisch rechtgläubigen Bevölkerungen dem Hause Habsburg zu entfremden, sehen wir sie weiter nach Südosten hin am Werke, den im Mai 1866 an die Ufer der Dumbowitza verpflanzten jungen hohenzollernschen Stamm an seinen Wurzeln zu unterwühlen. Auch hier bezeichnet sie einen deutschen und nicht griechisch-orthodoxen Fürsten den unwissenden und leichtgläubigen Massen als den Feind ihrer Rasse und ihrer Religion. Gern würde man sich sagen, daß diese Wühlerei ohne Erfolg geblieben wäre, aber leider ist das Gegenteil der Fall. Dank einer gewissen sozialen Aufregung und Verwirrung, welche durch zu sehr beschleunigte Reformen und eine zu plötzliche und zu schroffe Verrückung der Verhältnisse des Privateigentums veranlaßt wurde, ist Rumänien dasjenige Land, welches in Europa die stärkste Verschiebung und Vernichtung des Ständeunterschiedes zeigt, wobei ich noch gar nicht an jene per fas et nefas reichgewordenen Leute denke, denen es sowohl an Vaterlandsliebe als an sittlichem Halte mangelt. Eine fernere und noch charakteristischere Thatsache ist, daß auf zehn zur gegenwärtigen politischen Welt gehörige Männer hier wenigstens drei Griechen und drei Bulgaren fallen, deren Naturalisation von neuem Datum ist, indem ihre Zugehörigkeit als Vollbürger zum rumänischen Staate kaum bis zu ihrem Vater zurückgeht. Noch ein paar Jahre dieses an nordamerikanische Zustände und Einrichtungen erinnernden Regimes, und die Rumänen werden, aus dem politischen Leben ganz verdrängt, ihm entfremdet, nur noch Heloten in ihrem Lande sein.

Digitized by Google

Die russische Propaganda fand selbstverständlich in dieser Masse, die fast ohne irgendwelche nationale Überlieferungen war, nicht nur die zur Erreichung ihrer Zwecke erforderlichen moralischen Bedingungen, sondern auch sehr passende Werkzeuge dazu vor. Wenn die Menschen, deren sie sich bedient, keine Achtung verdienen, so sind die Leidenschaften, an die sie sich wendet, noch ordinärer und verächtlicher. In der Moldau hat sie bewirkt, daß die auf Losreißung und Selbständigkeit abzielenden Gelüste, die unter der Asche der frühern Zustände fortglimmten, dadurch wieder zu lebhafterem Brande entfacht wurden, daß man die Idee einer moldauischen Dynastie verbreitete, zu deren Vertreter man einen Sohn des 1866 verjagten Fürsten Cusa erkoren hatte. In der Walachei, wo es keine Separatisten giebt, und wo ebensowenig Anhänger Cusas existiren, wo aber die Demagogie das Bett der politischen Strömung bis zum Rande füllt, haben die russischen Wühler sich der letztern in die Arme geworfen. Sie haben sich dem Manne als Gehilfen angeschlossen, in welchem alle destruktiven und auflösenden Tendenzen unsrer Zeit gleichsam Fleisch und Bein geworden sind, und welcher, obwohl anscheinend nichts als ein einfacher Abgeordneter, für sich allein schon eine der den Staat bewegenden Mächte, wenn nicht die oberste und wichtigste derselben ist. Dank dieser Verbindung, welche der russischen Propaganda die gesammte radikale Presse zugeführt hat, übt dieselbe einen beinahe unwiderstehlichen Einfluß auf die Regierung, auf das Publikum und leider auch auf die Armee aus. Von ihr gehen jene höchst schädlichen und verabscheuenswerten Gesetze aus, welche ihr Verbündeter beantragt, und welche die eingeschüchterten Kammern nicht abzulehnen wagen. Wenn diese schlau ausgedachte demokratische Gesetzgebung sich durch die Annahme von Gesetzentwürfen, nach welchen die Richter gewählt werden sollen und das allgemeine Stimmrecht eingeführt werden soll — Entwürfe, welche durchgehen werden, wie andre von ähnlichem Charakter und schließlichem Zweck durchgegangen sind —, vervollständigt haben wird, so wird die Republik in Rumänien nur noch eine Frage der Zeit und der passenden Gelegenheit sein. Man weiß ja, daß der Fürst Gortschakoff schon im Jahre 1866 den Rumänen diese Regierungsform zur Annahme empfahl.

Zwei Dinge machen aus jedem rumänischen Demagogen einen dankbaren und eifrigen Verbündeten Rußlands: der beiden gemeinsame Haß gegen Österreich und der verhängnisvoll radikale und revolutionäre Charakter der russischen Politik — im Auslande. Der Radikalismus schafft Überstürzung, Verwirrung und Zersetzung, diese schwächen gegenüber äußeren Gegnern, sie trüben das Wasser, und im Trüben ist nach dem Sprichwort gut fischen. So dachte man russischerseits in Bulgarien, als man ihm eine maßlos liberale Verfassung verlieh, so denkt und strebt man auch diesseits der Donau, in Rumänien.

Der Liste der Kalamitäten, welche die geheime russische Politik auf Rumänien herabregnen ließ, muß man auch die agrarische Bewegung hinzufügen,

Digitized by Google

deren Anfänge wir jetzt beobachten. In der That, wer hätte nicht in jener von einigen tausend Bauern neulich an die Kammern gerichteten Petition, in welcher die Verteilung der Staatsländereien, etwa eines Drittels des gesammten rumänischen Ländergebiets, verlangt wurde, die Hand Rußlands erkannt?

An dem Tage, wo die moldauischen Separatisten und die walachischen Republikaner den Augenblick für herangekommen halten werden, die Maske abzuwerfen — und dieser Augenblick muß einem russisch-deutschen Kriege vorangehen —, wird die hier begründete Dynastie der Hohenzollern, die weder walachisch noch moldauisch, sondern einfach rumänisch ist, in dem Wettersturme untergehen, aber wenn sie gehen muß, wird sie die nationale Einheit, deren Palladium sie ist, mitnehmen; denn in Bukarest wird man niemals einen Cusa zum Fürsten wollen, und in Jassy wird man jederzeit die Republik verwerfen.

Was die Dobrudscha betrifft, so wird „diese slavische Provinz, die Rußland den Rumänen geliehen, die es ihnen aber niemals zu geben beabsichtigt hat" (die eignen Worte eines russischen Großfürsten gegenüber einem bulgarischen Patrioten), weder den Moldauern noch den Walachen verbleiben, sondern beiden entschlüpfen, und mit ihr werden ihnen die Mündungen der Donau verloren gehen.

Es ist Zeit, endlich einmal den Gedanken aufzudecken, den man wie einen roten Faden durch das ganze wirre Gewebe der russischen Intriguen hierzulande hindurchlaufen sieht, wenn man gute Augen und Gelegenheit, sie zu brauchen, hat, und dieser Gedanke läßt sich folgendermaßen ausdrücken: Das Königreich Rumänien soll nicht als Ganzes in den angestrebten Bund der Balkanstaaten eintreten, es soll zerschlagen und dann erst in zwei Stücken dieser Union eingefügt werden. Nun aber ist die balkanische Konföderation nichts anderes als die Gußform, aus der das von Rußland ins Auge gefaßte und erstrebte Großbulgarien hervorgehen wird.

Ein Wink für die Rumänen, welche nicht Bulgaren oder Knechte der Bulgaren werden wollen!



Ein Künstler über Kunst und Kunstgelehrte.

m dritten Bande der kürzlich erschienenen neuen Ausgabe des Malerbuchs von Lionardo da Vinci*) findet sich ein Abschnitt, dessen Inhalt weit über die Kreise derer hinaus Beachtung verdient, die sich mit Lionardostudien beschäftigen. Der Herausgeber, der Maler Heinrich Ludwig in Rom, bemüht, die geistigen Vorbedingungen klarzulegen, die bei demjenigen erfüllt sein müssen, der auf Verständnis der Lionardoschen Schriften Anspruch macht, widmet eine umfang- und inhaltreiche Abhandlung der Darstellung des Geistes, durch den „die Renaissancekunst als Bildnerei zu Fortschritt und ihrer der Antike zustrebenden Vollendung" gekommen sei. Er berührt hier viele Fragen von allgemeinem und aktuellem Interesse. Mancherlei kommt zusammen, um seinen Äußerungen einen besondern Wert zu verleihen. Die Vereinigung von fachmäßiger Ausübung der Kunst mit wissenschaftlichem Geist und gelehrter Bildung ist verhältnismäßig selten; noch seltener aber ist es, daß ein Künstler unberührt geblieben ist von den korrumpirenden Einflüssen einer Zeit, die auf künstlerischem Gebiete den hohen Maßstab der Beurteilung verloren hat. Schon in dem vor einigen Jahren erschienenen Buche desselben Verfassers über die Technik der Ölmalerei traten jene auszeichnenden Eigenschaften zu Tage; in noch höherem Maße ist dies in der vorliegenden Abhandlung der Fall.

Es kann nicht der Zweck dieser Besprechung sein, durch Angabe dessen, was Ludwig sagt, dem Leser die Mühe zu ersparen, sich an die Quelle selbst zu wenden. Einen besondern Reiz bildet überdies die anregende, oft witzige, zuweilen etwas sonderbare, immer originelle Ausdrucksweise. Je nach seinem Standpunkte wird dem einen dies, dem andern jenes richtig oder unrichtig erscheinen. Jeder wird aus Zustimmung oder Widerspruch Nutzen und Belehrung ziehen. Wenn ich hier an die Ludwigschen Erörterungen einige Bemerkungen knüpfe, so geschieht dies eben auch von einem bestimmten Standpunkte aus, der mich mit dem einen Teile derselben in Übereinstimmung setzt, während er mich zu dem andern Teile in Opposition bringt. Ich scheide darnach das, was Ludwig über das Wesen der bildnerischen Thätigkeit sagt, von dem, was er in wesentlich polemischem Tone gegen die Bemühungen derer einwendet, die, ohne selbst Künstler zu sein, ihre wissenschaftliche Thätigkeit oder ihr philosophisches Nach-

*) Lionardo da Vinci. Das Buch von der Malerei. Nach dem Codex Vaticanus 1270 herausgegeben, übersetzt und erläutert von Heinrich Ludwig. Wien, Braumüller, 1882. Die Ausgabe bildet den 15., 16. und 17. Band der „Quellschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance."

Digitized by Google

denken der Kunst widmen. Jenes zeugt von selbständigem Geiste und von gesundem Sinne, dieses scheint mir von mancherlei Mißverständnissen nicht frei zu sein.

Den Ausgangspunkt jener ausgezeichneten Erörterungen bezeichnet am besten eine Definition der Bildnerei, die Ludwig als die Quintessenz einer großen Anzahl von Aussprüchen den Schriften der Renaissance entnimmt. Sie lautet: „Die Bildnerei zeichnet sich vor den andern Illusion erregenden Künsten aus, indem sie nachgeahmte Gegenstände der Natur und innere Erfindungen des Menschengeistes in sinnlicher Gestalt und mit künstlichen, selbsterfundenen Mitteln neben die Werke der Natur hinstellt und so ein gleichfalls sinnlich erschaffendes Töchterlein der Schöpferin wird." Dieser scheinbar einfache Satz stellt moderner Begriffsverwirrung und moderner Mißpraxis die klaren und gesunden Grundlagen jeder tüchtigen Kunstübung gegenüber. Er bezeichnet unzweideutig den Punkt, auf den derjenige die ganze Kraft des Nachdenkens und der Untersuchung zu richten hat, dem es um einen sachlichen Einblick in die Welt der bildenden Kunst zu thun ist. Ausgeschieden ist damit von vornherein eine Frage, die in den Zeiten eines falschen Idealismus sogut wie in den Zeiten eines falschen Realismus eine große Rolle spielt, die Frage nach dem Gegenstande der Darstellung. Die Beschränkung auf das sinnlich Gegebene ist so wenig ein künstlerisches Verdienst wie die Wahl bedeutender Gegenstände und Vorgänge oder die Verbildlichung erhabener Ideen. Naiven Sinnes mag der Künstler im Grunde alles für darstellbar halten; sein Realismus muß darin bestehen, daß er das Bild, welches er schafft, auch wenn es kein der Natur nachgeahmtes ist, zu so hoher Vollendung bringt, daß es die Illusion der Wirklichkeit erweckt; sein Idealismus aber muß auf der Einsicht beruhen, daß er nicht mit den Mitteln der Natur, sondern mit selbsterfundenen Mitteln arbeitet, und daß das, was er hervorbringt, nicht ein Naturprodukt, sondern ein Werk seines Geistes, eben ein Kunstwerk ist. An verschiedenen Stellen findet alles dies ausführliche Erörterung. Besonders aber ist auf den Abschnitt hinzuweisen, der die Überschrift trägt „Harmonie zwischen seelischem Inhalt und Erscheinungsform des Kunstwerkes"; selten wird eine Frage, die vom Unverstand und vom Überverstand so geflissentlich verwirrt worden ist, eine so einfach klare und vernünftige Lösung finden.

Ist nun das Hervorbringen der „künstlerisch sinnlichen Erscheinung" als der eigentliche Zweck bezeichnet, den der bildnerische Geist verfolgt, so deckt Ludwig an dem Beispiel, welches die Meister der guten Zeit gegeben haben, die stufenweise fortschreitende geistige Arbeit auf, die gethan werden mußte, um das zu erreichen, was wir in den erhaltenen Werken vor uns sehen. Nutzlos würde ein Versuch sein, den reichen Inhalt der Kapitel auch nur anzudeuten, die uns in die geistige Werkstatt jener großen Künstler einführen. Die Hilfsmittel, die erfunden wurden, um das Studium des Naturvorbildes zu einem

Digitized by Google

immer genaueren zu machen, um das Auge zu immer schärferem und richtigerem Sehen der Dinge zu erziehen, das immer tiefere Eindringen in die Geheimnisse der malerischen Perspektive, die Verwertung dieser Errungenschaften für Zeichnung, Licht- und Schattengebung, Farbenabstufung im künstlerischen Bilde, das Studium der Geometrie zu bildnerischen Zwecken, das Streben nach Proportionalität und Rhythmus, dies und noch vieles andre findet hier ausführliche Behandlung. Mancherlei Erleuchtung wird der Leser daraus empfangen, vor allem aber wird ihm zweierlei klar werden: einmal, daß die Kunst eine Sache angestrengten Fleißes, umsichtiger Überlegung, tiefeindringenden Denkens, nicht ein Geschäft ist, welches sich mit einem geringen Maß von Können und einem großen Vorrat von phrasenhafter Begeisterung und angemaßter Genialität betreiben ließe; sodann, daß jener bildnerische Geist, wie ihn Ludwig darstellt, unsrer Zeit fremd ist. Wer einmal die Grundlagen erkannt hat, auf denen die seltne Vollendung wahrhafter Kunstwerke ruht, der wird den Unverstand begreifen, welcher der so oft gehörten Vergleichung moderner Leistungen mit alten Werken zu Grunde liegt.

Und noch eins: in einem Abschnitt, der die Überschrift trägt „Innerer Zusammenhang der Entwicklung der Wissenschaft des Machens in der Malerei," und in einigen folgenden Abschnitten giebt Ludwig einige Andeutungen, wie sich die historische Entwicklung der Malerei von seinem Standpunkte aus darstellt. Wer es empfunden hat, wie die moderne Geschichtschreibung der Kunst zwischen zwei Extremen hin- und herschwankt, wie sie einmal nach hohen außerhalb des künstlerischen Bereichs liegenden Gesichtspunkten greift, sich das andremal an die scheinbar sachlichsten und doch nur nebensächlichen Details anklammert, der wird den vorliegenden Versuch mit Freuden begrüßen. Für den wichtigsten Abschnitt der italienischen Malerei entwickelt er die wesentlichen Fortschritte, die „im Ringen um die Vollendung des sinnlichen Darstellens" gemacht worden sind, und sondert so den thatsächlich künstlerischen Zusammenhang der so verschiedenartigen Werke von den andern Arten des Zusammenhangs, in welche die historische Betrachtung dieselben Werke zu bringen gewohnt ist.

Ich breche hier ab, um diesen zustimmenden Bemerkungen nun einige ablehnende folgen zu lassen. Ludwigs vortreffliche, durch Sachlichkeit ausgezeichnete Erörterungen über die bildnerische Thätigkeit sind allenthalben begleitet von bald zornigen, bald spöttischen Äußerungen über die Laien und Gelehrten. Er trifft auch hierin einen Punkt von allgemeinem Interesse und, ob er Zustimmung oder Widerspruch verdient, jedenfalls hat das, was er sagt, Anspruch darauf, zur Kenntnis weiterer Kreise zu kommen. Er steht nicht allein. Das Verhältnis der produzirenden Künstler zu den denkenden, untersuchenden, forschenden Theoretikern der Kunst, welches an sich ein für beide Teile ersprießliches sein könnte, hat sich in neuerer Zeit zu einem feindseligen Gegensatz entwickelt, und mancher unliebsame öffentliche Ausbruch geheimen Widerwillens ist wohl noch

in vieler Gedächtnis. Auf welcher Seite die Schuld liegt, will ich nicht untersuchen, noch weniger will ich die Kunstgelehrten aller Gattungen von dem Vorwurfe freisprechen, ihre Aufgabe zuweilen falsch verstanden und in Gebiete übergegriffen zu haben, die ihnen unzugänglich sind. Aber wo Streit ist, da sind auch Mißverständnisse, und wenn man diese zurückweist, so thut man dies nicht um den Streit zu verschärfen, sondern um ihn zu vereinfachen und seinen Austrag zu ermöglichen.

Die Mißverständnisse, die wir hier zu rügen haben, sind teils besondere und beziehen sich auf bestimmte Anschauungen, die Ludwig bekämpft; andre sind allgemeiner Natur und treten überall zu Tage, wo Künstler gegen Kunstgelehrte streiten. Jene sind von geringerm Interesse, und eine Auseinandersetzung über dieselben würde sehr weit führen; eine kurze Bemerkung mag daher genügen. Ludwig stellt am Anfang seiner Erörterungen denen, die „in der Bildnerei den Ausdruck allgemein menschlicher Gedanken und Empfindungen suchen," diejenigen gegenüber, die „das Charakteristische der Bildnerei in das Reinanschauliche, in die Erscheinung verlegen." Beide verurteilt er gleichmäßig. Die letztern nennt er mit Vorliebe „Anschauungsdogmatiker" und kommt an verschiedenen Stellen auf dieselben zurück. Zwei Dinge sind es, deren er sie hauptsächlich anklagt, einmal, daß sie durch die bloße Anschauungskraft das „Gesammtbewußtsein einer Welt bilden wollten, die noch mit gar vielem sonst als der Erscheinung auf uns wirke"; dann, daß sie die Anschauungskraft von der Thätigkeit des künstlerischen Gestaltens trennten, das Hauptgewicht auf jene legten und in diesem ein gleichsam selbstverständlich sich ergebendes, nebensächliches und nicht sonderlich schwieriges Geschäft erblickten. Ich bekenne, nicht zu wissen, welchen kunstphilosophischen Untersuchungen diese Anschauungen entnommen sind; meines Wissens sprechen die „Anschauungsdogmatiker" so verkehrte Ansichten nicht aus, und wenn Ludwig ihren Untersuchungen mehr Aufmerksamkeit gewidmet hätte oder hätte widmen wollen, so würde er ihnen solchen Widersinn nicht haben unterschieben können. Von einem anschaulichen Weltbewußtsein sprechen sie nur in dem Sinne, daß sich in demselben ein vorherrschendes Interesse an der durch den Gesichtssinn wahrnehmbaren Erscheinung der Dinge dokumentire; von denen aber, die das Machen des künstlerischen Bildes gegen die geistige Thätigkeit herabsetzen, welche diesem Machen vorangeht, unterscheiden sie sich gerade dadurch, daß sie die Trennung zwischen geistigem Prozeß und bildnerischer Manipulation aufheben und die Entwicklung des anschaulichen Bewußtseins selbst in die künstlerisch gestaltende Thätigkeit verlegen.

Merkwürdiger ist mir noch, daß Ludwig bei seiner selbständigen Denkungsart sich von jenen hergebrachten allgemeinen Mißverständnissen nicht frei hält. Zunächst sollte das von den Künstlern viel gebrauchte Argument gänzlich verschwinden, daß die kunstwissenschaftlichen und kunstphilosophischen Untersuchungen deshalb wertlos seien, weil sie der künstlerischen Produktion keinen Nutzen

brächten. Als ob sie deshalb unternommen würden! Das philosophische und das wissenschaftliche Interesse hat um seiner selbst willen ein Anrecht auf das Gebiet der Kunst sogut wie auf andre Gebiete menschlicher Angelegenheiten oder natürlicher Dinge; um einen Nutzen für das, womit es sich beschäftigt, handelt es sich da ganz und gar nicht. Der Künstler als solcher hat mit diesen Untersuchungen nichts zu thun. Wendet er ihnen seine Aufmerksamkeit zu, so thut er dies nicht um seiner künstlerischen Begabung willen, sondern er beweist damit nur, daß ihm außer dieser noch ein philosophisches oder wissenschaftliches Interesse innewohnt; ist ihm dieses fremd, was berechtigt ihn, über Wert oder Unwert von Bemühungen zu urteilen, für die seine geistige Begabung keine Empfänglichkeit besitzt? Und im vorliegenden Falle scheint mir dieses Argument ganz besonders unangebracht. Wollte man die so vortrefflichen Auseinandersetzungen Ludwigs vom Standpunkte des Nutzens aus beurteilen, der für die zeitgenössische Kunst von ihnen zu erwarten sei, man würde wohl genötigt sein, sie in dieselbe Rumpelkammer zu werfen, zu der Ludwig die Resultate so vielfältiger geistiger Arbeit verurteilt. Denn darin irrt er mit vielen seiner Zeitgenossen, daß er meint, Belehrung könne einigermaßen dem Mangel an Begabung abhelfen.

Ein zweites Mißverständnis aber, welches Verwirrung in das Verhältnis der Künstler zu den Kunstgelehrten bringt, besteht darin, daß jene um der Irrtümer willen, die von diesen begangen werden, das Streben selbst, welches auch diesen Irrtümern zu Grunde liegt, verdammen. Wer wollte leugnen, daß das Gebiet ästhetischer und kunsttheoretischer Forschungen sehr reich an Absonderlichkeiten und Irrtümern ist? Wer möchte nicht den Künstlern Recht geben, wenn sie besonders empfindlich gegen Irrtümer sind, die gleichsam auf ihre Kosten begangen werden? Aber wenn eine Sache deshalb zu verdammen wäre, weil sich gelegentlich dilettantische Anmaßung, Beschränktheit und Unverstand derselben bemächtigt, welches Schicksal dürfte der Kunst selbst bevorstehen! Mir scheint, daß in Zeiten, in denen die Künstler selbst bedeutendes leisteten, sie auch gerecht und vorurteilsfrei die Bemühungen derer zu beurteilen vermochten, die sich ihre Werke auf ihre Weise anzueignen suchten.

Des ärgsten Mißverständnisses, dessen sich die Künstler schuldig zu machen pflegen, gedenke ich zuletzt. Sie sind immer bereit, denjenigen einen Laien und Dilettanten zu nennen, der die Kunst nicht künstlerisch betreibt, sondern wissenschaftlich oder philosophisch betrachtet, für sich selbst aber nehmen sie die Berechtigung in Anspruch, über gar viele Fragen zu urteilen, in denen sie doch nicht hinlänglich kompetent sind. Ich meine, man beruft sich heutzutage überhaupt zu gern auf die Autorität des Fachurteils und ist zu freigebig mit dem Vorwurf des Dilettantismus. Manche Unzulänglichkeit läßt sich dadurch verdecken, manches gedeihliche Zusammenwirken wird dadurch unmöglich gemacht. Ludwig richtet besonders scharfe Äußerungen gegen diejenigen, deren philosophisches

Bedürfnis sich nicht bei der Thatsache beruhigt, daß die Bildnerei Bilder schafft; denn darauf läuft seine Definition hinaus, und sie ist auch als Grundlage für seine Erörterungen hinreichend. Mir scheint es aber im gegenwärtigen Moment besonders verhängnisvoll, wenn das Bündnis der Kunst mit der Philosophie aufgekündigt wird. Am Schlusse eines ausgezeichneten Aufsatzes von Rudolf Seydel über Lotze fand ich kürzlich folgenden Satz: „Poesie und Kunst schöpfen ihre Begeisterung und Kraft aus Überzeugungen, aus einem Idealglauben, mit dessen Schwächung, kritischer Zersetzung und Verdächtigung auch ihr Feuer zusammensinkt und ihr Licht verbleicht. Poetischer und künstlerischer Idealismus nehmen in gleichen Schritten ab mit einer idealen, seherischen Philosophie." Man mag darüber streiten, ob der in diesen Worten angenommene Zusammenhang ein thatsächlicher sei, in die Klage um die verlorne Würde der Kunst wird man einstimmen müssen. Die Zeit ist einer idealen, seherischen Philosophie nicht günstig; eine Weltanschauung ist in mächtiger Entwicklung begriffen, in der der Kunst unter den notwendigen Mächten des Lebens kein Platz vergönnt werden soll. Die Kunst ist in den Augen ernster Männer zum Spielwerk, zur bloßen Zierde des Lebens herabgesunken. Möglich, daß eine Zeit wiederkommt, in der sie aus eigner Kraft den Beweis ihres Wertes und ihrer Notwendigkeit liefern wird. Heutzutage scheint eine solche Zeit noch fern zu sein, und so sollten die einzelnen unter den Künstlern, die es ernst mit der Kunst meinen, die Bemühungen derer nicht zurückweisen, die innerhalb der großen Wandlungen, welche wir im geistigen Zustand der Menschheit sich vollziehen sehen, die ewigen Rechte der Kunst aufrecht zu erhalten suchen.

Leipzig. Conrad Fiedler.



Ameisenleben.



Schon durch die Beobachtungen Kirbys, Latreilles und Hubers waren wir über das, was man das politische und wirtschaftliche Leben der Ameise nennen kann, ziemlich gut unterrichtet. Wir wußten, daß ihre Staaten oder Kolonien aus drei Klassen von Ameisen, männlichen, weiblichen und geschlechtslosen, bestehen, daß die letztgenannten allein alle Arbeit besorgen, Nahrung herbeischaffen, das Nest bauen, die Jungen und die Weibchen säubern und füttern und dergleichen, daß die Ameisen beinahe allen andern Insekten feindlich gegenüberstehen, daß die einzelnen Völker oder Gemeinden derselben einander bekriegen, daß die rote Gattung Feldzüge nach den Ansiedelungen der schwarzen unternimmt, um sich

Sklaven zu holen, und daß alle Ameisen die Blattläuse lieben und gewissermaßen wie Kühe melken, indem sie dieselben durch Kitzeln mit ihren Fühlern zur Absonderung von Honigsaftbläschen veranlassen, die sie dann aufsaugen.

Zu dieser Kenntnis hat in diesen Tagen ein englischer Naturforscher wesentlich neues beigetragen, und was wir durch ihn erfahren, ist großenteils wahrhaft wunderbar. Es ist Sir John Lubbock, der fleißige und sorgfältige Beobachter der Bienen und Wespen, welcher sich seit einiger Zeit auch dem Studium der Gewohnheiten und Einrichtungen der Ameisen gewidmet und seine Erfahrungen auf diesem Gebiete in dem Werke Ants, Bees and Wasps niedergelegt hat. Der gelehrte Baronet, der beiläufig Bankier und Mitglied des Parlaments ist, darf sich rühmen, gegenwärtig wohl der vertrauteste Kenner des Seelenlebens der Insekten zu sein, welche der Titel jenes Buches an erster Stelle nennt. Er ist im Besitz einer Ameisengemeinde, welche er schon seit 1874 zu Hausgenossen hat, und er hat eine Methode erfunden, die es ihm ermöglicht, dreißig bis vierzig Ameisenstädte, bewohnt von verschiedenen Gattungen, englischen und ausländischen, in angenehmer Gefangenschaft zu halten und ihr gesammtes Treiben durch die Glasfenster ihrer künstlichen Nester aufs genaueste zu beobachten. Ja indem er seinen Ameisen den Rücken mit verschiedenfarbigen Tüpfelchen, roten, grünen, blauen, gelben, markirt hat, ist er imstande, sie mittelst des Vergrößerungsglases individuell zu unterscheiden. Das Ergebnis seiner gründlichen und lange fortgesetzten Studien ist aber die Überzeugung, daß die Ameise auf der Stufenleiter der Intelligenz unter allen Tieren dem Menschen in vielen Beziehungen am nächsten zu stehen scheint.

Das klingt erstaunlich. Wenn man aber das genannte Buch durchgelesen, findet man diese Meinung begreiflich; denn die höchst wunderbaren Äußerungen der Seelenthätigkeit dieser kleinen Geschöpfe, ihre gesellschaftlichen Einrichtungen, die gesetzmäßige Ordnung ihrer Stadtgemeinden, der kunstvolle Bau ihrer Ortschaften, die Anlage ihrer Straßen, die Art, wie sie Haustiere zähmen, Sklaven züchten, Krieg führen, Raubzüge und Karawanen auf weite Strecken arrangiren, lassen sich kaum anders als durch die Annahme erklären, daß in den winzigen, kaum stecknadelkopfgroßen Köpfen dieser Tierchen ein Gehirn mit Verstand sitzt, und daß sie zu gleicher Zeit von Leidenschaften und von andern Regungen bewegt werden, die man als Liebe, Heldenmut und Patriotismus bezeichnen darf.

Die Ameisen besitzen Gedächtnis, Unterscheidungsgabe und Ordnungssinn. Sie ordnen die Larven oder Maden, die den von den Weibchen gelegten Eiern entschlüpfen, nach ihrer Größe in Gruppen, sodaß Lubbock sie mit einer in Klassen eingeteilten Schule vergleicht. Die Puppen, in die sich diese Larven nach einiger Zeit verwandeln (die „Ameiseneier" unsrer Vogelfutterhändler), können sich nicht selbst aus ihrer Umhüllung heraushelfen und zu vollkommenen Insekten werden, und so zerbeißen die alten Ameisen diese Hülle, heben ihnen die Beinchen heraus und glätten ihnen die Flügel „mit wahrhaft weiblicher Sorgfalt und Zärtlich-

Digitized by Google

keit.“ Andrerseits sind die Ameisen sehr mutige und gewandte Kriegsleute. Jede Gattung hat ihre besondre Gefechtsmethode, wobei sie nach gemeinsamem Plane kämpfen, dessen Regeln sie sich durch förmliche militärische Übungen und Manöver aneignen. Drei oder vier von der kleinen roten Spezies pflegen die große Rasenameise bei den Füßen zu erfassen, und eine vierte oder fünfte springt ihr an den Hals und beißt ihr den Kopf ab. Für ihre Milchkühe, die Blattläuse, tragen sie Sorge wie ein Landwirt. Ist der Zweig, an welchem eine Kolonie solcher Zuckersaftlieferanten sich festgesetzt hat, abgestorben, so wird sie von Arbeitsameisen behutsam von ihm abgelöst und auf einen noch frischen verpflanzt. Im Herbst aber bringen sie dieselben unter die Erde an die zarten Wurzeln der Gewächse. Außer den Blattläusen haben sie auch andre Lieblinge, die sie in ihren Nestern hegen und pflegen, z. B. Engerlinge, Asseln, Goldkäferlarven und gewisse Arten von Kurzflüglern. Dieselben finden sich vorzüglich in den Bauen der Waldameise und dienen ähnlichen Zwecken wie die Blattläuse.

Der Fleiß und die Ausdauer der Ameisen sind ganz erstaunlich. Lubbock beobachtete eine Ameise beim Forttragen der Larven in die Sonne und beim Wiederabholen dieser Pfleglinge. Diese Arbeit dauerte ohne Unterbrechung von früh sechs Uhr bis fast um zehn Uhr abends, während welcher Zeit das unermüdliche Tierchen nicht weniger als hundertsiebenundachtzig Larven von einer Stelle zur andern schleppte. Die Ameisen finden sich ferner zu Übungen zusammen, die an das Turnen erinnern, sie beobachten beim Bau ihrer Nester strategische Regeln, sie haben eine Art Arbeitsteilung eingeführt, indem einige die Fütterung der Larven und Weibchen besorgen, andre die Wohnung ausbauen und sauber halten und wieder andre auf Nahrung ausgehen. Das merkwürdigste Beispiel von gesellschaftlicher Organisation aber trifft man in den Gemeinden an, welche Sklaven rauben und halten. Die Sanguinea sendet starke Expeditionen nach Puppen aus, welche den Kolonien der schwarzen Ameise geraubt und später in den Nestern jener roten Gattung auferzogen werden, um als Arbeiter zu dienen, welche die gesammte häusliche Arbeit verrichten. Die Glieder einer schweizerischen Gattung bei Lubbock hängen ganz und gar von ihren Sklaven ab; denn sie können sich infolge der Unvollkommenheit ihrer Freßwerkzeuge nicht selbst ernähren, sondern müssen sich von andern Ameisen, solchen schwarzen Sklaven, füttern lassen. Unser Naturforscher pflegte seinen Exemplaren aus dieser Spezies täglich für ein paar Stunden einen derartigen Diener beizugesellen, damit er sie reinige und speise, und ohne diese Hilfe gingen sie in allen Fällen sehr bald zu Grunde.

Der Verfasser des Buches Ants, Bees and Wasps kommt nach diesen und ähnlichen wunderbaren Enthüllungen zu der sehr auf der Hand liegenden Frage, ob die Ameisen in gewissem Maße sittliche und für ihr Thun verantwortliche Wesen seien. Mit dem Worte Instinkt ist nichts erklärt oder widerlegt; denn was ist Instinkt? Lubbock vergleicht die Städte der Ameisen mit London und

Digitized by Google

Peking, und in diesen wohlgeordneten Kommunen, die sämmtlich in der äußersten Harmonie arbeiten, weiß jede Ameise ihre Mitbürger genau von den Fremden zu unterscheiden. Ein solcher mag den Einwohnern eines Nestes noch so sehr an Gestalt und Farbe gleichen, er wird sofort als Ausländer erkannt und vertrieben oder umgebracht. Von der Ameisenstadt führen oft Straßen nach Orten, wo Nahrung zu sammeln ist oder Larven gesonnt werden können. Auf denselben weichen die gehenden und die kommenden, nachdem sie sich als Landsleute erkannt, einander höflich aus, nachdem eine Art Begrüßung durch Betasten mit den Fühlern stattgefunden hat. Bisweilen füttern auch die zurückkehrenden die von zu Hause kommenden mit einem Teile dessen, was sie an Nahrung bei sich führen. Eine fremde Ameise dagegen, die eine solche Straße betritt, wird ohne Verzug angegriffen und getötet. Sir John sperrte einige Ameisen, die zu einem seiner Nester gehörten, in eine kleine Flasche, die er mit Muslin zuband, und in eine andre Flasche, die ähnlich verschlossen war, eine Anzahl Ameisen von derselben Gattung, aber aus einem andern Neste. Die Bekanntschaften erweckten keine Aufmerksamkeit, obwohl sie gesehen und berührt werden konnten; dagegen wurden die Fremden in ihrer Flasche hartnäckig belagert, bis man in die Flasche eindrang und die Verhaßten totbeißen konnte. Nach diesem und vielen andern Experimenten schließt der Verfasser unsers Buches, daß bei den Ameisen der Haß eine stärkere Leidenschaft als die Liebe sei. Selbst im Zustande der Berauschtheit erkennen sie ihre Mitbürger, obwohl in einer ihrer Republiken eine halbe Million wohnen können. Niemals hat Lubbock einen Streit zwischen Ameisenschwestern aus einer und derselben Gemeinde entstehen sehen. Wir sagen Schwestern; denn man muß sich erinnern, daß alle Arbeitenden in einer solchen Stadt eigentlich unentwickelte Weibchen sind, die keine Flügel bekommen und keine Eier legen. Sehr sonderbar ist die Thatsache, daß Mitbürger sich sofort als solche erkennen, auch wenn sie einander monatelang nicht begegnet sind. Bei einem Experiment unsers Beobachters geschah es, daß die einheimischen Ameisen nach einer Trennung von einundzwanzig Monaten ihre Freunde willkommen hießen, während sie die dieselben begleitenden Fremden mit Wut anfielen und niedermachten.

Wir fragen: wie mag sich jenes Wiedererkennen vollziehen? Einige Forscher haben an ein Zeichen oder Paßwort gedacht, das die Ameisen besäßen, andre an einen eigentümlichen lokalen Geruch, der befreundeten anhafte und bei der Begegnung gespürt würde. Dagegen spricht aber die Beobachtung, daß selbst Puppen, die Lubbock aus den Nestern genommen, außerhalb derselben entwickelt und dann wieder hineingesetzt hatte, als gute Freunde behandelt wurden. In durchaus ernster und doch zugleich sehr anmutiger Weise aber führt unser Autor den Beweis, daß an ein Paßwort bei den hier besprochenen Erkennungsszenen unter den Ameisen nicht wohl zu denken ist. Er seinerseits gelangt zu dem Schlusse, daß jede Ameise eines Haufens durch eine besondre Weise des Ver-

Digitized by Google

kehrs mit jeder andern von ihren Mitbürgerinnen bekannt sei. Wie aber wird diese Bekanntschaft vermittelt oder erworben? Unser gelehrter Baronet geht auf diese Frage ausführlich ein und gelangt dabei zu der Meinung, daß der Spürsinn (scent) bei der Sache stark mitwirkt. Ferner aber scheint mehr als ein geistvoll ausgedachtes Experiment darauf hinzuweisen, daß die Ameisen etwas besitzen, was man eine Geberdensprache nennen könnte, d. h. daß sie sich entweder durch Zeichen oder herkömmliche feine Berührungen mit den Fühlern oder Vorderfüßen miteinander verständigen, und daß diese Zeichen oder Betastungen bei der einen Spezies anders sind als bei der andern.

Lubbock ist nach seinen Untersuchungen der Ansicht, daß die Geistes- oder Seelenkräfte der Ameisen sich von denen der Menschen nur gradweise, nicht dem Wesen nach unterscheiden. Dagegen müssen sie die Welt außer sich anders ansehen als wir; denn einige Arten derselben haben an ihren Augen gegen tausend Facetten, und alle Ameisen befinden sich offenbar unbehaglich, wenn ihnen helles Licht in das Nest scheint. Andrerseits wissen sie grün und gelb von andern Farben zu unterscheiden und gehen allem violetten aus dem Wege. Eine sehr starke Empfindung besitzen sie für das ultraviolette, dessen Strahlen menschliche Augen von Natur gar nicht bemerken.

Können die Ameisen hören, können sie vielleicht sogar sprechen? Professor Tyndall hat dies für Lubbock vor der sensitiven Flamme untersucht, während Professor Bell die Sache mit dem Mikrophon prüfte. Der letztere hörte ganz deutlich die Fußtritte der Tierchen; aber irgend etwas wie ein Gezisch, Gezirp oder Gesumm, das als Ameisengeplauder passiren könnte, war nicht zu vernehmen. Dem ungeachtet glaubt unser Autor, daß die Ameisen hören, und daß sie Töne oder Laute hervorbringen, die allerdings nicht innerhalb der Tragweite oder Empfänglichkeit unserer Sinne und Instrumente liegen. Keinerlei Zweifel kann darüber obwalten, daß ihr Geruchssinn außerordentlich scharf ist.

Was für eine Wunderwelt öffnet sich nach alledem vor unsern Blicken im Leben dieser winzigen Geschöpfe! Ein Gehirn, nicht größer als ein Sandkörnchen, und doch imstande, sich deutlich zu erinnern, zu kombiniren, zu unterscheiden und verschiedene Tugenden und Fähigkeiten zu entwickeln! Wie können wir Tieren den Verstand absprechen, welche thun können, was Leuckart beobachtete? Um einen von Ameisen besuchten Baum befestigte er ein mit Tabaksjauche durchtränktes Band. Die Ameisen über dem Bande ließen sich nach einigem Überlegen zu Boden fallen, sodaß sie neben demselben durch die Luft zur Erde gelangten. Die von unten heraufsteigenden dagegen standen vor dem Bande geraume Zeit still und wußten augenscheinlich nicht, was sie gegen die Sperrung thun, wie sie darüber hinwegkommen sollten. Zuletzt sah er sie umkehren, wieder hinabsteigen und bald nachher wieder zurückkommen, wobei jede ein Sandkörnchen herbeischleppte. So konstruirten sie einen Damm oder eine erhöhte Straße über den Tabakssaft, auf der sie dann in dichten Schaaren hinübergelangten.

Digitized by Google

Ferner: giebt es einen andern als einen gradweisen Unterschied zwischen den Feldzügen Napoleons und den Expeditionen der Formica rufescens, welche weite Märsche macht, feindliche Ameisenhaufen mit Sturm nimmt und darauf triumphirend mit Gefangenen und Beute heimkehrt? Die Invasion der Insel Grenada durch ein Ameisenheer, die vor etwa hundert Jahren erfolgte, erinnerte durch ihre Großartigkeit an althellenische, germanische und sarazenische Eroberungszüge. „Sie stiegen von den Bergen herab, lesen wir, wie reißende Sturzbäche, und füllten Straßen, Fußpfade und Anpflanzungen meilenweit mit ihren Schaaren an. Ratten, Mäuse und Reptilien aller Gattungen wurden ihnen eine leichte Beute, und selbst Vögel, die sich, um Nahrung zu suchen, aus der Luft auf den Erdboden herabließen, wurden von ihnen so bedrängt, daß sie ihnen schließlich keinen Widerstand zu leisten vermochten. Wasserläufe, die auf ihrem Wege waren, bildeten nur für kurze Zeit ein Hemmnis für ihren Durchzug. Die vordersten Reihen der Heranstürmenden stürzten sich blindlings in den sichern Tod, andre sprangen ihnen auf den Rücken, weitere Heere hinter ihnen thaten desgleichen, bis sich aus den Leichen ein neues Ufer und weiterhin eine schwankende Brücke nach der andern Seite bildete, die der Hauptarmee den sichern Übergang gestattete. Selbst Feuer wurde ohne Erfolg gegen ihren Andrang zur Anwendung gebracht. Nicht lange war die feurige Schranke gezogen, so wimmelte es in solchen Myriaden in der Glut, daß sie nach kurzem Flackern zum Erlöschen kam.“ Die Verwüstung aber, welche diese unwiderstehliche Invasionsarmee an Hab und Gut der Bewohner des Landes anrichtete, war so schrecklich, daß eine Belohnung für ihre Vertilgung ausgesetzt wurde, die nach heutiger deutscher Rechnung viermalhunderttausend Mark betrug. Vergeblich, erst ein starker, wolkenbruchartiger Platzregen, der sie vom Lande in die großen Ströme und ins Meer schwemmte, machte dem Notstand ein Ende.

Wenn es in den Ameisengemeinden eine so gewaltige Welt denkenden Lebens unter der Stufe des Menschengeschlechts giebt, eine Welt gesellschaftlich organisirter Insekten, welche sich feiner Sinne erfreut und rührig und energisch ihre Zwecke verfolgt, was für neue Ausblicke öffnet uns diese Thatsache in Reihen auf Reihen von Resultaten der das Universum durchdringenden Schöpferkraft und in die Tiefen und Höhen eines allgegenwärtigen Lebens voll reicher Gestaltung, voll Empfindung, Glück und Schmerz! Welcher Art mögen nicht die höhern, ferner gelegenen und uns noch unsichtbaren Vollkommenheiten des Sinnen- und Geisteslebens der Sphären des Alls sein, wenn wir an diese wundervollen Lebensäußerungen so kleiner und für das gewöhnliche Auge so unbedeutender Geschöpfe denken! Kein Märchenbuch des Orients enthält auch nur halb so interessante Blätter als die Sammlung von Erfahrungen aus der Wirklichkeit, die uns unser Ameisenfreund nach zehnjähriger Beobachtung hier vorgelegt hat.

Das heutige Feuilleton.

2.

> Was euch die heilige Preßfreiheit
> Für Frommen, Vorteil und Früchte beut?
> Davon habt ihr gewisse Erscheinung:
> Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.



ir haben bisher von Formen und Zielen des Feuilletons gesprochen, ohne seinen Inhalt zu berücksichtigen; ein Verfahren, das bei jedem andern Gegenstande unmöglich gewesen wäre. Hier rechtfertigt es sich durch die augenfällige Zurückstellung des Stoffes hinter die Form. Dem Inhalte nach scharf gesonderte Arten zu unterscheiden, fällt etwas schwer in einer Gattung, die von der Aufhebung aller Grenzscheiden lebt. Doch werden sich in folgende fünf Hauptklassen im allgemeinen alle einzelnen Feuilletons unterbringen lassen; wobei natürlich jedem einzelnen Feuilletonisten die Freiheit unbenommen bleibt, mehrere oder gar alle Arten mit einander zu vereinigen.

Reisebriefe und geographisch-ethnographische Kulturbilder sind so alt, als das Interesse für die ferne Welt und fremde Menschen rege ist. Früher aber war das Reisen eine Arbeit und mit Fährlichkeiten verbunden, die nur tüchtige, mutige Männer bestanden. Reisefeuilletons giebt es erst, seit Eisenbahnen und Dampfschiffe die Gefahren beseitigt haben, und durch Besiegung der zögernden Langsamkeit schriftstellerndes Reisen zu einem lohnenden Erwerbe geworden ist. Mit Geographie und Kultur läßt sich der also Wallfahrtende nicht näher ein, als seinen etwaigen Kenntnissen bequem ist. Wozu auch, da er die Gegenden eilend durchfliegt, und aus allerlei hilfreichen Büchelchen sich Schaukenntnisse genug im Fluge erwerben kann. Das Reisefeuilleton ist die bequemste der Feuilletonformen und die lässigste. Der unerfahrene Schüler, der zum erstenmale über die Grenzpfähle seines Vaterlandes schaulustig in die Welt hinausfährt, kramt in ihr mit derselben Wichtigkeit seine jungen Erlebnisse aus, wie der vielerfahrene Meister der Entdeckungsreise, den ernste Aufgaben gefahrvolle Wege führen. Das Reisefeuilleton, mit dem sich schon der Student die Kosten seines Ferienausfluges bezahlt macht, das in den thatenlos hinschleichenden Sommermonaten heerzugartig alle Zeitungen aus Bädern, Bergen, Wäldern und Sommerfrischen überzieht, ist der weite Rahmen, in den sich alles fügt, was der Schreiber gesehen und nicht gesehen, gedacht und nicht gedacht, erlebt und erfabelt hat. Es kann in seiner bequemen Weitherzigkeit als der Inbegriff aller möglichen Feuilletonarten gelten. Flüchtige Abenteuer geben ihm mit

Digitized by Google

leichter Mühe einen novellistischen Anstrich für gefühlvolle Leserinnen; fremde Theater ermächtigen zu beredten Ausschweifungen über einheimische und ausländische Literatur und Bühne; die besuchten Bäder weisen reizende neue Kleider in verschwenderischer Fülle auf; Kunst wächst in der Fremde allerorten wild an der Straße; Natur, die ewig junge und geduldige, läßt sich seit hundert Jahren in alten Entzückungsformeln immer aufs neue beschreiben; Politisches verrät dem begierigen Fremdlinge schon das Pflaster der Straße, Gespräche am Wirtshaustische und die unsterblichen Zeitungen belehren ihn auch dort, auf daß er wieder belehre; sein wissenschaftliches Steckenpferd aber reitet der Gebildete des neunzehnten Jahrhunderts in der Fremde so gut wie daheim. Nirgends wird soviel gesündigt wie in diesen Reisefeuilletons: von der unendlichen Reihe der italienischen Fahrten bis zu den selteneren „transatlantischen Reiseskizzen," welche Sturmflut selbstgenügsamer Odysseen! Bunt wechseln auch darin die Tendenzen vom harmlos fröhlichen Bericht über irgend ein verstecktes liebliches Erdenwinkelchen bis zu den im innersten politischen „Pariser Briefen" Jungdeutschlands, welche als Mahnrufer der Freiheit in Poesie, Malerei, Sitten und Unsitten des „heiligen" Paris die Herrlichkeit republikanischer Freiheiten priesen.

Das politisch-historische Feuilleton, das in den Händen der „jungdeutschen" Literaten, die weder Dichter noch Politiker waren, weil sie beides sein wollten, ganz von kosmopolitischen, reformjüdisch republikanischen Zielen geleitet, als stärkste Waffe jener Wortpolitiker den deutschen Michel aus seinem faulen Schlafe aufschreien sollte, ist von seiner Bedeutung herabgestiegen, seit ihm sein tönendes Pathos ausgegangen ist. In den „monarchischen" Reden der deutschen Fortschrittspartei aber lebt es verstohlen weiter und offenbar in den Spalten der „Frankfurter Zeitung," die an das Hohenzollerntum jener Herren nicht glauben will. Die Politik, die damals noch halb versteckt ging, beherrscht jetzt in langen Leitartikeln und unzähligen Zuschriften den Hauptteil der Zeitungen, das Feuilleton erquickt den ermüdeten Leser meist mit friedlicheren Dingen. Doch sucht die zudringliche Politik den überfütterten europamüden Bürger bisweilen auch dort unten in jenen stillern Spalten auf, wo er dem Wuste der kannegießernden Leitartikel zu entfliehen hoffte. Die Politik stellt sich hier zu geschichtlichen Gedenktagen und bei der Besprechung neuer Werke ein, die dem lässigen Bürger die Notwendigkeit des Kulturkampfes auch aus der feuilletonistischen Schlummerecke ins Ohr schreien. Die liberalisirenden Tendenzen aber des „jungdeutschen" Feuilletons sind auf das gesammte neuere jüdische und jüdelnde Zeitungstum übergegangen, das sich neben dem Parlament stolz als Burg des Volkswohles und als Schutzwehr echter Freiheit ausgiebt. Wer die rührige Pfiffigkeit dieser Klasse von Literaten kennt, weiß, wie haushälterisch sie das kleinste Feuilleton im Dienste ihrer Partei auszunutzen verstehen, und begreift, wie das umso sichrer wirkt, je klüger die Absicht unter allerhand Pikanterien versteckt ist. Beim politischen Feuilleton könnte am ehesten der Inhalt über die Form einige Macht

Digitized by Google

gewinnen, was vom reinen Feuilletoncharakter abseits führen würde; in der That schweifen die politischen Feuilletons am leichtesten zu Leitartikeln oder zu langathmigen, theoretischen Abhandlungen aus, über die der kluge Mann lächelt, der „den Rummel versteht." Die ausgelernten Meister vollbringen hier wenigstens scheinbar das Unmögliche, das praktische Ziel mit dem eigentümlichen Effekt der Form zu vereinen.

Als Übergang vom politischen zum literarischen Feuilleton stellt sich das gesellschaftlich-soziale dar, die einzige Art des Feuilletons, in der sittliche Gesichtspunkte sich geltend machen. Und doch sollte hierauf alles beruhen, wenn man die vorgegebene Absicht der Volksbildung im Ernst ausführen wollte. Wir kommen später auf diesen Punkt zurück. Am achtungswürdigsten erscheint diese Art dann, wenn sie ohne Ansprüche auf tiefe Ethik, die dem Wesen des Feuilletons nicht ansteht, gesellige Mißstände aufzeigt, in seelischer Umrißzeichnung allerlei kleine und doch nicht unwichtige Fragen und Rätsel des täglichen inneren und äußeren Lebens hinstellt und ihre Lösung andeutet, wenn sie kleine alltägliche, nicht genug beherzigte Regeln und Wahrheiten in einem anschaulichen Bilde verkörpert. Wenn es dabei bliebe, könnte man dies Feuilleton billig als eine bescheidene, aber dankenswerte Hilfe unsers Volkslebens ansehen. Aber die Verführung liegt dem Feuilletonisten zu nahe. Er sieht zwar, daß sachliche Ausführungen praktischere Erfolge erzielen, daß aber seinem Geschreibsel der ersehnte Beifall fehlt, wenn er die gewohnten Künste in selbstverleugnender Sachlichkeit verschmäht. So beginnt auch hier wieder jenes Kokettiren der Form, welches die Gemüter vom Inhalte auf sich ablenkt. Damit aber ist die lobenswerte Wirkung vernichtet. Wie viel läppisches Zeug findet man da in den süßen Unterhaltungen, welche die ausplaudernden Literaten mit befreundeten Hausfrauen über Schulüberbürdung, Junggesellenleben, Pensionen, Kindererziehung und Heiratspläne gehabt zu haben vorgeben. Meist ists kraftlos drüberhinhuschende Allerweltsplauderei, und auch diese noch, gelangweilten Gemütern zu Liebe, „möglichst geistvoll" zugestutzt. In dieser Art novellistischer Schnitzelchen finden sich alle Hilfsmittel des Effektes beisammen, die das Feuilleton einem einfach empfindenden Gemüte so widerlich machen. Der aus glatter Zartheit und kecker Frivolität so eigen gemischte Duft des Salons teilt sich dem Feuilleton mit, wenn es flüchtige Herzenshäkeleien, Stürme stolzer Eitelkeit in boshaft gespickten Bilderchen vorüberziehen läßt. Von diesen herzigen Dingen verirrt sich dann der allezeit dienstwillige Federheld bisweilen auch nach einem vielbesprochenen Balle zu der Beschreibung der und der „hochsüperben" Toiletten, welche die und die Schönheiten an jenem Abend zum allgemeinen Entzücken getragen haben; er wird zum Ausrufer des Schneiders.

Einen Übergriff in das schneiderhafte Gebiet der Mode wagt bisweilen auch das literarisch-kritische Kunstfeuilleton; die Wiener Feuilletonspalten hatten sich während des Sarah Bernhardt-Schwindels in förmliche Toilettenverzeich-

Digitized by Google

nisse verwandelt. Im übrigen ist diese Art des Feuilletons der offne Tummelplatz alles Interessanten und Pikanten. Hier ist das Sondergebiet gewisser literarischer Feinschmecker, welche im Kaffehaus zu Eis oder Mokka die kritische Hinrichtung einer neuen Dichtung mit innern Wonnen einschlürfen. Das Feld dieses Feuilletons geht, soweit die öffentliche Kunst reicht, nur gräbt es nicht so tief, als die Kunst im Leben wurzelt. Die kaufmännisch handelnde Gewinnsucht des modernen Kunsttreibens hat sich hier im Rezensententum der Zeitungen ein Forum geschaffen, das mehr ein Zifferblatt äußeren Beifalls und klingenden Ertrages ist, als daß es ein Zeugnis über den inneren Wert und die künstlerische Bedeutsamkeit des Besprochnen abgäbe. Dem Künstler sind Theater- und Konzertberichte die wirksamsten Hebel der geld- und ruhmhäufenden Reklame, die das ganze literarische und künstlerische Treiben allmächtig beherrscht. Dem Kritiker selbst sind seine Rezensionen wert als das bequemste Mittel, einen bekannten Namen, eine gefürchtete Stellung in der kunstübenden Literatenrepublik sich zu erringen; je „kritischer" er schneidet, desto höher steigt die achtungsvolle Furcht der „geschnittnen" oder zu schneidenden. Was aber ein wirklich urteilsfähiges Publikum an derartigen kritischen Äußerungen interessiren sollte, ist schwer abzusehen. Wer mit teilnehmendem Verständnis selbst eine Aufführung genossen, bedarf nicht eines gedruckten Urteils, das meist nur den Niederschlag des Gesammtwähnens der Menge wiedergiebt. An der unpersönlichen, gleichabwägenden Gerechtigkeit in den Kunsturteilen „unabhängiger" Blätter zu zweifeln, hat auch der Uneingeweihte zuviel Grund, als daß er in unbefangnem Vertrauen sich aus ihnen über das unterrichten möchte, was er nicht selbst gehört oder gesehen hat. An innerm Werte leiden diese schnellfüßigen Erzeugnisse, deren Hauptbedeutung in ihrem frühzeitigen Erscheinen liegt, so empfindlichen Mangel, daß sie jeden enttäuschen, der wirkliche Belehrung aus ihnen schöpfen will. So bleibt ihnen nichts als die Befriedigung einer müßigen Neugier, die alle vierundzwanzig Stunden des Tages mit Neuigkeiten über Schauspielerinnen und „Premièren" anfüllt; ferner die Bevormundung Unmündiger, die nach einem billigen Stichwort für literarische Salonunterhaltung bangen; endlich die Regelung des künstlerischen Geldmarktes, was wohl für alle „Beteiligten" die Hauptsache sein mag. Am ehesten würden noch diejenigen Billigung verdienen, welche einfach Ort und Stunde, Stück und Namen, Aufführung und Aufnahme sachlich ohne eigne Zuthaten anzeigen würden. Freilich würden sie damit aufhören Feuilletonisten zu sein und möchten sich wunderlich genug ausnehmen in einer Zeit, wo schon die Buchhändleranzeigen lobposaunende Kritiken sind.

Man scheidet bisweilen zwischen „niedrer" und „höherer" literarischer Kritik und möchte die niedre in die Zeitungen und die höhere in die Zeitschriften verweisen. Das geht heute nicht mehr an, wo „erste Essayisten" ständige Kritiker für Tagesblätter sind, und alle „höhere" Kritik zum lohnenden Zeitungsfeuilleton herabsteigt. Das Zeitschriftenwesen verbleibt in seiner ganzen Breite fast nur den

Digitized by Google

Professoren, deren gelehrte kritische Fachschriften mit dem literarischen Zeitungsmarkte nichts oder wenig zu thun haben. Den Maßstab zur Scheidung zwischen niedrer und höherer Kritik kann allein der höhere oder geringere Wert der Kritiken abgeben. Dieser ist aber, trotz allen Flimmers, in den literarischen Feuilletons herzlich gering; wirklichen Wert hat nur bisweilen eine gründliche, grundsätzliche Auseinandersetzung, die dann als professorenhaft akademisch bei Seite geschoben wird. Für die Unbefangenheit dieser Art von höherer Kritik kann von vornherein der Umstand keine günstige Meinung erwecken, daß die Verfasser Autoren und Kritiker zugleich sind. Ein Angegriffner wehrt sich seiner Haut, wo und wie er kann. Welcher aber unter den heutigen „schaffenden" Schriftstellern (von rechtswegen sollte der Name Schriftsteller den Schaffenden allein zukommen) wäre nie und nirgend angegriffen worden? Und er sollte geduldig die Unbilden tragen? nicht auch in seinen Kritiken rechts und links hin Hiebe austeilen?

Um auch nur die Grundlinien der höheren literarischen Kritik des neudeutschen Parnasses notdürftig zu ziehen, müßten wir auf die „Coterien," die sich streitbar auf dem Markte gegenüberstehen, sorgfältiger eingehen, als es der Mühe wert ist. Wen interessirt es zu wissen, warum Herr Speidel in der „Neuen freien Presse" Herrn Paul Lindau einen „geschickten literarischen Commis voyageur" nennt, und weshalb Herr Rudolf von Gottschall Gustav Freytag vornehm wohlwollend das Lob eines leidlich geschickten Kleinmalers erteilt? Das eine ist Thatsache, daß der deutschen Literatur aus diesem streitenden Gewirr allezeit fertiger Zeitungsfedern noch keine Förderung erwachsen ist: was sollte auch im Kampfe zwischen lediglich persönlichen Gegensätzen für sachlicher Gewinn sich ergeben? Innerer Wert und künstlerische Kraft ist in Deutschland von altersher bei den Isolirten zu finden, die seitab vom Lärm des Tages still schaffen, unbekümmert um Lob und Tadel der wortgewaltigen Zeitungshelden.

An den Unterarten des philosophisch-ästhetischen und des kunstwissenschaftlichen Feuilletons dürfen wir eilig vorbeischreiten: sie fordern zuviel Sammlung, zuviel ernste Arbeit und geordnete Kenntnisse, als daß nicht die flüchtigen Zeitungsschreiber diese undankbaren Gebiete wirklichen Gelehrten und schriftstellernden Professoren überlassen sollten, die denn auch auf Zeitungspapier wie anderswo erfreulich tüchtiges zu leisten wissen. Drum können solche Aufsätze als Feuilletons nicht gelten, obschon sie in den Feuilletonspalten stehen. Wir wenden uns daher sogleich zu dem naturwissenschaftlichen Feuilleton, auf das sich die Zeitungsschreiber, gelehrte und ungelehrte, mit dem Feuereifer des Entdeckers geworfen haben. Dies naturwissenschaftliche Feuilleton ist die eigenste Erfindung einer Zeit, die durch flache Popularisirung der Wissenschaften wahre Bildung zu verbreiten wähnt. Daß man gerade die Naturwissenschaft zum Gegenstande dieser eifrigen Verarbeitung genommen hat, ist leicht erklärlich. Die belehrende Absicht tritt hier stärker hervor, als sonst mit dem Charakter des Feuilletons verträglich

Digitized by Google

erscheint, denn der angebliche Nutzen müheloser Wissensförderung ist doch der einzige Grund, der dieser Art Daseinsberechtigung geben kann. Aber ich fürchte, um die wirkliche Belehrung steht es da übel. Mühelose Belehrung ist ein Widerspruch in sich selbst: Wissen will in mühsamer Arbeit erworben sein, im Lehnstuhl vom Zeitungsblatte fliegt es nicht an. Die Verirrung, bequem mit dem Morgenkaffee leichte Belehrung einschlürfen zu wollen, ist ganz einer Zeit angemessen, die um der Verbreitung der Wissenschaften willen Physik und Mathematik in die Volksschulen gebracht hat. Wenn derjenige belehrt, der einem andern etwas mitteilt, was jener voraussichtlich noch nicht weiß, so belehrt auch das wissenschaftliche Feuilleton; dann aber belehrt auch die Klatschbase, die der Nachbarin das neueste Stadtereignis mitteilt. Läßt man dagegen wirkliche Belehrung nur da gelten, wo der Lehrer dem zu belehrenden einen Gegenstand des Wissens mit seinen bedingenden Voraussetzungen, den Gesetzen und Formen seiner Erscheinung und den gewirkten Folgen wirklich zu eigen giebt, so steht es schlimm um die belehrende Würde von aufgestutzten Aufsätzchen, die inmitten fremdartiger Gegenstände eingestreut, in flüchtiger Zerstreuung ergriffen, zusammenhangslos aufgenommen und eiligst wieder vergessen werden. Der Bildungseifer unsrer Zeit hat sich hier ein Steckenpferdchen zugerichtet, das er um so eifriger tummelt, als ihm die Unfruchtbarkeit solcher Bemühungen von fernher bereits ahnungsvoll aufdämmert. Die Zeit scheint nicht mehr allzufern zu sein, in der man allgemein erkennen wird, daß nicht die zusammenhangslose Anhäufung verschiedener Wissensgegenstände, sondern die lebendige Beherrschung eines gegliederten Gebietes Bedingung und Kennzeichen wahrer Bildung ist. Bis dahin aber werden die wissenschaftlichen Feuilletonartikel fortblühen zu Nutzen der Halbbildung des selbstgenügsamen Bildungsphilisters. Goethe hat in einem bedenklich „reaktionären“ Ausspruche (Zur Naturwissenschaft) alles zusammengefaßt, was sich über dies Verfahren sagen läßt; es heißt dort: „Das Interesse an den Wissenschaften wird im Grunde nur in einer besondern Welt, in der wissenschaftlichen, erregt; denn daß man auch die übrige Welt dazu beruft und ihr davon Notiz giebt, wie es in der neueren Zeit geschieht, ist ein Mißbrauch und bringt mehr Schaden als Nutzen. Nur durch eine erhöhte Praxis sollten die Wissenschaften auf die äußere Welt wirken; denn alle sind sie eigentlich esoterisch und können nur durch Verbessern irgend eines Thuns exoterisch werden. Alle übrige Teilnahme führt zu nichts.“ Was hätte Goethe erst gesagt, wenn er das naturwissenschaftliche Feuilleton erlebt hätte, das nach dem Vorgange gewisser Naturforscher einen aufgewärmten Materialismus in die Massen schleudert! Wie gefährlich solch übereifrige Verbreitung unreifer wissenschaftlicher Hypothesen ist, hat Virchow selbst öffentlich ausgesprochen; freilich ohne dort genügende Beachtung zu finden, wo man sonst in Verehrung seiner wissenschaftlichen Größe erstirbt. Die Wissenschaftlichkeit des Inhalts dieser Feuilletons hoch anzuschlagen, wäre grundfalsch. Sie denken nicht, sondern überliefern gedachtes, sie stellen

Digitized by Google

nicht selbst Untersuchungen an, sondern bringen die Ergebnisse fremder Forschungen, sie enthalten nicht eigene Arbeit, sondern die Früchte fremden Schaffens. Da sie auf den Beifall einer denkfaulen großen Masse von bequemen Zeitungslesern angewiesen sind, die weder Lust noch Fähigkeit besitzen, einer folgerechten Untersuchung mit Anstrengung zu folgen, so fällt auch hier der geschickten Mache der Löwenanteil zu. Hinter der pikant unterhaltenden Zurichtung verschwindet für den blöden Leser die Bedeutsamkeit des Inhalts, und die Kunst des eigensüchtigen Feuilletonisten ist eitel genug, die Sorge um den Gegenstand dem selbstgenügsamen Schillern der Darstellung nachzusetzen.

Wir haben die einzelnen Arten des Feuilletons in Umrissen zu zeichnen versucht. Dies Bild eingehend auszumalen, kann uns nicht einfallen. Wir begnügen uns mit der Gesammtansicht und geben der Versuchung nicht nach, die hervorragendsten Feuilletonisten, z. B. den Wiener Daniel Spitzer, wohl den bezeichnendsten Vertreter des zweideutig boshaften Wiener Feuilletons, den zweiten Heine, wie seine Verehrer (er hat deren wirklich!) ihn nennen, mit der gleichen Bosheit abzuzeichnen, mit der sie die Opfer ihrer Charakteristik aufzuspießen pflegen. Wir verzichten auch darauf, die verschiedenen Hauptrichtungen der Feuilletonistik, etwa die beiden Gegenfüßler, das Wiener und das Berliner Feuilleton, von denen das erste in der „Neuen freien Presse," das zweite im „Berliner Montagsblatt" sein Hauptquartier hat, im einzelnen vergleichend einander gegenüberzustellen.

3.

> Jung' und Alte, Groß und Klein,
> Gräßliches Gelichter!
> Niemand will ein Schuster sein,
> Jedermann ein Dichter.

Mit dem eigentlichen Feuilleton, wie es die Spalten der Tagesblätter füllt, sind wir, vorbehaltlich einer spätern Prüfung seines sittlichen Wertes, zu Ende. Es könnte hier genugsam Unheil stiften und thut das reichlich. Damit aber nicht zufrieden, steigt es anspruchsvoll in die wirkliche Literatur hinauf, um auch dort sein Wesen fortzusetzen. Schon in den Zeitungen hat das Feuilleton vor den andern Gebieten voraus, daß es mit dem vollen Namen oder wenigstens mit einem durchsichtigen Pseudonym, einer gewählten „Chiffre" unterzeichnet wird — der erste Schritt aus der zeitungsmäßigen Namenlosigkeit zu literarischen Ansprüchen. Man kann denn auch ohne Übertreibung behaupten, daß der Einfluß des Feuilletons bereits in allen Gattungen der heutigen Literatur zu spüren ist; die jüngste, kleinste Form beherrscht die ganze Literatur. Es ist das erklärlich zu einer Zeit, in der Schriftsteller, Dichter, Literat und Journalist fast gleichbedeutende Begriffe geworden sind, und es kennzeichnet eine Literatur, die

Digitized by Google

nur in Kleinigkeiten groß ist. Das vorige Jahrhundert schied noch zwischen Literaten, die sich durch das Zeitungswesen ihr Brot verdienten, und Schriftstellern wie Dichtern, die ihr Dasein sichrer begründeten und dabei Werke schufen, die über die Tagesabsichten hinaus wahrhaft förderten. Ein Mann wie Lessing, der jahrelang allein von den Erträgnissen seiner Feder lebend, ein unruhiges Literatendasein führte, ist unter den Männern unsrer großen Literatur eine vereinzelte Erscheinung. Aber auch er suchte andre Hilfsquellen als die unsichern Ertragsaussichten literarischen Erwerbs: bald genug wandte er sich, dieses Treibens müde, vom ungebundenen Literatentume ab und gründete sein Dasein wie sein Familienleben auf seine gelehrten Kenntnisse, die ihm zum Wolfenbüttler Bibliothekariat verhalfen. Jetzt hat sich im Anschluß an die überwuchernde Entwicklung der Presse ein eigner Stand politischer und schöngeistiger Literaten gebildet, die auf der goldnen Unterlage bequemer Zeitungshonorare als Mitglieder der literarischen Republik die deutsche Literatur „machen." Sie haben es Goethen bitter verdacht, daß er nicht als berufsmäßiger Dichter in eben dem engen Kreise von Schriftstellerei aufging, in welchem sie sich mit soviel Selbstgefühl und Behagen drehen. Sie haben es ihm noch nicht vergeben, daß er es vorzog, Freund und Minister eines Fürsten zu sein, als, wie sie sagen, „mit allen Kräften danach zu streben, seinem Volke ein großer Dichter zu werden." Das heißt, wenn mans übersetzt, daß er es verschmähte, sein ganzes Dasein mit berufsmäßiger Schriftstellerei an- und auszufüllen, wie es zum Beispiel Jean Paul that, der eben darum kein großer Dichter ward, weil er nur Schreibstubenluft atmete. Den warnenden Zuruf des alten Goethe an junge Dichter, daß die Muse das Leben „zwar zu begleiten, aber nicht zu leiten verstehe," haben sie nicht begriffen oder begreifen wollen. Die neue Muse vollends, die im Redaktionszimmer waltet, versteht sich noch schlechter als die lyrische, die Goethe an unsrer Stelle meint, auf die „Leitung" eines Dichterlebens. Umso besser freilich auf die Honorare.

Diese „Personalunion" zwischen Journalismus und Literatur hat den Journalismus nicht gehoben, die Literatur herabgezogen. Wenn Journalist und Dichter eine Person sind, wird eher der Dichter ein Journalist als der Journalist ein Dichter. Die Dichtkunst wird zum Geschäft, zur „melkenden Kuh." Es ist eine betrübende Thatsache, daß selbst die ersten unter den heutigen Autoren ihre neuesten Werke dem Volke in den Spalten der Zeitungen zerstückelt vorsetzen. Wenn einige gar sich nicht scheuen, denselben Roman in sechs Blättern zugleich erscheinen zu lassen, so erinnert solch nutzbringendes Verfahren doch zu nahe an das einträglich „arbeitende" Börsenkapital. Den Ruhm des „gelesensten" Autors kann man einem solchen Schriftsteller nicht abstreiten; er hinwieder kann billig nicht verlangen, daß man an die nützlich angelegten „Produkte" des rechnenden Geschäftsmannes einen künstlerischen Maßstab lege. Für den Familienvater mag solche Finanzkunst bisweilen eine Notwendigkeit sein, wer aber heißt

ihn denn, sein bürgerliches Dasein auf ein Fach zu gründen, das ihn zu solchen, mit einem zarten literarischen Ehrgefühl unvereinbaren Mitteln zwingt?

Die erste Berührung des Feuilletons mit der Literatur liegt in den zahlreichen Feuilletonsammlungen, die nach den Absichten ihrer Verfasser Bücher darstellen möchten. Sie hoffen ihren für den Tag geschriebenen Blättchen ein längeres Dasein zu fristen, wenn sie die zerstreuten Zettelchen zu wohlbeleibten Bänden aufeinanderschichten. Die heutigen Feuilletonisten folgen darin nur ihren „Klassikern": Börne war nach seinem eigenen Geständnis „bestimmt zu einem Autor, der Bücher macht, indem er Blättchen auf Blättchen legt"; und Heine, der geniale Lyriker, der mit seiner einzigen Tragödie verunglückte, hat als Poet das umfangreichste in seinen skizzenhaften „Reisebildern" und den vier losen Feuilletonbänden des „Salon" gegeben. Aus den Heineschen Bruchstücken sind bei seinen Nachfolgern immer winzigere Stücklein und Stückchen geworden. Ein artiges Feuilleton hat heute nicht mehr als zwölf niedrige Spalten. So geben diese Sammlungen ein wunderliches Mosaik, dessen Steinchen sich nicht einmal zu einem Bilde zusammenfügen.

Es wäre überflüssig, den Unterschied zwischen dem flüchtig andeutenden Feuilleton und dem gewissenhaft erschöpfenden Buche hervorzuheben, wenn nicht heute selbst viele Bücher nach dem bestechenden Feuilletonstile haschten. Gewiß ist es zu bedauern, daß wir Deutschen bei unsrer tiefen Gelehrsamkeit und dem reichen Gedankenschatze die Gabe stilistisch schöner und klarer Darstellung so selten besitzen, aber der willkürliche, springende Feuilletonstil sollte am wenigsten als Heilmittel hiergegen empfohlen werden. Hält die unbeholfene Dunkelheit vieler wertvoller Bücher auch solche ab, die wohl fähig wären, sie in sich aufzunehmen, so würde die feuilletonistische Schreibart zu jener verwerflich flachen Popularisirung führen, welche die Unberufensten am verführerischsten anlockt. Wir müssen hier die oben gegebenen Andeutungen über den Gegensatz von Buch und Feuilleton vervollständigen. Das Feuilleton vereinzelt, zerstückelt und bröckelt in einzelne Prachtstückchen auseinander; das Buch will sammelnd viele Teile zu einem Ganzen fügen. Die geistreichen Spitzen und Gegensätze, in denen sich das Feuilleton bewegt, sind ein zweideutiger, vielleicht gefährlicher Vorzug für ein Buch, das in einheitlich zielbewußter Bewegung große Gedankenmassen zu einem Bau ordnet; jedenfalls sind sie ein entbehrlicher Schmuck, der dem Inhalte wesensungleich ist, mehr blendet als befriedigt. Die Schriftsteller aber, die um des lieben Erfolges willen ihre Büchelchen mit derlei kurzweiligen Sächelchen verbrämen, sollten bedenken, daß ein Ding, welches zwischen Buch und Feuilleton unentschlossen hin- und herschwankt, eine Mißgeburt werden muß. Lessing äußert sich ganz ähnlich an einer Stelle, wo er seinen in Metaphern, Gleichnissen, Bildern mutwillig spielenden Stil verteidigt, aber auch preisgiebt, über den Unterschied des „Dialogisten" und „Prosaikers" und sagt: „Ich gebe den meinen (den Stil) aller Welt preis,

und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll; und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. . . . Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein besserer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht sein. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfordern einen gesetzten, immer gleichen Schritt, dieser verlangt mitunter Sprünge, und selten ist ein hoher Springer ein guter, ebener Tänzer." Das Feuilleton hat dies springende, willkürliche des dialogisch-dramatischen Stiles sich längst angeeignet, um seiner Mischung im dramatischen ein lebendiges Element zuzuführen. Lessing, der Dialogist, welcher Dialogist bleibt in allen prosaischen Schriften, hat nie ein Buch geschrieben, auch nie eins schreiben wollen; er hielt sich streng in seinen Grenzen und nannte sogar den „Laokoon" bescheiden „mehr Kollektaneen zu einem Buche, als ein Buch." Er blieb doch immer „Fragmentist," wenn auch der größte unter den großen Fragmentisten des mittlern und ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. Unsre jungen Zeitungslessinge aber, die den Namen ihres selbsterkornen Meisters stündlich, meist unnütz, auf den Lippen führen, glauben Bücher zu machen, wenn sie vergilbte Zeitungsblätter zusammenbinden lassen. Der Buchbinder ist es, der das beste dabei thut.

Der Weg vom Feuilleton zum Buche geht über den Essai. Ein wirkliches Buch zu schreiben unterfängt sich der Journalist erst als einer, der aufhören will, Journalist zu sein; meist überläßt er diese schwierige, undankbare Aufgabe solchen, die sich mit langsameren Erfolgen begnügen; aber Essais glaubt jeder schreiben zu können, der einmal eine Sonntagsplauderei verbrochen hat. In seiner bequemen Eigenliebe meint er, jedes Feuilleton wäre an sich schon ein Essai, und jeder wahre Essai müßte ein Feuilleton sein. Verwandeln wir das fremde „Essai" in den bescheidenen deutschen „Versuch" und fügen wir den andern Namen hinzu, den solche Werkchen bei gelehrteren Leuten noch heute haben, „Abhandlung," so können wir aus den unbestimmten Namen auf die nicht ganz bestimmbare Sache schließen: auf eine kleinere Form, die einen beliebigen Gegenstand versuchsweise abhandelt. Die Grenzen sind dabei so eng oder so weit, als sie der Verfasser sich selbst steckt; über Kürze und Länge entscheidet die Natur des Stoffes, der beliebig ist, selbst die Form wird aus letzterer bedingt, da aus allen Gebieten des menschlichen Wissens sich einzelne Punkte zu gesonderter Betrachtung herausheben lassen. Der Versuch ist die angemessene Form für alle, die auf systematische Vollständigkeit verzichtend, über gewisse Sachen neu gefundene oder geordnete Gedanken mitteilen, die lieber andeuten und hinweisen als erschöpfen. Nicht einmal vollständige Allseitigkeit der Behandlung des einzelnen Gegenstandes verlangt die freie Form des Essais; die Aufschrift schon kann einseitige Beleuchtung von einem Gesichtspunkte

Digitized by Google

aus ankündigen. Die Grenzen gegen das Buch sind scharf gezogen. In einem Buche verlangt man abgerundete Erschöpfung eines zusammengehörigen Kreises von Erscheinungen; die Abhandlung bricht ab, wo es ihr gefällt, wendet um nach Gutdünken und deutet nur an, was ihr auszuführen nicht beliebt. Lessing kann der erste und größte deutsche „Essayist“ genannt werden; er nannte sich selbst im Laokoon einen „Spaziergänger.“ Das war er, und ein kühner, glücklicher Spaziergänger, der, wohin er schlenderte, neue Wege und Aussichten aufthat. Aber keine derselben hat er so ausgebeutet, wie es ein buchschreibender deutscher Systematiker gethan hätte. Die bequeme Lässigkeit der Form, die unabgegrenzte Freiheit der Bewegung haben zu vielfältigem Mißbrauche geführt. Wie vieles läuft als „Essai“ in der Welt herum, was unter keiner andern Marke anzubringen war. Wir erinnern an Eduard Laskers dickleibigen Band: „Wege und Ziele der Kulturentwicklung.“ Lasker kann als Vertreter jener aufdringlichen Halbbildung gelten, die längst gesagtes und selbstverständliches in unerträglicher Breite anmaßlich vornehm stilisirt mit halbverarbeitetem Eignen zu einem Ganzen zusammenflickt, das im eigentlichsten Sinne ein „Versuch“ zu heißen verdient, aber ein unglücklicher.

Dem Feuilleton ist es kaum zu verargen, wenn es mit bekannter Bescheidenheit, die Unsicherheit der Grenzen nutzend, sich als „Essai“ aufspielt. Aber die Grenzen, auch gegen das Feuilleton, sind doch vorhanden, wenn sie auch leichtsinnig überschritten werden. Der Unterschied liegt in der verschiedenen Stellung zum behandelten Gegenstand. Der Abhandlung ist's zunächst und ganz um die Sache zu thun, welche die Gedanken angeregt hat; diese zu entwickeln ist das Bestreben, hinter dem die Gefallsucht der Form verschwindet. Wie wenig das eigentliche Feuilleton solche selbstverleugnende Hingebung kennt, haben wir schon gesehen; es will immer zunächst durch seine Gestalt gefallen, auch wo es die Miene der Belehrung annimmt. Freilich rechnen wir dabei manches, was in den Feuilletonspalten steht, nicht zu dem in diesem Sinne gekennzeichneten Feuilleton. Es könnte gar geschehen, daß der geübte Feuilletonist, wenn er einmal, aus Zeitmangel, übler Stimmung und „künstlerischer“ Abspannung auf seine gewohnten Künste verzichtend, die Sache allein reden ließe, unversehens, ohne es zu wollen, eine kleine Abhandlung schriebe, was ihm in seinem eifrigsten Bemühen nicht gelingen wollte. Den geistreichelnden Plauderton sich fern zu halten, hat aber der Essayist alle Ursache, wenn er in einer Form, die durch ihre Weite zur Willkür verführt, sich von den Artikelchen der literarischen Handlungsreisenden und der edeln geistigen Hausirer unterscheiden will.

Aber das Feuilleton, die spitzeste Waffe in einer vom Zeitungswesen beherrschten Literatur, hat auch denjenigen Gattungen, in deren Formen es sich nicht verkleiden kann, seinen Geist aufgeprägt. Es hat, als die denkbar kleinste aller literarischen Formen, auch die großen Formen, dem kleinen künstlerischen Geiste des Jahrhunderts entsprechend, so klein gemacht, daß diese gegen die ent-

Digitized by Google

sprechenden Formen früherer Zeiten erscheinen wie Nußschalen gegen mächtige Segelschiffe. Wir schweigen von den wie üppiges Unkraut wuchernden Novellen; es möchte unbillig sein, die Sünden unbekannter Schmierer, deren Erzeugnisse im Ernst nicht zur Literatur zu rechnen sind, der ganzen Gattung zur Last zu legen, die sich wirklich eigenartig reich entwickelt hat. In der That haben sich unsre guten Novellisten, Heyse, Wilbrandt, Storm, Gottfried Keller, Wilhelm Raabe, Jensen, Fontane von den gerügten Zeitungslastern frei gehalten. Über die eigentümliche Erscheinung, die, zwischen Novelle, Roman, Schauergeschichte und anekdotenhaftem Erlebnis hin- und wiederschielend, ein unentbehrlicher Bestandteil der heutigen Feuilletonfütterung geworden ist, wollen wir noch sprechen. Doch können wirs uns nicht versagen, als ein Beispiel für viele, eine sogenannte Novelle, Paul Lindaus neuestes Werk: „Herr und Frau Bewer," das bezeichnend binnen kurzem fünf Auflagen erlebt hat, nachdem es in „Nord und Süd" bereits vielfach genossen ist, als Beispiel jener feuilletonistischen, fein wollenden Novelle anzuführen. Lindau, der in „allen Branchen bewanderte Handlungsreisende," hat es fertig gebracht, in diesem Erzeugnis den dürftigen Stoff eines pikanten, sozialgesellschaftlichen Feuilletons nach der Weise des Berliner Montagsblattes zu einer langatmigen, seitenreichen, und doch, dank mannichfacher, amüsanter Kunstkniffchen, kurzweiligen Novelle auszuspinnen. Er erläutert die neue Wahrheit, daß zu einer glücklichen Ehe nicht Gleichheit des Standes und der Geburt, sondern Gleichheit der Bildung, der geistigen und sittlichen (?) gehören, an einem Anekdötchen (anders kann mans beim besten Willen nicht nennen) von einem deutschen Millionär aus Sumatra, der sich mitten aus zweideutigem Walhallakulissentreiben heraus in eine Heirat mit einer Chansonettensängerin niedern Grades stürzt; natürlich fällt diese „Liebesehe" wegen Bildungsungleichheit unglücklich aus. In einem zierlichen Feuilletonartikel mit kalauernder Bosheit vorgetragen möchte sich das Geschichtchen als komische Möglichkeit leidlich amüsant ausgenommen haben; aber es gefällt Herrn Lindau, dies winzige Problemchen zu einer rührenden Herzensgeschichte aufzubauschen und nach allen Regeln feuilletonistischer Kleinkunst mit umständlich kleinlichen Federstrichen auszuzeichnen. Den armen Leser mutet solch aufdringlich aufgetakelte Nichtigkeit an, wie ein zu den Maßverhältnissen der großen Historie hinaufgeschraubtes Genrebildchen; das Krabbeln und Zappeln kleinlicher Regungen, das Lindau für seelische Entwicklung ausgeben möchte, dünkt ihm so spaßhaft kurios wie ein Wassertropfen unter dem Mikroskop; er wird weder kalt noch warm dabei, erlustigt sich auf Kosten des gutmütigen Helden, über dessen thörichte Sentimentalität er sich ärgert, und hält sich im übrigen an die kleinen und großen Kulissenspäße, die der gefällige Verfasser zur Erholung freigebig bereit hält. Ein Kritiker hat rühmend hervorgehoben, daß Lindau hier sogar Kalauer habe unterdrücken können, wo sie nicht hingehören; aber Kalauer gehören überhaupt nicht in die Novelle. Wem Kalauern so zum

Digitized by Google

andern Selbst geworden ist, daß man ihm solche Trivialität als rühmliche Enthaltsamkeit anrechnen muß, eignet sich überhaupt nicht zum Novellisten. Er sollte bei seinem Leisten bleiben, von dem er sich entfernt auf die Gefahr hin, die alten Freunde zu verlieren, ohne neue zu gewinnen. Er warte seinem lachbegierigen Kreise mit alten und neuen „Harmlosigkeiten und Rücksichtslosigkeiten“ auf. Durch die für einen boshaften Kritiker staunenswert naive Verkennung der einfachsten Regeln, die sich auf das gegenseitig bedingende Verhältnis von Stoff und Gattung erstrecken, zieht er sich ähnliche Rücksichtslosigkeiten zu.

(Schluß folgt.)

Eine Theatererinnerung.

Bei Gelegenheit des letzten Grenzbotenartikels über die Meininger.

Als Deutschland im Jahre 1859 dem Andenken Schillers die noch in aller Erinnerung stehende großartige Ovation brachte, befand ich mich als blutjunger Buchhandlungslehrling in S.........., das damals noch Grenzstadt gegen Frankreich war. Natürlich hatten auch wir unsern Festzug mit Fahnen, Reden, Emblemen, weißgekleideten Jungfrauen, und es war alles sehr schön. Der Glanzpunkt aber war eine Theatervorstellung, die abends in dem großen Saale eines dicht vor der Stadt gelegenen Bierlokals von statten ging. Eine Anzahl jugendlicher Kunstenthusiasten, vorwiegend Primaner des Gymnasiums, hatten sich verschworen, den fünften Akt des Don Karlos und Wallensteins Lager aufzuführen. Leider fehlte es an Damen, und wenn es auch leicht war, für die Gustel von Blasewitz einen ausgezeichneten Interpreten in der Gestalt meines kurzen, dicken, allezeit lustigen Freundes Emil K. zu finden, so war doch Holland in Not wegen einer Darstellerin der Lilie von Valois, denn die jungen Damen aus den „guten“ Familien des ehrsamen Nestes würden es höchst shoking gefunden haben, öffentlich aufzutreten, während es eine geradezu unlösbare Aufgabe gewesen wäre, einem vielleicht weniger spröden Bürgermädchen ihr „pälzer“ Deutsch abzugewöhnen und sie für das tönende Pathos Schillerscher Jamben abzurichten. Doch mit den Mutigen ist das Glück. Der Direktor einer herumziehenden „Schmiere“ half aus der Not. Er lieferte nicht nur eine jugendliche Liebhaberin, welche in knisternder Rosaseide mit züchtig geschminkten Wangen in echtester Theaterdeklamation das Menschenmögliche leistete, sondern er selbst sprang in die Bresche als — Regisseur für das „Lager.“ An Bühnentechnik

fehlte es unsern Dilettanten natürlich gänzlich, und so waren sie heilfroh darüber, daß ihnen ein kundiger Thebaner beibrachte, wie sie räuspern und wie sie spucken sollten, und daß er als Feldherr die Schlacht hinter den Kulissen leitete.

Dabei habe ich denn, vor nunmehr dreiundzwanzig Jahren, Gelegenheit gehabt, in den szenischen Arrangements dieses dunkeln Biedermannes, von dem nicht einmal der Name auf die Nachwelt gekommen ist, einige Lichterchen und Effektchen zu bewundern, welche nach dem letzten Grenzbotenbericht jetzt bei den Meiningern genau in derselben Weise vorgeführt werden. Das schöne Mißverständnis des Rekruten bei der Aufforderung des Wachtmeisters, ihm den kleinen Finger abzuhacken, die darauf folgende Ohrfeige und das Abgehen des Lümmels habe ich genau so gesehen; die Kinkerlitzchen in der Kapuzinerpredigt: der weggenommene und ausgetrunkene Krug, das Greifen nach der Flasche, das Wegschleppen des Mönchs mit sammt seiner Tonne, alles ist uns genau so vorgeführt worden zu einer Zeit, wo man noch an keine Meininger dachte.

Hier liegt wieder eine Bestätigung der tröstlichen, wenn auch oft bestrittenen Wahrheit vor, daß jedes einmal dem dunkeln Schoß der heiligen Erde anvertraute Samenkorn früher oder später aufgeht und seine Frucht bringt. Der Herr „Intendanzrat" wird schwerlich jener Aufführung oder einer andern von demselben „Direktor" geleiteten beigewohnt haben. Augenscheinlich handelt sichs hier um uralte Inszenirungsspäße, wie sie sich von einer kleinen Wanderbühne zur andern fortpflanzen. Während sie aber dort vielleicht endlich verloren und vergessen worden wären, werden sie nunmehr dem dankbaren Publikum ewig erhalten bleiben, nachdem sie mit einer Marke versehen worden sind, die jeden Zweifel an ihrer „Echtheit" — diesem Privilegium der Meininger — ausschließt.

—i.

Der ägyptische Kriegsschauplatz.

In der ägyptischen Frage sind in den letzten Wochen Veränderungen sehr wesentlicher Art eingetreten, deren Bedeutung sich in den Satz zusammenfassen läßt: auf die Periode der Verhandlungen und des unsichern Tastens ist mit dem Bombardement und der spätern Besetzung Alexandriens durch die Engländer der Beginn einer Periode der Entschlüsse und des Vorgehens mit den Waffen gefolgt. England bereitet sich auf einen Kriegszug im Nillande vor. Frankreich hat sich ihm

zögernd und bis jetzt nur soweit angeschlossen, daß es mit Schiffen und einem verhältnismäßig kleinen Korps von Landtruppen die Sicherheit des Suezkanals im Interesse und Auftrag Europas wahren will. Auch die Pforte hat sich endlich, nachdem sie der Konferenz in Konstantinopel beigetreten, bereit erklärt, durch Absendung einiger Abteilungen ihres Heeres in Ägypten zu interveniren. Ob das letztere wirklich stattfinden wird, ist gegenwärtig noch einigermaßen zweifelhaft, da es auf die Gewährung der Bedingungen ankommt, von welchen der Sultan seine Mitwirkung abhängig machen wird. Selbst der Abgang französischer Landtruppen ist augenblicklich noch ungewiß, da die Mehrheit der Deputirtenkammer den von Freycinet dafür geforderten Kredit nicht bewilligen zu wollen scheint.*) Die englische Regierung dagegen ist offenbar entschlossen, die Niederwerfung der Revolution Arabis und der Nationalpartei unter allen Umständen in die Hand zu nehmen, und wenn sich die Nachricht des „Daily Telegraph“ nicht bestätigt, derselbe habe sich zum Rücktritt von seiner Stellung erbötig erklärt, so ist es möglich, daß sie den Kampf mit den Ägyptern allein aufnehmen muß, da sie den Mächten, die sich neben ihr an der Sache beteiligen könnten, nur eine untergeordnete Mitarbeit einräumen und für sich die Führerrolle und die Hauptthätigkeit beanspruchen zu wollen scheint, um dann mit einem gewissen Rechte von den gewonnenen Vorteilen die besten Stücke für sich behalten zu können.

Die bis jetzt ausgeschifften britischen Truppen haben sich vorläufig nur in Alexandrien festgesetzt, welches mehrere Meilen vom Westrande des Deltas auf einer Landzunge zwischen dem Mittelmeer und dem Mariutsee liegt. Das eigentliche Delta wird von den beiden Hauptarmen des Nils, dem von Rosette im Westen und dem von Damiette im Osten, sowie vom Mittelmeer im Norden gebildet. Es beginnt im Süden an dem Punkte bei Kaljub, wo der Strom sich, drei Meilen unterhalb Kairos, in jene beiden Hauptadern teilt, und besteht, von diesem im Laufe der Jahrtausende angeschwemmt, fast ausnahmslos aus dem fettesten Marschboden. Rechts und links von dem durch jene Hauptarme des Flusses eingeschlossenen Gebiete strecken sich, im Osten von andern größeren Armen des Nils durchflossen, Landstriche ähnlichen Charakters hin. Weiterhin im Osten und Westen beginnen weite Wüsten, die von Natur ohne süßes Wasser sind, hier die libysche, dort die arabische, durch welche sich der Suezkanal mit seinen Brackwasserseen hinzieht. Im Norden des Deltas und der sich ihm anschließenden fruchtbaren Niederungen befinden sich hinter einer sandigen und bisweilen hügeligen Meeresküste, welche großen Schiffen nur an wenigen Stellen die Annäherung gestattet, weitgedehnte Sümpfe, die einst Wasserbecken waren wie die Haffe des preußischen Ostseestrandes dann zum Teil ausgetrocknet und

*) Nach den neuesten Nachrichten hat sie ihn mit großer Majorität abgelehnt; dagegen wird sehr wahrscheinlich ein starkes türkisches Korps nach Ägypten gehen.

der Kultur gewonnen wurden, zuletzt aber durch Vernachlässigung wieder einen Charakter annahmen, der halb See, halb Morast ist: im äußersten Osten, zwischen dem nördlichen Laufe des Suezkanals und der Stadt Damiette, der Menzalesee, dessen seichtes Brackwasser eine Fläche von 46 Quadratmeilen bedeckt, und in dem drei Arme des Nils, der pelusische, der tanitische und der mendesische, verschwinden, ohne, wie im Altertume, das Meer zu erreichen, weiter nach Westen hin zunächst der nicht viel kleinere Burlussee, dann, dicht bei einander, der Edku-, der Abukir- und der Mariutsee.

Das gesammte Delta und das rechts und links davon noch angebaute Gebiet wird namentlich im Osten von einer Menge kleinerer Nilarme durchschnitten und ist außerdem, etwa wie Holland, von einem vielmaschigen Netze künstlicher Wasserläufe bedeckt. Jene Flußadern und diese Kanäle verzweigen sich in Gestalt eines Fächers von Kaljub über den ganzen weiten Raum zwischen diesem Orte, Alexandrien, Rosette, Damiette, Port Said und Ismailia. Die größten unterägyptischen Kanäle, die der Nil mit seinem Wasser speist, sind der Mahmudijekanal, der bei Fua am Rosettearm des Stromes in nordwestlicher Richtung nach Alexandrien läuft, und derjenige, welcher sich bei Zagazik von einer Seitenader des Damiettearmes abzweigt und nach Osten, durch das Wadi Tumilat, eine Bodensenkung in der Wüste, bis nach Ismailia geht, von wo er dem Laufe des (salzigen) Suezkanals bis ans Rote Meer folgt. Den vier Hauptwasserläufen des Deltas und seines Zubehörs an östlichem und westlichem Marschlande, die wir in diesen beiden Kanälen und den beiden großen Armen des Nils vor uns haben, folgen mit einigen Abweichungen von Kairo aus ebensoviele Eisenbahnstränge, die ihrerseits wieder von mehreren Transversallinien durchschnitten werden, welche meist von Alexandrien ausgehen. In der Nähe der Ortschaften und der ergiebigsten Kulturflächen sind alle Kanäle und Stromarme mit Dämmen eingefaßt, deren Zerstörung einem Verteidiger Unterägyptens gegen europäische Streitkräfte keinerlei Schwierigkeiten machen würde.

Wie es nach dem Gesagten in diesen fast durchgehends flachen Gegenden aussehen würde, wenn die Ägypter das Fluß- und Kanalsystem des Deltas und seiner östlichen und westlichen Nebengebiete in defensiver Absicht ausnützten, kann man sich ohne viel Aufwand von Phantasie vorstellen. Arabi kann, falls ihm seine Partei und die Truppen treu bleiben, den Engländern zwar sicherlich auf die Dauer nicht widerstehen, ihnen aber das Vordringen nach Süden außerordentlich erschweren. Er kann ihnen einerseits das Trinkwasser abschneiden, andrerseits das Land, das sie zwischen Alexandrien und Kairo zu passiren haben, in der Weise überfluten, daß es für Geschütze und Wagen mit Munition und Proviant ungangbar wird. Bereits scheint es, als ob er nach beiden Richtungen hin Vorkehrungen getroffen hätte: er hat den Mahmudijekanal eingedämmt, sodaß jetzt schon weniger Trinkwasser nach Alexandrien gelangt und bald der ganze Zufluß versiegt sein wird, und es wird berichtet, daß er zu gleicher

Zeit das Land vor der Front seiner Stellung bei Kafr Ed Dauar (eine Meile von Alexandrien entfernt) unter Wasser gesetzt habe, wobei ihm die vor einigen Wochen eingetretene Nilschwelle, die bis zum Oktober dauert, wesentlich zu statten gekommen sein würde. Dieselbe erstreckt sich beinahe über das gesammte Delta; nur im Süden der Stadt Damanhur liegt das Terrain zu hoch, als daß es sich durch Stauungen oder Durchstiche leicht überschwemmen ließe. Sonst würden die britischen Streitkräfte auf jeder Linie innerhalb des Deltas, die ihre Führer für den Vormarsch wählen könnten, durch Inundation in Bedrängnis gebracht werden können. Das Wasser steigt, wenn die Bewässerungskanäle, um den Zufluß zu regeln, geschlossen werden, nicht sehr hoch über das Niveau der Felder, aber es überflutet immerhin genug, um die betreffende Gegend mit ihrem fetten, zähen Thonboden in einen schlüpfrigen, jedem Tritte und Rade tief nachgebenden Sumpf zu verwandeln, welcher angreifenden Truppen und namentlich ihrer Artillerie das Vorwärtskommen aufs äußerste erschweren würde. Arabi könnte auf diesem Wege einen Marsch von einer Meile zu einem solchen von einem vollen Tage verlängern, er könnte seine Gegner zwingen, weite Umwege zu machen, er könnte sie nötigen, auf einem schmalen Pfade vorzurücken, wo nur wenige von ihnen ihre Waffen auf einmal wirken zu lassen imstande sind, während seine Leute, hinter Schanzen gesichert, in Masse auf die mit dem Schlamme kämpfenden, nur langsam weiter kommenden und dabei ein gutes Ziel darbietenden Angreifer feuern können.

Aus alledem ergiebt sich mit Notwendigkeit, daß, wenn Arabi fest bleibt, wenn er die Umstände geschickt benutzt, und wenn seine Leute ihre Schuldigkeit thun, die Engländer ihren Vormarsch nicht durch das Delta und das östlich und westlich von demselben gelegene bewässerte und überschwemmbare Land bewerkstelligen können, sondern sich entschließen müssen, von Alexandrien, Ismailia oder Suez aus oder von allen drei Punkten zugleich durch die Wüste vorzurücken, zumal da Arabi es selbstverständlich nicht unterlassen wird, die von jenen Orten nach der Hauptstadt führenden Eisenbahnlinien durch Entführung der Lokomotiven und Zerstörung der Geleise und Brücken für die nächste Zeit unbenutzbar zu machen. In den Wüsten aber wird die Versorgung mit Wasser besondre Schwierigkeiten haben. Ist man doch in Alexandrien mit schwerster Verlegenheit dieser Art bedroht. Zwar haben die Engländer neuerdings ihre Lage in dieser Beziehung insofern etwas verbessert, als sie Ramleh besetzt haben, wo sich die Pumpstation für die Alexandrien versorgende Wasserleitung befindet, bevor es Arabis Truppen gelang, die betreffenden Maschinen zu zerstören; auch haben sie den Ausfluß des Mahmudijekanals in die See abgedämmt, um das dorthin abfließende süße Wasser aufzustauen, und die alten Zisternen ausgeräumt und mit Wasser zu füllen begonnen. Aber dauernden und ausreichenden Erfolg versprechen diese Maßregeln nicht, solange Arabi den genannten Kanal in seinem obern Laufe beherrscht und folglich imstande ist, den weitern Zufluß von

Trinkwasser zu verhindern. Auch nach den letzten Nachrichten sank der Stand desselben im Kanal von Stunde zu Stunde.

Es scheint übrigens, als ob Arabi nicht die Absicht habe, auf die Dauer bei Kafr Ed Dauar Stand zu halten und es hier auf einen Entscheidungskampf ankommen zu lassen. Nach den letzten Telegrammen war er im Begriff, nach Damanhur abzuziehen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er nach Inundation der dortigen Gegend, soweit diese möglich, noch weiter zurückweicht und erst bei Zagazik dauernd Stellung nimmt, wo er den größten Teil der Wasser- und Eisenbahnverbindungen des Deltas beherrscht und von einer aus Europa kommenden Armee erst angegriffen werden kann, nachdem dieselbe anstrengende Märsche unter höchst ungünstigen Umständen zurückgelegt hat.

Schon in der Pharaonenzeit ging vom Damiettearme des Nils bei Bubastis, dem jetzigen Zagazik, ein Kanal erst östlich durch das Wadi Tumilat, dann südlich nach Suez und ins Rote Meer. Lesseps stellte diesen Kanal, von dem sich Reste erhalten hatten, wieder her und erreichte damit verschiedene Zwecke: er gewann eine bequeme Verbindung der beim Suezkanal beschäftigten Arbeiter mit dem Nil, er machte das genannte Wüstenthal wieder fruchtbar, und er leitete Trinkwasser nach Ismailia und Suez. Dämmt nun Arabi den Tumilatkanal bei Zagazik ab, so verlieren die letztgenannten Orte beinahe alles zum Leben von Menschen und Tieren nötige Wasser; denn die wenigen Quellen bei Suez liefern bei weitem nicht genug für dessen jetzige Einwohnerzahl, und bei Ismailia giebt es außerhalb des Tumilatkanals gar kein süßes Wasser. Noch stärker als der Wasserbedarf jener Städte ist derjenige von Port Said, dem Ausgangspunkte des Suezkanals am Mittelmeer, von Zagazik aus zu bedrohen. Lesseps verlängerte den Tumilatkanal bis zum Krokodilsee, wo er das Wasser desselben durch ein Pumpwerk in ein Reservoir heben ließ, daß seine Bauarbeiter auf den Sandhügeln bei El Gisr ausgruben, und von dem aus das Wasser durch eine Röhrenleitung, dem Gesetze der Schwere folgend, nach dem neun deutsche Meilen entfernten Port Said laufen sollte. Nur auf diesem Wege erhielten bis heute die 10 000 Einwohner dieser Hafenstadt ihr Trinkwasser, und jetzt kann die Röhrenleitung durch Zerstörung einer einzigen Röhre, die sich von wenigen Leuten in einer halben Stunde bewerkstelligen läßt, außer Funktion gesetzt werden. Auch das Pumpwerk bei Ismailia wäre leichter zu zerstören als wiederherzustellen. Die Trockenlegung des Tumilatkanals zwischen Zagazik und Suez aber würde ein in Port Said oder in Suez gelandetes englisches Truppenkorps nicht bloß des Trinkwassers berauben, sondern es auch nötigen, von Ismailia am Suezkanal zehn deutsche Meilen weit in glühender Wüstenhitze bis Zagazik zu Fuße zurückzulegen. Endlich besitzt Zagazik noch dadurch die höchste strategische Bedeutung, daß es einer von den Knotenpunkten des ägyptischen Eisenbahnsystems ist. Früher führte eine Schienenstraße mit Dampfwagen direkt von Suez nach Kairo. Als aber die Linie Zagazik-Suez vollendet

Digitized by Google

war, setzte man jene außer Betrieb, und so gehen gegenwärtig drei Linien strahlenförmig von Zagazik aus: nach Suez, Kairo und Alexandrien. Der Versuch, den wichtigen Ort zu nehmen, kann, wenn Arabi seine Leute zusammenzuhalten vermag, nur mit einem ansehnlichen Truppenkorps gewagt werden; je stärker dasselbe aber wäre, desto mehr Wasser würde es bedürfen, und daran würde es, wenn Arabi den Tumilatkanal trocken gelegt hätte, eben am meisten fehlen.

Bis jetzt scheint Arabi voll Selbstvertrauen und der Vorteile, die ihm bei einer Defensive zu Gebote stehen, sich wohlbewußt zu sein. Namentlich scheint er zu wissen, daß der Nil mit seinen Kanälen sein bester Verbündeter ist, und daß er den Engländern das nötige Wasser einerseits nehmen, andrerseits es gegen sie verwenden kann. Seine Stellung ist in dieser Hinsicht weit besser als die jedes frühern Verteidigers Ägyptens, weil seit der Zeit, wo das letztemal eine feindliche Armee in das Land einrückte — es war im Jahre 1807, und die Angreifer waren gleichfalls die Engländer —, das Kanalsystem wesentliche Erweiterung und Vervollkommnung erfahren hat, und die jetzige ägyptische Armee nach europäischem Muster geübt und bewaffnet ist.

Was für eine Truppenmacht Arabi am Entscheidungstage beisammenhaben wird, läßt sich schwer sagen. Man hat von fünfzig-, ja hunderttausend Mann gesprochen. Wir glauben nicht, daß er jetzt über mehr als 10- bis 12 000 reguläre Soldaten verfügt, und dazu können im günstigsten Falle vielleicht 20 000 Fella-Landwehrleute und beduinische Reiter stoßen. Daß diese Streitmacht sich besonderer militärischer Tugendhaftigkeit rühmen darf, ist nicht zu glauben, und so erwarten wir nicht, daß sie die Engländer, wenn diese ihnen einmal dicht an den Leib gekommen sind und eine wirkliche Schlacht sich entspinnt, zurückzuwerfen imstande sind. Wären es Türken, so wollten wir zweifeln. Es sind aber Ägypter, und so fürchten wir, die Leute Arabis würden in solchem Falle bald zersprengt werden. Er wird sich daher möglichst lange vor einem großen und ernsten Zusammenstoße hüten. Neben dem Wasser hat er übrigens andre Bundesgenossen: die fanatisirte, über die brutale Verwandlung Alexandriens in eine Ruinenstätte mit Recht empörte, weitere Grausamkeit und weitere Ausbeutung des Landes zu Gunsten der hohen Finanz Europas fürchtende Städtebevölkerung, die Größe Kairos, das sich mit seinen steinernen Häusern und seinen dreimalhunderttausend Einwohnern vortrefflich zu einem Straßenkampfe eignet, und die Fieber, die Unterägypten nach der Nilüberschwemmung heimsuchen und vor allem den Fremden gefährlich sind.

Welcher Art die Beziehungen Arabis zu den Beduinen sind, ist für jetzt nicht zu sagen. Gerüchten, nach welchen sie sich aus Anhänglichkeit an den Chedive Tewfik gegen den Führer der Nationalpartei erklärt haben sollten, stehen andre Gerüchte gegenüber, nach denen Arabi ihre Scheichs durch seine Beredsamkeit oder durch klingende Gründe gewonnen hätte. Aber wie es damit jetzt

Digitized by Google

auch stehen mag, so werden nach frühern Erfahrungen, wenn Arabi selbst nicht den Mut verliert, sobald das englische Heer nach Süden vorrückt, die Beduinen sich mit den regulären ägyptischen Soldaten gegen dasselbe schlagen. Ganz und gar undenkbar wäre dann nicht, daß die Engländer hier und da eine Schlappe erlitten. Die Traditionen der britischen Armee in Betreff Ägyptens sind ruhmreich, sie hat hier aber auch Niederlagen zu verzeichnen gehabt. 1801 und 1802 vertrieb eine englische Expedition unter Sir Ralph Abercromby die Franzosen aus Ägypten, und die von Indien abgesandten Truppen machten einen siegreichen Marsch zuerst durch die große thebanische Wüste, dann das oberägyptische Nilthal hinab und durch Unterägypten bis nach Alexandrien und zuletzt wieder durch die Wüste hinter Suez. Aber 1807 mußten sich die Engländer, als sie Rosette zu nehmen versuchten, mit schwerem Verluste zurückziehen. Gegen achthundert Mann legten damals, nachdem sie ihre Munition verschossen hatten, ihre Waffen nieder und wurden auf Straßen, welche zu beiden Seiten mit den abgeschnittenen Köpfen gefallener Kameraden besäumt waren, nach Kairo in die Gefangenschaft abgeführt. Man hatte englischerseits in diesem Falle auf die Unterstützung der Mameluckenbeis gerechnet, welche ausblieb, und sich in dem gewohnten Irrtume gefallen, der den Gegner zu gering achten lehrte, und so waren auf diese Expedition nur 5000 Mann verwendet worden.

Diesmal wird man 20 000 Mann und nach Befinden mehr nach Ägypten senden. Das wird vermutlich für einen Feldzug im Delta und bis nach Kairo genügen, namentlich wenn Frankreich inzwischen den Suezkanal bewacht, und wenn der Oberfeldherr der Engländer, Sir Garnet Wolseley, seine Wahl durch Geschick und Energie rechtfertigt. Er hat freilich bis jetzt nur in kleinen Kriegen mit Wilden und Halbwilden (am Red River, gegen den Aschantikönig Koffee und gegen den Kaffernhäuptling Sikukuni) Lorbern erfochten, und es sieht ein wenig wunderlich aus, wenn englische Blätter daraufhin zuversichtlich erwarten, er werde nun auch eine stärkere Armee erfolgreich zu leiten und einen ansehnlicheren Gegner niederzuwerfen verstehen. Indeß ist das Werkzeug, mit dem er für seine Aufgabe versehen ist, durchaus unverächtlicher Art, und was der Verstand des Führers etwa nicht leisten sollte, wird aller Wahrscheinlichkeit nach die Unerschrockenheit und Ausdauer der Truppen vollbringen.



Digitized by Google



Der jüngste Tag.

Von Edward Eggleston.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Ein Lebewohl.

rau Anderson fühlte, daß sie einen Mißgriff begangen hatte. Sie hatte nicht die Absicht gehabt, Julien zu sagen, daß August entlassen werden sollte. Aber jetzt, wo dieser stürmische Auftritt stattgefunden hatte, dachte sie, daß er sich gut benutzen lassen werde. Sie wußte, daß ihr Mann nur deshalb in ihrer Opposition gegen den „Dutchman“ mit ihr ging, weil er sich vor seiner Frau fürchtete. Im Herzen konnte Samuel Anderson seiner Tochter nichts abschlagen. Da ihm all das Glück versagt war, welches die meisten Männer in der Liebe ihrer Frauen finden, fand er Trost in der Liebe zu seiner Tochter. Heimlich, als ob seine väterliche Zuneigung ein Verbrechen wäre, herzte und streichelte er sie, und es währte nicht lange, so entdeckte seine Frau, daß sich der Vater mehr aus einer liebreichen Tochter machte als aus einer herrschsüchtigen und widerhaarigen Ehegattin. Sie beobachtete ihn eifersüchtig und war dahin gelangt, daß sie ihre Tochter als ein Frauenzimmer betrachtete, welches sie aus dem Herzen ihres Mannes verdrängt habe, und daß sie ihren Mann beschuldigte, ihr die Liebe ihrer Tochter geraubt zu haben. In Wahrheit verhielt sichs so, daß Frau Abigail Anderson so lange gegen eingebildete Schmälerungen ihrer Rechte auf der Wache gestanden hatte, daß sie allenthalben Feinde sah. Sie haßte Wehle, weil er ein Deutscher war, sie würde ihn aus einem Dutzend andern Gründen gehaßt haben, wenn er ein Amerikaner gewesen wäre. Es war genug Beleidigung für sie, daß Julia ihn liebte.

So beschloß sie denn jetzt, ihren Mann durch ihre Version der Geschichte auf ihre Seite zu ziehen, und vor dem Mittagsessen schon erzählte sie ihm, wie

Digitized by Google

August sie beschuldigt, vor vielen Jahren gegen Andrew treulos und grausam gewesen zu sein, und wie Julie es ihr vorgerückt, und wie nahe sie daran gewesen, vor Herzklopfen umzufallen. Und Samuel Anderson wurde rot und erklärte, er werde seine Frau gegen solche Beleidigungen schützen. Die Vorstellung, daß er Beschützer seiner Frau sei, war eine dem kleinen Manne sehr wohlthuende Fiktion, welche von seiten seiner Frau kräftige Unterstützung erfuhr. Es war ein Lieblingskniff von ihr, sich ihm gleichsam als hilfloses Weib zu Füßen zu werfen und ihn in ihrer Schwäche um Schutz anzuflehen. Und Samuel empfand allen Heldenmut des Rittertums in seinem Busen, wenn er seine schuldlose Gattin verteidigte. Gedeckt durch diese Fiktion, die der Eitelkeit eines eingeschüchterten Gatten so schmeichelte, hatte sie es bei der und jener Gelegenheit dahin gebracht, daß er mit allen seinen Nachbarn auf üblem Fuße stand, und seine Weigerung, seinen Besitz mit dem ihrigen durch eine einzige Umzäunung einzuhegen, hatte dahin geführt, daß seine Farm auf drei Seiten von jener gekrümmten Einrichtung umgeben war, die den Namen „Teufelsgäßchen“ hat.*)

Julia wagte nicht, vom Essen wegzubleiben, welches schlimm genug verlief. Sie wagte es nicht, August anzublicken, der ihr gegenüber saß, und der bei Tische die unglücklichste Person war, da er nicht wußte, warum alles um ihn herum so unglücklich aussah. Die gerunzelte Stirn Herrn Andersons kündigte ein Gewitter an, das Gesicht Frau Andersons ließ ein Erdbeben befürchten, Cynthy Ann saß tief beschattet da, und Julias Miene verblüffte ihn förmlich. Ob sie auf ihn böse war oder nicht, war ihm nicht klar. Nur eins war sicher, sie litt schwer, und das reichte hin, ihn überaus unglücklich zu machen.

Während er dieser hastig eingenommenen Mahlzeit in dieser mit häuslicher Elektrizität überladenen Atmosphäre bis zu Ende beiwohnte, entwickelte sich — er konnte kaum sagen, wie — die Vorstellung, daß dieses drückende Herabsinken des Wolkenhimmels etwas mit ihm zu thun habe. Was hatte er verbrochen? Nichts. So genau er sich auch prüfte, mußte er sich sagen, daß er nichts Unrechtes begangen habe. Aber er fühlte sich gedrückt, und sein zartempfindendes Gewissen gab ihm irgend ein unbekanntes Vergehen schuld, das alle diese Verwirrung und Störung der Elemente veranlaßt habe. Der Schinken schien ihm nicht recht zu munden, das Kraut konnte er nicht essen, der Maisbrei wollte nicht hinunter, und er hatte keine Lust, den Obstkuchen zu erwarten, der den Schluß bildete. Er kürzte seine Mahlzeit ab und ging hinaus in die Scheune, um dort seinen Pferden und seinem Elend Gesellschaft zu leisten, bis es Zeit sein würde, zu seinem Pfluge zurückzukehren.

Julia saß während dieses trübseligen Nachmittags bei ihrer Arbeit und

*) Die Felder im Westen müssen durch Fenzen eingehegt sein, damit das freiherumlaufende Vieh die Saaten nicht beschädigt.

Digitized by Google

nähte. Sie hätte mit August vor dessen Abgang gern noch eine Zusammenkunft gehabt. Indem sie durch den offnen Durchgang blickte, sah sie, wie er die Scheune verließ und an seine Pflügerarbeit ging. Nicht etwa, daß sie aufgeblickt hätte. Nie beobachtete ein Habicht ein Huhn schärfer, als Frau Anderson die arme Julia beobachtete. Aber Julia sah seitwärts schielend, wie er seine Pferde vor sich her aus dem Stalle trieb. Da das Feld, auf dem er ackerte, auf der andern Seite des Hauses lag, konnte sie ihn immer nur auf Augenblicke sehen, wenn er, den Pflug in fester Hand haltend, in der Ferne am Durchgange vorüberkam. Sie hätte gern Cynthy Ann in der Küche beigestanden; denn dann hätte sie ihn besser sehen können, aber auf solchen Übergang zu andrer Beschäftigung war keine Aussicht.

So verging denn der trübselige Nachmittag, und gerade als die Sonne zur Rüste gehen wollte, sodaß der Schatten der Ulme im Vorderhofe sich über die Straße nach der Kuhweide streckte, wurde das tiefe Schweigen gebrochen. Julia hatte den Wunsch gehegt, daß jemand sprechen möchte. Die mürrische Sprachlosigkeit ihrer Mutter war schlimmer als ihr Keifen, und Julia hätte es lieber gehabt, wenn sie ihr Stürmen und Wettern wieder aufgenommen hätte. Aber das Schweigen wurde endlich von Cynthy Ann unterbrochen, welche in den Durchgang kam und rief: Julia, willst du nicht so gut sein, in die Scheune zu gehen und die Eier zu sammeln, ich möchte Kuchen backen.

Jeden Abend ihres Lebens las Julia die Eier zusammen, und es lag nichts Ungewöhnliches darin, daß Cynthy Ann Kuchen buk, sodaß nichts harmloser sein konnte als jenes Verlangen. Julia saß der Vorderthür gegenüber, ihre Mutter hatte ein Stück davon Platz genommen: Julia konnte das Gesicht von Cynthy Ann sehen, ihre Mutter hörte nur deren Stimme, die ganz trocken und gewöhnlich klang. Julia kam es vor, als ob in Cynthys Wesen etwas besonderes läge. Sie hätte sich ebenso einbilden können, die großen eichenen Thorpfosten mit ihren runden, kugelförmigen Köpfen telegraphirten ihr etwas in schlauer Weise, als sie vermuten konnte, eine solche Pfiffigkeit bewege das Thun Cynthy Anns, die eine gute, fromme, biederherzige alte Jungfer methodistischen Glaubens, voll Strenge gegen sich selbst und zensorenhaft gegen andre Leute war. Aber da stand Cynthy und machte eine Geberde, welche Julia als eine Aufforderung erschien, sich zu beeilen. Sie wagte nicht zu zeigen, daß sie dem Winke rasch zu folgen gedachte. Sie legte ihre Arbeit hin und ging fort, als ob sie nichts groß kümmerte. Und augenscheinlich war sie zu langsam gewesen. Denn wenn August zu sehen gewesen war, als Cynthy Ann sie rief, so war er jetzt hinter der andern Seite des Hügels verschwunden. Sie ging mit langsamen Schritten weiter, indem sie hoffte, er werde wieder in Sicht kommen, aber das geschah nicht, und sie lächelte schier über den Gedanken, was für eine Thörin sie gewesen, sich einzubilden, Cynthy Ann nehme an ihrem Liebeshandel irgendwie Interesse. Ohne Zweifel stand Cynthy auf seiten ihrer Mutter.

Digitized by Google

So kletterte sie denn von Getreideschicht zu Getreideschicht, um Eier zu sammeln. Kein Ort ist angenehmer als eine solche Getreideschicht, keine Beschäftigung erfreulicher als die, Eier zusammenzulesen — diese großen, prächtigen Perlen, die schöner als alle sind, nach welchen die Menschen ins Meer tauchen, und die man nur gering achtet, weil sie so gewöhnlich und so nützlich sind. Aber Julia dachte, als sie so geräuschlos herumglitt, nicht viel an die Eier und gab wenig Acht auf die Hennen, die unter dem Stroh nach Weizenkörnchen scharrten, und ebensowenig auf die Schwalben, die über den Lehmwohnungen zirpten und zwitscherten, welche sie zwischen die Deckbalken über ihr bauten. Oft hatte sie den Liebesgesprächen der Schwalben gelauscht, aber jetzt war ihr das Herz zu schwer, als daß sie darauf hätte hören können. Sie rutschte am Rande einer der Getreideschichten herunter und blieb da einige Fuß über der Dreschtenne sitzen, ihren Hut in der Hand und traurig hinaus ins Leere starrend. Es war so behaglich, allein hier zu sitzen und vor sich hin zu sinnen, ohne das Gefühl, daß ihre Mutter sich in ihre Gedanken hineindrängte.

Ein Geraschel brachte sie zum Bewußtsein. Ihr Gesicht war im Augenblick wie mit Feuerschein übergossen. Dort, in der einen Ecke der Dreschtenne, stand August und blickte sie an. Er war in die Scheune gekommen, um sich an die Stelle einer ihm zerbrochenen Griessäule eine andre zu suchen. Während er sich darnach umgesehen, war Julia gekommen, und er hatte dagestanden und vor sich hingeblickt, unfähig, sich zu entscheiden, ob er sprechen oder nicht sprechen sollte, ungewiß, wie tief sie verletzt sein möchte, da sie bei Tische nicht ein einzigesmal ihre Augen auf ihm hatte ruhen lassen. Und als sie an den Rand der Getreideschicht gekommen war und dort Halt gemacht und träumerisch vor sich hingeblickt hatte, war August starr wie verzaubert stehen geblieben.

Einen Augenblick war sie errötet. Dann ließ sie sich, die Gelegenheit wahrnehmend, auf den Boden hinab und ging auf August zu.

August, du sollst morgen Abend fortgeschickt werden.

Was habe ich denn gethan? Irgend etwas Unrechtes?

Nein.

Warum schicken sie mich denn weg?

Weil — nun weil — Julia hielt inne.

Aber Schweigen ist oft besser als Reden. Plötzlich sah man in den blauen Augen Augusts das Verständnis der Sache aufblitzen. Sie stoßen mich aus dem Hause, weil ich Julia Anderson liebe, sagte er.

Julia errötete ein wenig.

Ich werde sie ganz ebenso lieben, wenn ich fort bin. Ich werde sie ewig lieben.

Julia wußte nicht, was sie zu dieser leidenschaftlichen Rede sagen sollte, und so begnügte sie sich, ein wenig dankbar und sehr einfältig auszusehen.

Digitized by Google

Aber ich bin nur ein armer Bursch und obendrein ein Dutchman — er sagte das in bitterm Tone —, aber, wenn du warten willst, Julchen, so will ich ihnen zeigen, daß ich was wert bin. Nicht gut genug für dich, aber gut genug für sie. Du wirst —

Ich werde warten — ewig — auf dich! Sie sagte das mit gesenktem Kopfe und kaum hörbarer Stimme. Lebe wohl! Sie streckte ihm die Hand hin, und er ergriff sie zitternd.

Warte noch einen Augenblick. Er ließ ihre Hand los, nahm einen Bleistift und schrieb an den Balken: Am 18. März 1843. So, das ist zur Erinnerung an den Dutchman.

Ach, nenne dich doch nicht einen Dutchman, August. Eines Tages in der Schule, als ich dir gegenübersaß, lernte ich die Erklärung: August d. h. groß, prächtig, und ich sah dich an und sagte: Ja, das ist er. August ist ein großer, prächtiger Mensch, und das bist du wirklich. Du bist ein Prachtjunge!

Ich denke, wir dürfen ihn nicht tadeln. Er konnte wahrhaftig nichts dafür. Es ging so geschwind vor sich. Er küßte sie auf die Stirn und dann auf die Lippen, sagte Lebewohl und war fort. Und sie ging mit ihrer Schürze voll Eiern und ihren stark geröteten Wangen — Kletterei über Getreideschichten macht warm — nach dem Hause zurück, entschlossen, sich irgendwie bei Cynthy Ann für ihren Auftrag zu bedanken. Aber Cynthy Anns Gesicht trug eine so ernste und strenge Miene, daß Julia schloß, sie müsse sich geirrt und Cynthy könne nicht gewußt haben, daß August in der Scheune sei. Denn alles, was sie sagte, war: Du hast da wohl einen schönen Haufen Eier mitgebracht, nicht wahr? Ja, die Hennen fangen an fleißiger zu legen, seit die warme Jahreszeit eingetreten ist.

Viertes Kapitel.

Ein Gegenreiz.

Weshalb haben sie dich fortgeschickt? He? fragte Gottlieb Wehle in dem schrecklichen Englisch, welches er stets zu sprechen gewohnt war, wenn er sich ärgerte. Weshalb, he?

Den ganzen Weg von Andersons Farm nach Hause, den August an jenem Samstagabend zurückzulegen hatte, hatte er schon im Geiste die rauhe Stimme seines braven Vaters diese Frage thun hören und den Versuch gemacht, eine befriedigende Antwort darauf zu finden. Er hätte sagen können, Herr Anderson wolle keinen Gehilfen mehr halten. Aber das würde nicht wahr gewesen sein. Und ein junger Mann mit Augusts hellen, blauen Augen war nicht fähig zu lügen.

Digitized by Google

Na, was sprichst du denn nicht. Verstehst du denn kein Englisch, wenn dus hörst? He? Du bist, dächt' ich doch, kein Spitzbube, der maust, und betrinken mit Whisky wirst du dich auch nicht. Was hast du denn gemacht, daß du dich schämst. He, herumgefaulenzt? Kannst du nicht englisch reden? Heraus damit!

Ich habe nichts gethan, dessen ich mich zu schämen brauchte, sagte August. Und doch sah er aus, als ob er sich schämte.

So, du hast nichts gethan, dessen du dich schämen mußt, he? Wirklich nicht? Warum machst du dann aber so ein Gesicht wie ein Dieb im Zuchthause? Was redest du nicht mit mir, wo ich mit dir so deutlich rede? Du kommst nach Hause geschlichen Samstag abends wie ein begossener Hund, der den Schwanz zwischen die Beine genommen hat, und wenn ich dich frage, was los ist, so machst du ein Schafsgesicht und sagst, du hättest nichts gethan. Ich behaupte, daß du was gethan hast. Und wenn du wirklich nichts gethan hast, warum sagst du mir nicht, was du gethan hast? He?

Diese ganze Zeit über fand August, daß es schwerer und immer schwerer wurde, seinem Vater zu sagen, wie die Dinge wirklich standen. Als der alte Mann aber gewahr wurde, daß er nichts ausrichtete, verfiel er in einen einschmeichelnden Ton.

Komm, August, mein Jüngelchen, steh nicht wie ein Einfaltspinsel da. Was sagte Anderson, als er dich fortschickte?

Er sagte, ich hätte mit seiner Tochter, Julia Anderson, gesprochen.

Na, aber du hast doch niemals etwas unrechtes mit ihr geredet, nicht wahr? Wenn ich dächte, du hättest was zu ihr gesagt, was sich nicht schickte, so würde ich dich auf der Stelle prügeln. Hast du dich etwa mit ihr gezankt?

Gezankt mit Julchen! Sie ist die letzte in der Welt, mit der ich mich zanken möchte. Sie ist so gut, daß —

Aha, du bist in sie verliebt. Du Dummkopf, du. Ist das meine Erziehung? Ich sage dir und sage dir immer und immer wieder, du sollst nichts als Deutsch sprechen und einmal eine gute deutsche Frau heiraten, die ordentlich deutsch mit dir reden kann, und jetzt gehst du mir stracks hin und verliebst dich bis über die Ohren in so eine Närrin unter den Yankeemädels! Recht gut, daß du deswegen fortgeschickt worden bist!

Augusts Gesicht hellte sich auf. Auf dem ganzen Wege nach Hause war es ihm wie eine unverzeihliche Sünde erschienen, ein Dutchman zu sein. Anderson hatte, als er ihn entlassen, kaum mit ihm gesprochen, und jetzt war es ihm ein großer Trost, daß sein Vater die Verachtung der Yankees in ihrem vollen Gewicht erwiederte. Die Überhebung lag also nicht allein auf seiten der Yankees. Es war wenigstens eine offne Frage, wem von beiden, Julia oder ihm, ihre kleine Liebesaffäre am meisten zur Schande gereichte.

Digitized by Google

Aber noch mehr Trost gab ihm der stille Blick seiner Mutter, die mit ihrem sanften Gesicht sich in dem Gedränge ihrer Kinder wie eine Henne unter mehr Küchlein bewegte, als sie zu versorgen imstande ist, und die doch nie unterließ, geduldig und liebreich zu sein. Hätte irgend etwas in den Zügen der Mutter wie ein Vorwurf ausgesehen, so wäre es die schwerste Prüfung für ihn gewesen. Aber in ihren Augen — liebe, alte herrnhutische Mutter! — lag etwas, woraus August Mut schöpfte. Die Mutter war für ihn ein Gewissen außerhalb seiner Person, und als jetzt Gottlieb, der seiner Frau halber ins Deutschreden verfallen war, in seiner Anklage gegen dieses kanaanitische Yankeemädchen, in das sein Sohn sich verliebt, fortlärmte, sah der Sohn dann und wann seiner Mutter in die Augen, diese stillen deutschen Augen, und freute sich von Herzen, daß er darin keinen Widerschein des Tadels seines Vaters begegnete. Der alte Wehle nahm bald darauf sein schlechtes Englisch wieder auf, wahrscheinlich, weil es sich besser zum Zanken eignete. Ob er glaubte, er wolle seine Kinder dadurch das Deutsche lieben lehren, daß er sie auf Englisch ausschalt, weiß ich nicht, aber es war seine Gewohnheit.

Ich sage dir, diese Yankees sind Yankees. Niemals hat einer zu was gutem getaugt. Na ja, Andrew Anderson ist einer. Der Mann blieb bei uns, als wir alle miteinander krank waren, und er ist so gut, als ob er in Deutschland geboren wäre. Aber alle übrigen sind Yankees. Heirate eine deutsche Frau, die so verständig ist, Sauerkraut zu essen und in Federbetten zu schlafen, wenn es kalt ist, und laß die Yankees Yankees sein.

Als er sah, daß August seinen Hut nahm und nach der Thür ging, rief er verdrießlich aus: Na, wo gehts denn schon wieder hin?

Hinüber nach der Burg.

Gut, das ist recht. Geh nach der Burg. Andrew wird dir sagen, was für eine Sorte von Weibern die Yankeemädels sind.

Fünftes Kapitel.

In der Burg.

Als August Andrew Andersons Burg erreichte, war es dunkel geworden. Die Burg war in einer Bodensenkung erbaut und blickte nach dem Ohio hinaus, einem Flusse, der die Eigentümlichkeit hat, allenthalben schön zu sein, von Pittsburg bis nach Kairo. Durch die Bäume, an denen eben die Knospen aufsprangen, sah August hinaus auf die goldne Straße, welche die Mondstrahlen über den Strom gebaut hatten. Und in den Aufruhr seiner Gefühle senkte sich der milde Segensspruch der Natur. Und was ist die Natur anderes als die Stimme Gottes?

Andersons Burg war ein großes aus Baumstämmen errichtetes Gebäude von seltsamer Konstruktion. Alles an ihr war von den Händen Andrews gebaut, der ihr Burgherr und zugleich ihr Baumeister war. Augenscheinlich hatte sich in ihrer Gestaltung eine wunderliche Phantasie gefallen. Es war ein Versuch, etwas mittelalterliches aus Baumstämmen herzustellen. Da gab es Zinnen und Spitzbogenfenster, und durch eine erfinderische Umgestaltung des Schornsteins, der ein Blockhaus gewöhnlich entstellt, war ein Ding entstanden, das wie ein runder Burgthurm aussah. Aber das Ganze war in seltsamem Geschmacke zusammengesetzt, und ich fürchte, Herr Ruskin würde es als etwas verwirrt betrachtet haben; denn während es für die, welche von oben her sich ihm näherten, wie eine Burg aussah, erschien es denen, die auf die Front zuschritten, ganz anders; denn auf dieser Seite befand sich ein Porticus mit massiven dorischen Säulen, die, näher besehen, nichts geringeres als geschälte Ahornstämme waren. Andrew behauptete, daß die natürliche Form eines Baumstammes die ideale und vollkommene Form der Säule sei.

Vor diesem malerischen Bau, der halb Burg, halb Hütte mit Anflügen von Kirche und Tempel war, kam August Wehle am Samstag abends an. Er ging nicht herum nach dem Porticus und klopfte an die Vorderthür, wie ein Fremder gethan hätte, sondern begab sich hinter den streitthurmartigen Schornstein und zog die Schnur einer Lärmglocke. Sofort fuhr der Kopf Andrew Andersons aus einem gothischen Loche — man konnte es kein Fenster nennen. Sein unverschnittenes Haar, etwas dunkler als kastanienbraun, fiel ihm bis auf die Hüften herab, und sein wirrer Bart lag ihm auf der Brust. Statt eines Rockes trug er das eigentümliche Kleidungsstück aus Wolle und Flachs, welches unter den Namen Warmus (das deutsche Wamms) bekannt war, eine Art Oberhemd. Er war fünfundvierzig Jahre alt, aber es befanden sich in seinem Haar und Bart Strähne von Grau, und er sah gegen zehn Jahre älter aus.

Was giebts, guter Freund? rief er. Bist du es? Komm herauf und sei mir baß willkommen. Denn seine Redeweise war so altertümlich und beinahe so wunderlich zusammengewürfelt wie seine Art zu bauen. Und dann rief er, indem er aus dem Fenster eine Strickleiter warf: Steig empor, steig empor, mein wackrer, junger Freund!

Der junge Wehle kletterte die Leiter hinan in die große Oberstube. Denn es war eine der Eigentümlichkeiten der Burg, daß der obere Teil derselben keine sichtbare Verbindung mit dem untern hatte. Mit Ausnahme Augusts und dann und wann eines gelehrten Fremden hatte niemand als der Eigentümer Zutritt zum obern Stockwerke des Hauses, und die Nachbarn, welche immer Einlaß zu den untern Räumen fanden, betrachteten den obern Teil der Burg mit der Scheu, die ein Geheimnis einflößt. August wurde oft mit Fragen wegen desselben bestürmt, antwortete aber stets einfach, Herrn Anderson würde es seines Erachtens nicht lieb sein, wenn darüber gesprochen würde. Für den Burgherrn

mußte es ja eine Art von Zugang zum zweiten Stockwerk geben, aber es beliebte ihm selbst August gegenüber nicht, jemand anders wissen zu lassen, daß man dahin auf einem andern Wege als dem der Strickleiter gelangen könne, und die wenigen Fremden, welche kamen, um seine Bücher zu sehen, wurden über dieselbe Zugbrücke eingeführt.

Die große Stube war mit Büchern angefüllt, die in wunderlicher Weise gruppirt waren. Ein Repositorium zum Beispiel hieß die Akademie, und hier ließ er nur die Meister zu, wobei er ebenso sehr seinem eigenen excentrischen Urteile als der hergebrachten Wertschätzung folgte. Homer, Virgil, Dante und Milton waren natürlich im unbestrittenen Besitze der Abteilung, die den „Königen der Epik," wie er sie bezeichnete, gewidmet war. Sophokles, Calderon, Corneille und Shakespeare waren die einzigen, die er in seine Liste der „Könige der Tragik" aufnahm. Lope verwarf er aus literarischen Gründen, und Goethe, weil er seine moralische Tendenz für unerfreulich hielt. Er verbannte Rabelais aus der Reihe seiner Haupthumoristen, nahm aber Cervantes, Le Sage, Molière, Swift, Hood und die damals noch neuen Pickwickier von Boz unter dieselben auf. Diesen fügte er Longstreets „Szenen aus Georgia" hinzu, indem er behauptete, sie kämen dem Don Quixote ganz gleich. Ich will nur noch einer Abteilung seiner Akademie Erwähnung thun. Ein Büchergestell war den „besten Erzählungen" eingeräumt, und es war wirklich eine bewundernswerte Sammlung. Ich wollte, irgend etwas von meinen Sachen wäre wert, in solche Gesellschaft zu kommen. Sein reiner, fast asketischer Sinn bewog ihn, Boccaccio zu verwerfen, dagegen ließ er sich Chaucer und einiges von Balzac, ferner Smollet, Goldsmith und Defoe gefallen, desgleichen Walter Scotts beste Romane, Washington Irvings „Rip van Winkle," Bernardins „Paul und Virginie," die „Drei Monate unterm Schnee" und Charles Lambs „Rosamunde Gray." Es gab Repositorien für „Sokrates und seine Freunde" und für andere Gruppen. Er hatte sich Jahre hindurch damit vergnügt, zu unterscheiden, welche Bücher „gekrönt" werden sollten, wie er es nannte, und welche nicht. Und dann hatte er ein anderes Gestell, welches das „Inferno" hieß. Ich wollte, ich hätte Raum, um eine Liste dieser Abteilung mitteilen zu können. Einige wurden wegen Langweiligkeit, andre wegen Rohheit in diese Hölle verurteilt. Miß Edgeworths moralische Geschichten, Darwins „Botanischer Garten," Rollins „Alte Geschichte" und ein greuelvoll illustrirtes Exemplar des „Buchs der Märtyrer" waren in der ersten Klasse, Byrons „Don Juan" und einige französische Romane in der zweiten. Tupper, Swinburne und Walter Whitman kannte er nicht.

In der Ecke neben dem Schornsteinthurme befand sich ein Stübchen mit einer kleinen Feuerstätte. So sparte der Einsiedler Holz; denn Holz bedeutete Zeit, und Zeit bedeutete Umgang mit Büchern. Alle seine häuslichen Einrichtungen waren nach dieser genügsamen Sinnesart zugeschnitten. In der kleinen Stube befand sich ein mit Manuskripten und Handbüchern bedecktes Schreibepult.

Digitized by Google

Wohlan denn, mein junger Freund, sei mir dreimal willkommen! sagte Andrew, der niemals eine andre Sprache als die der Bücher redete. Was willst du haben? Willst du deine Lehrjahre unter Goethe wieder aufnehmen oder wollen wir mit Chaucer nach Canterbury trottiren? Prächtiger alter Dan Chaucer! Oder wollen wir magische Philosophie studiren mit Roger Bacon, dem Mönch, dem Doctor admirabilis? oder den guten Sir Thomas Moore lesen? Was würde Sir Thomas gesagt haben, wenn er hätte denken können, er werde von zwei solchen Leuten, wie du und ich, im Hinterwalde Amerikas im neunzehnten Jahrhundert bewundert werden? Aber du willst keine Bücher! Ach, mein wackrer Freund, du bist nicht wohl. Komm in meine Zelle und laß uns plaudern. Was bedrückt dich?

Und Andrew nahm ihn mit der Höflichkeit eines Ritters, mit dem Zartgefühl eines Weibes und der würdigen Miene eines Sterndeuters bei der Hand und führte ihn in das Gemach eines Mönchs.

Sieh mal, sagte er, ich habe einen neuen Stuhl gemacht. Es ist der höchste Beweis meiner Liebe zu meinem teutonischen Freunde. Du hast jetzt ein Recht auf diese Burg, du wirst hier allezeit willkommen sein. Ich sagte mir: hier soll die deutsche Gelehrsamkeit und da soll der Hinterwaldsphilosoph sitzen. So laß dich denn nieder auf mein Sedile und laß uns hören, wie diese unhöfliche und unbeständige Welt dich behandelt. Sie kann dir nicht schlimmer mitspielen, als sie mir mitgespielt hat. Aber ich habe meine Rache an ihr genommen. Ich bin gerächt. Ich habe gethan, was mir gefiel und der Welt mit allen ihren hohlen Herkömmlichkeiten getrotzt.

Diese letzten Worte wurden in dem Tone menschenfeindlicher Verbitterung gesprochen, den Andrew gewohnt war. Seine Liebe zu August war umso inniger, als sie zum Hintergrunde eine allgemeine Abneigung, wo nicht gegen die Menschenwelt, doch gegen den Teil derselben hatte, der ihn am unmittelbarsten umgab.

August nahm in dem Stuhle, der kunstreich aus Roggenstroh geflochten und aus Hickorystäben gebaut war, mit dem Bewußtsein Platz, daß all dieses förmliche Wesen und diese scheinbare Pedanterie nur oberflächlicher Art waren. Er und Andrew waren Busenfreunde, und wie er dem Burgherrn schon oft sein Herz geöffnet hatte, so machte es ihm auch jetzt keine Schwierigkeit, ihm seine Not zu klagen, wobei er kaum auf die passenden Zitate achtete, die Andrew von Zeit zu Zeit anbrachte, um die Sache zu verschönern.

Sechstes Kapitel.

Der Philosoph des Hinterwaldes.

Ein Grund der Liebe Andrews zu August Wehle war der, daß derselbe ein Deutscher war. Weit davon entfernt, die Vorurteile seiner Nachbarn gegen

Digitized by Google

Fremde zu teilen, hegte Andrew eine so gründliche Verachtung vor seinen Nachbarn, daß er jedem schon dann gut war, wenn er nicht zu seinem eignen Volke gehörte. Wenn ein Türke nach Clark Township ausgewandert wäre, so würde Andrew sich in ihn verliebt und ihm zu seiner speziellen Bequemlichkeit einen Divan gebaut haben. Aber er liebte August auch wegen seines sanften Gemütes und wegen seiner aufrichtigen Hinneigung zu den Büchern. Und nur August oder Augusts Mutter, bei welcher Andrew bisweilen Besuche machte, konnte den Dämon des Menschenhasses beschwören, den er so lange gehegt und gepflegt hatte, daß es ihm jetzt hart ankam, ihn zu vertreiben.

Andrew Anderson gehörte zu einer Menschenklasse, die, wie ich nicht zweifle, jedem scharfen Beobachter des provinziellen Lebens in diesem Lande schon vorgekommen sein wird. Im Hinterwalde und in entlegenen Gemeinden bringt literarische Bildung merkwürdige Exzentrizitäten hervor. Der Bücherwurm im Westen findet niemals den Unterschied zwischen der Ideenwelt und der Welt des praktischen Lebens heraus. Statt Gedichte oder Romane zu schreiben, gelangt er dahin, sie zu leben oder wenigstens den Versuch hierzu zu machen. Denke man sich noch eine Enttäuschung auf dem Gebiete der Liebe hinzu, so fällt er sicherlich der Klasse anheim, von der Anderson ein Vertreter war. Denn die Erziehung, die man durch Bücher gewinnt, ist eine kümmerlich einseitige, wenn sie nicht durch Kenntnisse der Welt aufgewogen wird.

Andrew Anderson war immer als ein Sonderling betrachtet worden. Ein Mann mit einem guten Teil Idealismus und literarischem Geschmack, der vor den dunkeln Hintergrund der Gesellschaft einer westlichen Dorfgemeinde in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts gestellt würde, müßte mit Notwendigkeit sonderbar erscheinen. Wäre er in Gemeinden mit mehr Kultur verschlagen worden, so würde sein exzentrisches Wesen, hervorgegangen aus dem Gefühl, etwas besseres zu sein als seine Umgebung, sich verloren haben. Wenn er sich glücklich verheiratet hätte, so würden seine Wunderlichkeiten sich gemildert haben. Aber nichts von diesen Dingen trat ein. Er erzählte August eine ganz andre Geschichte. Denn das Vertrauen seines „teutonischen Freundes" hatte in dem einsamen Manne den Wunsch erweckt, die Geschichte zu enthüllen, die er so viele Jahre hindurch hinter Schloß und Riegel gehalten hatte.

Ach, mein Freund, sagte er aufgeregt, baue nicht auf die Treue eines Weibes. Dann fuhr er, von seinem Sitz auffahrend, fort: Der Hinterwaldsphilosoph warnt dich. Ich bitte dich, sei recht auf deiner Hut. Ich kenne Julia nicht. Sie ist meine Nichte. Es steht mir schlecht zu Gesicht, ihre Aufrichtigkeit anzuzweifeln. Aber ich weiß, wessen Tochter sie ist. Ich bitte dich, nimm dich recht in Acht, mein teutonischer Freund. Ich kenne die Art ihrer Mutter. Ich bin nicht gewohnt, viel Worte zu machen. Aber du bist an einem kritischen Punkt angelangt — an einem Wendepunkt. Nach der Erfahrung seines eignen Lebens, aus seinem Kummer heraus geschieht es, wenn der Hinterwaldsphilosoph

dich warnt. Ich lebe jetzt in Frieden. Aber schau mich an. Siehst du nicht die Veränderungen eines großen Sturmes? Ich finde ein gewisses Glück in der Philosophie. Aber was ich sein könnte, wenn der Sturm mich nicht in Stücke zerrissen hätte in meinen Jugendtagen — was ich hätte werden können, das bin ich nicht. Ich bitte dich, vertraue niemals das Glück deines Lebens einem Weibe zur Verwahrung an.

Hier schob Andrew seinen Arm unter Wehles Arm und begann mit ihm in dem großen Gemache ein Gäßchen auf- und abzupromeniren, das zu beiden Seiten von dichten Bücherreihen überragt und von einer Kerze schwach erleuchtet war.

Ich bitte dich, hab Acht, sagte er, seine Rede wieder aufnehmend. Ich war immer ein sonderbarer Kauz. Die Leute meinten, ich sei entweder ein Genie oder ein Narr, und vielleicht hatte ich von beiden vieles. Aber dies ist eine Abschweifung. Ich zollte den Frauen wenig Aufmerksamkeit. Ich mied sie. Ich sagte mir, willst du ein großer Schriftsteller werden, ein philosophischer Denker, so darfst du kein Mann der Gesellschaft sein. Niemals ging ich zu gemeinschaftlichem Holzschlagen, Apfelschälen, Maisenthülsen, Scheunenbauen oder einem andern unserer ländlichen Feste. Ich glaube, das stachelte die Eitelkeit der Mädchen an, und sie setzten sich in den Kopf, mich zu fangen. Ich glaube, sie dachten, daß ich eine Trophäe sein würde, auf die man sich etwas zu gute thun, deren man sich rühmen könnte. Ich habe bemerkt, daß die Jäger den Wert eines Wildes nach der Schwierigkeit abschätzen, die seine Erlegung macht. Doch das ist eine Abschweifung. Laß uns zur Sache zurückkehren.

In dieser Zeit geschah es, daß Abigail Norman zu uns kam. Sie war hübsch. Ich schwöre bei allen heiligen Katzen Ägyptens, daß sie eine Schönheit war. Sie war fleißig, die beste Hauswirtin im ganzen Staate. Sie wollte hoch hinaus. Ich liebte sie deshalb nur umsomehr. Du siehst, ein Mann von lebhafter Einbildungskraft verliebt sich leicht in eine Theaterprinzessin. Aber das ist wieder eine Abschweifung. Kehren wir zur Sache zurück.

Sie legte ihre Fallen auf meinen Pfad. Während ich die Wälder durchstreifte und Gedichte auf Vögel und Eichhörnchen machte, hatte Abby Norman den Ehrgeiz, zu hoffen, sie werde mich zu ihrem Sklaven machen können, und sie that es. Sie las Bücher, von denen sie dachte, ich liebte sie. Sie wußte es in verschiedner Weise so einzurichten, daß es schien, als ob sie gern hätte, was mir gefiel, und doch hatte sie Verstand genug, um ein wenig verschieden von mir zu denken und zu empfinden, sodaß sie interessanter wurde. Ich glaube, ein Mann, der wirklich Geist hat, wird es niemals gern haben, daß ein Mann oder Weib ganz und gar mit ihm übereinstimmt. Aber kehren wir zur Sache zurück.

Ich liebte Abigail ganz verzweifelt. Nein, ich liebte Abigail Norman überhaupt nicht. Ich liebte sie nicht, wie sie war, sondern wie sie nach meiner Ein-

bildung zu sein schien. Ich denke, die meisten Liebenden lieben ein Ideal, das in der Luft ein wenig über dem Gegenstande schwebt, dem sie ihre Liebe weihen. Und ich denke, wir Leute von Genie und Phantasie gelangen leicht dahin, etwas zu lieben, was von der wirklichen Person sehr verschieden ist, und das ist ein Unglück.

Aber ich schweife schon wieder ab. Um auf die Geschichte zurückzukommen: Ich machte Gedichte auf Abby. Ich machte ihr den Hof. Ich schnitt mir einem Weibe zu Gefallen mein langes Haar ab wie Simson. Ich versuchte, mich anständiger zu kleiden und machte mich ohne Zweifel damit lächerlich; denn man kann sich nicht wohl kleiden, wenn man kein Talent dazu hat. Und ich hatte niemals das Genie, das dazu gehört, den Stutzer zu spielen.

Aber verzeih die Abschweifung. Kehren wir zur Sache zurück. Ich sollte sie heiraten. Der Tag war schon festgesetzt. Da entdeckte ich zufällig, daß sie mit meinem Bruder Samuel verlobt ist, einem jungen Manne mit mehr Manieren, als Geist und Herz. Sie brachte ihm den Glauben bei, daß sie nur ihren Spaß mit mir getrieben. Aber ich glaube, daß sie mich in Wirklichkeit mehr liebte, als sie sich bewußt war. Als ich ihre Verräterei entdeckte, schiffte ich mich auf dem ersten besten Flachboot ein, das auf dem Flusse ankam. Ich war nahe daran, einen Selbstmord zu begehen, und würde eines Nachts in den Strom gesprungen sein, hätte ich mir nicht überlegt, daß das ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben würde. Ich kehrte nach einiger Zeit hierher zurück und ignorirte sie. Sie brach mit Samuel und versuchte, meine Neigung wiederzugewinnen. Ich begegnete ihr mit Verachtung und Hohn. Ich trat ihr Herz unter meine Füße. Ich stampfte ihren Stolz in den Staub. Ich war grausam. Ich sagte ihr, daß ich sie verabscheue. Ich war dem Wahnsinn nahe. Dann kehrte sie zu Samuel zurück und nötigte ihn, sie zu heiraten. Dann zwang sie meinen geistesschwachen alten Vater auf seinem Sterbebette, seinen gesammten Besitz mit Ausnahme dieses Stücks rauhen Hügellandes und tausend Dollars meinem Bruder Samuel zu vermachen. Aber hier erbaute ich diese Burg. Meine tausend Dollars verwendete ich auf den Ankauf von Büchern. Ich lernte die Bettdecken weben, die unsre Landleute so lieben, und auf diesem Wege sowie durch Verkauf von Holz an die Dampfboote erwarb ich mir meinen Unterhalt und vermehrte meine Bibliothek, ohne die Hälfte meiner Zeit arbeiten zu müssen. Ich war entschlossen, nie von hier wegzuziehen. Ich schwor bei allen Armen Wischnus, daß sie nie sagen können sollte, sie habe mich weggetrieben. Ich weiß durchaus nichts von Julien. Aber ich weiß, wessen Tochter sie ist. Mein junger Freund, sei auf deiner Hut! Ich bitte dich, nimm dich recht in Acht. Der Hinterwaldsphilosoph warnt dich! (Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google

Literatur.

Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber von Dr. Georg Erler. Leipzig, Alphons Dürr, 1882.

Ein glückliches Unternehmen. Keine Darstellung ist imstande, ein so lebensvolles Bild vergangener Zeiten zu entrollen, wie die Lektüre der zeitgenössischen Schriftsteller selbst. Es ist bekannt, in welcher Weise Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit dies Moment benutzt hat, um die kulturgeschichtlichen Zustände der letzten Jahrhunderte in ihren wichtigsten Seiten vorzuführen. Auch von Schulmännern, namentlich von den Anhängern der Herbartschen Pädagogik, ist schon mehrfach die Notwendigkeit betont worden, den Geschichtsunterricht durch Einführung in die Quellen selbst zu erweitern und zu beleben. Demselben Wunsche, eine unmittelbare Kenntnis der Geschichtsquellen auch dem Laien, welcher der Ursprache derselben nicht mächtig ist, zu vermitteln, verdankt die große Sammlung der „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" ihre Entstehung, doch bringt diese, da hier die einzelnen Schriftsteller vollständig übersetzt sind, zuviel des uninteressanten, nur für den Forscher wichtigen und kann mit Vorteil nur von denjenigen benutzt werden, die mit der Geschichte schon vertraut sind. Auch manche andre minder umfängliche Sammlungen in derselben Richtung sind schon früher angestellt worden — wir erinnern an Onno Klopps Geschichten aus der Völkerwanderung und Theodor Flathes Vorzeit des sächsischen Volkes —; sie können indessen in Bezug auf Eigenartigkeit und Planmäßigkeit dem vorliegenden Werke, das mit den Worten der Quellenschriftsteller eine zusammenhängende Geschichte zu überliefern sucht, nicht an die Seite gestellt werden.

Der Verfasser läßt die den Ereignissen nahestehenden Berichterstatter, die er zur Charakterisirung ihrer Stellung und Glaubwürdigkeit kurz einführt, über die Hauptereignisse selbst reden und verbindet die einzelnen denselben entnommenen Abschnitte zur Ausfüllung der Lücken durch eine fortlaufende Geschichtserzählung. Dabei hat allerdings ein Übelstand nicht vermieden werden können: eine große Ungleichmäßigkeit je nach der größern oder geringern Ausführlichkeit der Quellen; doch betont der Verfasser selbst mit Recht, daß sein Werk weniger eine Geschichte im eigentlichen Sinne, als eine Sammlung von Geschichten sei. Daß auch die historische Sage dabei berücksichtigt ist, ist nur zu billigen, da sie uns einen wichtigen Einblick in das Gemütsleben des Volkes eröffnet. Übrigens hat der Verfasser nie verabsäumt, auf das Sagenhafte des Berichts aufmerksam zu machen.

Die Auswahl der Stücke ist, nach den bis jetzt vorliegenden Lieferungen zu urteilen, mit Geschick getroffen, die Übersetzungen sind bei aller Treue gewandt und gut lesbar, und auch die eignen Zuthaten des Verfassers zeichnen sich durch eine geschmackvolle sprachliche Darstellung aus. So können wir dem auf 15 bis 18 Lieferungen berechneten Werke, aus dessen fesselnder Lektüre der Leser ganz nebenbei eine hübsche Quellenkenntnis unsrer mittelalterlichen deutschen Geschichte und somit zugleich einen Einblick in den wissenschaftlichen Aufbau derselben gewinnt, nur den besten Fortgang wünschen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Die österreichischen Hochverräter.

er neuen Partei in Österreich, welche sich den Namen „Volkspartei“ beigelegt hat, ist es so schlimm ergangen, wie in Nr. 25 der Grenzboten vorausgesagt wurde — und noch schlimmer. Sie hat nicht nur nicht den Anstoß zu einer Regeneration der Verfassungspartei gegeben, sondern diese bestimmt, allen innern Zwiespalt vorläufig beiseite zu lassen und in geschlossenen Reihen sich gegen die abgefallenen Freunde zu wenden. Sie hat aber auch bei den Föderalisten kein Entgegenkommen gefunden, welche zwar mit Befriedigung die Spaltung im deutschen Lager beobachten, aber weit entfernt davon sind, Zugeständnisse mit Zugeständnissen zu erwiedern. Und heute existirt die ganze Partei nur noch in dem Büreau der Zeitung, welche sich ihr als Moniteur aufgedrängt hatte. Die Organe der Herbstler ziehen alle Register des Hohns und der Geringschätzung. Auch das war vorauszusehen; jeder, der es wagt, sich gegen das Gebot des Großmeisters aufzulehnen, wird mit einer Erbitterung verfolgt, welche deutlicher als alles andre enthüllt, wohin wir mit unserm Parteitreiben geraten sind. Gebt den Fanatikern die Gewalt, und sie wären imstande, ihre politischen Gegner auf die Guillotine zu schicken. Wer den Cliquen fernsteht, kann den Verlauf der Sache nur von Herzen bedauern, umsomehr bedauern, als es scheint, daß der Parteiführer ohne Partei durch die Niederlage verbittert worden ist und plötzlich auf der Seite der Gegner des Deutschtums zu finden sein wird.

Daß er zum Führer nicht gemacht ist, hat Herr von Walterskirchen freilich bewiesen. Die Personen, mit denen vereint er eine Wählerversammlung in Wien veranstaltete, um die Stellung der Deutschen zu den andern Nationalitäten Österreichs zu diskutiren, garantirten ihm von vornherein das Mißlingen. Der ehemalige Bürgermeister von Wien, an welchem im Ringtheaterprozesse

keine Schuld, aber die größte Unfähigkeit gefunden wurde, dann ein paar Bezirksdemokraten, deren Marionette eben jener Herr Newald gewesen war, ein paar „Verteidiger“ für alles und ein paar Journalisten ähnlicher Qualifikation — mit diesem Stabe trat er auf. Die Zeitungen machen sich darüber lustig, daß unter den Rednern, ich weiß nicht auf welcher Seite, sich ein Herr Tänzeles befunden hat; sie verschweigen aber, daß, signatura temporis! es überhaupt fast nur Juden waren, die mit Geschrei und Getrampel ihre verschiednen Ansichten über die Mission des Deutschtums in Österreich zur Geltung bringen wollten. Endlich zeigte sich, daß die Gegner der „Versöhnung“ die Mehrheit hatten, und unter ungeheuerm Lärm wurde die Versammlung aufgelöst, resultatlos, wie sich von selbst versteht. Der alte Dr. Fischhof ist sofort, wohl sehr enttäuscht, in seine Einsamkeit zurückgekehrt, Walterskirchen wäre dringend anzuraten, daß er ebenfalls eine Gegend aufsuchte, wo keine Politik getrieben wird, denn die Gesellschaft, in welcher er jetzt seinen Groll zu Papier bringt, ist seiner nicht würdig und kann ihm gefährlich werden. Schon hat er sich das neueste Denunziantenwort angeeignet, spricht von den Deutschösterreichern, die sich nach der Kornblume sehnen! Er sollte doch wissen, welches vaterlandslose Gelichter immer wieder mit solchen elenden Mitteln seine Stammesgenossen zu verdächtigen sucht, und es wäre wohl sehr merkwürdig, wenn nicht ihm selbst in frühern Tagen „Preußenseuchler“ wäre nachgerufen worden. Falls die Tage wiederkehren sollen, in welchen im Gefolge des Königs von Hannover und des Kurfürsten von Hessen nach Österreich gekommene Herren „Republikaner“ mit polnischen und andern Juden das „wahrhafte Österreichertum“ entdeckt hatten, und wenn die österreichische Volkspartei ein Seitenstück der süddeutschen Volkspartei zu werden bestimmt ist, so scheint in ihren Reihen kein Platz für einen Mann zu sein, an dessen aufrichtigem, uneigennützigem Patriotismus niemand zweifelt.

In der That wirft sich wieder einmal alles Ungeziefer auf die Deutschen Österreichs. Jenseits der Leitha werden sie im Namen des Nationalstaats, diesseits im Namen des Nationalitätenstaats verfolgt und verleumdet. Daß ihre Bedrängnis in den Ländern mit slavischer Bevölkerung nicht unverschuldet ist, davon haben diese Hefte wiederholt gesprochen, und gewiß können nur die Deutschen selbst sich helfen, indem sie vor allem sich von ihren gewählten Gewalthabern befreien; aber die Anschuldigung reichsfeindlicher Tendenzen haben sie nicht verdient, niemals. Wenn nach den Kriegen von 1866 und 1870 die Jugend von Enthusiasmus ergriffen wurde und angesichts der Zerrissenheit im eigenen Lande den Traum von der Wiedervereinigung mit den Stammesgenossen nährte, so kann kein Billigdenkender, der selbst Nationalgefühl besitzt, solche Regungen bei der Jugend schlechthin verdammen, welche eine Schule so bitterer Erfahrungen durchmachen mußte. Sie ist aber im Verlauf eines Jahrzehntes zu der Einsicht gelangt, daß der schmerzhafte Schnitt von 1866 eine Notwendigkeit war und daß das jetzige Verhältnis zwischen den beiden Staaten ein gesunderes ist. Daß

wir nicht aufhören wollen, deutsch zu sein, und die Notwendigkeit des deutschen Elements für die österreichische Monarchie anerkannt wissen wollen, das ist es, was uns Deutschen jetzt zum Verbrechen gemacht wird. Alle Beschönigungsversuche sind vergeblich, die guten Freunde der tschechischen und polnischen Minister plaudern immer wieder aus, daß die günstige Zeit benutzt werden soll, um den deutschen Stamm zu einem geduldeten zu degradiren. Das Ministerium verordnet, was es verordnen mußte, wollte es nicht das „Cisleithanien" in ein Völkerbündel oder in einen slavischen Staat verwandelt sehn, daß nämlich künftig auch die Hörer der tschechischen Universität in Prag volle Beherrschung des Deutschen werden nachweisen müssen. Darob großes Geschrei, die Gleichberechtigung würde mindestens verlangen, daß jeder deutsche Student in tschechischer Sprache zu prüfen sei; die Studenten aber, begreiflicherweise keine Freunde des Prüfungswesens überhaupt, erklären, man lerne auf den Mittelschulen nicht mehr so viel Deutsch, um diese Sprache bei der Prüfung handhaben zu können. Welch ein kostbares Eingeständnis! Gegen die natürliche Folgerung, daß der Unterricht an den Mittelschulen zu reformiren wäre, scheinen die jungen Herren sich sicher zu fühlen.

Man sollte nicht so oft mit dem Feuer spielen. Der österreichische Staat und die österreichische Dynastie haben nie treuere und ergebenere Anhänger gehabt, als in den beiden Stämmen, welche man jetzt durchaus zu Hoch- und Landesverrätern stempeln will, unter den Ruthenen und den Siebenbürger Sachsen. Gerade ihre Kaiser- und Reichstreue hat ihnen ja den unversöhnlichen Haß ihrer Bedränger zugezogen. Die Polen vergessen den Ausgang des Aufstandes von 1846 nicht, bei welchem der ruthenische Bauer sich weigerte, für den polnischen Herrn die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und die magyarische Schimpfpresse nennt die Haltung der Sachsen in den Jahren 1848 und 1849 „Vaterlandsverrat." Die deutschen Zeitungen in Österreich kümmern sich im ganzen wenig um die Dinge in Ostgalizien und auf dem Königsboden, denn Ruthenen und Sachsen sind keine rechten Liberalen und waren deshalb auch im Reichsrate nie beliebt. Anderseits muß es den Deutschen „im Reich" natürlich schwer fallen, sich in die verwickelten staatsrechtlichen Verhältnisse der Siebenbürger Deutschen hineinzudenken, und sie haben auch eigene Sorgen genug. Dennoch können wir nicht umhin, sie mit diesen Angelegenheiten zu behelligen, es handelt sich ja um ihr echtes Fleisch und Blut, um ein tapferes Häuslein, welches um die alte Fahne gedrängt mit den Speeren einen Stacheligel bildet, vor dem die Hunnen immer wieder zurückprallen. Doch die Übermacht ist auf der Seite der Gegner, und diese fragen nicht viel darnach, welche Waffen vor dem Kriegsrecht zulässig sind und welche nicht. Diese Gegner genauer kennen zu lernen, haben aber die Deutschen im deutschen Reiche zugleich ein unmittelbares Interesse. Die Magyaren wissen, daß ihr Idiom nur von wenigen Millionen Menschen verstanden wird, deshalb lassen sie sich völlig gehen, und da zeigt der naive Chauvinismus,

Digitized by Google

dem man gewöhnlich nur eine komische Seite abgewinnt, ein recht garstiges Gesicht. Zu lange hat man über den Glauben der edlen Magyaren, der liebe Gott habe sie erst am siebenten Tage, als rechte Feiertagsarbeit und als Knauf auf der Krone der Schöpfung auf die Erde gesetzt, gutmütig gelacht: auch bei dieser Rasse wird der Wahn zum Wahnwitz, der sich gegen die Germanen kehrt, gegen jenes unverschämte Volk, welches ihren Boden kultivirt, ihre Städte erbaut, ihre bürgerliche Arbeit verrichtet hat. Die deutschgeschriebenen Pester Zeitungen, an deren Mehrzahl übrigens, wie das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt" treffend bemerkt, eigentlich nichts deutsch ist als die Buchstaben, sind schon vorsichtiger, weil sie eher in die Hände anderer kommen könnten. Darum ist es verdienstlich, daß die Redaktion des genannten Hermannstädter Blattes eine Sammlung derjenigen Aktenstücke veröffentlicht hat, welche sich auf den wegen des Deutschen Schulvereins erhobenen Lärm beziehen. Politiker dürfen sich die unter dem Titel „Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen und der Deutsche Schulverein" bei Drottleff in Hermannstadt erschienene Schrift nicht entgehen lassen. Es ist da alles schön beisammen, die Resolutionen gegen und für den Schulverein, die Äußerungen der magyarischen Presse, Erläuterungen historischer oder rechtlicher Natur, die leider den Deklamationen der Volksversammlungsredner und Journalisten gegenüber sehr nötig sind, vor allem die bestehenden Sprachengesetze, über die man in Pest so ungezwungen hinweggeht.

Die Sammlung ist nicht nur wichtig, sie ist auch unterhaltend, und die Magyaren dürften sich über Zurücksetzung beschweren, wenn man ihre kleinen Skobeleffs gänzlich ignorirte. Da ist der Herr Otto Hermann, der sich sobald als möglich um einen andern Namen umthun sollte, der ehrenwerte Abgeordnete, welcher die Staatspolizei gegen den Schulverein anrief. Er erörtert in dem „Egyetertes" die Frage, was der Schulverein eigentlich wolle? Franz Pulszky, der ohne Nutzen die Welt außerhalb Ungarns gesehen hat, vermutet, Deutschland wolle Kolonien an der untern Donau anlegen, das Ding scheint ihm aber doch schwer realisirbar, und Otto Hermann weiß es auch viel besser. Er hat zwei Antworten. Erstens: der Schulverein wisse selbst nicht, was er wolle. Zweitens — hier lassen wir ihn selbst reden, jede Kürzung und jeder Zusatz würde den köstlichen Effekt schwächen.

Niemand kann die Möglichkeit dessen leugnen, daß ein Kunstverständiger aus einem einzigen Pinselzug mit voller Sicherheit den Meister erkennen kann; erfahrene Polizisten erkennen aus der Art des Einbruchs den einbrechenden Dieb; auch in der Politik ist dies so; aus der Art der Verwicklung, aus den gewählten Mitteln können wir die Hand und auch das Ziel erkennen.

Bevor der Einsiedler von Varzin, der weniger ein eiserner Mann, als vielmehr ein berechnender, mit weitgreifender Hand herumstöbernder großer Fuchs ist, das Wort aussprach: Wir gehn nicht nach Canossa! ließ er den sogenannten Kulturkampf durch biedermännische Universitätsprofessoren inszeniren. Häckel, Büchner, Moleschott, Virchow u. a., ja sogar auch Bismarcks giftigster Hasser Karl Vogt,

kämpften, predigten gen Canossa und den Papismus in dem heiligen Glauben, daß sie die Sache der Wissenschaft führten — sie waren indessen nur die Werkzeuge einer mächtigen Hand im Dienste nicht der Wissenschaft, sondern der Politik.

Als sie ihren Dienst gethan hatten, fand jene mächtige Hand das Mittel, sie untereinander aufzuhetzen und so ihre Wirksamkeit zu paralysiren.

Bismarck ging damals nicht nach Canossa, damit er jetzt mit Vorteil dahin gehen könne.

Jetzt machen sich die gelehrten Herren Universitäts- und Nichtuniversitätsprofessoren unter dem Losungswort der Zivilisation, Nationalität und der volkswirtschaftlichen Interessen gegen Ungarn auf, und dieser Angriff, der Lärm und Spektakel erinnert gar sehr an die Zeit des Kulturkampfes und deutet gar sehr auf die weitreichende Hand des großen Fuchses von Varzin.

Was kann er denn wollen? Jetzt ist die Antwort schon leichter: Stützpunkte sucht er für die zukünftigen Eventualitäten, welche für Deutschland überaus ernst und leicht auch verhängnisvoll werden können.

Von der einen Seite die slavische Flut, von der andern Seite die Revanche: zwei Wogen, welche sich gegenüber brechen und deren Treffpunkt gerade Deutschland ist; dieses muß den Sturm auffangen und bestehen, ihn besiegen oder sich darunter begraben lassen. Deutschland aber geht diesem Kampf entgegen zu einer Zeit, wo es materiell schwach und gesellschaftlich, national in völligem Zwiespalt sich befindet, wo der Antagonismus zwischen dem südlichen katholischen und dem nördlichen lutherischen Deutschtum nicht beigelegt ist, wo der Sozialismus den gemäßigten Belagerungszustand notwendig gemacht hat, und wo Bismarck gezwungen ist, die Judenverfolgung als Ventil der allgemeinen Erbitterung zu dulden, damit der Ausfall sich nicht gegen ihn wende.

Unter solchen Umständen wäre es unendlich wichtig zu wissen, welchen Standpunkt Ungarn diesen Eventualitäten gegenüber einnimmt, und noch wichtiger zu wissen, ob nicht in Ungarn selbst Faktoren existiren, mit deren Benutzung man das Benehmen Ungarns bestimmen könne? Hier wäre es dann überaus wichtig zu wissen, ob die deutschsprachige Bürgerschaft Ungarns als Werkzeug für eine großdeutsche Politik gewonnen werden könnte; denn wäre sie zu gewinnen, so könnte sie, wenn auch nicht in entscheidendem, so doch jedenfalls in bedeutendem Maße Einfluß auf die Bestimmung von Ungarns Verhalten haben.

Wenn sie nämlich zu gewinnen wäre, dann bedürfte es im gegebenen Augenblicke bloß eines Winkes, und bei uns wäre der innere Zwist fertig — sie können mit uns spielen, wir thun, was sie wollen.

Es mußte eine Frage an Ungarns Bürger deutscher Zunge gerichtet werden, abermals unter möglichst edel klingenden Schlagworten und mit der Naivetät und der unschuldigen Aufrichtigkeit des Professors. U. s. w. u. s. w."

Vielleicht wird man fragen, wozu dieser Unsinn hier wiedergegeben werde? Es wäre ja beleidigend, von einem Mitglied des ungarischen Reichstages anzunehmen, daß es selbst an seine Worte glaube, und um zu erfahren, was einer „politisch reifen" Nation von ihren Vertretern mitunter aufgebunden wird, braucht man nicht nach Ungarn zu gehen.

Aber Herr Hermann hat in dem Punkte recht, daß es wichtig ist zu wissen, wessen man sich von seinen Nachbarn zu versehen hat. Der — zwar nicht große, aber immerhin Fuchs ködert seine Landsleute mit ihrer Eitelkeit und

Großmannssucht, er kitzelt sie mit der Vorstellung, daß das ungarische Reich heute oder morgen in der Lage sein werde, als Schiedsrichter in dem Entscheidungskampfe zwischen Germanen, Slaven und Romanen aufzutreten. Auf welche Seite es sich dann zu stellen habe, läßt er unerörtert, daß es die deutsche nicht sein würde, darüber kann nach seiner Haltung kein Zweifel sein. Nun ist das deutsche Element trotz alledem ein gar gewichtiges in diesem Staat Ungarn. Darum wird dem magyarischen Chauvinisten vorgespiegelt, es sei bereits magyarisirt bis auf eine Handvoll verstockter Sachsen. Darum werden die Demonstrationen im Banat u. s. w. in Szene gesetzt von „Deutschen," deren Deutschtum z. B. durch das Deutsch der Erklärung von Pancsova gegen den Schulverein genügend charakterisirt wird, worin u. a. folgende magyarische Partizipialkonstruktion vorkommt: „tendenziöse Manifestationen des das Ausland mißbrauchten Zweckes." Darum die Schauspielerkünste mit den Bezeichnungen ungarisch und magyarisch: Ihr gehört zu Ungarn, Ungarn wird von Ungarn bewohnt, die Sprache der Ungarn ist das Ungarische, folglich muß auch eure Sprache das Ungarische, i. e. Magyarische sein, und wer das nicht zugeben will, ist ein Verräter.

Schon oben ist darauf hingewiesen worden, daß man die Siebenbürger Sachsen als Hochverräter strafen möchte, weil sie einst nicht gemeinsame Sache mit der Revolution machen wollten. Ganz entsprechend haben die ungarischen Behörden den Hauptangeklagten in dem Lemberger Ruthenenprozeß, Hofrat Dobrzansky, als Landesverräter charakterisirt, weil er sein Leben lang sich seiner slovakischen Landsleute gegen die magyarische Vergewaltigung angenommen und kein Hehl daraus gemacht hat, daß er deren Heil in der Zugehörigkeit zum Staate Österreich erkenne. Polnische und magyarische Revolutionäre sitzen zu Gericht über Deutsche und Ruthenen und zeihen diejenigen, welche geholfen haben, die Losreißung Galiziens und Ungarns von Österreich zu verhindern, des Hoch- und Landesverrats — an Österreich, das ist die neueste Konstellation in diesem Kaleidoskop; und es würde nur noch fehlen, daß die Triestiner Italianissimi die dortigen Deutschen des Liebäugelns mit Deutschland ziehen. Der Schlag in Lemberg, so weit dazu ausgeholt und so genau gezielt wurde, ist daneben gegangen, die mit Sorgfalt ausgewählten Geschworenen, überwiegend polnischer Nationalität, haben die Hauptpersonen des Prozesses vollständig und einstimmig freigesprochen und damit jene verurteilt, welche geschürt und gehetzt und denunzirt und voraus verurteilt hatten. Welchen Eindruck wird dieser Tendenzprozeß bei den Ruthenen hinterlassen? Werden Polen und andre sich die Lehre ziehen, daß man mit dem Feuer nicht spielen soll?



Der Ursprung der nordischen Götter- und Heldensage.



In germanistischen Kreisen rief es einige Aufregung hervor, als im November 1879 norwegische Blätter eingehende Berichte über einen akademischen Vortrag des bekannten skandinavischen Gelehrten Sophus Bugge brachten, worin dieser in völlig überzeugender Weise, wie es hieß, und unter großem Beifall seiner Zuhörer nachgewiesen hatte, daß bei weitem der größte Teil der in den beiden Edden und sonst überlieferten nordischen Mythen fremden Ursprungs sei und teils jüdisch-christlichen, teils griechisch-römischen Einflüssen seine Entstehung verdanke. Zugleich wurden eingehende Untersuchungen über den Gegenstand in Aussicht gestellt. Von diesen sind bisher zwei Hefte erschienen,*) welche nach „allgemeinen Andeutungen" eine ausführliche Abhandlung über die Baldrmythen bringen, worin untersucht ist: 1) der Baldr des isländischen Mythus im Verhältnis zu Christus. 2) Die dänische Sage von Hotherus und Balderus. 3) Der isländische Baldrmythus namentlich in seinem Verhältnis zur Achillessage.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Verfasser seine Theorie mit glänzendem Scharfsinn und staunenswerter Gelehrsamkeit verfochten hat, und wenn sich im folgenden herausstellt, daß er uns nur in verhältnismäßig wenigen Stücken überzeugt hat, so soll das den Wert seiner Untersuchungen, die auch in weitern Kreisen bekannt zu werden verdienen, durchaus nicht schmälern.

Die Quellen, aus denen wir unsere Kenntnis von dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren schöpfen, fließen im ganzen genommen spärlich, besonders in Deutschland. Aber die erhaltenen Trümmer mythologischer Vorstellungen sind doch immerhin so zahlreich und mannichfaltig, daß es einen genialen Forscher wie Jacob Grimm wohl reizen konnte, den Versuch einer Rekonstruktion des gesammten Systems zu machen. Er that dies in seiner „Deutschen Mythologie" auf Grund der spezifisch deutschen Überlieferungen, zu denen er die reicheren nordischen Quellen, insbesondre die beiden Edden, nur da vergleichend heranzog, wo sie, zu den deutschen Nachrichten stimmend, diese bestätigten und vervollständigten. „Hätte ich den vollen nordischen Reichtum der Untersuchung zum Grund gelegt, so würde von ihm die deutsche Besonderheit gefährlich überwuchert worden sein, die vielmehr aus sich selbst entfaltet werden soll."

An diesem „vollen nordischen Reichtum" hat nun Bugge Anstoß genommen. Es scheint ihm unglaublich, daß die verhältnismäßig junge nordische Überliefe-

*) Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen. Von Sophus Bugge. Deutsch von O. Brenner. Erste Reihe, erstes und zweites Heft. München, Chr. Kaiser, 1881/82. (6 Mark.)

Digitized by Google

rung (kein Eddalied ist, wie er überzeugend nachweist, in seiner jetzigen Gestalt älter als das neunte Jahrhundert) so unvergleichlich viel mehr des alten, urgermanischen Glaubens erhalten habe als die ältere deutsche, und daß von so vielen Götter- und Riesennamen der Liederedda auf deutschem Boden auch nicht die leiseste Spur übrig geblieben sein sollte. Vielmehr beruht, wie er behauptet, nahezu alle Besonderheit der nordischen Mythologie auf später Wucherung, welche hervorgerufen ist durch den Verkehr der skandinavischen Wikinger mit englischen und irischen Mönchen und Leuten, die in Mönchsschulen erzogen waren. Die biblischen Geschichten und Legenden, die Erzählungen aus der alten Mythologie, mit der jene Mönche nachweislich vertraut waren, regten nach Bugges Meinung die phantasiebegabten Nordleute so an, daß sie daraus in eignem Geiste, der von den altheidnischen Vorstellungen noch erfüllt war, neue Dichtungen schufen, welche sich um ihren alten Glauben wie Ranken schlangen und mit ihm verwuchsen. Züge verschiedner antiker Mythen flossen dabei oft zu einem ganzen zusammen, ja Vorstellungen, die aus der Bibel oder andern jüdisch-christlichen Quellen geschöpft waren, verschmolzen „auf sonderbare Art" mit griechisch-römischen Sagen, immer aber entstand dank der reichen dichterischen Anlage der Nordleute ein in sich geschlossenes Ganze, dem man den Ursprung aus so verschiedenartigen und noch dazu fremden Elementen nicht anmerkt.

Hier berühren wir sogleich einen der wunden Punkte von Bugges Theorie, auf welchen schon Müllenhoff in seiner Recension (Deutsche Literaturzeitung, 1881, Nr. 31) mit Recht scharf hingewiesen hat. Bugge hätte doch zunächst innere Unwahrscheinlichkeiten und Ungereimtheiten an den Mythen aufdecken sollen, ehe er behaupten durfte, daß das Ganze einer solchen Dichtung auf eine so seltsame Art, wofür keine andere Mythologie ein Analogon bietet, aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengesetzt sei. Ich wenigstens kann mir nicht vorstellen, wie aus lauter Fetzen ein tadelloses neues Kleid entstehen soll. Dazu kommt aber noch etwas anderes. Bugge setzt die Einführung der fremden Mythenstoffe nach Skandinavien in eine Zeit, wo das deutsche Heidentum dort noch lebendig war. Nun hat zwar die Annahme durchaus keine Schwierigkeit, daß der lebendige Glaube eines Volkes bei der Berührung mit einem andern lebendigen Glauben sich modifizire und daß Götter mit ihrem gesammten Kultus verpflanzt, vielleicht auch mit einer heimischen Gottheit ähnlichen Charakters verschmolzen und ethisch vertieft werden, wie sich das an dem Verhältnis des phönizischen zum griechischen Glauben beobachten läßt. Aber daß ausländische Mythentrümmer, importirt auf gelehrtem Wege, jemals ins Volk dringen, dort zu einem neuen Ganzen zusammenschmelzen und sich in wahre, geglaubte Religion umsetzen können, leugne ich solange, bis dafür irgend ein sicheres Beispiel vorgebracht wird, und bestreite demnach alle und jede Beeinflussung der überlieferten nordischen Mythologie durch antike Vorstellungen aufs entschiedenste.

Digitized by Google

Anders steht es mit der Einwirkung christlicher und alttestamentlicher Erzählungen auf den Glauben der Nordleute. Wenn es wahr ist, daß die Wikinger mit den Bewohnern der britischen Inseln nicht nur Schwerthiebe tauschten, sondern auch in vielfachen friedlichen Verkehr mit ihnen traten, so ist es selbstverständlich, daß die Briten auch Versuche machten, die noch heidnischen Nordleute zum Christentum zu bekehren, und es hat nichts ungereimtes, anzunehmen, daß die begeisterten Schilderungen des Lebens und Wirkens des Heilandes und die Erzählungen von den Glaubenshelden des alten Testaments das Herz der gemütvollen Germanen rührten und in ihnen Wurzel schlugen, auch ohne daß sie deshalb die alten Götter, deren Macht erprobt war und denen sie so oft Sieg und Glück verdankt hatten, sogleich abzuschwören brauchten. Vielmehr können sie recht wohl auf diese die ihnen edel scheinenden Eigenschaften und Züge der christlichen Gottheit übertragen und so ihre eigenen Götter auf die höhere Kulturstufe, die ihnen in der christlichen Religion entgegentrat, emporzuheben versucht haben.

Es scheint nun in der That, als sei der Baldrmythus, wie er uns in den Edden entgegentritt, von christlich-jüdischen Einflüssen nicht völlig frei. Man hat dies schon früher beobachtet, ohne indes der Sache so auf den Grund zu gehen, wie es Bugge gethan hat, und hierin liegt das Hauptverdienst seiner Untersuchungen.

In der jüngeren Edda wird Baldrs Tod in folgender Weise erzählt: Baldr, der gute, hatte schwere Träume, die seinem Leben Gefahr drohten. Und als er den Asen seine Träume sagte, pflagen sie Rat zusammen und beschlossen, dem Baldr Sicherheit vor allen Gefahren auszuwirken. Da nahm Frigg Eide von Feuer und Wasser, Eisen und allen Erzen, Steinen und Erden, von Bäumen, Krankheiten und Giften, dazu von allen vierfüßigen Tieren, Vögeln und Würmern, daß sie Baldrs schonen wollten. Als das geschehen und allen bekannt war, da kurzweilten die Asen mit Baldrn, daß er sich mitten in den Kreis stellte und einige nach ihm schossen, andere nach ihm hieben und noch andre mit Steinen warfen. Und was sie auch thaten, es schadete ihm nicht; das däuchte sie alle ein großer Vorteil. Aber als Loki das sah, da gefiel es ihm übel, daß den Baldr nichts verletzen sollte. Da ging er zu Frigg in der Gestalt eines alten Weibes, und Frigg fragte die Frau, ob sie wüßte, was die Asen in ihrer Versammlung vornähmen. Die Frau antwortete, sie schössen alle nach Baldrn, ihm aber schade nichts. Da sprach Frigg: Weder Waffen noch Bäume mögen Baldr schaden, ich habe von allen Eide genommen. Da fragte das Weib: Haben alle Dinge Eide geschworen, Baldr zu schonen? Frigg antwortete: Östlich von Walhall wächst eine Staude, Mistelzweig genannt, die schien mir zu jung, sie in Eid zu nehmen. Darauf ging Loki fort, nahm den Mistelzweig, riß ihn aus und ging zur Versammlung. Hödr stand zu äußerst im Kreise der Männer, denn er war blind. Da sprach Loki zu ihm: Warum schießest du nicht nach Baldr?

Er antwortete: Weil ich nicht sehe, wo Baldr steht; zum andern habe ich auch keine Waffe. Da sprach Loki: Thue doch wie andre Männer und biete Baldrn Ehre wie alle thun. Ich will dich dahin weisen, wo er steht; so schieße nach ihm mit diesem Reis. Hödr nahm den Mistelzweig und schoß nach Baldr nach Lokis Anweisung. Der Schuß flog und durchbohrte ihn, daß er tot zur Erde fiel, und das war das größte Unglück, das Menschen und Götter betraf.

Wir sind nun in der glücklichen Lage, eine zweite, ältere Überlieferung des Baldrmythus zu besitzen, die wir dem dänischen Geschichtschreiber Saxo verdanken.*) Ich muß hier auch diese Fassung mitteilen, damit der Leser in den Stand gesetzt werde, die erforderliche Kritik der Sage, welche uns allein die Möglichkeit giebt, die in der Edda neu hinzugekommenen Bestandteile auszuscheiden, selbst auszuüben, bemerke aber, daß ich den Gang der Handlung nur im Umriß erzähle.

Hother zeichnet sich schon in der Jugend durch gewaltige Körperstärke aus. Er ist ein gewandter Bogenschütz und Ringkämpfer, dabei versteht er das Saitenspiel so trefflich, daß er die Herzen der Menschen durch seine Weisen zu Freud und Leid nach seinem Willen stimmen kann. Durch diese Tugenden rührt er das Herz der Nanna, der Tochter seines Pflegevaters Gevar, und er erwiedert ihre Liebe. Da erblickt eines Tages Balder, der Sohn des Othin, die Nanna im Bade, und es ergreift ihn so große Sehnsucht nach ihr, daß er um alles sie zu besitzen wünscht. Auf der Jagd verirrt sich nun Hother in einem tiefen Walde, und nach langem Suchen trifft er endlich auf ein Haus. Er tritt hinein und findet hier weise Frauen, welche ihn über die Gefahr, die ihm von Balder drohe, aufklären, ihn aber zugleich darauf aufmerksam machen, daß Balder als göttliches Wesen ein gefährlicher Feind sei. Darauf verschwinden sie. Zu Hause angekommen, wirbt er alsbald um Nanna und findet Entgegenkommen bei deren Vater, doch teilt dieser ihm mit, daß auch Balder schon mit der gleichen Bitte ihn angegangen habe. Dieser aber sei schwer zu verdrängen, denn sein Leib sei nur durch ein einziges Schwert verwundbar, welches der Waldschrat Miming in seinem Besitz habe, und zu diesem könne man nur schwer gelangen. Dadurch läßt sich aber Hother nicht abschrecken, er sucht den Miming auf und gewinnt ihm das Schwert ab. Es kommt nun zum Kriege zwischen den Nebenbuhlern, und gleich in der ersten Seeschlacht gelingt es dem Hother, obwohl auf Seite des Balder die Götter Othin und Thor kämpfen und der letztere ihm seine Keule zerschlägt, jenen zurückzudrängen, sodaß er sich durch die Flucht retten muß. In der nächsten Schlacht bleibt Balder Sieger, und Hother flieht in einen tiefen Wald, wo er wieder jene weisen Frauen trifft. Sie raten ihm, sich eine Zauberspeise aus Schlangengeifer und einen siegverleihenden Gürtel, was beides eigentlich für Balder bestimmt sei, zu erwerben, und nachdem er dies

*) Historia Danica, 3. Buch.

Digitized by Google

gewonnen, kommt es zu einer neuen Schlacht, worin es ihm gelingt, sich dem Balder zu nähern und ihn mit dem Zauberschwert zu verwunden. In der Nacht erscheint diesem die Hel und kündigt ihm an, daß sie ihn am folgenden Tage in ihrem Reiche umarmen werde, was auch eintrifft.

Saxo hat den Hother in die dänische Königsreihe eingeschoben und sucht deshalb auf ihn möglichst viele treffliche Eigenschaften und Großthaten zu häufen, während er andrerseits seinen Gegner Balder in derselben Tendenz nach Kräften herabsetzt. Nun haben wir aber ein Mittel, auch Saxo zu kontroliren, und das ist die deutsche Heldensage. In diese ist nämlich der alte Mythus von Balder und Hother vermenschlicht übergegangen als Kampf zwischen Hetel und Hagen um des letztern Tochter Hilde, dargestellt, wie jeder weiß, im ersten Teile der Kudrun. Hieraus erkennen wir, daß die Volkssagen, aus denen Saxo schöpft, zunächst die Kunst des Saitenspiels nicht dem Hother, zu dessen ganzem Charakter diese Eigenschaft gar nicht paßt, sondern dem Balder zugeschrieben haben müssen, und daß folgerichtig die Nanna sich nicht dem Hother, sondern dem Balder, dessen Gattin sie in der isländischen Überlieferung ist, geneigt erwies; denn in der Hildensage ist der berühmte Sänger und Saitenspieler Horant, bei dessen Gesange die Vögel ihres Sanges vergessen, „die Tiere in dem Walde ihre Weide stehen lassen und die Würme, die da wollten in dem Grase gehen, die Fische, die da wollten in den Wogen schwimmen, ihre Fahrt vergessen“ und den wunderbaren Tönen lauschen — Horant ist in der Kudrun ein Recke Hetels, und er ist es, der durch die Macht seines Gesanges der Hilde (d. i. Nanna bei Saxo, die auch durch Hothers Saitenspiel berückt wird) Herz bezaubert, daß sie in die Entführung willigt. Darauf folgt die Verfolgung der Räuber durch Hildes Vater Hagen, dessen Charakteristik als gewaltiger Kriegsheld zu Hother sehr gut stimmt (das Wort hödr — wir haben es noch in Hadu-wig, Hedwig — bedeutet Kampf). Es kommt zur Schlacht, die ursprünglich auf dem Wülpensande stattfand. Noch ehe diese aber begonnen hatte, „da ging Hilde, wie die jüngere Edda erzählt, ihren Vater aufzusuchen und bot ihm in Hetels Namen ein Halsband zum Vergleich; wenn er das nicht wolle, so sei Hetel zur Schlacht bereit und Hagen hätte von ihm keine Schonung zu hoffen. Hagen antwortete seiner Tochter hart, und als sie Hetel traf, sagte sie ihm, daß Hagen keinen Vergleich wolle, und bat ihn, sich zum Streit zu rüsten. Und also thaten sie beide, gingen aus an das Eiland (nämlich aus den Schiffen) und ordneten ihr Heer. Da rief Hetel seinen Schwäher Hagen an und bot ihm Vergleich und viel Gold zur Buße. Hagen antwortete: Zu spät bietest du mir das, wenn du dich vergleichen willst, denn nun habe ich mein Schwert Dainsleif gezogen, das von Zwergen geschmiedet ist und eines Mannes Tod werden muß, so oft es entblößt wird, und dessen Hieb immer trifft und Wunden schlägt, die niemals heilen.“ In der nun entbrennenden Schlacht trifft Hagen auf Hetel und verwundet ihn. (Vielleicht tötete er ihn nach der ursprünglichen Sage, denn im

Digitized by Google

zweiten Teil der Kudrun, wo die Entführung einen ähnlichen Kampf zur Folge hat, fällt Hetel in der Thät.) Das Zauberschwert ist, wie man sieht, dasselbe, welches Saxo dem Hother beilegt, es ist also in der Sage alt und ursprünglich. Alt ist auch, daß Othin und Thor auf Seite Balders kämpfen, denn ihnen entsprechen aufs deutlichste in der Kudrun Fruote und Wate, und wie dort Thor dem Hother die Keule zerschlägt, so kommt auch hier ein Einzelkampf Wates mit Hagen vor, worin dem letztern sein Ger zerbrochen wird. Die wiederholten Schlachten sind ebenfalls alt, denn die zauberkundige Hilde (eine Walküre, identisch mit den weisen Frauen bei Saxo) weckt, wie sie weiter erzählt, die Toten immer wieder auf, und das währt so fort bis zur Götterdämmerung.

Es ergiebt sich also, daß die Erzählung des Saxo in der Hauptsache der Überlieferung treu folgt. Vergleicht man nun seine Darstellung des Baldermythus mit jener oben ausgehobenen der prosaischen Edda, so fällt vor allem eine durchgreifende Verschiedenheit beider Quellen in Bezug auf die Charakteristik des Hödr auf. Dieser ist hier ein entschlossener, starker und mutiger Held, dort steht er unselbständig außerhalb des Kreises der Götter und muß, da er blind ist, sich von Loki die Hand führen lassen, um das Ziel zu treffen. Woher die Umgestaltung, die der Mythus in der Edda offenbar erlitten hat?

Darauf erteilt nun Bugge eine Antwort, gegen welche man kaum irgend etwas tristiges wird einwenden können: Weil die heidnischen Nordleute in dem schuldlosen, reinen Lichtgott Baldr, der nach der Edda so schön von Antlitz und so glänzend ist, daß ein Schein von ihm ausgeht, der der weißeste (oder weiseste), beredteste und mildeste von allen Asen ist, dessen Urteil niemand schelten kann — weil die Nordleute in Baldr einen Wiederschein von Christus fanden und ihn mit diesem verglichen, so gestalteten sie auch Baldrs Feind Hödr nach der christlichen Legende um und verliehen ihm Züge von dem blinden Longinus, dem die Kriegsknechte, als er bei dem Gekreuzigten vorüber kommt, eine Lanze in die Hand geben, womit er Christi Herz durchbohrt, nachdem sie ihm gezeigt haben, in welcher Richtung er stoßen soll.

Ferner fehlt bei Saxo die Vereidigung aller Wesen, den Baldr nicht zu versehren. Diese würde man ihres gesammten Charakters wegen für altheidnisch halten können, wenn nicht folgende merkwürdige Stelle in der jüdischen Schmähschrift Toledóth Jeschu (die allerdings jünger ist als die Überlieferung der Eddamythen) vorkäme: „Als nun die Weisen befohlen hatten, daß man den gesteinigten Jesus an das Holz henken sollte, und das Holz ihn nicht tragen wollte, sondern unter ihm zerbrach, sahen es seine Jünger, weineten und sprachen: Sehet die Gerechtigkeit unsers Herrn Jesu, daß ihn kein Holz tragen will; sie wußten aber nicht, daß er alles Holz vereidigt hatte, als er den Namen noch in Händen hatte.... Judas aber sprach: Betrachtet die Arglistigkeit des Gemüts dieses — — denn er hatte alles Holz in Eid genommen, daß es ihn nicht tragen sollte; siehe, es ist in meinem Garten ein großer Kohlstengel, ich will hingehen und

selbigen herbringen. Da lief Judas hin und brachte den Kohlstengel und sie henkten Jesum daran.“ Eine Beziehung dieser Stelle zu dem isländischen Baldrmythus muß vorhanden sein, weil so frappante Ähnlichkeiten nicht zufällig sein können; es fragt sich nur, ob nicht vielleicht die jüdische Schrift aus dem nordischen Mythus geschöpft haben könne. Dies zu untersuchen ist hier nicht der Ort.

Auch die Mitwirkung Lokis bei Baldrs Ermordung mag wenigstens in der Form, wie sie in den Edden vorliegt, auf die christliche Vorstellung vom Teufel zurückgehen, der die Herzen der Menschen, in dem vorliegenden Falle das des Judas, zum bösen antreibt. Doch kann ich Bugge nicht zugeben, daß Loki seinem Namen und gesammten Wesen nach der mittelalterliche Teufel Lucifer sei, wenn er auch einzelne Züge von diesem erborgt haben mag. In der uralten Götterdreiheit Odin, Loki, Hönir, worin Luft, Feuer, Wasser verkörpert sind, hängt er mit dem gesammten System des germanischen Glaubens so eng zusammen, daß man das Ganze zerreißt, wenn man ihn herauslösen will. Sein Name steht, wie Grimm erkannt hat, in Beziehung zu dem Wort Lohe, denn das Feuer ist sein Element, und wie dieses, ist er heimtückischer Art; aber sein Verhältnis zum Menschengeschlecht und zu den übrigen Gottheiten ist durchaus nicht bloß ein feindliches, wie das des Teufels.

Ob auf der eddischen Schilderung der strahlenden Schönheit Baldrs ein Wiederschein von Christus ruhe, wie Bugge will, lasse ich dahingestellt, weil Baldr offenbar Gottheit des Lichtes war und auf eine solche die ihm in der Edda erteilten Attribute an und für sich passen würden. Sicher falsch ist, wie aus dem voranstehenden hervorgeht, daß der Mistelzweig auf Longinus' Lanze zurückgehe, aber die Kurzweil, welche die Götter mit Baldr treiben, kann vielleicht ihren Ursprung in einer christlichen Legende haben, worin erzählt wird, daß die Männer am Kreuz auf Christus stachen und schlugen und mit Pfeilen auf ihn schossen. Daß alle Kreatur über Baldrs Tod weint, scheint ebenfalls in einer christlichen Legende wiederzukehren, die schon im neunten Jahrhundert in angelsächsischen Gedichten benutzt ist.

In der Hauptsache hat also Bugge seinen Beweis mit Glück geführt. Der Baldrmythus, wie er in der Edda vorliegt, ist in der That durch das Christentum beeinflußt. Die Möglichkeit, dieses zu erkennen, ist uns aber, wie ich nochmals hervorheben will, nur dadurch gegeben, daß eine ältere Überlieferung dieses Mythus vorhanden ist.

Ich sagte schon, daß mir eine Einwirkung antiker Sagen auf nordische Mythen in jeder Hinsicht unglaublich vorkomme. Es ist daher meiner Ansicht nach vergebliche Mühe, wenn Bugge mit bedeutendem Aufwand von Gelehrsamkeit und Fleiß den Baldrmythus bei Saxo auf die Sagen von Paris (= Hother) und Achilles (= Balder) zurückführen will, wobei er die drei weisen Frauen im Walde den drei Göttinnen auf dem Idagebirge gleichsetzt; wenn er in der Nanna die Önone, die erste Gattin des Paris, und in deren Vater Gevarus

Digitized by Google

den Kebren, Önones Vater, wiederfindet, wenn er gar, höchst gesucht, den Krieg zwischen Hother und Balder als Spiegelbild des — trojanischen Krieges betrachtet. In Nanna soll überdies auch ein Stückchen Helena stecken, und an Balders Wesen soll auch Patroklus einen Anteil haben. Jeder beliebige antike Mythus kann nach Bugge Teile oder Teilchen an jeden beliebigen nordischen abgegeben haben, und die verschiedensten griechischen Helden können in einem nordischen vereinigt sein. An schlagenden unmittelbar beweisenden Übereinstimmungen fehlt es aber durchaus, daher soll es die Masse bringen, und so häuft er denn Stelle auf Stelle, wobei der Leser auf die härteste Geduldsprobe gestellt wird. Freilich darf nicht unerwähnt bleiben, daß, wie sich bei einem Gelehrten von Bugges Rufe nicht anders erwarten läßt, in Anmerkungen und Exkursen eine beträchtliche Menge von Beobachtungen mitgeteilt werden, welche das Studium seiner Untersuchungen dem Fachgelehrten unentbehrlich machen und ihnen dauernden Wert sichern.

Einen Irrtum, in dem Bugge befangen ist, muß ich zum Schluß noch berichtigen. Er ist der Ansicht, daß der gesammte Baldrmythus in beiden Überlieferungen durchweg von außen her gekommen sei, und daß die heidnischen Germanen vor dem neunten Jahrhundert einen Gott Baldr überhaupt nicht gekannt hätten. Man hat bisher angenommen, daß Baldr durch den berühmten althochdeutschen Zauberspruch, der, 1841 in Merseburg gefunden, noch aus heidnischer Zeit stammt, auch für Deutschland nachgewiesen sei. Der Spruch lautet folgendermaßen:

Pfol und Wotan fuhren zu Holze,
Da ward dem Balders Fohlen sein Fuß verrenkt.
Da besprachen es Sindgunt und Sonna, ihre Schwester;
Da besprachen es Freia und Folla, ihre Schwester;
Da besprach es Wotan, der es gut verstand.
Sei es Beinverrenkung, sei es Blutverrenkung, sei es Gliederverrenkung:
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt seien!

Um dieses unbequeme Zeugnis für Balder aus dem Wege zu schaffen, hat Bugge eine scharfsinnige Erklärung ersonnen. Indem er sich darauf bezieht, daß in der altenglischen Sprache das Wort balder auch als Appellativ im Sinne von Heer vorkommt, setzt er diesen Gebrauch auch für das althochdeutsche voraus; er übersetzt also tunc domini equuleo pes contortus est und bezieht domini auf Wotan. Den Pfol aber nimmt er für eine dem Wotan feindliche Gottheit, welche die Beinverrenkung des Rosses herbeigeführt habe. Sehr fein, wie nicht zu leugnen ist, aber dennoch unhaltbar. Denn abgesehen davon, daß ein Appellativ balder im althochdeutschen nicht nachweisbar ist, so kann dieses auch im angelsächsischen nichts anderes sein als der zu einem Appellativ gewordene Name des Gottes, wie ähnlich im althochdeutschen Wotan im Sinne von tyrannus vorkommt, und ferner ist Paltar als Personenname im neunten Jahrhundert in

Freising nachweisbar, was nicht der Fall sein würde, wenn das Wort Appellativ im Sinne von Herr gewesen wäre; denn „Herr" hat sich niemand genannt. Wohl aber haben sich unsere Vorfahren gelegentlich die Namen der Götter beigelegt, wie z. B. ein Wotan und eine Holda im neunten Jahrhundert in Fulda vorkommen.

Also ist Balder im Zauberspruch sicher der Name des Gottes, und Pfol ist wahrscheinlich nur ein Beiname von ihm, sodaß Pfol und Balder dieselbe Person bezeichnen. „Das erlahmte, in seinem Gang aufgehaltene Pferd Balders empfängt vollen Sinn, sobald man ihn sich als Licht- oder Taggott vorstellt, durch dessen Hemmung und Zurückbleiben großes Unheil auf Erden erfolgen muß" (Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, S. 205). Wenn nun aber durch den Spruch der Kultus des Gottes auch für Deutschland nachgewiesen ist, so müssen die Germanen schon zu einer Zeit den Balder verehrt haben, wo die verschiedenen Stämme noch **ein** Volk bildeten: ist dieses aber der Fall, so ist Bugges Entlehnungstheorie ein bedeutender Teil des Bodens ohne weiteres entzogen.

Leipzig. Rudolf Kögel.

Der junge Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen.

Es ist bekannt, wie schwer Schiller sich zum Teil bis in die neuere Zeit herein diejenige allgemeine Anerkennung zu erringen vermochte, die seinem Genius gebührt. Bei diesem Umstande ist es von höchstem Werte, die Entwicklung der öffentlichen Meinung über ihn seit seinem ersten Auftreten jetzt in so bequemer Weise überschauen zu können, wie es die Sammlung zeitgenössischer Kritiken über den Dichter und seine Werke, welche Julius W. Braun veranstaltet hat, ermöglicht.*) Allerdings ist mit dieser Zusammenstellung der Gegenstand keineswegs erschöpft. Vor allem hätte die wichtige Briefliteratur der Zeit ergänzend an die Seite zu treten, die vor diesen Zeitungskritiken das voraus hat, daß wir es dort immer mit namhaften, für ihr Urteil eintretenden Persönlichkeiten zu thun haben,

*) Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen Schiller und Goethe und deren Werke betreffend, aus den Jahren 1773 bis 1812, gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. Erste Abteilung: Schiller. 2 Bände. Leipzig, Schlicke, 1882. Der nachträglich in anderm Verlage (Friedrich Luckhardt in Berlin) erschienene dritte Band hat leider keine Berücksichtigung finden können, da er uns selbst auf unsre ausdrückliche Bitte von der Verlagshandlung nicht zugesandt wurde.

Digitized by Google

während jene überwiegend anonym sind, und es nur in seltenen Fällen noch möglich ist, die Verfasser zu eruiren. Aber ob selbst in ihrer Beschränkung die vorliegende Sammlung auch nur annähernd vollständig sei, möchte billig zu bezweifeln sein. Es ist ja außerordentlich schwierig, das weit zerstreute Material zusammenzubringen; viele alte Zeitschriften existiren kaum noch irgendwo in zusammenhängenden Serien, manches ist vollständig zu Grunde gegangen. Finden sich doch in den Kritiken selbst manche Hinweisungen auf frühere Besprechungen, die wir in der Sammlung vergeblich gesucht haben. Hier wäre wenigstens eine Anmerkung nötig gewesen. Überdies erwecken ein ungünstiges Vorurteil über die Sorgfalt, mit der zu Werke gegangen ist, die vielen sinnentstellenden Druckfehler, die das Buch verunstalten. So grobe Versehen, wie: die Vierzirche (statt Rienzische) Verschwörung, Untersuchungen (statt Unterhaltungen) deutscher Ausgewanderten, die Momente des Geistes (statt Gusses, nämlich der Glocke), dürften denn doch nicht vorkommen. Namentlich sind fremdsprachliche Zitate arg entstellt. So weiß man denn auch nicht, was von andern Sonderbarkeiten der Schreibung wirklich aus den Originalen stammt, die im wesentlichen diplomatisch getreu reproduzirt sein sollen, und was auf Rechnung des Setzers zu schieben ist. Doch lassen wir einmal diese kritischen Bedenken bei Seite, und genießen wir unbefangen, was uns geboten wird.

Interessant ist es vor allem, den Widerstreit der Meinungen in der Aufnahme der Jugendprodukte des Dichters zu verfolgen. Das große Aufsehen, das die Räuber, in denen die bisherigen kraftgenialischen Dramen noch überboten waren, bei ihrem Erscheinen erregten, spiegelt sich deutlich in den Besprechungen derselben wieder. Voll enthusiastischer Anerkennung ist gleich die erste die Sammlung eröffnende Rezension: „Eine Erscheinung, die sich unter der unübersehbaren Menge ähnlicher Sächelchen gar sehr auszeichnet, wahrscheinlich noch fortdauern wird, wenn jene schon in ihr Nichts wieder zurückgegangen sind, noch ehe sie anfingen, recht zu leben... Haben wir je einen teutschen Shakespear zu erwarten, so ist es dieser." Wohl beklagt der Rezensent die Verletzung der dramatischen Einheiten; dennoch schließt er: „Ich bin weitläufig gewesen: aber ich glaube, eine so seltene Erscheinung im dramatischen Fach verdient es. Ein Verfasser, dessen erstes Produkt sich schon so sehr auszeichnet, mus, wenn er aufmerksam auf sich ist, und die Bemerkungen kunstverständiger Freunde benutzt, mit Riesenschritten zu Vollkommenheit fortschreiten, und das Publikum zu grosen Erwartungen berechtigen. Nur wünschte ich, daß er bei dem Studio Shakespears weniger den Göz, als Lessings Werke studiren mögte, da das Feuer seines Genius ohnehin mehr eines Zügels, als der Sporn bedarf."

Allgemein ist das Zugeständnis, daß man hier dem Produkte eines nicht gewöhnlichen Geistes gegenüber stehe, auch in den tadelnden Besprechungen. So heißt es von der Bühnenbearbeitung des Stückes: „Die neue Bearbeitung ist

freilich in vielen Stücken theatralischer, als die erste. Doch wird das Schauspiel in der Vorstellung wegen seines empörenden Inhalts nie anhaltenden Beifall behaupten können. .. Übrigens ist es unleugbar, daß durchweg Spuren eines vielfassenden grossen Geistes hervorblicken, da aber diese, wie es am Tage liegt, auch bei dem meisterhaftesten Vortrage, fast immer größtentheils verloren gehen; so ist es blos Neuheit und Lärm, was einem solchen Stück Zuschauer verschaft, beides kann aber in einem mittelmäßigen Produkt, mit minderm Genie Aufwande bewirkt werden." In einer andern Rezension heißt es: „Das delectare,*) welches Horaz von allen Werken der Dichtkunst verlangt, hat der Verf. gänzlich ausser Acht gelassen: die Unwahrscheinlichkeit der Handlung, die schreyende Beleidigung alles Costums und die nachläßige Schreibart sind Flecken, die überdem Jedem auffallen müssen, der nur ein wenig weiß, was zu einem guten Schauspiele gehört. . . »Aber das Stück hat doch so sehr gefallen; hat es denn gar kein Verdienst?« Das Gefallen beweiß nichts; es haben gar manche elende Büchlein in Teutschland auf einige Zeit Glück gemacht: aber auch nach meinem Gefühl hat der Verf. der Räuber sehr viel Genie; er faßt sehr glücklich einen Charakter und weiß ihn mit Kraft darzustellen, (und diese Eigenschaft mag sein Stück den Schauspielern angenehm gemacht haben,) er hat eine hohe auffliegende Imagination, er hat Witz; er studiere einige Jahre die Menschen, mit denen er lebt, nicht die Menschen im Shakespear, er studiere die Teutsche Sprache und das Theater, und dann schreibe er Schauspiele! Wenn sie bei ihrer Erscheinung kein solches Aufsehn machen, wie die Räuber, so werden sie dafür desto länger gelesen werden."

Ein durchaus verdammendes Urteil voll sittlicher Entrüstung wurde den Räubern von seiten des Jesuitenpaters Klein in Mannheim zu Teil. Nachdem er ausgeführt, daß Franz Moor kein theatralischer Charakter sei, da er nur Verachtung und Abscheu errege, während vergnügende Rührung der Zweck der Kunst sei, fährt er fort: „Was soll ich nun erst von der gräßlichen Räuberrotte sagen, die sich hier aufs Theater lagerte, dem Gräuel und Unflate der Menschheit? Ist es möglich, daß dieß bey einer gesitteten Nation geduldet wird? Zwar sind nicht alle diese abscheulichen Reden, diese satanischen Gespräche verworfener entmenschter Geschöpfe, die das Werk selbst enthält, auf unsre Bühne gebracht worden: aber immer genug, um jedem Wohlgezogenen einen Ekel vor einer Scene zu wecken, die sich solcher Vorstellungen nicht scheuet. Die keuschen Musen wandten in diesen Augenblicken ihr Angesicht von unsrer Schaubühne weg. Es ist zu sehr über alle Maaßen verabscheuungswürdig; als daß ich die Beyspiele anführen mag. Wer lieber Mistsümpfe als die edlen Grazien sieht, lieber das natürliche Schweinegrunzen als Apolls Leyer hört, der mag die Scene, wo einer der Kerle vom Galgen kömmt, und andre dergleichen selbst nachlesen

*) So muß man statt des gebotenen declatare (!) lesen.

Digitized by Google

und seinen Geschmack erquicken.“ Weiterhin heißt es: „Die Räuber sind so sehr als irgend ein Stück mit Metaphern und Bildern überladen. Es kömt so viel schwülstiges Zeug, einige mal wahrer Unsinn vor, daß man in den ernsthaftesten Scenen sich kaum des Lachens enthalten kann. Oft fällt man auch auf unverständliche, undeutsche und ganz widersinnige Stellen, ohne an die Plattheiten, an die Hefe des Pöbelhaften, und an das äußerst Abscheuliche, alles gute Gefühl Empörende, die Sitten und die Menschheit schändende zu gedenken, das aus dem Munde der Banditen, dieses räuberischen Lumpengesindels kömt, und das ich nicht mehr nachlesen mag.“ Dann folgt eine Zergliederung der einzelnen Kraftstellen des Stückes nach jener bekannten, bisweilen scherzhaft geübten Methode, bei der jedes nicht der allerprosaischsten Nüchternheit huldigende Gedicht sich als Unsinn erweist: „»Meynt ihr, dem Arm des Vergelters im öden Reiche des Nichts zu entlaufen?« Wahrer Nonsens. Im Reiche des Nichts findet weder ein Entlaufen noch ein rächender Arm statt. Und was ist das öde Reich des Nichts?“ „»Wenn die ganze Hölle bankerot würde.« Welcher Unsinn!“ So geht es fort, immer mit den begleitenden Bemerkungen: „Welch rasender Unsinn!“, „das heiſ' ich bramarbasirt“ u. s. w. Aber auch dieser gallige Rezensent vermag sich dem Eindruck, daß er es hier mit einer außerordentlichen Erscheinung zu thun habe, nicht ganz zu entziehen. Er sagt: „Wenn die Frage ist, wie ein Stück, worin so viel Unedles, Ungereimtes, Scheußliches rc. zusammenfließt, doch manchen Anhänger, warme Vertheidiger, und einen grossen Zulauf haben konnte: so muß die Unpartheylichkeit und die schärfste Kritik antworten, daß es immer ein außerordentliches Talent, viel Menschenkenntniß, das glühendste Gefühl verräth, interessante Scenen, große Züge, erhabne Schönheiten habe. Es sind Perlen im Gassenstaube.“

Auf den sittlichen Standpunkt stellen sich noch so manche Besprechungen, die den verderblichen Einfluß eines Stückes wie die Räuber betonen. Da tauchen die Erzählungen von Räuberbanden auf, die in verschiedenen Teilen Deutschlands von Schillerisch schwärmenden Jünglingen gebildet, Berichte über bedeutende Diebstähle, die in Leipzig während der ersten Aufführung des Stückes vollführt worden sein sollen, und selbst der Abbé Frick, der wegen scheußlicher Mordthaten 1784 in Straßburg gerädert wurde und sich in einem Briefe auf die Lektüre schlechter Bücher bezogen hatte, wird damit in Verbindung gebracht. Und noch zehn Jahre später schreibt ein Berichterstatter über eine Berliner Vorstellung der Räuber an ein Journal in Weimar: „Daß die Direktion wegen der gar zu häufigen Krankheiten und Unpäßlichkeiten der Schauspieler in Ansehung der aufzuführenden Stücke nicht selten in Verlegenheit gerathen möge, glauben wir gar gern, aber doch möchte man nach so vielen Zurufungen in diesen Blättern endlich ein Stück ruhen lassen, welches immer ein gräßliches und unmoralisches Stück war, das nie auf die Bühne hätte gebracht werden sollen, und für jetzige Zeiten (Französische Revolution) gar nicht frommt. Die Vor-

stellung eines solchen Stücks kann mehr Schaden bewirken, als manches gefährliche Buch, das strenge verboten wird."

Gegen den Lärm, den die Räuber erregten, tritt die Wirkung des Fiesco bedeutend zurück; er fand im ganzen wenig Beachtung, weder so enthusiastische Aufnahme noch so schroffe Zurückweisung. Wir heben aus den wenig zahlreichen Besprechungen nur eine Stelle heraus: „Daß Schiller, der Verfasser der Räuber und des Fiesko, einer der wenigen theatralischen Genien ist, die wir Teutschen aufzuweisen haben, diese evidente Wahrheit können nur Personen, die von seichten, französischen Vorurtheilen angesteckt sind, und der schwarzgalligte Handwerksneid ableugnen. Doch sind selbst die Freunde der Schillerschen Muse genöthigt einzugestehen, daß es in den Produkten dieses vortreflichen jungen Mannes an wilden, üppigen Auswüchsen nicht fehlet, und daß ein strenger kritischer Freund ihm nöthig wäre, der mit sorgfältiger Feile diese Mängel hinwegtilgte."

Wie P. Klein an den Räubern, so wurde Karl Philipp Moritz, der bekannte Verfasser des „Anton Reiser" — der übrigens späterhin Schiller wohl zu schätzen wußte —, an Kabale und Liebe zum Ritter, zunächst in einer kurzen Notiz in der Vossischen Zeitung: „In Wahrheit wieder einmal ein Product, was unseren Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! — Doch wir wollen nicht declamiren. Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes affectirtes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll crassen, pöbelhaften Witzes, oder unverständlicher Galimathias, durchlesen kann und mag — der prüfe selbst. So schreiben heißt Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten; und darin hat denn der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen. Aus einigen Scenen hätte was werden können, aber alles was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase. — Kostet in der Vossischen Buchhandlung allhier 10 Gr."

Als dies so rund absprechende Urteil auf Widersprüche stieß, hielt Moritz es für nötig, dasselbe in einem längeren Aufsatz in derselben Zeitung zu rechtfertigen, indem er in übertriebener Weise nur die Mängel des Stückes heraushob. Der Präsident ist ein Ungeheuer, der Geiger ist durchaus ein pöbelhafter, ungezogener Kerl, die Frau des Geigers ist ein äußerst niederträchtiges, pöbelhaftes Weib, Luise eine affektirte Zierpuppe, „der Ferdinand ist nun vollends ein unausstehlicher Mensch, der immer das Maul erschrecklich voll nimmt, und doch am Ende nur, wie ein Geck handelt." Dies alles wird aufs einseitigste mit Stellen belegt, um zu dem Schlusse zu kommen: „Doch bin ich endlich einmal müde, mehr Unsinn abzuschreiben. Blos der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publicum durch falschen Schimmer blendet, ihm Staub in die Augen streuet, und auf solche Weise den Beifall zu e r s c h l e i c h e n sucht, den sich ein

Digitized by Google

Lessing und andere mit allen ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiß kaum zu erwerben vermochten, konnte zu dieser ekelhaften Beschäftigung anspornen. — Nun sei es aber genug; ich wasche meine Hände von diesem Schiller'schen Schmutze, und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen!"

Diese heftige Kritik fand in den Berliner Ephemeriden der Literatur und des Theaters eine direkte Entgegnung: „In der hiesigen Voßischen Zeitung vorigen Jahres stand davon [von »Kabale und Liebe«] eine Rezension voller Galle, worin dem Verf. auf das übelste mitgespielt, worin er sogar beschuldigt wurde, die besten Scenen nach der Anlage durch seine Ausarbeitung verpfuscht zu haben... Hoher Dichtergenius flammt aus der kleinsten Scene in Schillers Arbeiten hervor, das sieht jeder, der es sehn will, so gut wie man die üppigen Auswüchse bemerkt, die ausgerottet zu werden verdienen. Der Verf. jener Rezension deklamirte anfänglich blos gegen dieß Schillersche Stück, und als man auf Beweise drang, sammelte dieser Rezensent Alles, was nur von Bombast und Plattitüden in diesem Trauerspiel zu finden war, und schloß mit der Versicherung: daß noch eine ausserordentlich reiche Erndte von beiden übrig bliebe. Diese Versicherung war übertrieben, denn er hatte nicht nur alles erschöpft, sondern auch verschiedenes mit unter dem Namen: Bombast gerafft, was mit einer leichten Veränderung ganz schicklich für einen begeisterten Liebhaber und Liebhaberin war... So anhaltenden und großen Beifall wie die Räuber und Fiesko hat freilich Kabale und Liebe nicht erhalten, auch kann es wohl darauf keinen Anspruch machen, da es eben so am Werthe als der Zeitfolge nach das dritte Stück vom Hrn. Schiller ist."

In letzter Beziehung ist nun freilich der Rezensent in Nikolais Allgemeiner deutscher Bibliothek gerade der entgegengesetzten Meinung; er findet, „daß das Stück im Ganzen genommen von den beyden vorigen merkliche Vorzüge hat, sowohl in der ganzen Anlage und Führung des Planes, als in der Charakterisirung der Personen, in der Vertheilung und Benutzung der Situationen und in der Bearbeitung des Dialogs."

Interessant ist es zu sehen, wie diese Rezension drei Jahre später bei Gelegenheit einer Aufführung des Stückes in Mannheim von dem Kritiker des „Tagebuchs der Mannheimer Schaubühne" geplündert wurde, der sie einfach im wesentlichen wörtlich abschrieb, um daran seine wenigen eignen Bemerkungen zu knüpfen. Das hatte sich wohl der Plagiator nicht träumen lassen, daß man noch nach hundert Jahren sein ephemeres Geschreibsel mit dem Original konfrontiren würde. Zur Warnung für heutige Literaten teilen wir diesen Fall mit. Oder ob solche Dinge heute nicht mehr vorkommen können? Wir müssen gestehen, daß unsre Achtung vor der literarischen Kritik unsrer Tage und vor der innern Autorisation derjenigen, die wir sie gewerbsmäßig ausüben sehen, zu gering ist, als daß wir diese Frage verneinen möchten. Noch weniger, wenn

wir sehen, wie man in rührender Fürsorge für die Bequemlichkeit der Herren „Kritiker" zum Buche auch gleich die Rezension in der Verlagshandlung mit „fertig stellt," und wie nun letzterer das Malheur passiren kann, in der Zusammenstellung der lobenden Besprechungen ihres Verlagsartikels an zwei Stellen aus verschiedenen Zeitungen wörtlich gleichlautende Zitate ihres eignen Elaborats dem erstaunten Publikum vorzuführen. Im allgemeinen gewinnen wir aus dem Urteile der Zeitgenossen Schillers den Eindruck, daß man damals mit einem gewissen Ernste zu Werke ging und sich bemühte, eine, wenn auch vielleicht unrichtige, aber doch wenigstens motivirte Kritik zu üben. Die schroff absprechenden Urteile werden uns in einem minder komischen Lichte erscheinen, wenn wir bedenken, daß sie sich nur auf die regellos überschäumenden, unreifen jugendlichen Produkte des Dichters mit ihren wilden, vielfach später getilgten oder gemilderten Auswüchsen gründen, die wir immer nur mit der Perspektive auf die zu reiner Schönheit abgeklärten nachmaligen Meisterwerke des Schillerschen Genius betrachten.

Hier ist noch eine derartige heitere Expektoration über „Kabale und Liebe": „»Ein bürgerliches Trauerspiel!« Vielleicht weil der Sohn eines Präsidenten eines Musikanten Tochter liebt, und mit Gift dieselbe hinrichtet? weil der Musikant mit seiner unvergleichlichen Frau gleich im ersten Auftritte sich wie das niedrigste Gesindel herumzankt? Die Szene komplet zu machen, so wäre nichts natürlicher gewesen, und würde die Zuschauer nichts mehr erfreut haben, als wenn eben dieser Leiermann sein Violonschell an dem Kopfe seiner Xantippe entzweigeschlagen hätte. Wenn die Ausdrücke gemildert, sittlicher gemacht, und die eines feinen Publikums unwürdigen Wörter ausgestrichen würden, so könnte diese Szene in einem Lustspiele von der drolligsten Wirkung seyn... Schade ist es, daß unter diesen Absurditäten reelle Schönheiten hervorstechen, die ächt theatralisch sind, und gute Wirkung thun; große Sentimens wechseln mit himmelanschleudernden Empfindungen ab, die noch durch die Wahl der Wörter und des Ausdruckes kontrastiren... Eben diese Abwechselung des hohen Tragischen mit dem niedrig Komischen ist es, die die Wirkung der Vorstellung noch unausstehlicher und ekelhafter macht."

Auch der verderbliche Einfluß auf die Sitten wird wieder betont, diesmal von einer Dame bei Gelegenheit einer Aufführung in Frankfurt: „Wenn der gute Schiller in einer finstern Laune seine Teufel zeichnete, so war es gewiß seine Absicht nicht, böses damit zu stiften, oder Menschenhaß zu erzeugen. Daß aber solche tolle Seenen der Liebe die ohnehin schwindelnde Köpfe junger Mädchen noch mehr erhitzen, daß jedes Bürgermädchen eine Luise seyn und einen Ferdinand haben will, ihre arme Phantasie martert, um Schillerische Bilder zu erzeugen, ihr ganzes Glück, ihre ganze Zufriedenheit in Liebe sucht, daß alle Ferdinande nicht Schillerische Ferdinande sind, sondern viele die Schwärmerey dieser unerfahrnen Mädchen zu benutzen wissen, sind lauter bekannte Dinge,

Digitized by Google

deren nähere Erörterung überflüßig wäre... Weit entfernt mich auf die lächerlichen Leipziger Knabenscenen, welche den Carl Moor und seine Räuber nachahmen wolten, zu berufen, bin ich Augenzeuge gewesen, daß die Nachahmung einer Amalia, einer Luise, häusliche Glückseligkeiten zernichtete, die die Verehrung des Menschenfreunds verdienten. Wüßte der edle Schiller, welche Wirkung solche Trauerspiele auf die mittlere Classe der Zuschauer hervorbringen, wie gefährlich diese Schwärmerey der Liebe, von warmen Blut angefeuert, bey Mädchen ist, welche nicht Geisteskräfte genug besitzen, um die wirkliche von der chimärischen Welt zu trennen; er würde Mitleiden mit den Opfern seiner Talente haben. Ich selbst bin ein Weib, und weiß wie schwer es hält, die kalte Wahrheit von der süßen Schwärmerey zu unterscheiden." Trotzdem kann der Ferdinand des Frankfurter Theaters jungen Mädchen nicht allzu gefährlich gewesen sein, denn er wird sehr getadelt und namentlich wird rügend hervorgehoben, daß er „bey der letzten Erzählung seiner theuern Luise sich etlichemal schneuzte!"

Den Don Carlos veröffentlichte Schiller anfangs bruchstückweise in den Heften seiner Thalia, ein Verfahren, das er später selber umsomehr bereute, als er im Laufe der Arbeit weiter fortgeschritten, weder von dem ursprünglichen Plane des Stückes noch von vielen Ausführungen im einzelnen mehr befriedigt war. Um so begreiflicher ist es, daß die Rezensenten der Thalia sich gerade über diese Einzelheiten hermachen. Einer schreibt: „Hr. S. hat ohne Zweifel viel poetisches Genie; ob er aber ein vorzügliches dramatisches Genie sey, daran glauben wir mit Recht zweifeln zu dürfen. Er besitzt das Talent neue Gleichnisse und Bilder zu schaffen und große wichtige Gedanken auf eine äußerst poetische Art auszudrücken: aber nie wirft er tiefe Blicke ins menschliche Herz. Wir lernen aus seinen Schilderungen nie etwas Neues von der Leidenschaft selbst. Es fehlt ihm ganz an der dem dramatischen Dichter so unentbehrlichen Leichtigkeit, nicht nur neue und interessante Situationen anzulegen, sondern sich auch in jede derselben selbst zu versetzen, und sich durch den Mund seiner Personen, mit Natur und Anstand, und eben so wenig gesucht und schwülstig als glatt und frostig auszudrücken... Uns wenigstens ist der schwülstige, mit Tropen überladene Styl dieses Schauspiels ganz unerträglich, und wir halten ihn für den größten Fehler, bey dessen Rüge wir uns am längsten verweilen werden. Die sämtlichen Personen des Stücks sprechen, als wenn sie eben erst aus dem Lande der Metaphern zurückgekommen wären: sie schwimmen (wie Haller sich über Lohenstein ausdrückt) auf Metaphern wie auf leichten Blasen: sie häufen Figur auf Figur, Bild auf Bild. Was sich von dem Gedanken, oder der Empfindung, die dargestellt werden soll, damit verträgt, das vertrage sich: das übrige mag sehen, wo es unterkömmt. Das Bild schmiegt sich nie nach dem Gedanken; der Gedanke muß sich immer nach dem Bilde bequemen. Eben so wenig ist der Dichter bedacht gewesen, die Leidenschaften nur allmählig auf ihre Höhe zu führen und den ersten und schwachen Funken gleichsam vor den Augen

Digitized by Google

des Zuschauers entspringen zu lassen. Dom Carlos tobt in der ersten Scene, er wüthet vor dem Ende des ersten Aufzugs — was wird er im dritten und vierten, was kann er im fünften thun?"

Als das ganze in der Umarbeitung gedruckt vorlag, lautete ein Urteil noch sehr zurückhaltend: „So wenig die strenge, eigensinnige Kritik mit der Anlage des Ganzen und der Ausführung im Einzelnen, mit der Zeichnung der Charaktere und der Sprache der Leidenschaft durchaus zufrieden seyn kann, so wird sie doch, ohne die größte Ungerechtigkeit zu begehen, nicht läugnen dürfen, daß alle diese einzelnen Fehler durch eine Menge ungleich größerer Schönheiten verdeckt, und den Augen des Lesers fast ganz entzogen werden. Dieses Stück ist offenbar nicht für das Theater geschrieben, und doch zeigt sich Hr. S. in demselben fast mehr, als in allen seinen vorigen Stücken, als ein Dichter von großem dramatischen Genie. Wenn er die Gesetze und Regeln der dramatischen Poesie (wir reden nicht von den willkürlichen Conventionen) sich mehr bekannt machen, oder, im Fall er sie kennt, genauer befolgen wollte, wenn er, der das menschliche Herz so gut zu kennen scheint, nun auch die wahre Sprache der Empfindung und Leidenschaft, und die Sitten der Welt, aus welcher er seine handelnden Personen wählt, mehr studiren wollte, so wäre wohl kein Zweifel, daß er uns Stücke liefern könnte, die unsern besten den Rang streitig machen würden." Die berühmte Szene zwischen Philipp und Posa ist ganz und gar nicht nach dem Geschmack des Kritikus, sie ist ihm „so mystisch dunkel, daß Recens. gern gesteht, nicht den dritten Theil davon verstanden zu haben. Was für ein geduldiger Mann mußte der alte König seyn, der sich von diesem jungen Schwindelkopf solche Dinge, auf eine solche Art gesagt, ohne ihm den Rücken zuzukehren, vordeclamiren lassen konnte!"

Im Gegensatz hierzu atmet eine andre Besprechung die reinste Begeisterung: „Was dem durch ein Mißjahr getrübten Blick des Landmanns der Anblick einer versprechenden überreichen Erndte ist, war uns Don Karlos, nach der Menge der dramatischen Mißgeburten, welche zur Beurtheilung vor uns lagen... Lange schon, durch vortrefliche Proben, in der Thalia, lüstern gemacht, harrten wir aufs g a n z e Meisterstück; jetzt steht es vor uns, kühn aufgeführt, bewundert und angestaunt. Hingerissen von diesem Gefühl, kehrt nur nach und nach der Spähungsgeist zurück, das Ganze in einzelnen Theilen zu betrachten — und wenn wir auch da bewundern, bewundern m ü s s e n, so müssen wir dem Meister, der uns in diese selige Bewunderung versezte, billig danken. — Die bekannte Geschichte des unglücklichen Infanten lieh dem Dichter Stof, ein herrliches Werk zu verfertigen, welches nach N a t h a n d e m W e i s e n, nach G ö t h e n s I p h i g e n i e erschien, nun ein vortreffliches Kleeblatt zu vollenden." Von der Szene zwischen Posa und Philipp heißt es: „Was der Marquis dem Könige sagt, ist alles so wahr, so schön, so groß, und einzig, daß wir uns nicht erinnern etwas diesen Stellen, Ähnliches, bei einem Dichter gelesen zu haben."

Nach der Vollendung des Don Carlos wandte sich Schiller bekanntlich auf lange Zeit von der poetischen Produktion ab und geschichtlichen und philosophischen Studien zu. Durch diese und die Einwirkung Goethes war er ein ganz andrer geworden, als er zwölf Jahre später mit seinem Wallenstein hervortrat. Aus dem Meere der Metaphern war er aufgetaucht, alles jugendlich Überschwängliche war völlig abgestreift. Aber wie sehr man inzwischen über den Historiker und Philosophen teilweise den Dichter hatte vergessen können, dafür ist eine Stelle in einer Besprechung des Geistersehers charakteristisch, wo es mit Hinsicht auf Schillers damalige (1792) schwere, lebensgefährliche Erkrankung heißt: „Welch ein unersetzlicher Verlust, wenn wir Schillern verlieren, wenn seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, und gegenwärtiger philosophisch-politischer Roman, gewiß nicht das geringste seiner Werke, unvollendet bleiben sollte.“ Von dem Verlust, den die Muse der Dichtkunst erleiden würde, ist, wie man sieht, nicht die Rede.

Frankreich und die ägyptische Frage.



Wenn in Paris wieder einmal ein Ministerwechsel stattgefunden hat, so liegt die Veranlassung dazu lediglich in der ägyptischen Frage. Das Interesse der Franzosen an Ägypten war früher zum guten Teil Sache des Gefühls und der historischen Erinnerung. Der Feldzug nach dem Lande der Pharaonen bildete eine von den romantischen Episoden in der Geschichte des ersten Napoleon; dieses Unternehmen brachte das älteste Land der Welt mit der jungen Republik in Verbindung, dreitausendjährige Pyramiden sahen auf deren Siege herab. Thiers wurde, als er 1840 Minister war, durch sein Studium der Napoleonischen Zeit beeinflußt und zu dem Versuche bewogen, die Ziele der früheren französischen Politik am Nil wieder ins Auge zu fassen, und wären die auswärtigen Angelegenheiten Englands damals in schwachen und unentschlossenen Händen gewesen, so würde er vermutlich Ägypten unter Mehemed Ali ungefähr zu dem gemacht haben, was Tunis und sein Bei jetzt unter dem französischen Protektorate sind. Eine weitere Aussicht auf ein solches Verhältnis eröffnete sich für die Franzosen, als Napoleon der Dritte als Förderer und Protektor des Herrn de Lesseps und seines Kanals auftrat. Gegen das Ende seiner Regierung brauchte der französische Generalkonsul in Kairo nur mit dem Finger zu winken, und Ägypten gehorchte.

Mit dem Falle des Kaisers schwand dieser Einfluß rasch zusammen. Alle Bemühungen der Unternehmer des Kanals, ihn auf dem Wege der Gesetzgebung französisch zu machen, waren vergeblich, er wurde auf dem Wege der Thatsachen englisch. Die französischen Aktienbesitzer hatten es der Schifffahrt und dem Handel Englands, welches den Kanal mehr benutzte als alle Länder Europas zusammen, vor allem zu danken, wenn sie gute Dividenden aus demselben bezogen, und Lord Beaconsfield machte England durch Ankauf eines großen Teils der Kanalaktien zum wichtigsten Mitbesitzer dieser Straße nach Indien.

1840 war es den Engländern nur darauf angekommen, Frankreich von der Besitznahme Ägyptens als eines für die Beherrschung des Mittelmeeres wichtigen Punktes fernzuhalten; jetzt dagegen geht ihr Bestreben dahin, ihr dort liegendes Interesse in ein Recht zu verwandeln und damit mehr zu sichern. Palmerston hatte nur behauptet: Dies ist eine türkische Provinz, die Hände weg, ihr alle ringsum! Jetzt sagt man in London: Dies ist eine britische Wasserstraße, und die müssen wir uns freihalten. Dem gegenüber hat die öffentliche Meinung in Frankreich, abgesehen von den Chauvinisten des Lagers Gambettas, das Bestreben, Ägypten von Frankreich abhängig zu machen, aufgegeben. Sie läßt die Tradition der Napoleonischen Legende fallen, sie fühlt den alten Ehrgeiz, der von Alleinherrschaft in Nordafrika und auf dem Mittelmeere träumte, nicht mehr und denkt nur noch an drei Hauptpunkte: der mit französischem Gelde gebaute Suezkanal soll sicher vor Zerstörung sein, desgleichen die große und bis auf die letzten Ereignisse wohlgediehene französische Kolonie im Nillande, und drittens sollen die hunderttausende von Franzosen, die ihr Kapital in ägyptischen Staatspapieren angelegt haben, im Genuß ihrer Zinsen geschützt sein. An Ruhm und Macht in Nordafrika wird nicht mehr gedacht, nur noch an materielle Interessen. Der Zug nach Tunis war das letzte Zeichen von Entschlossenheit nach jener Richtung hin. Seitdem ist in Paris ein stetes Schwanken zwischen allerlei Halbheiten und Widersprüchen an der Tagesordnung gewesen, von dem auch das Ministerium Freycinet ergriffen war.

Ohne Zweifel schreibt sich dieses Schwanken, dieses Zaudern und dieses Greifen nach halben Maßregeln auch von den parlamentarischen Zuständen in Paris her. Gambetta ist zu kriegerischen Abenteuern geneigt und, wenn auch lange nicht mehr so mächtig wie früher, doch noch immer ein gefährlicher Gegner, sodaß Freycinet, der entschieden friedlich gesinnt ist, ihn und sein Programm des Zusammenwirkens mit England wenigstens einigermaßen berücksichtigen zu müssen glaubte. Die äußerste Linke ist noch zu schwach, um die Regierung an sich reißen zu können, und so stützte sie im Verein mit den Abgeordneten von der Rechten bisher das Ministerium. Neben den Kreuz- und Querströmungen der innern Politik aber machte sich in Frankreich schon seit geraumer Zeit eine tiefe Abneigung vor Kriegen geltend. Dieses Gefühl war bei den Massen in den Provinzen stets vorhanden. Der Chauvinismus, der die Herrschaft des ersten

Digitized by Google

und zweiten Napoleon trug und erhielt, war auf die Armee, die Beamten und einen Teil der großstädtischen Bevölkerung beschränkt; die hart arbeitenden, sparsamen, rein für das Praktische lebenden Kleinstädter und Bauern waren niemals besondre Liebhaber von Schießpulver und Ruhmesglanz. Nur dem Muß folgend zogen sie in den Krieg, um für ihren Kaiser und seine Generale Lorbeern zu gewinnen, aber — wie wir aus den Schriften Erckmann-Chatrians sehen — immer murrten sie über diesen Zwang. Jetzt, wo sie eine Republik haben, beherrschen und lenken sie durch ihre Abgeordneten in der Deputirtenkammer, die das Mandat haben, den Frieden zu erhalten, und fürchten müssen, nicht wiedergewählt zu werden, wenn sie in kriegerische Pläne willigen, die auswärtige Politik und nötigen ihr einen enthaltsamen und vorsichtigen Charakter auf. Zum erstenmale sind die Männer der regierenden Parteien gezwungen, zu thun und zu lassen, was die Stimme des wirklichen Volkes, nicht die des Scheinvolkes der Zeitungen, der politischen Klubs und der Tribüne verlangt.

Dabei ist es in der letzten Zeit zu einer Frontveränderung gekommen, die sehr eigentümlich aussieht. Frankreich hat sich von der Intervention in Ägypten abgewendet, es schickt nicht nur keine Landtruppen nach Ägypten, sondern ruft auch die Mehrzahl der Schiffe zurück, die es dorthin gesendet hat, um mit der englischen Flotte vereint zu demonstriren, und zwar einfach deshalb, weil die Türkei sich anschickt, dort seine Stelle einzunehmen. Mehr als vier Jahrzehnte war die Parole der französischen Politik im Nillande: der Türke muß draußen bleiben, er darf hier nicht dreinreden. Der Ursprung dieser Idee ist leicht aufzufinden. Als Frankreich sein Augenmerk auf Erwerbungen in Nordafrika richtete, als es dann Algerien eroberte und zur Sicherung und Erweiterung dieses Koloniallandes Kriege zu führen hatte, fand es, daß der Stolz und Haß der muslimischen Welt hinter seinen Gegnern stand, sie ermutigte und ihnen neue Kräfte zuführte, und so gewöhnte es sich daran, jede Entwicklung und Stärkung des Ansehens des Sultans, des geistlichen und weltlichen Oberhauptes dieser Welt, mit eifersüchtigen und mißgünstigen Blicken zu betrachten, soweit es sich dabei um Nordafrika handelte. Mehemed Ali mit seinem Streben nach Unabhängigkeit von Stambul wurde naturgemäß der Schützling des Pariser Kabinets. Auch seine Nachfolger erfreuten sich wärmster Gönnerschaft von seiten der Franzosen, und der Suezkanal gab diesen weitere Gründe zu dem Wunsche, Ägypten von türkischem Einflusse so frei wie irgend möglich zu sehen. Als Ismael Pascha Europa besuchte, empfing ihn Napoleon der Dritte mit allen Ehren eines kleineren Souveräns, während er in England nur als der Vasall der Pforte behandelt wurde, der er nach dem Völkerrechte war, aber nicht sein wollte. Um die türkische Einmischung zu verhindern, dachte Gambetta nach Arabis Emeute an gemeinsames Einschreiten mit England. Er fiel indessen, und Freycinet, sein Nachfolger, setzte den negativen Teil der Politik seines Vorgängers eine Zeit lang fort, ließ aber den positiven, die gemeinschaftliche Inter-

vention der beiden Westmächte, fallen. England zögerte mehrere Monate, weil Frankreich sich ihm zu einer Einladung des Sultans, zur Beruhigung Ägyptens durch Truppenentsendung beizutragen, nicht anschließen wollte, und als Freycinet sich endlich zu diesem Schritte entschloß, waren die Dinge in Alexandrien bereits zu weit gediehen. Zuletzt wurde es infolge der Ablehnung des Kredits, den er von der Kammer verlangt hatte, um ein paar tausend Mann, lediglich zur Sicherung des Suezkanals, nicht zur Unterdrückung des Aufstandes der ägyptischen Nationalpartei, nach Port Said entsenden zu können, für Frankreich sogar bis auf weiteres zur Unmöglichkeit, in der Sache auch nur eine Nebenrolle neben England zu spielen. Die Türkei, erst von Frankreich mit aller Entschiedenheit perhorrescirt und zurückgehalten, wird jetzt interveniren. Eine geschickte Politik hätte sie gleich zu Anfang dazu aufgefordert. Man hätte dann nicht erleben müssen, daß England hier nun in der Lage ist, im Trüben zu fischen.

Ein andrer sehr eigentümlicher Zug in der Politik Freycinets ist der, daß er mit derselben schließlich der Abstimmung einer Kammermajorität erlag, mit deren Ansichten er im wesentlichen übereinstimmte. Wider seinen Willen und seine Überzeugung geschah es, daß er das Projekt einer gelinden Intervention am Suezkanal verteidigte; er wollte damit nur den Wünschen seiner Kollegen Ferry und Léon Say entsprechen. Als die Meldung eintraf, daß die Konferenz die Obhut des Kanals einem Verein der dabei beteiligten Staaten anvertrauen wolle, war Freycinet entschlossen, auf seiner Kreditforderung nicht weiter zu bestehen. Als er aber diese Absicht dem Ministerrate vortrug, erklärten sich, wie der „Telegraphe“ berichtet, mehrere Mitglieder dagegen; und Freycinet fügte sich diesem Votum in der Erwartung, daß die ablehnenden Herren in der Kammer mit ihm für die Kreditforderung eintreten würden. In der Sitzung aber ergriff außer dem Conseilspräsidenten kein einziger der anwesenden Minister das Wort, sie schwiegen auch, als die Rede Clemenceaus dringend zu einer Entgegnung aufforderte. Der hierin liegende Vorwurf trifft vor allen die Herren Léon Say und Ferry. Say ist entschieden kriegslustig in der ägyptischen Sache. Er, der „Vertreter aller Privilegien,“ war ein begeisterter Fürsprecher der Rückkehr zu den alten Zuständen am Nil, wo Blignières die Finanzverwaltung im Interesse der großen Bankiers in Paris „kontrolirte,“ ein Interesse, zu dessen eifrigen Advokaten Say auch in andern Fragen immer gehört hat. Auf Ferry aber lastet noch mehr die Schuld, wenn Freycinet gegen eine so große Stimmenmehrheit der Kammer unterlag; denn der Name Ferry war den Deputirten gleichbedeutend mit Krieg im Orient, sie erinnerten sich, als sie zur Abstimmung schritten, an die unter ihm in Szene gesetzte tunesische Expedition. Er hatte damals versprochen, nur eine Züchtigung der Chrumirs im Auge zu haben, während er wußte, daß ein Krieg daraus entstehen müsse, und man wollte nicht wieder getäuscht werden. Von Freycinet aber sagt John Lemoinne im „Journal

Digitized by Google

des Débats" mit Recht: „Der Chef des Ministeriums muß sich zurückziehen vor der glänzenden Kundgebung einer Meinung, die er teilt."

Die englische Presse hat das Votum der französischen Kammer anscheinend mit großem Phlegma aufgenommen. „Daily News" meint, es sei doch wohl das Klügste gewesen, was sie hätte thun können; denn Freycinets Intervention sei von knappster Art gewesen, und seine viertausend Mann hätten nicht viel ausrichten können. Noch anmutiger ist die Art, wie die „Times" die bittre Pille hinterschluckte. Man müsse sich, sagt sie, mit der Thatsache abfinden, daß das französische Ministerium eine kleine Kreditbewilligung verlangt, die es in den Stand setzen sollte, unter gewissen Umständen England in der Beschützung des Kanals zu unterstützen, und daß die Kammer diese Forderung abgewiesen habe. Man sei also gezwungen, anzunehmen, daß Frankreich entschlossen sei, in Ägypten auf keinen Fall einzuschreiten. Frankreich habe ja unzweifelhaft Rücksichten zu nehmen, die England nicht kenne: es sei eine Kontinentalmacht und durch Gründe der Vorsicht genötigt, sich bei allem seinen Thun hieran zu erinnern. Dann fährt das Blatt fort: „Indem wir so der Unterstützung Frankreichs beraubt sind, bleibt uns nur übrig, mit um so größerer Energie an die Ausführung der uns vorliegenden Arbeit zu gehen. Die französische Nation mag versichert sein, daß wir die Gründe ihrer Unthätigkeit würdigen, und daß, wenn wir das Werk der Zivilisation in Ägypten gethan haben, wie wir müssen und wollen, wir unsern alten Verbündeten zum Genusse seines Anteils an den gewonnenen Ergebnissen freundlich willkommen heißen werden." Großmütig, in der That sehr großmütig! wird man in Paris hierzu sagen, wer aber bestimmt wohl den Anteil, und wie groß wird er ausfallen?

Solche Fragen liegen den Franzosen umso näher, als einflußreiche englische Blätter bereits die Forderung aufgestellt haben, wenn England die Ordnung in Ägypten allein herstellen müsse, so habe es dafür das Protektorat über dieses Land zu beanspruchen. Die „Times" sagt in dieser Beziehung: „Es ist klar, daß, wenn England allein und auf eigne Verantwortlichkeit Ägypten von der Anarchie befreit, es auch das Recht erwerben und behaupten wird, eine kontrolirende Macht über das Land auszuüben, welches es gerettet hat." Und „Daily Telegraph" meint: „Wenn die Arbeit gethan ist, ... muß der alte verrottete Internationalismus durch etwas einfaches, klares und praktisches ersetzt werden.... Arabi ist ein Geschöpf, das nur in einem Lande wie Ägypten entstehen konnte, wo jedermann das Recht hatte, sich einzumischen, und jeder auf alle übrigen eifersüchtig war. Wäre Ägypten unabhängig gewesen, hätte es nur unter der Herrschaft der Türkei gestanden, wäre England sein einziger Protektor gewesen, oder hätte Frankreich ein Tunis aus ihm gemacht, so wäre der Meuterer eine halbe Stunde nach seinem ersten Versuche gehenkt worden. Die neuen Einrichtungen dürfen keine solche organisirte Ohnmacht gestatten. . . . Zunächst muß die Möglichkeit einer neuen militärischen Revolte beseitigt, dann muß die

Digitized by Google

Ruhe durch die bleibende Anwesenheit einer zuverlässigen Garnison an den Hauptpunkten gesichert werden. Wenn Ägypten und der Chedive von der Tyrannei der einheimischen Truppen befreit sind, so kann kein Hindernis mehr sein für die friedliche Entwicklung nationaler Einrichtungen unter der Bürgschaft einer loyalen Armee. Wir waren länger als vierzig Jahre die Schutzherren der Jonischen Inseln" u. s. w. — kurz, ein neues Glied in die Kette Gibraltar, Malta, Aden. Frankreich und die andern Mächte haben dann nichts mehr drein zu reden, auch die Pforte nicht. Der Chedive bleibt, hat aber nur noch die Bedeutung eines der indischen Radschas.

Solche Artikel sind schwerlich von englischen Staatsmännern, aber vielleicht von englischen Geldmännern inspirirt worden. Es steht noch keineswegs vollkommen fest, daß England allein und auf eigne Verantwortung die Aufgabe übernehmen wird, „Ägypten von der Anarchie zu befreien" und auf seine Weise glücklich zu machen. Im Gegenteil hat die Pforte das nächste Recht zur Intervention und zur Herstellung geordneter Zustände im Nillande. Sodann aber würde, wenn die Franzosen auch vor der Hand jede weitere Einmischung in den ägyptischen Streit von sich abgewiesen haben, diese Zurückhaltung vermutlich bald ein Ende nehmen, wenn England den Versuch machen sollte, Ägypten unter seinen ausschließlichen Einfluß zu nehmen. Die Franzosen sind, wie wir gezeigt, gegenwärtig in erfreulichster Weise friedlich gesinnt, aber der Verwirklichung von Prätensionen gegenüber, wie sie die englischen Blätter zur Schau tragen, würde auch eine größere Friedfertigkeit mit der Zeit leidenschaftlichem Widerstande Raum geben, und wir dürfen annehmen, daß Frankreich dann im Bewußtsein seines guten Rechtes sehr stark sein und nicht ohne Unterstützung von andrer Seite bleiben würde.

Vorläufig hat England es mit dem Sultan zu thun. Derselbe weigerte sich zunächst, an der in Konstantinopel über Ägypten beratenden Botschafterkonferenz teilzunehmen, dann, als er sich zur Beschickung dieser Versammlung entschlossen, Truppen nach Ägypten zu schicken. Nachdem er endlich auch hierein gewilligt, verlangte England, er solle vorher Arabi für einen Rebellen erklären, und machte zugleich die Erlaubnis zur Landung der türkischen Truppen — man bedenke, die Erlaubnis zum Betreten eines Bodens, über den der Sultan als Suzerän gebietet, der Sultan, welcher mit England im Frieden lebt — vom Abschluß einer englisch-türkischen Militärkonvention abhängig. Zu gleicher Zeit traf in Konstantinopel die Nachricht ein, daß englische Truppen die Stadt Suez besetzt hätten, wodurch die Bemühung der Konferenz, den Kanal durch einen Kollektivschutz zu sichern, hinfällig geworden zu sein scheint. Die Engländer haben hier ihr Verfahren vor Alexandrien wiederholt. Während der Vorschlag Italiens, den Kanal gemeinsam zu besetzen, der Regierung in London zur Überlegung übermittelt wurde, nisteten sich deren Soldaten am Südende desselben ein, ganz so wie durch die Beschießung und Okkupation Alexandriens der Faden

der Vermittlung durchschnitten wurde. Eine solche von einer einzelnen Macht nach Willkür vollzogene Besetzung ist das Gegenteil dessen, was Italien mit seinem Antrage auf Kollektivschutz der Wasserstraße zwischen Suez und Port Said bezweckte, und dieselbe widerspricht den wiederholten Versicherungen des Ministeriums Gladstone, England wolle aus der ägyptischen Verwicklung keinen einseitigen Vorteil für sich herausschlagen.

Der italienische Antrag auf Schutz durch Gesammteuropa bildet gewissermaßen einen Prüfstein für die Absichten der britischen Politik, und daraufhin angesehen, stellt sich die Sachlage jetzt ungefähr folgendermaßen dar. England scheint gewillt, ohne Mandat der übrigen Mächte, ganz auf eigne Rechnung und zu eignen Zwecken, in Ägypten zu operiren, und andrerseits wird die Türkei, von Europa aufgefordert und unter europäischer Autorität, dort ebenfalls einschreiten. Dieses höchst seltsame Verhältnis, diese „Parallelaktion,“ schließt die Möglichkeit nicht aus, daß die nebeneinander vorgehenden Mächte sich mit ihren Manövern kreuzen, und in dieser Möglichkeit liegt wieder die andre, daß es zu einem Kriege zwischen England und der Pforte kommt. „Daily News,“ das offiziöse Organ Gladstones, entwickelte in diesen Tagen ein vollständiges Operationssystem zur Überwachung und Beschränkung der Bewegung des in Ägypten zu erwartenden türkischen Heeres. Es soll alles aufgeboten werden, diesem die Aktion zu erschweren und es für England unschädlich zu machen. Sollten dann nach Wiederherstellung der Ordnung die türkischen Ansichten in Betreff der weitern Gestaltung der Dinge nicht vollständig zu den englischen Anschauungen und Zwecken stimmen, so wäre der Pforte in unzweideutiger Sprache zu verstehen zu geben, daß ihre Mitwirkung zur Pazifikation Ägyptens ihr durchaus keine Befugnis zur Beeinflussung der „westlichen“ Politik verschafft habe.

Der Sultan ist wesentlich andrer Meinung. Wenn wir uns die von seinen Ministern inspirirte Presse ansehen, so denkt man sich in den regierenden Kreisen die Lage und Entwicklung der Dinge etwa folgendermaßen. Durch Entsendung von Truppen nach Ägypten übt der Padischah nur sein Recht auf Oberherrschaft in einer Provinz seines Reiches aus, wo Unruhen ausgebrochen sind. Die türkische Expedition hat ein doppeltes Ziel: Schutz der ottomanischen Unterthanen gegen Tyrannei, und Wahrung der Rechte des Sultans in Ägypten. „Wir dürfen denn auch hoffen, sagt der »Wakit,« daß die Ägypter in ihrem Glaubenseifer und ihrer Ergebenheit gegen den Padischah unsern Truppen ihre Aufgabe leicht machen werden. Was Arabi Pascha betrifft, welcher die Zustände des Landes aus Erfahrung kennt und von Mut und frommer Hingebung beseelt ist, so zweifeln wir nicht daran, daß er einen Beweis von Gehorsam und Unterwürfigkeit geben und bereit sein wird, seinen Glauben feierlich kundzuthun. Zur Wahrung unsrer Rechte in Ägypten gegen jeden feindlichen Angriff sind wir genötigt worden, die Söhne des Islam unter die Fahne des

Chalifats zu rufen. Diese Fahne wird entrollt werden und Ägypten mit ihrem Schatten bedecken. Die Klagen der Ägypter entspringen aus den Übergriffen und Gewaltthaten der Fremden. Durch das Erscheinen der großherrlichen Soldaten auf ägyptischem Boden wird mit Hilfe Gottes die Ordnung wiederhergestellt und für das Land eine neue Ära eröffnet werden. Rebellion bei dieser Lage der Dinge würde die Aktion unsrer Truppen erschweren und unsern Feinden Vorschub leisten. Die Ägypter dürfen nicht außer Acht lassen, daß die türkische Expedition einzig und allein die Wahrung ihrer Interessen und derjenigen der kaiserlichen Regierung bezweckt, und im Hinblick hierauf sind sie verpflichtet, die Aufgabe derselben zu fördern, und jeder einzelne muß alles, was in seinen Kräften steht, dazu beitragen." Und die ebenfalls halboffiziöse „Turquie" bemerkte: „Die Stunde des Handelns ist endlich gekommen. Indem die Regierung sich ihrer Befugnis bedient, will sie dem Ansehen des Sultans, welches alle Mächte als das allein legitime betrachten, Geltung verschaffen und zugleich ein Präzedenz hinstellen, wodurch das Prestige der oberherrlichen Macht gewahrt wird, welcher alle Unterthanen des Sultans Gehorsam schuldig sind. . . Das der Konferenz übertragene Mandat bezweckt, die Übereinstimmung der in dieser Frage interessirten Mächte zu bekräftigen und die Erörterung der zu ergreifenden Maßregeln in die Grenzen der gegenseitigen Rechte dadurch einzuschließen, daß die Souveränetät des Sultans und die Prärogative der Pforte offenkundig gemacht werden."

Die Türken wollen hiernach als die eigentlich berechtigten oder doch als gleichberechtigte nach Ägypten gehen, während die Engländer jetzt am liebsten gar keine Türken dort haben möchten, wenn sie aber nicht abzuhalten sein sollten, mindestens keine Coordination zugestehen und die Truppen des Sultans nur als untergeordnete Gehilfen ansehen und behandeln wollen. Man rechnet in Konstantinopel stark auf die Isolirung Englands und auf das Mißvergnügen der meisten andern Mächte über das eigenmächtige und auf groben Eigennutz schließen lassende Gebahren der britischen Politik, und man wird sich mit dieser Rechnung wenigstens in Betreff Rußlands und Italiens nicht täuschen.

Die Frage scheint sehr klar zu liegen. Nachdem der Sultan nach einigem Zaudern die Forderungen der Konferenz angenommen hat, erlaubt sich England, ihm auf eigne Faust noch schwer erfüllbare Bedingungen zu stellen und von der Erfüllung derselben seine Mitwirkung abhängig zu machen. Die Pforte hat die europäische Einladung zu dieser Mitwirkung bei der Pazifikation Ägyptens rückhaltslos angenommen, es wäre folglich eine Mißachtung des Willens Europas, wenn England jetzt die von ihm selbst früher verlangte türkische Truppensendung zu hintertreiben oder gar mit Gewalt zu hindern versuchen wollte. In London kann man nicht verkennen, daß die Pforte, als sie sich zur Intervention bereit erklärte und dabei nur die Hoffnung aussprach, die Engländer würden jetzt Ägypten räumen, sich bestrebte, den Thatsachen entsprechend zu handeln.

Digitized by Google

Dieser Schritt der Türkei ist vermutlich infolge von Bemühungen der östlichen Mächte gethan worden, und man darf wohl noch erwarten, daß das Kabinet Gladstone sich mit letzteren nicht in Widerspruch setzen wird, da der Vorteil eines isolirten Vorgehens Englands zweifelhafter Natur ist, indem schließlich doch den Interessen Gesammteuropas — ganz wie auf dem Berliner Kongreß nach dem Frieden von San Stefano — die ihnen gebührende Beachtung zu teil werden würde.

Dies wird ungefähr der Ausdruck der öffentlichen Meinung auf dem europäischen Festlande sein. Man nimmt hier fast ausnahmslos Partei gegen die englische Politik in der ägyptischen Angelegenheit und würde derselben eine tüchtige Schlappe von Herzen gönnen. Etwas anderes ist es mit der Politik der deutschen Regierung in der Sache. Es wäre unrichtig, wenn der Geist, der im Berliner Auswärtigen Amte waltet, unsere guten Beziehungen zu irgend einer der Mächte ohne dringende Nötigung durch die Umstände, durch verletzende Parteinahme gegen dieselbe oder Eingreifen in deren Bestrebungen gefährden wollte. Wir sind in der Loge, nicht auf der Bühne, und keine Schulmeister und Tugendwächter. Mit anderen Worten: Deutschland hat an dem, was in Ägypten geschieht oder unterbleibt, nur ein geringes direktes Interesse, und es hat ferner nicht den Beruf, in Europa den Zensor zu spielen und andern Staaten in Bezug auf Dinge, die ihm nichts oder wenig nützen oder schaden können, Vorschriften zu machen, wie dies bis 1870 von seiten Frankreichs geschah. Nach dieser Anschauung ist die deutsche Politik bisher immer verfahren, und so wird sie es auch in dieser Frage und allen ferneren halten. Für England ist die Sicherstellung des Suezkanals eine Frage ersten Ranges, für uns existirt dieses Bedürfnis kaum. Wir haben unsre Interessen, nicht die von andern Völkern zu wahren. Demzufolge wird Deutschland weder den Engländern ein Mandat erteilen, am Nil ohne die Pforte zu handeln und zu beschließen, noch England verhindern, dort zu thun, was es im britischen Interesse für notwendig hält. Verpflichtet zu einem Eingreifen in die Entscheidung der Frage würde man erst dann sein, wenn dieselbe eine Gestalt annehmen wollte oder bereits angenommen hätte, welche unser Interesse bedrohte oder den Frieden in Europa gefährdete, und diese Konstellation ist noch unter dem Horizonte. Steigt sie auf, was keineswegs sicher ist, so wird es immer noch Zeit sein, Entschlüsse zu fassen und Partei zu nehmen — für den Frieden natürlich, immer für den Frieden.





Der jüngste Tag.

Von Edward Eggleston.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Drinnen und draußen.



Wenn jemand das feine Gefühl nicht angeboren ist, so kann es ihm nicht anerzogen werden. Ist es ihm angeboren, so läßt es sich durch Erziehung nicht entfernen. August Wehle hatte von seiner Mutter den Instinkt echten Feingefühls geerbt. Und jetzt, wo Andrew wieder in schweigendes Nachdenken versank, versuchte er nicht, ihn daraus zu erwecken, sondern bot ihm Gutenacht, warf die Strickleiter mit eignen Händen aus dem Fenster und brach durch die Bodensenkung hinauf nach Hause auf. Die Luft war schwül und drückend, der Mond war von den Wolken eingeschluckt, und das erste Gewitter des Frühlings zog nach dem Zenith herauf, während die Zweige der Bäume von unheilverkündendem Schauer erzitterten. Aber August beeilte sich nicht. Das wahre Gewitter war in seiner Seele. Andrews Geschichte hatte Zweifel in ihm aufkeimen lassen. Als er in die Schlucht hinabgestiegen, hatte die Liebe zu Julia Anderson sein Herz so sanft und wohlthuend beschienen wie der Mond das Wasser drunten. Jetzt war das holde Licht verschwunden, und die schwarze Wolke des Zweifels hatte seine Seelenruhe verhüllt. Der Vater Juliens war ein reicher Mann. Daran hatte er vorher nicht gedacht. Aber jetzt erinnerte er sich, wieviel Waldland er besaß, und daß er zwei ausgedehnte Farmen hatte. Julia Anderson würde, so dachte er, keinen armen Burschen heiraten. Und nun gar einen Dutchman! Sie meinte es nicht aufrichtig. Sie spielte bloß mit ihm und ärgerte ihre Eltern. Oder wenn sie jetzt aufrichtig war, so würde sie ihm nicht treu bleiben bei einer Werbung, die ihr zusagte. Und dann würde er auf die Klippe zutreiben, wie es mit

Digitized by Google

Andrew geschehen. Auf alle Fälle wollte er sie nicht eher heiraten, als bis er ungefähr auf gleichem Fuße mit ihr stünde.

Der Wind umsauste ihn mit plötzlichen Stößen, und es that ihm wohl. In seiner Seelennot war es ihm eine Freude, mit dem Sturme zu kämpfen. Der Wind, der Blitz und die plötzlichen schweren Donnerschläge stimmten zu dem Tone seiner Gemütsstimmung. Er war in der Laune des alten Lear. Die Winde mochten blasen, daß ihnen die Backen platzten.

Aber sein Verdacht wurde nicht allein durch die Andeutungen Andrews geweckt. Er rief sich jetzt auch eine seltsame Äußerung Samuel Andersons ins Gedächtnis zurück, welcher dieser gethan hatte, als er ihn entlassen. „Sie haben bei ihrer Unterhaltung mit Julien etwas über meine Frau gesagt, was Sie zu sagen kein Recht hatten.“ Was hatte er aber gesagt? Nichts, als daß Andrew einst von einem Mädchen nicht recht gut behandelt worden sei. Wer das Mädchen gewesen, hatte er bis auf seine gegenwärtige Unterhaltung mit Andrew nicht gewußt. Hatte Julia etwa selbst Unheil angerichtet, indem sie seine Worte wiederholt und ihnen eine Richtung gegeben hatte, die er nicht beabsichtigt? Er hätte sich nicht im Traum einfallen lassen, daß sie eine solche Rolle spielen könne, wenn der seltsame Einfluß der seltsamen Geschichte Andrews sich bei ihm nicht geltend gemacht hätte. Und so stolperte er weiter durch den Wald mit seinen Baumwurzeln, naß bis auf die Haut, im Herzen voll Trotz gegen Blitz und Wind, bis er an die Hütte seines Vaters kam. Er stieg über den Zaun, denn es gab kein Thor darin, er zog den Strick, der den Riegel hob, und trat ein. Sie waren alle schon im Schlafe; denn die schwer arbeitende Familie ging frühzeitig zu Bett. Aber die pausbäckige Wilhelmine, seine Lieblingsschwester, war sitzen geblieben, um auf August zu warten, und er fand sie jetzt fest eingeschlafen in ihrem Stuhle.

Wilhelmine, wach auf! sagte er.

O August! sagte sie, indem sie das eine Auge halb öffnete und gähnte, ich schlief ja nicht. Ich — ah! — ich hatte die Augen nur auf eine Minute zugethan. Wie naß du aber bist! Gingst du hin, um das hübsche Mädchen bei Herrn Anderson zu sehen?

Nein, sagte August.

O August! Sie ist wirklich hübsch und gut und lieb. Und Wilhelmine nahm sein nasses Gesicht zwischen ihre gerundeten, fleischigen Händchen, gab ihm einen schläfrigen Kuß und schlich dann ins Bett.

Und ich weiß nicht, wie es kam, der Glaube des Kindes Wilhelmine wirkte dem Zweifel des Mannes Andrew entgegen, und August fühlte, wie der Sturm in seinem Innern sich legte. Als er aus dem Fenster des Bodenkämmerchens, in welchem er schlief, hinaussah, hatte der Regenguß so plötzlich aufgehört, wie er gekommen war, der Donner hatte sich hinter die Berge zurückgezogen, die

Wolken teilten sich bereits, und durch die zerrissenen Schleier sah das weiße Antlitz des Mondes hernieder.

Achtes Kapitel.

Zahlen lügen nicht.

Zahlen lügen nicht, sagte Elder Hankins, der Milleritenprediger. Ich sage euch, Zahlen können nicht lügen. Wenn ein Methodist davon redet, daß jemand aus der Gnade gefallen sein soll, so muß er die Sache beweisen, und auf Beweise ist kein Verlaß. Und wenn ein Presbyterianer vom Beharren spricht, so hat er keine unbedingte Gewißheit auf seiner Seite. Aber Zahlen, die lügen unter keinen Umständen, und Zahlen sinds, die zeigen, daß dieses Jahr das letzte Jahr der Welt ist, und daß der jüngste Tag nahe herbeigekommen ist. Ich bitte euch nicht, auf meine eignen Vorstellungen zu hören, auf keine Vernunftgründe von jemand; alles, um was ich auch bitte, ist, der Stimme des Mannes im leinenen Rocke Gehör zu geben, welcher zu Daniel sprach, und dann auf die Stimme der Arithmetik zu lauschen und mit einfachem Addiren die einfachste Additionssumme zustande zu bringen.

Nicht alle Milleritenprediger waren ganz so ungebildete Leute als Elder Hankins, und es ist nur recht und billig, wenn ich sage, daß die Adventisten von heutzutage eine sehr achtbare religiöse Genossenschaft sind, die eine Arbeit thut, welche mehr Anerkennung von andern verdient, als ihr in Wirklichkeit zu Teil wird. Für die Täuschung, welche das Erscheinen des jüngsten Tages für unmittelbar bevorstehend hält, sind die Führer der Adventisten nicht an erster Stelle verantwortlich. Vom Gnostizismus bis zum Mormonentum ist jede religiöse Täuschung aus einem Grundirrtum in der vorgängigen religiösen Belehrung des Volkes hervorgegangen. Durch die engherzige Methode, die heilige Schrift wörtlich zu nehmen, eine Methode, die bei den polemischen Erörterungen der letzten Generation so beliebt war, und der viele Leute noch jetzt eifrig zugethan sind, wurde für den Millerismus der Grund gelegt. Und heutzutage ist in vielen Gegenden der Boden gedüngt für den nächsten Fanatismus. Es fragt sich nur, wer zuerst säen und ernten wird. Für Leute wie diejenigen, welche sich im Schulhause zu Sugar Grove versammelt hatten, um den Geist der Schrift durch Dehnung und Verdrehung des Buchstabens zu zerstören und so den Beweis zu führen, daß ihre Sekte Recht habe, konnte nichts von so überwältigender Wirkung sein als die Zahlen Elder Hankins.

Denn er hatte offenbar das Studium von Zahlen so eifrig betrieben, daß dabei die andern Zweige einer höhern Bildung zu kurz gekommen waren. Seine Beweisführung war auf eine große Papptafel gedruckt. Er begann mit den siebzig Wochen Daniels, er addirte dazu, die „Zeit, die Zeiten und eine halbe

Zeit," und über das, wovon der Prophet erklärte, er habe „es nicht verstanden, als ers gehört," war der erleuchtete mathematische Geist des Ältesten Hankins vollkommen im klaren. Als er zu den tausendzweihundertundneunzig Tagen kam, geriet er in größeres Entzücken als Kepler in seiner höchsten Begeisterung, und in Bezug auf die tausenddreihundertundfünfunddreißig Tage leistete er, was Jonas Harrison den „verteufeltst größten Zahlenquark, den er all sein Lebtag gesehen," nannte.

Jonas Harrison war der neue Lohnarbeiter, der bei Samuel Anderson in Augusts Schuhe getreten war. Er saß neben August und lieferte in lautem Geflüster einen fortlaufenden Kommentar zu der Predigt. Mein teurer Mitbürger, sagte er, indem er bei einer Klimax im Vortrage des Ältesten August in den Arm kniff, mein teurer Mitbürger, hören Sie mal. Der wird die Welt mit seinen Zahlen im Nu zu nichts machen. Er ist wie der Bursche, der den Versuch machte, den Wert herauszubüfteln, den ein fettes Ferkel haben würde, wenn die Klafter Holz zwei Dollars gälte. Er sagt sich: wenn ichs mit Subtrahiren nicht rauskriege, so will ichs mit Dividiren zustande bringen. Und wenn dieser arithmetische Prediger dieser Welt unterm Monde durch Addiren kein Ende machen kann, so wird ers mit Multipliziren fertig kriegen. Es giebt in seinem Buch nur eine einzige Antwort. Man gebe ihm jede beliebige Summe von einzelnen Summen, immer wird 1843 herauskommen.

Nun hatte in der ganzen Gegend um das Schulhaus von Sugar Grove eine große Hungersnot auf dem Gebiete des Sensationellen geherrscht. Den Leuten gefiel die Aussicht auf das Ende der Welt, weil es ein Schauspiel geben würde, etwas, wodurch die fürchterliche Eintönigkeit ihres Lebens eine Unterbrechung erfahren sollte. Begräbnisse und Hochzeiten waren alltägliche Dinge, und nichts hätte für sie so interessant sein können als der Eintritt des jüngsten Tages, wie ihn Elder Hankins beschrieb, es wäre denn ein Zirkus ersten Ranges gewesen mit der Beigabe von zwei Kameelen und einem Käfig mit Affen, sodaß gewissenhafte Leute der Schaustellung aus dem lobenswerten Grunde hätten beiwohnen können, daß sie die Menagerie zu sehen wünschten. Eine Mordthat würde dem Volke von Clark Township ein Gaudium gewesen sein. Sie würde ihnen etwas gegeben haben, worüber sich nachdenken und plaudern ließ. In diesen stillen Pfuhl warf jetzt Elder Hankins die Schalen, die Posaunen, die Donner, das Tier mit zehn Hörnern, den Bock und alle die andern apokalyptischen Symbole in abgeschmackt buchstäblicher Auffassung. Im folgenden August sollte das Ende der Welt eintreten. Hier hatte man doch einmal eine Aufregung, hier gab es etwas, für das es zu leben wert war.

Auf dem ganzen Nachhausewege disputirten die Leute gelehrt über „die Zeit und die Zeiten und die halbe Zeit," über „die sieben Häupter und die zehn Hörner" und die siebente Schale. Die heftigen polemischen Erörterungen und der dreiste Sektendogmatismus der damaligen Zeit hatten ihnen alles eher

Digitized by Google

als „die Bescheidenheit des wahren Wissens“ gelehrt, und jetzt wurden die unlösbaren Probleme von Jahrhunderten den verlegnen Gelehrten aus den Händen genommen und so summarisch und bestimmt entschieden und gelöst wie die Fragen nach dem relativen Werte von Kürbissamen und Flintkorn.

Samuel Anderson hatte seinen Mais stets im Vollmond und seine Kartoffeln im Neumond gepflanzt, hatte immer seine Schweine geschlachtet, wenn der Mond „im Wachsen“ war, damit das Fleisch sich nicht ganz und gar in Fettbrühe verwandeln sollte, und er und seine Frau hatten sich sorgfältig gehütet, eine Hacke durchs Haus zu tragen, weil sie fürchteten, daß „dann jemand sterben müsse.“ Jetzt machte die Predigt des Ältesten einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Sein Leben war immer nicht sowohl ein schlechtes als ein feiges gewesen, und durch sechs Monate Buße in den Himmel zu gelangen, schien ihm ein gutes Geschäft zu sein. Außerdem erinnerte er sich, daß die Leute dort oben nicht freiten und heirateten, und daß infolge dessen Abigail endlich kein Recht mehr haben würde, ihn zu peinigen. Hankins würde ihn mit seinen Zahlen nicht für den Millerismus gewonnen haben, hätte ihn seine Frau nicht hineingetrieben, da er das bequemste Mittel war, von ihr geschieden zu werden. Keine Verdammnis in der zukünftigen Welt hätte ihm viel Beunruhigung machen können, wenn sie nicht mit der Aussicht verbunden gewesen wäre, fernerhin den Herrn und Meister Frau Abigails spielen zu müssen. Und was dieses arme unterdrückte Weib anlangt, so hatte sie einfach Angst. Sie war gar nicht gewillt, zuzulassen, daß das Ende der Welt sobald eintrete. Da sie etliche garstige Rechnungen zu begleichen hatte, so hätte sie den Zahltag gern hinausgeschoben. Frau Anderson konnte in Wahrheit ein Frauenzimmer genannt werden, das Gott fürchtete — sie hatte Ursache dazu.

Was August betrifft, so würde er sich aus dem jüngsten Tage nicht viel gemacht haben, wenn es ihm nur geglückt wäre, von den Augen Juliens einen Blick der Wiedererkennung zu erhaschen. Aber Julia wagte nicht aufzublicken. Der Prozeß ihrer Einschüchterung hatte mit ihren Kinderjahren begonnen, und jetzt stand sie unter einer wahren Schreckensherrschaft. Sie wußte bis jetzt noch nicht, daß sie ihrer Mutter Widerstand leisten konnte, und dann lebte sie in tötlicher Furcht vor der Herzkrankheit ihrer Mutter. Wenn sie sie aufregte, konnte sie sie töten. Diese Angst vor Muttermord hielt ihre Mutter allezeit bei ihr wach. Umsonst wartete sie auf eine Gelegenheit, August einen Blick zukommen zu lassen. Sie kam nicht. Einmal, als ihre Mutter den Kopf abgewendet hatte, blickte sie nach August hin. Aber er hörte in diesem Moment gerade auf eine Bemerkung Jonas Harrisons oder versuchte es wenigstens. Und August, der die Verhältnisse nicht verstand, konnte sich Juliens scheinbare Kälte nur mit der Theorie, die ihm Andrews allgemeiner Unglaube in Betreff der Frauen an die Hand gegeben, oder mit der Vermutung erklären, daß sie sich verletzt gefühlt habe, als sie begriffen, daß seine harmlose Bemerkung über Andrews Mißgeschick

Digitized by Google

sich auf ihre Mutter bezogen. Und so hatte August, während die andern sich stritten, ob die Welt untergehen werde oder nicht, das trostlose Gefühl, daß sie für ihn bereits untergegangen sei. Und dieses Gefühl wurde nicht besser, als Wilhelmine ihm zuflüsterte: O, wie hübsch sie doch ist, dieses Mädchen von Andersons! Nicht wahr, August?

Neuntes Kapitel.

Der neue Gesanglehrer.

Er singt wie eine Euligall.

Jonas Harrison lehnte sich gegen den Brunnenschwengel und unterhielt sich mit Cynthy Ann. Er war unten im Kramladen von Brayville gewesen, wie er sagte, und hatte zugehört, wie die Leute über den Millerismus diskutirten, und einen neuen Gesanglehrer dort gesehen. Konnte er gut singen? fragte Cynthy, mehr um die Unterhaltung zu verlängern als um sich über den genannten zu belehren.

Glaube, singt wie 'ne Euligall. Hat mehr Petschafte an seiner Uhrkette hängen als ich in meinem Leben gesehen. Sitzt ihm ein Schnurrbart an der ersten Etage über dem Maul, ein Ding, wie ein Büschel Gras auf dem Dache eines alten Küchenschuppens. Hübsch, nicht? Er ist der hübscheste Kerl, den ich jemals gesehen. Aber er ist kein Gesanglehrer — wenigstens nicht, wenn ich was von Rüben und Rüben verstehe. Der ist nicht dazu geboren, seiner Zeit und seinem Vaterlande mit der Stimmgabel zu dienen. Ich denke, er hat die Absicht, hier herum ein bischen im Trüben zu fischen, und spielt bloß den Singlehrer. Will ein Pferd darauf verwetten, daß er mehr als eine Fiedel spielen kann. Sagt, er wäre hierher gekommen von wegen seiner Gesundheit, und ich glaube, das ist richtig. Denke, wenn er geblieben wäre, wo er war, so hätte er 'ne Weile die Stube hüten müssen, und diese Stube wäre am Ende vielleicht nur neun Fuß lang und fünf breit gewesen, düster beleuchtet und ärmlich möblirt, mit einer eisernen Thür und Gitter vor den Fenstern und nicht viel Aussicht auf Bewegung in der frischen Luft.

Sei doch kein solcher Unchrist, Jonas, ich bitte dich. Wir sind alle arme Sünder, glaub ich, und du weißt, daß christliche Liebe sich nichts böses denkt. Der Mann kann ganz gut sein, auch wenn er Haare auf der Lippe trägt. Die christliche Liebe deckt eine Menge von Sünden zu.

Ja, aber die christliche Liebe bedeckt keinen Wolf mit Lämmerwolle. Und wenn er nicht ein Wolf in Wolle ist, so giebts keine Schlangen in Jersey, wie Rotkäppchen sagte, als ihr Großmütterchen ihr den Kopf abzubeißen versuchte. Ich bin höllisch eingenommen für christliche Nächstenliebe und gedenke ihr bei jeder Wahl meine Stimme zu geben, aber Scheuklappen lasse ich mir von ihr

nicht anlegen. Und wenn mir einer nach Clark Township kommt und Strippen an seinen Hosalongs trägt, damit er nicht ganz und gar von der Erde in den Himmel fliegt, und sich in derselben Absicht mit zinnernen und vergoldeten Petschaften an der Uhr beschwert, und einen Strich rotspitziges Heu auf seiner Oberlippe kultivirt und sich für einen Singlehrer ausgiebt, so hab ich ihn im Verdacht. Da ist mir zuviel aufgewichst, als das viel gescheidtes dahinterstecken sollte. Na aber, hier, auf deine Gesundheit, Cynthy!

Und nachdem er diese orakelhafte Rede gehalten und das harte Kalksteinwasser hinuntergeschlürft, hing Jonas den reinen, weißen Kürbis, aus dem er getrunken hatte, an seinen Platz am Brunnenschwengel und brach wieder nach dem Felde auf, während Cynthy Ann ihren Eimer voll Wasser in die Küche trug, wobei sie sich Vorwürfe machte, so lange dagestanden und mit Jonas geplaudert zu haben. Bei Cynthy hatte alles angenehme einen Beigeschmack von Sündhaftigkeit.

Der Wassereimer war kaum in den Gußstein gestellt, so klopfte es an die Thür, und Cynthy fand, daß neben derselben die mit Strippen versehenen Pantalons, der „rotspitzige" Schnurrbart, die Uhrpetschafte und alles übrige standen, was den neuen Gesanglehrer ausmachte. Er lächelte, als er ihrer ansichtig wurde. Es war ein Lächeln von der Sorte, die streng auf die untere Hälfte des Gesichts beschränkt und ganz mechanisch ist, wie wenn inwendig gewisse Drähte mit vorbedachter Böswilligkeit gezogen und der Mund zu einem viereckigen Grinsen aufgerissen würde, wie es etwa ein geschickt angefertigter Automat zeigen könnte.

Ist Herr Anderson zu Hause?

Nein, mein Herr, er ist in die Stadt gegangen.

Ist Frau Anderson da?

Damit trat er ein und hatte bald ein Gespräch mit der Dame vom Hause angeknüpft, und trotz des Vorurteils, das sie gegen Schnurrbärte hegte, brachte ers dahin, ihr zu gefallen. Er lächelte so kunstvoll. Er sprach so fließend. Er nahm alle ihre Launen und Schrullen mit gutem Humor auf, zeigte bei allen ihren Klagen Teilnahme und blieb zuletzt zum Mittagsessen da, wo er ihr bestes Eingemachtes mit einer gnädigen Ungezwungenheit verspeiste, die Frau Anderson das Gefühl erweckte, wie groß doch seine Herablassung wäre. Denn Herr Humphreys, der Gesanglehrer, hatte Julien in das hübsche Gesicht und dann über Juliens Schultern über die weitgedehnten Äcker ihres Vaters gesehen, und er meinte, daß er in Clark Township noch keiner so schönen Landschaft, keiner so niedlichen Staffage begegnet sei. Und mit dem raschen Blicke des Mannes von Welt hatte er Frau Anderson gemessen und über die geringe Mühe nachgedacht, die es ihm verursachen würde, das Bild so zu gestalten, daß es nach seinem Geschmacke war.

Er blieb auch zum Abendessen da. Er lächelte Samuel Anderson mit demselben bezaubernden viereckigen Lächeln an, behandelte ihn als Haupt der Familie, sprach geläufig von der Landwirtschaft und hörte besser zu als er sprach. Über sich selbst gab er keine Rechenschaft, ausgenommen durch Andeutungen. So pflegte er einen Satz etwa so zu beginnen: Als ich in Frankreich reiste mit meiner armen, lieben Mutter, woraus Frau Anderson schloß, daß er ein liebevoller Sohn gewesen sei. Dann berichtete er, wie er etwas Seltsames gesehen, als er im Hause des amerikanischen Gesandten zu Berlin gespeist habe. Diese bläuliche Ferne, ließ er sich vernehmen, erinnert mich an meine heimatlichen Berge im Norden des Staates Neuyork. Dann wieder spielte er darauf an, daß er auf dem Konservatorium zu Leipzig Musik studirt habe. Für einfache Landleute in einer abgelegenen Gegend des Westens im Jahre 1843 war ein solcher Mann besser als ein ganzes Lyceum voll Vorträge. Er brachte ihnen den Geruch des Reisens in fernem Lande, den Duft der Großstadt, das Ungewöhnliche, nach welchem jedermann sehnsüchtig begehrt.

Er blieb zum Mittagsessen, wie ich sagte, desgleichen zum Abendbrot. Er blieb auch die Nacht da. Er schlug sein Quartier im Hause Samuel Andersons auf und gab sich hier in Kost und Pflege. Wer konnte seiner Bitte widerstehen? Versicherte er ihnen doch, daß er das Bedürfnis empfinde, sich in einer gebildeten Familie ein Heim zu gründen. Und war es nicht eine goldne Gelegenheit, der Tochter des Hauses durch einen Privatlehrer Musikunterricht erteilen zu lassen und so ihrer Erziehung einen besondern Glanz zu geben? Wie hoffte Frau Anderson, daß dieser hohe Vorzug auf seiten ihrer Nachbarn eifersüchtige Bemerkungen hervorrufen würde! Zur Vervollständigung ihres Triumphs war nur noch notwendig, daß sie sagten, sie sei „aufgeblasen." Und dann, einen so brillanten Begleiter für Julien zu haben! Einen Begleiter mit Petschaften und Berlocken an der Uhr und einem Schnurrbart, einen Begleiter, der mit seiner Mutter in Paris gewesen, im Konservatorium zu Leipzig studirt, mit dem amerikanischen Gesandten zu Berlin dinirt und eine Menge anderer wundervoller Dinge gethan hatte. Das war eine Aussicht, das ehrgeizige Herz der Frau Anderson zu entzücken, zumal da er seine Schmeichelei mehr an die Mutter als an die Tochter richtete.

Er ist ein freier Bürger dieser föderalen Union, sagte Jonas zu Cynthy, trägt den Kopf so hoch, als ob er intime Bekanntschaft mit dem amerikanischen Adler selber unterhielte. Er spielt sein Spiel flott. Teilt alle Trümpfe sich selber zu und beinahe alles andre ebenfalls. Er wird uns das Mädel entführen, wenn ihn nicht was in seinem Galoppiren aufhält. Na, laß mich nur eine Gelegenheit finden, wenn er am höchsten droben in der Bernsteinbläue schwebt, so werden wir den Bindfaden am Drachen durchschneiden und ihn wie einen gezackten Blitz in einen Tümpel purzeln lassen.

Cynthy sagte, sie könnte wahrhaftig nur eine einzige große Sünde sehen,

Digitized by Google

die er begangen hätte. Das wäre, daß er Gold und köstlich Geschmeide an sich getragen. Es stünde in der Bibel und im Sittenbuch der Methodisten, daß Gold an sich tragen Sünde wäre, und sie meinte, der arme Mensch müsse doch gar keine Acht auf seine Seele haben, daß er sie mit solchen Dingen beschwere.

Aber Jonas bemerkte nur, daß seine Goldsachen keine Sünde zu sein schienen. Er erinnere sich keines Verbotes, Zinn oder Tomback zu tragen.

Zehntes Kapitel.

Ein Hilfsanerbieten.

Der Gesanglehrer, Herr Humphreys, ging mit Julien in die Singschule und zur Kirche in ganz ungezwungner Weise, indem er sie mit Aufmerksamkeit behandelte, aber Sorge trug, nicht allzu aufmerksam zu erscheinen. Abgesehen davon, daß Julia sein Lächeln nicht ausstehen konnte — das wie gewisse Aktiengesellschaften strictly limited war — hatte sie ihn ziemlich gern. Es war in ihrem eintönigen Leben unter den Augen ihrer Mutter, welche sie fast nie allein ließ und ihr jede Möglichkeit eines Verkehrs mit August abschnitt, immerhin etwas, die unaufdringlichen Aufmerksamkeiten des Herrn Humphreys zu gewahren, der sie übrigens stets durch die von ihm erlebten Abenteuer interessirte. Denn es schien wirklich, als ob er mehr Abenteuer erlebt habe als ein Dutzend andrer Leute. Wie sollte ein einfaches Mädchen ihn verstehen? Wie sollte sie das Rätsel eines Lebens so voll Zweideutigkeit — voll Vieldeutigkeit lösen können, wie das Leben Josua Humphreys', des Musiklehrers, war? Humphreys beabsichtigte, eine Liebschaft mit ihr anzufangen, aber in den ersten beiden Wochen hatte er es nur darauf abgesehen, ihre Hochachtung zu gewinnen. Er fühlte, daß ihm etwas noch nicht klar sei, und als ihm zuletzt der Schlüssel in die Hände fiel, war er überzeugt, daß das arglose Mädchen in seiner Gewalt sei.

Unter den Mädchen, die Humphreys' Singschule besuchten, war auch Betsey Malcolm, die Tochter der nächsten Nachbarn der Andersons. Der Gesanglehrer sah sie häufig bei Andersons und wünschte oft, daß Julia so leicht zu gewinnen sein möchte, als Betsey seiner Meinung nach zu gewinnen war. Der sinnliche Mund, die einfältig blickenden Augen Betseys zeigten rasch, wie wohl ihr jede schmeichlerische Aufmerksamkeit that, die er ihr erwies, und obwohl er in Juliens Gegenwart sich in Acht nahm, sie zu warm zu behandeln, machte er ihr, als er eines Tages die Straße allein hinabging und ihr begegnete, eifrig den Hof. Er hatte bei ihr durchaus keine Vorsicht zu beobachten. Sie verschlang gierig alle Aufmerksamkeit, die er für sie hatte, und bemerkte nur nach einem Weilchen mit mürrischer Miene: O lieber Herr, so wie Sie zu mir reden, so reden Sie vermutlich manchmal mit Julien. Ich glaube, die hält es nicht für was Unrechtes, sich zwei Liebhaber zugleich warm zu halten.

Zwei? Was meinen Sie damit, meine holde Freundin? Ich habe bis jetzt noch nicht einmal einen gesehen.

O nein! Sie meinen, Sie haben noch nicht zwei gesehen. Den einen sehen Sie, so oft Sie in den Spiegel gucken. Der andre ist ein Dutchman, und sie möchte vor Sehnsucht nach ihm vergehen. Sie mag mit Ihnen tändeln, aber ihre Mutter muß sie Tag und Nacht bewachen, daß sie nicht mit August Wehle davonläuft.

Wie viele andre verschlagne Leute, hatte Betsey Malcolm hiermit weit über ihr Ziel hinausgeschossen. Indem sie Humphreys von Julien zu trennen suchte, hatte sie ihm den Schlüssel gegeben, den er sich wünschte, und er zögerte nicht, sich seiner zu bedienen; denn er war fast der einzige, den Frau Anderson mit Julien allein ließ.

In der Abenddämmerung desselben Tages, wo er mit Betsey gesprochen, saß er mit Julien in der langen Vorderveranda. Julien gefiel er besser im Dunkeln als bei Licht, oder richtiger, er mißfiel ihr dort weniger. Denn wenn es hell war, konnte sie sein Lächeln sehen, und obwohl sie noch nicht gelernt hatte, ein kaltblütiges Gesicht mit einem schurkischen Charakter in Verbindung zu bringen, hatte sie doch den Instinkt der kindlichen Unschuld, der sie vor Humphreys' viereckigem Lächeln zurückschrecken ließ. Es kam ihr stets vor, als ob der wirkliche Humphreys sie aus den kalten, glitzernden Augen ansähe, und daß sein Lächeln etwas wäre, womit sein Inneres nichts zu schaffen hätte.

Indem sie in der Abenddämmerung so bei einander saßen und hinausblickten über die grünen Weidegründe nach dem Horizonte, wo erst die näheren Hügel aufhörten und die ferneren, da ihre Ferne nur durch ihre Färbung erkennbar war, unmittelbar hinter ihnen aufzusteigen schienen, obwohl die ganze Thalsohle des Ohio zwischen beiden lag, vergaß sie den Mephistopheles, der sich nicht weit von ihr befand, und träumte von August, dem „Prächtigen," wie sie ihn phantastisch nannte. Und er ließ sie lange Zeit sitzen und träumen, bis die Dunkelheit sich auf die Höhenzüge herabsenkte. Dann sprach er.

Ich — ich dachte, begann Humphreys mit gutgeheuchelter Unentschlossenheit, ich dachte eben daran, ob ich nicht wagen sollte, Ihnen als treugesinnter und galanter Mann meinen Beistand anzubieten in einer Angelegenheit — einer Angelegenheit der höchsten Delikatesse — einer Sache, in die mich zu mischen ich kein Recht habe. Ich glaube gehört zu haben, daß ihre Frau Mutter die Bewerbung eines jungen Mannes, der — nun, der Ihnen — sagen wir, nicht ganz unangenehm ist, nicht gern sieht. Ich bitte um Vergebung, sagen Sie mir ja nichts, was Sie lieber im Herzen als Geheimnis bewahren möchten. Aber wissen Sie, wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein könnte — ich habe vielleicht einigen Einfluß bei Ihren Eltern. Wenn ich der glückliche Träger irgend einer Mitteilung sein dürfte, so befehlen Sie über Ihren gehorsamen Diener.

Julia wußte nicht, was sie sagen sollte. August ein Wort zukommen lassen zu können, war ihr sehnlichster Wunsch. Aber der Gedanke, sich Humphreys' dazu zu bedienen, widerstand ihr. Sie konnte in der zunehmenden Finsternis sein Gesicht nicht sehen, aber sie fühlte gleichsam, wie er jenes wohlbekannte seelenlose geometrische Lächeln zeigte. Sie war es nicht imstande. Sie wußte nicht, was sie ihm antworten sollte, und so sagte sie gar nichts. Humphreys merkte, daß er weiter ausholen mußte.

Ich höre von dem jungen Manne als von einem lobenswerten Menschen sprechen, fuhr er fort. Ein Deutscher, glaube ich? Ich habe an den Deut-

Digitized by Google

schen immer ein eigentümlich mannhaftes Wesen bemerkt. Eine eigentümliche feine Art und Weise und eine Artigkeit, die den Amerikanern oft fehlt. Ich beobachtete das, als ich in Leipzig lebte. Ich glaube nicht, daß die deutschen Mädchen ebensoviel Zartgefühl besitzen. Deutsche Herren scheinen hier zu Lande oftmals amerikanische Mädchen vorzuziehen.

Dies alles würde einem uninteressanten Zuhörer ziemlich schal und hohl vorgekommen sein. Julien thaten die Worte so wohl wie dem Erdboden der erste Regen nach langer Dürre. Sie hatte über den armen August Klage, Tadel, unfreundliche Andeutungen und grobe Verdammungsurteile gehört. Hier vernahm sie die ersten freundlichen Worte. Sie bestätigten ihre Meinung, sie trösteten ihr Herz, sie gaben ihr ein Gefühl der Dankbarkeit, selbst der Zuneigung zu dem neben ihr sitzenden Gecken, trotz seiner Berlocken, seines gedrehten Schnurrbarts, seiner Strippen, seiner kalten Augen und seines erkünstelten Lächelns. Die arme Thörin! wird man ausrufen, und in der That war sie eine arme Thörin. Denn sie hätte sich Humphreys zu Füßen werfen und ihm für seine Worte danken mögen. Sie dankte ihm denn auch in stammelnder Rede, und er zögerte nicht, darauf die günstigen Eindrücke, welche die Deutschen auf ihn gemacht, zu wiederholen. Was er bezweckte, war, Augusts Geltung bei ihr nicht eher zu zerstören, als bis er sich selbst in eine Stellung gebracht habe, in welcher er der nächste Erbe ihrer Neigung werden mußte.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Lotzes philosophische Weltanschauung nach ihren Grundzügen. Zur Erinnerung an den Verstorbenen von Professor Dr. Edm. Pfleiderer in Tübingen. Berlin, Reimer, 1882.

Der Verfasser, durch „langjährige tiefe Sympathie" der Weltanschauung und Persönlichkeit des unlängst verstorbenen Philosophen innig verbunden, entwirft in überaus lebhafter, klarer und fesselnder Form ein Bild von dessen Lehre nach den Hauptlinien ihres Inhalts und ihrer Methode. Wie ihm Pietät und Dankbarkeit dabei allein die Hand geführt haben, so haben sie ihn auch zurückgehalten von kritischer Zerfaserung des Dargestellten und jeglicher Einrede. Dennoch tritt uns nicht sowohl eine direkt urkundliche Wiedergabe, als eine freie, selbständige Reproduktion der Lotzeschen Gedanken entgegen, zum Vorteile der Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit, da wir so den Entstehungsgang dieser Gedanken und ihre Motivirung direkter miterleben und rascher von ihrem Strome fortgerissen werden. Das Bild hat dadurch auch keineswegs an Treue verloren; nur daß die Beschränkung auf die allgemeinsten Umrisse in einem Punkte vielleicht allzuviel von den Mittelgliedern entfernt haben möchte, deren es bedarf, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen. Dieser Punkt ist wichtig genug, um ihm auch in dieser Anzeige, die im übrigen nur zur Lektüre des Schriftchens einladen will, ein paar Worte zu widmen. Es handelt sich um die Stellung der Seele innerhalb des lebendigen Organismus und um das Verhältnis ihrer Thätigkeit zu dem, was im gewöhnlichen physikalisch-chemischen Sinne „mechanisch" oder der „Mechanismus der Funk-

tionen" genannt zu werden pflegt. Es kann scheinen, als ob Pfleiderer die gänzliche Einschränkung der Seele auf ein betrachtendes und empfindendes Innenleben in Lotzes Sinne fände, während die Gesetze des wirklichen Geschehens immer nur in den Formeln zu suchen sein würden, welche Gottes ewigen Ratschluß für das Zusammengehen von physischen Veränderungen festsetzte, also in den Zusammenordnungen der mechanischen Mittel für die gottgewollten Zwecke. Dem entgegen hat doch Lotze auch eine unmittelbare Zusammenordnung von Zwecktrieben und Willenstendenzen der tierischen und menschlichen Seelen einerseits mit den physischen Kraftmittelpunkten andrerseits ausdrücklich anerkannt und hat in dieser Tendenz u. a. das bedeutungsvolle Wort gesprochen: „Wohl kann die Seele, indem sie eine Reihenfolge solcher innern Zustände in sich erzeugt, die der allgemeine Naturlauf zu Anfangspunkten von Bewegungen gemacht hat, auch eine Reihenfolge der letzteren in einer Ordnung und zweckmäßigen Gruppirung hervorrufen, für welche an sich die Einrichtung des Organismus keinen hinlänglichen Grund enthält." Ja Lotze war geneigt, solche Einwirkungen des Willens sogar über den eignen Leib hinaus nicht für unmöglich zu halten. Er verlangte nur, daß in allen ihren teleologischen Wirkungen die Seele ihre Kräfte in Kräfte von solcher Art verwandle, wie sie gefordert sind, um in den physikalischen Kraftzentren, auf die sie wirken will, die nötigen Bewegungsimpulse auszulösen. Jene lediglich betrachtende und genießende Stellung, auf welche Pfleiderer überall die Seele reduziren zu wollen scheint, ist bei Lotze nur der Pflanzenseele zugedacht. Ob er damit Recht hatte, ist mehr als fraglich; das von Pfleiderer angeführte Beispiel des rein physikalisch-mechanischen Wachsens der Zelle läßt doch die Frage übrig, warum dieses Wachsen dann nicht in gleichem Sinne fortgehe, anstatt sich zu überall fest bestimmten Blattformen, dann zu Blüten, Geschlechtsprozessen, Früchte- und Samenbildungen u. s. w. umzubiegen. Lotzes Verdienst scheint uns mehr in der Betonung einer teleologischen Kausalität entgegen dem physikalischen Mechanismus, als in der Verteidigung des letzteren gegenüber der ersteren zu liegen, und daß er in einem geistig und teleologisch erweiterten Wortgebrauche auch dort noch von „Mechanismus" spricht, empfiehlt sich nicht zur Nachahmung. Jedenfalls ist es unerläßlich, um Lotze zu verstehen und verständlich zu machen, seine Unterscheidung von „Ergebnissen verschiedener Ordnung" sehr ernst zu nehmen, wonach er sich bei Untersuchungen niederer Ordnung gern materialistischer ausdrückte, als er dachte, und auch mit veränderter Bedeutung einen terminus technicus der niederen Stufe auf die höhere mit heraufnahm. Der Hauptnachdruck fällt in seiner Lehre zweifellos auf die ethische Wertbestimmung des Seienden als Urquell alles Seins; also, wenn nirgend anders, so ist in der Gottheit jedenfalls nach Lotze eine rein ethische, teleologische Kausalität wirksam, die er völlig von jedem Mechanismus frei, ja von allen Bedingungen und Gesetzen frei sein ließ. Die Analogien dieses Wirkens in der Tier- und Menschenseele hat er nicht soweit zurückgedrängt, als es nach Pfleiderers Hervorhebung der Gegenseite scheinen kann. R. S.

Die Notwendigkeit und die Möglichkeit einer kräftigeren Zusammenwirkung der Völker auf dem Gebiete der Kindererziehung, speziell des Volksschulwesens. Ein Blick in die Volksschulgesetzgebung des 19. Jahrhunderts von Mhau-su-faer. Köln und Leipzig, Eduard Heinrich Mayer, 1882.

Der pseudonyme Verfasser dieses seltsamen Buches geht von dem durch die Erfahrung aller Zeiten widerlegten Satze aus, daß ein normal organisirter Mensch ein Produkt der Erziehung sei, Talente und Tugenden daher bei jedem Individuum nur als eine Wirkung des Unterrichtes betrachtet werden könnten.

Mhan-fu-faer ist Anhänger des Weltfriedens. Da dieser nun erst dann herbeigeführt werden kann, wenn die Schranken, welche Nation von Nation trennen, hinweggeräumt worden sind, so meint er, man vermöge die Völker leicht dadurch einander zu nähern, daß man in allen europäischen Staaten den Unterricht in gleicher Weise einrichte. Und zwar verlangt er, daß zunächst der von nationalem Standpunkte erteilte Geschichtsunterricht, in welchem er vor allem die Wurzel des Nationalgefühls erblickt, ganz in Wegfall komme und erst dann wieder zur Einführung gelange, wenn man bei den Prüfungen der Lehrer die Überzeugung gewonnen habe, daß der Lehrer überall mit gleicher Treue und Wärme wie bei der Tugendlehre das gleiche Unrecht von allen kriegführenden Nationen, auch seiner eignen, hervorzuheben fähig sei. Weiter, meint der Verfasser, müsse alles vermieden werden, was den kriegerischen Sinn im Knaben zu erwecken imstande sei. Auch Waffentrophäen, Siegesdenkmale und dergleichen Erinnerungszeichen an blutige Siege seien zu verwerfen und anstatt dessen besser die Opfer des Krieges der Jugend vor Augen zu stellen. Man solle deshalb abgeschossene Beine, Arme u. s. w. in Spiritus setzen und an geeigneten Orten zu Nutz und Lehr des heranwachsenden Geschlechtes aufstellen. „Die Gedanken »Schullehrer« und »Militär« — so endet der friedliebende Verfasser seine Betrachtung — sind in dem gebildeten Staat des neunzehnten, bald zwanzigsten Jahrhunderts nicht länger zu vereinigen; das eine oder das andre: Armeen und Dummheit oder aufgeklärter Patriotismus ohne Armeen. Nur die Volksschulgesetzgebung kann und muß die Hand an das Werk legen: nicht durch das Hinzuziehen von neuen Lehrfächern, sondern innerhalb des Umfanges der alten, bestehenden Hauptfächer vervollkommne sie die geistige Vertiefung der Völker."

Nachdem auf diese Weise die Ausbildung nationalen Gefühles in der Jugend verhindert worden ist, sollen die Völker durch die Musik einander näher gebracht werden. Der größte Wert, meint Mhan-fu-faer, sei auf die Aussprache zu legen, denn eine auch wenig kräftige Stimme, die Vokale und Konsonanten richtig anzuwenden verstehe, werde eher überzeugen als eine kräftigere, die Vokale und Konsonanten unrichtig gebrauche. Der berufene Beurteiler der Richtigkeit beim Gebrauche der Laute sei aber der wahrhaft künstlerisch begeisterte Sänger, nicht der Gelehrte. Darum müsse in jedem Staate eine Gesangsschule unter der Leitung eines solchen Sängers gegründet werden, und hier, nicht in den Seminarien, seien die Lehrer gleichmäßig zu bilden. Der Erfolg werde dann der sein, daß der Sprachunterricht in einem Reiche vollkommen gleich, ohne Dialekt erteilt werde, daß der Gebrauch der Sprachelemente überall gleich genau, gleich musikalisch schön werde und bleibe, zuletzt daß jeder Dialekt verschwinde.

Weiter fordert der Verfasser, daß ein Erziehungskongreß aller europäischen Staaten zusammentrete, welcher die gleichzeitige Einführung aller der genannten Einrichtungen verfügen soll, und da auch hier jene sprachlichen Übungen stattfinden werden, giebt er sich der Hoffnung hin, daß bei größerer Annäherung der Völker die reinste, musikalisch schönste Sprache den Sieg davontragen und damit ein ewiger Friede auf Erden hergestellt sein werde.

Beigegeben sind der Schrift eine Reihe von Aussprüchen des Helvetius, welche der Verfasser mit Anmerkungen begleitet, und eine Übersicht über die Volksschulgesetze unsrer Zeit. Beide Anhänge stehen mit dem, was der Verfasser will, nur in losem Zusammenhange.

Es ist ein einziger richtiger Gedanke in diesen harmlosen, von einer seltnen Unkenntnis der Verhältnisse zeugenden Ausführungen, und das ist der Protest gegen

Digitized by Google

die Einführung des jetzt die europäischen Völker scharf von einander trennenden Chauvinismus in den Bereich der Erziehung. Alles übrige ist voll von falschen Voraussetzungen und falschen Schlüssen. Falsch ist die Behauptung, daß der Mensch allein ein Produkt seiner Erziehung sei, falsch die Behauptung, daß das Nationalgefühl ihm erst anerzogen werde, höchst wunderlich endlich der Vorschlag, daß die europäischen Staaten durch Einsetzung eines internationalen Erziehungsrates den allgemeinen Weltfrieden herbeiführen sollen. Sind die Staaten Europas einmal soweit, daß sie gemeinschaftlich das Volksschulwesen ordnen, dann ist ein Weltfriede nicht mehr zu erwarten, dann ist er bereits erreicht.

Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg von Clemens Brentano. Herausgegeben von Karl Bartsch. (Neudrucke aus dem Mohrschen Verlage. Heft 1.) Freiburg i. B. und Tübingen, Mohr, 1882.

J. M. R. Lenz, Der Waldbruder. Ein Pendant zu Werthers Leiden. Neu zum Abdruck gebracht und eingeleitet von Dr. Max von Waldberg. Berlin, Kühl, 1882.

In erfreulicher Weise mehren sich die Neudrucke selten gewordener Denkmäler der älteren deutschen Literatur. Zu bedauern ist nur eins dabei: die kaum noch zu übersehende, freilich echt deutsche, Zersplitterung Wir hatten bereits die vier bekannten Brockhausschen Sammlungen, als Niemeyer in Halle mit seinen Neudrucken von deutschen Literaturdenkmälern aus dem 16. und 17. Jahrhundert begann, von denen bis jetzt 33 Hefte vorliegen. Dann kamen die Gebrüder Henninger in Heilbronn und fingen mit einer ähnlichen Serie aus dem 18. Jahrhundert an, die jetzt bis zum sechsten Hefte fortgeschritten ist. Levy & Müller in Stuttgart haben uns überrascht mit einem Wiederabdruck des berühmten Romans „Agnes von Lilien," der 1795 zuerst in den Horen, dann auch in einer Separatausgabe bei Unger in Berlin herauskam, der bei seinem ersten Erscheinen Goethe zugeschrieben wurde und als dessen wirkliche Verfasserin sich dann Charlotte von Wolzogen, Schillers Schwägerin, ergab; von einem andern, seiner Zeit nicht minder berühmten Roman, dem „Anton Reiser" von Philipp Moritz, wird, wie wir hören, ebenfalls ein Neudruck in anderem Verlage vorbereitet; Wilhelm Scherer hat mit Thomas Murners „Schelmenzunft" (1512) eine Serie eröffnet, die sogar nur photographisch facsimilirte Nachbildungen von deutschen Drucken älterer Zeit enthalten soll (Berlin, Gebr. Burchard), und diesen allen schließen sich nun als neueste Gaben die oben genannten beiden Neudrucke an. Wenn sich aus allen diesen Anfängen mit der Zeit größere Sammlungen entwickeln, so wird man sich ja allmählich mit diesem Segen vertraut machen; wenn aber, wie es den Anschein hat, manche dieser Publikationen vereinzelt stehen bleiben sollen, dann ist es doch zu bedauern, daß sie nicht lieber in einer der bereits bestehenden Sammlungen untergebracht worden sind. Freilich verfolgen diese verschiedene Zwecke. Die einen sind in erster Linie bestimmt, von Studenten bei literarhistorischen Vorlesungen und Übungen benutzt zu werden; diese scheinen sich nicht über einen Umfang hinausgetrauen zu wollen, der sich für sechzig oder siebzig Pfennige liefern läßt. Als ob dies das Maximum wäre, was ein deutscher Student an ein Buch wenden kann! Andre rechnen auf das größere Publikum, wagen sich auch an Werke von größerem Umfang, schlagen dann freilich auch in den üblichen Einleitungen und Anmerkungen einen etwas andern Ton an, als die nur für Gelehrte und solche, die es werden wollen, bestimmten Ausgaben dies für passend halten. Indessen hätte sich doch ein Buch wie „Agnes von Lilien" sehr gut in der Brockhausschen Sammlung „Deutsche Klassiker des 18. und 19. Jahrhunderts," Lenzens Waldbruder ebensogut in den Henningerschen Neudrucken unterbringen lassen.

Digitized by Google

Wozu immer wieder neue Ansätze? Möchte doch diese Bitte bei solchen, die sich vielleicht mit verwandten Plänen tragen, nicht ungehört verhallen!

Seit Scherer das hübsche Wort „Frühzeit" gebildet und ein Buch herausgegeben hat „Aus Goethes Frühzeit," haben auch andre Leute die Entdeckung gemacht, daß sie eine „Frühzeit" gehabt haben, z. B. die Mohrsche Verlagsbuchhandlung. Sie hat in dieser ihrer Frühzeit sehr merkwürdige Bücher und Büchlein gedruckt, unter andern die „Trösteinsamkeit" (von Arnim),*) „Des Knaben Wunderhorn" (von Arnim und Brentano), Brentanos „Goldfaden," Rochlitzens „Familienleben" u. a., und scheint nun die löbliche Absicht zu haben, einige von diesen Sachen neu herauszugeben. Die prächtige Dichtung Clemens Brentanos, 1806 zu der Doppelfeier der Wiedergenesung des greisen Kurfürsten Karl Friedrich von Baden und der Hochzeit des Kurprinzen Karl Ludwig Friedrich gedichtet, ganz im Ton von Goethes Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung," bildet den Inhalt des ersten Heftchens. Bartsch hat für einen korrekten Abdruck gesorgt und im Anhang eine Reihe bequemer und zweckentsprechender Erläuterungen beigegeben.

Eine ebenso große literarische Seltenheit wie das Opusculum Brentanos ist Lenzens „Waldbruder." Dies für die Sturm- und Drangzeit höchst charakteristische, 1776 in Berka entstandene Fragment eines Seitenstücks zum „Werther" erschien 1797, fünf Jahre nach dem Tode des Verfassers, im dritten Jahrgange der Horen. Da dieser in kleinerer Auflage als die beiden ersten Jahrgänge gedruckt wurde, so ist schon um deswillen das Romanfragment eine Rarität. Dazu kommt aber, daß Tieck bei seiner Sammlung der Lenzschen Werke gerade diese merkwürdigste Prosaschrift des Dichters übersehen hat, Dorer-Egloff, der sie dann in seinen Nachträgen zur Tieckschen Ausgabe wieder veröffentlichte, den Text „inkonsequent zu modernisiren versucht hat," und so wird uns denn in der That hier — nach 85 Jahren! — der zweite korrekte Abdruck der Dichtung geboten, der sich eng an den Druck in den Horen anschließt.

Vorausgeht eine verhältnismäßig umfängliche Einleitung — sie ist überflüssig breit geworden dadurch, daß der Herausgeber einen großen Teil des Romans nochmals in Stücken, nämlich in Zitaten, darin mitgeteilt hat —, in welcher erstens der überzeugende Nachweis geführt wird, daß wir nicht den ursprünglichen Lenzschen, sondern einen von Goethes Hand 1797 übergangenen und wahrscheinlich im Ausdruck vielfach gemilderten Text vor uns haben. Ferner zeigt der Herausgeber des breitern, daß der „Waldbruder" ganz wie der „Werther" durchaus dem Leben nachgedichtet ist und daß, so wie Herz, der Waldbruder, niemand anderes ist als Lenz selbst, auch zu den übrigen Gestalten der Dichtung Personen, die Lenz nahe gestanden, als Modell gedient haben. Rothe ist Goethe, der hier etwa die Rolle des Wilhelm im „Werther" spielt; Stella: Fräulein Henriette Luise von Waldner; Oberst Plettenberg, Stellas Verlobter, also etwa dem Albert im Werther entsprechend: Baron Siegfried von Oberkirch; Chatouilleuse: Fräulein von Göchhausen; Honesta: Frau von Stein. Endlich stellt die Einleitung auch einen eingehenden Vergleich zwischen dem „Waldbruder" und dem „Werther" nach Inhalt, Tendenz, Form und

*) Von der „Tröstеinsamkeit" macht die Verlagshandlung bekannt: „Exemplare, denen die Ankündigung und einige Bilder fehlen, liefere ich à M. 10." Da erlauben wir uns die Frage: Was kostet denn ein Exemplar, dem die Ankündigung und einige Bilder **nicht** fehlen? Man wird uns antworten: Solche haben wir gar nicht mehr. Dann hätte aber die Offerte anders lauten müssen. Wie? mag sich die Verlagshandlung selber überlegen. Es wäre doch nicht gut, wenn man nicht alles so ausdrücken könnte, daß jedes Mißverständnis ausgeschlossen ist.

Stil an, wobei zugleich eine scharfsinnige Vermutung über den beabsichtigten, aber nicht zur Ausführung gekommenen Schluß des Romans geäußert wird. Zu den mannichfachen Parallelen, die hier gezogen werden, tragen wir noch eine übersehene nach. Werther schreibt von seinem Buben, den er als Boten an Lotte geschickt hatte: „Man erzählt von dem Bononischen Stein, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht und eine Weile bey Nacht leuchtet. So war mirs mit dem Jungen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf seinem Gesicht, seinen Backen, seinen Rockknöpfen und dem Kragen am Surtout geruht hatten, machten mir das all so heilig, so wert, ich hätte in dem Augenblicke den Jungen nicht vor tausend Thaler gegeben.“ Ähnlich schreibt Herz von der häßlichen Witwe Hohl: „Es scheint mir, daß sie wie Moses von dem Gesicht meiner Göttin einen gewissen Schimmer erhalten hat, der sie um und um zur Heiligen macht. Alle ihre Handlungen scheinen mir Abschattungen von den Handlungen meiner Gräfin, alle ihre Worte Nachhälle von den ihrigen.“ Ein widerliches Machwerk ist übrigens doch dieser „Waldbruder,“ trotz mancher Schönheiten im einzelnen; man sieht, wie Recht Karl August hatte, wenn er Lenz unter die Affen Goethes zählte.

Eine Bemerkung können wir zum Schluß nicht unterdrücken. Der Herausgeber versichert, daß er einen buchstäblich genauen Abdruck des „Waldbruder“ biete. Nur die „Richtigstellung(!) zweier zweifelloser(!) Druckfehler“ habe er sich erlaubt; das einemal habe er aus für ans, ein andermal Idris für Idoys*) geschrieben. Wir wollen das glauben und wollen annehmen, daß er bei der Korrektur des Textes mit größerer Sorgfalt verfahren sei als bei der seiner Einleitung, denn diese ist reich an Druckfehlern; sogar an sinnentstellenden, wie Marke für Maske (S. 18) fehlt es nicht. Schlimm aber ist es, daß Herr Dr. Waldberg, der in dieser Einleitung so viele Stilfragen erörtert, ja der sogar ein Bändchen „Studien zu Lessings Stil in der Hamburgischen Dramaturgie“ veröffentlicht hat, selbst die ärgsten Stilschnitzer begeht. S. 11 z. B. ist zu lesen: „Ein weiterer Grund, daß Goethe die Redaktion besorgt habe, liegt auch in dem Umstand, daß er ein spezielles Interesse daran haben mochte.“ In richtiges Deutsch übersetzt, würde das heißen: Ein weiterer Grund zu der Annahme, daß Goethe die Redaktion besorgt habe, liegt in dem Umstande, daß er ein spezielles Interesse daran haben mußte. S. 12 steht folgende unglaubliche syntaktische Leistung: „Seine Thätigkeit wird sich nur in selteneren Fällen auf umändern und hinzuthun, sondern meistens im ausscheiden aller derben Formen . . . beschränkt haben.“ Solchen Faseleien gegenüber nimmt sichs dann freilich seltsam aus, wenn der Herausgeber sich in gezierten Neubildungen, wie Anteilnahme (für Teilnahme), Richtigstellung (für Berichtigung), Rücksichtnahme (für Rücksicht), verläßlich (für zuverlässig) gefällt. Wir können nur immer wiederholen, was wir schon öfter an dieser Stelle ausgesprochen: Wenn diejenigen nicht mehr ein anständiges Deutsch schreiben wollen, die ex professo sich mit dem Studium der deutschen Literaturgeschichte befassen, wer soll es dann überhaupt noch thun!

*) Auch Bartsch meldet es in seinem Brentano-Heftchen als besondre Heldenthat philologischer Kritik, daß er einmal unser in unser, ein andermal lant in laut verbessert habe, Oeolompadius aber nicht gewagt habe in Oeolampadius zu verwandeln. Man sieht, unsre junge, hoffnungsvolle deutsche Literaturwissenschaft ist bereits vollständig in die ausgefahrenen Gleise der senil und kindisch gewordenen griechischen und römischen Philologie hineingeraten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Bismarck während des Krimkrieges.

I.

Auf den ersten Teil des Poschingerschen Sammelwerks „Preußen im Bundestag" ist rasch der zweite gefolgt (Leipzig, S. Hirzel), der insofern ein noch größeres Interesse als jener beansprucht, als die Mehrzahl der in ihm mitgeteilten Schriftstücke die preußische Politik während des Krimkrieges und des Pariser Kongresses von 1856 betrifft, eine Politik, die damals von seiten der Liberalen harten Tadel erfuhr, hier aber durch vollständige Darlegung ihrer Beweggründe und Ziele gerechtfertigt wird. Daß Bismarck auf den Gang dieser Politik bestimmend eingewirkt hat, und zwar nicht bloß in seiner Eigenschaft als preußischer Gesandter am Bundestage, ergiebt sich namentlich aus den zahlreichen Privatschreiben von ihm an Manteuffel, denen wir in der Sammlung begegnen.

1853 glaubte der Kaiser Nikolaus einen großen Schritt zur Lösung der orientalischen Frage thun zu können. Die Revolution war in Mitteleuropa mit seiner Hilfe niedergeworfen, Preußen und Österreich betrachtete er ungefähr als seine Vasallen, England unter dem Ministerium Aberdeen hielt er nicht für gewillt, Frankreich nicht für fähig, sich seinen Plänen zu widersetzen, die Türkei war ihm ein „kranker Mann," welcher der Auflösung nahe sei. Sein Gedanke war zunächst Losreißung der Donaufürstentümer, Serbiens und Bulgariens, von der Pfortenherrschaft und Verwandlung derselben in Staaten unter russischer Hegemonie. Als England eine Teilung der Türkei, bei der ihm Ägypten und Candia zufallen sollten, ablehnte, schickte der Kaiser den Fürsten Mentschikoff nach Konstantinopel, um den Abschluß eines Vertrages zu verlangen, der Rußland zur privilegirten Schutzmacht über die orthodoxen Christen in der

Türkei machen sollte, und als die Pforte diese Forderung zurückwies, rückte ein russisches Heer in die Donaufürstentümer ein, um dieselben als Pfand für Erfüllung jenes Anspruches in Besitz zu nehmen. Darauf traten die Gesandten der vier andern Großmächte im Juli 1853 in Wien zu einer Konferenz zusammen, die einen Vermittlungsversuch machte. Derselbe mißlang jedoch, und der Sultan erklärte Rußland den Krieg, bei dem die Westmächte am 12. März 1854 an seine Seite traten, Preußen und Österreich aber sich vorläufig darauf beschränkten, daß sie am 20. April eine Übereinkunft abschlossen, nach welcher sie Rußland zur Räumung der Donaufürstentümer aufforderten und eine Einverleibung derselben in das Zarenreich, sowie eine Überschreitung der Donau durch dessen Truppen für einen Kriegsfall erklärten. Den deutschen Mittelstaaten war dieses Vorgehen nicht nach ihrem Sinne: sie wünschten eine vorsichtigere Haltung Rußland gegenüber, und zwar nach einem Schreiben Bismarcks an Manteuffel vom 26. April aus folgenden Gründen: „Sie fürchten die Kosten und Kalamitäten des Krieges im allgemeinen, namentlich die Möglichkeit, bei Beendigung desselben eher Gegenstand der Ausgleichung für die Mächtigeren als gewinnende Teilnehmer am Friedensschlusse zu werden. Demnach glaube ich annehmen zu dürfen, daß sie in jeder Phase der bevorstehenden Entwicklung bemüht sein werden, sich rechtzeitig auf die voraussichtlich stärkere Seite zu rangiren, sobald dieselbe einigermaßen Garantien für die Erhaltung der formellen Selbständigkeit der Fürsten gewährt. Beide Bedingungen würden sie nach Möglichkeit erfüllt gefunden haben durch ein Bündnis konservirender Tendenz zwischen Preußen, Österreich und Rußland. Einem Bündnis von vier westlichen Mächten gegen Rußland würden sie sich schon nicht ohne inneres Widerstreben anschließen, weil es ihnen zwar die stärkere Seite, aber mindere Garantie für den Statusquo der eignen Existenz im Verlaufe der Dinge gewähren könnte. Sie würden aber in solchem Falle mit besondrer Aufmerksamkeit der Haltung Frankreichs folgen und auf das erste Symptom einer Annäherung zwischen Rußland und Frankreich um die Wette bemüht sein, von einem russisch-französischen Bündnisse nicht ausgeschlossen zu sein. Gleichzeitig mit dem Bruche der deutschen Großmächte mit Rußland würde Frankreich die Möglichkeit gegeben sein, sich in den Besitz der Hegemonie über die übrigen deutschen Staaten zu setzen, in jedem Augenblicke, wo es seine eigne Verständigung mit Rußland herbeiführen könnte und wollte."

Zum Teil mit Rücksicht hierauf suchte Preußen einen Bruch mit Rußland in der Folge möglichst zu vermeiden. Die Mittelstaaten aber nahmen einen Anlauf, ihre Ansichten und Zwecke in dieser Sache den beiden deutschen Großmächten gegenüber zur Geltung zu bringen. Von Baiern und Sachsen geführt, traten sie durch Bevollmächtigte in Bamberg zusammen und richteten eine identische Note an die Höfe von Berlin und Wien, in der sie für den deutschen Bund als eine Großmacht eine Stimme bei der Lösung der orientalischen Frage

in Anspruch nahmen. Dieser Schritt mißglückte jedoch, denn als Preußen und Österreich ihren Vertrag vom 20. April dem Bundestage vorlegten, stimmten mit Ausnahme Mecklenburgs alle Bundesglieder der in ihm ausgesprochenen Politik zu.

Nun hatte Preußen zu fürchten, daß Österreich weiter gehen zu können meinte, als man in Berlin wünschen durfte. Diese Befürchtungen setzt ein Bericht Bismarcks vom 25. Juli 1854 auseinander. Hier heißt es u. a.: „Die Konstellation zu Erwerbungen ist [für Österreich] günstig. . . . Das Bündnis [vom 20. April, in welchem Preußen und Österreich sich gegenseitig den Besitz ihrer deutschen und außerdeutschen Länder für den Fall garantirt hatten, daß eins von ihnen im Einverständnisse mit dem andern zur Wahrung deutscher Interessen aktiv vorgehen sollte] bietet eine Assekuranz gegen üblen Ausgang, und darüber hinaus hält man sich überzeugt, daß Preußen und Deutschland im eignen Interesse nötig finden werden, Österreich zu decken, so unangenehm ihnen dessen Politik auch sein mag. Nur die Beseitigung dieser letztern unbilligen Hoffnung wird das Wiener Kabinet vielleicht abhalten, mutwillig mit Rußland Händel zu suchen. Große Stücke können wir auf die Mittelstaaten nicht bauen, aber wir können den Grad von Vertrauen bei ihnen wiedergewinnen, den wir vor 1848 besaßen, und der in ihrer größeren Gleichartigkeit mit uns als mit Österreich wurzelt; sie sind jetzt antifranzösisch, vielleicht mit Ausnahme von Darmstadt... Dem ungeachtet kann ein fortgesetzter, von Preußen und Österreich gegen sie geübter Zwang denselben bald die Lust erwecken, lieber selbständig als unter Vormundschaft dieser beiden Mächte mit Frankreich zu gehen. Es kommt schließlich dazu, wenn ihre Regierungen nicht wenigstens bei Preußen eine Anlehnung und eine kräftige Vertretung der *wirklich* deutschen Interessen ohne die von Österreich so genannten finden. . . . Wenn ich kein unbedingtes Vertrauen auf eine dauernd gute Gesinnung der Bamberger setze, so fürchte ich, daß ihre Gefühle für uns immer noch treue Hingebung zu nennen sind im Vergleiche mit denen, die Graf Buol, Bach und andre Epigonen Schwarzenbergischer Politik im Bündnisse mit den Ultramontanen im Innern ihrer Herzen für uns hegen. Das jetzt in Österreich gehandhabte System germanisirender Zentralisation bedarf zur Lösung seiner Aufgabe einer engeren organischen Verbindung mit einer strafferen Hegemonie in Deutschland. Die Strebungen der Ultramontanen gehen für jetzt mit denen des Wiener Kabinets Hand in Hand. Für beide ist Preußens Machtstellung in Deutschland der härteste und schwerste Stein des Anstoßes; derselbe verliert an Bedeutung in gleichem Maße, als der Abstand zwischen Preußens und Österreichs physischer Kraft zunimmt und sich in seiner Bedeutung demjenigen nähert, welcher zwischen Preußen und Baiern stattfindet... Wir können also, abgesehen von allen übrigen in der orientalischen Frage liegenden Motiven für unsre Entschließungen, eine Vergrößerung Österreichs nur zugeben, wenn wir mindestens in demselben Maße wachsen. Wenn Österreich

Digitized by Google

zum Kriege mit Rußland gelangt, so wird es sich auf die Dauer der Mitwirkung zu denjenigen Plänen, welche die Westmächte in Betreff einer Wiederherstellung Polens haben möchten, nicht mit Erfolg widersetzen können. Diese Pläne sind bisher in London und Paris niemals ehrlich zurückgewiesen worden und dürften als einziges Mittel zu einer nachhaltigen Verminderung der russischen Macht früher oder später mit mehr Entschiedenheit in den Vordergrund treten. Österreichs Interesse gegen die Herstellung Polens ist minder tiefgehend als das von Preußen und Rußland, schwerlich so tief, als daß man nach dem Bruche mit Rußland sich mit den Westmächten zu entzweien nötig haben würde. Ich glaube sogar, daß Österreich die Donauländer wählen würde, wenn es zwischen diesen und Galizien optiren müßte. Jene sind deutscher Sprache und Regierung zugänglicher als die polnischen Provinzen, die Bevölkerung inoffensiv; sie sind reicherer Entwicklung fähig und passen geographisch und kommerziell besser zu Österreich als das außerhalb der Karpathen dem Kaiserstaate angeklebte Galizien. Letzteres ist bei offenen Grenzen der russischen Macht und etwaigen polnischen Insurrektionen leicht zugänglich. Die Gefahren, welche die polnische Nachbarschaft für die Ruhe von Ungarn bieten würde, finden ein Gegengewicht in der Vermehrung der den Magyaren feindlichen Elemente, der Serben und Walachen. Außerdem bietet die Herstellung Polens an und für sich dem österreichischen Systeme Vorteile: 1. Preußen wird geschwächt und in Schach gehalten. 2. Die Gefahr des Panslavismus hört auf, wenn zwei mächtige Slavenstaaten verschiedner Religion und Nationalität vorhanden sind. 3. Europa erhält einen wichtigen Staat von katholischer Konfession mehr. 4. Polen, unter Österreichs Hilfe hergestellt, wird vor der Hand Österreichs sicherer Verbündeter. 5. Die Herstellung Polens bietet Österreich vielleicht die einzige dauernde Garantie gegen eine Vergeltung von seiten Rußlands, sobald die italienische Angelegenheit Streit zwischen Österreich und Frankreich herbeiführt oder ersteres sonstwie in Verlegenheit kommt. Schlimmsten Falles würde das Wiener Kabinet sich mit dem Vorschlage helfen, Polen von neuem zu teilen, ohne die Donauländer dann aufzugeben."

Von solchen Erwägungen wurde die preußische Politik auch in der folgenden Zeit geleitet. Österreich aber neigte sich mehr und mehr den Westmächten zu, dachte ernstlich an Krieg mit Rußland und bemühte sich mit allen Mitteln, zu diesem Zwecke die Unterstützung Preußens und der übrigen deutschen Staaten zu gewinnen. Am 14. Juni schloß es mit der Pforte einen Vertrag ab, der den österreichischen Truppen die Besetzung der Moldau und Walachei gestattete, und nachdem die Russen sich in der zweiten Hälfte des Juli aus diesen Fürstentümern zurückgezogen hatten, rückten die Österreicher in dieselben ein. Bevor die Westmächte Rußland auf eignem Boden angriffen, war die Diplomatie eifrig bemüht, dem großen Streit Einhalt zu thun und ihn auf die Bahn des Friedens zu lenken. Nach vielen Beratungen und Vorschlägen, die zu keinem Er-

folge führten, waren von den Westmächten endlich am 22. Juli vier Punkte aufgestellt worden, welche die Grundlagen zu allen ferneren Unterhandlungen bilden sollten. Diese Punkte verlangten: 1. Aufhebung des russischen Protektorats in der Moldau, der Walachei und Serbien, 2. vollkommene Freiheit der Schifffahrt auf der Donau, 3. Durchsicht der älteren Verträge in Betreff des Schwarzen Meeres und Beseitigung des Übergewichts Rußlands auf demselben, endlich 4. Verwerfung jedes besondern Protektorats über die Christen im türkischen Reiche und Errichtung eines von allen Großmächten gemeinschaftlich auszuübenden Schutzsystems. Österreich und Preußen schlossen sich diesen Forderungen Rußland gegenüber an. Als Rußland dieselben verwarf, verstärkte Österreich sein Heer in Siebenbürgen und zog an der galizisch-russischen Grenze ein zweites zusammen. Preußen schien durch den Rückzug der Russen über den Pruth im wesentlichen befriedigt zu sein und traf keine kriegerischen Vorkehrungen, sondern fuhr nur fort, in Petersburg Vorstellungen im Sinne der vier Punkte zu machen. Rußland war seit geraumer Zeit schon gewohnt, in Bezug auf die deutsche Politik das entscheidende Wort sprechen zu wollen, in Berlin Ratschläge zu erteilen, Ansprüche zu erheben und gelegentlich Drohungen einfließen zu lassen, und so schlug Graf Nesselrode, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg, auch jetzt diesen hohen Ton an. Er erklärte in einer Depesche vom 6. November an den russischen Botschafter in Wien, auf die Spaltung zwischen den deutschen Großmächten und die Schwäche des deutschen Bundes hinweisend, Rußland wolle zwar, im Hinblick darauf, daß die Existenz des letzteren in Gefahr kommen könne, auf Friedensvorschläge eingehen, rechne aber dafür auf dauernde Neutralität Deutschlands. Manteuffel wies dieses Ansinnen zurück. Österreich aber schloß jetzt — am 2. Dezember 1854 — mit den Westmächten ein förmliches Schutz- und Trutzbündnis ab.

In die hier skizzirte Periode fallen mehrere charakteristische Äußerungen Bismarcks gegenüber der Berliner Diplomatie. Der König der Belgier hatte sich gegen den preußischen Gesandten in Paris, Graf Hatzfeld, während eines Besuchs des letzteren in Brüssel dahin geäußert, Preußen müsse mit Österreich, „selbst wenn es etwas von seiner Selbstliebe zu opfern hätte," zusammengehen. Geeinigt könnten die beiden Mächte mit ihren siebenmalhunderttausend Soldaten allen Eventualitäten mit Zuversicht entgegensehen. Dagegen könnte Preußen allein nicht lange den Kampf gegen ein mit England verbündetes Frankreich aufnehmen. Ein Stütze bei den deutschen Staaten zweiten Ranges zu suchen würde vergebliches Bemühen sein, dieselben hielten nur in der Negation zusammen und ließen es stets an sich fehlen, wenn sie zum Handeln aufgefordert würden. Ein Angriff Preußens auf Frankreich würde gefährlich und verhängnisvoll für letzteres sein und könnte zum Verluste der Rheinprovinz führen. Etwas andres würde ein Verteidigungskrieg sein. Manteuffel setzte Bismarck von diesen Äußerungen in Kenntnis, und jener schrieb ihm darauf unterm 23. August, das sei

„dieselbe Weisheit, mit welcher der König jederzeit die Interessen Belgiens und des Hauses Coburg wahrzunehmen gewußt habe. Ob aber, fuhr er fort, ein Gutachten des Königs Leopold über die preußische Politik ebenso ausfallen würde, wenn derselbe Preußen näher als Belgien angehörte, bezweifle ich. Gewiß bildet die Einigkeit von Preußen und Österreich auch dann, wenn sie von Preußen sehr viel teuerer als au prix de quelques sacrifices d'amour propre erkauft wird, eins der wesentlichsten Elemente der Sicherheit Belgiens, besonders nachdem die durch Geschichte und Bekenntnis bedingten Beziehungen Belgiens zu Österreich durch die Heirat von neuem belebt sind. Soll einmal Krieg geführt werden, so kann Belgien nur wünschen, daß derselbe sich auf die von Brüssel weit entfernte deutsch-russische Grenze beschränke, während Belgien von den vier mit ihm und unter sich befreundeten Großmächten umgeben und dadurch vor direkter Berührung mit den Verwicklungen bewahrt bleibt.... Die Anforderungen Österreichs haben sich vom Verlangen der Räumung der Donaufürstentümer, vermöge der Zuversicht auf Preußens Hilfe, stufenweise soweit gesteigert, daß in der Wiener Presse die Andeutung einer Abtretung Bessarabiens nicht mehr überrascht. Zu solchen Bedingungen wird sich Rußland nur nach einem großen und unglücklichen Kriege verstehen. Die Chancen, welche ein solcher für die Revolution den europäischen Thronen gegenüber bieten würde, übersteigen die Garantien, welche für das erhaltende Prinzip in einem Bündnisse mit dem der Revolution gegenüber selbst hilfsbedürftigen Österreich und den Westmächten liegen, auch dann, wenn Lebens- und Regierungsdauer Napoleons auf längere Zeit gesichert wäre. Deshalb glaube ich, daß ein Anschluß an die österreichische Politik nur soweit für uns nützlich ist, als er Österreich vom Angriff auf Rußland abhält."

Nach dem Bekanntwerden des Abschlusses der Konvention vom 2. Dezember schrieb Bismarck am 9. privatim an Manteuffel: „Die Schnelligkeit, mit welcher die Konvention mit den Westmächten der Einigung mit den deutschen Bundesgenossen gefolgt ist, dient hier nicht gerade zur Erhöhung des Vertrauens, welches der Graf Buol etwa genießt. Der Eindruck, daß Österreich mit den Westmächten, namentlich mit Frankreich, in größerer Intimität lebt als mit irgend einem deutschen Staate, ist allgemein. Wenn aber auch die politische Stellung Österreichs momentan so glücklich ist, wie Herr v. Prokesch sie in rosenfarbener Laune schildert, so wird doch die dermalige Politik an der Donau dem Kaiserstaate zur Zeit der Nüchternheit einen schweren Katzenjammer bringen. Haben die Westmächte nur die Gewißheit, daß die Furcht [vor einem von Frankreich unterstützten Angriff von seiten Italiens] die Zauberrute ist, mit welcher man über Österreich disponirt, so wird letzteres bald nicht mehr im Schlepptau, sondern in voller und direkter Abhängigkeit von ihnen sein. Sollen auch wir dann, wie es ja unter Umständen nützlich und notwendig sein kann, diese Politik einschlagen, so wird es sich meines Erachtens eher empfehlen, dies in direkter und selbständiger Verbindung mit den Westmächten zu thun, als in der Eigenschaft einer ad nutum

disponibeln Reserve des in seinen Hauptentschlüssen selbst unfreien Österreich. Wir haben mit großer Selbstverleugnung Österreich die Gelegenheit zu unabhängiger, rein auf Deutschland gestützter Politik geboten; Österreich aber mag lieber von Frankreich abhängig sein, als uns in freier Verbindung Dank schulden, es hofft in jener Abhängigkeit außerdem mehr zu profitiren, es weiß selbst noch nicht wie viel, und endlich hat es, selbst auf Preußen und ganz Deutschland gestützt, nicht den Mut, nötigenfalls einer französischen Drohung in Italien zu trotzen. . . . Auch in München sucht man die Motive der Wiener Politik viel mehr in der Furcht wegen Italien als im Ehrgeiz, obschon sie die Donaufürstentümer wohl mitnehmen würden, wenn sie dieselben an dem Wege finden, den sie aus Angst gehen. Der Hochmut erlaubt ihnen nicht, ehrlich einzuräumen, daß sie unserer bedürfen, und demgemäß mit uns zu handeln; sie ziehen vor, uns zu umgarnen, geben sich aber dabei einer groben Täuschung hin, indem sie politische Verhältnisse wie notarielle Privatangelegenheiten behandeln. Bündnisse größerer Staaten haben nur dann Wert, wenn sie den Ausdruck beiderseitiger wirklicher Interessen besiegeln, und alle Klauseln und Auslegungen können den Mangel an gutem Willen und freier energischer Aktion nicht ersetzen, wenn der eine Teil sich übervorteilt und mala fide behandelt fühlt. . . . Ist übrigens," fährt das Bismarcksche Schreiben prophetisch fort, „die mir noch unbekannte Konvention vom 2. der Art, daß wir beitreten können, so könnte vielleicht eine Kammermanifestation noch dazu benutzt werden, unsern Beitritt natürlicher und weniger bitter für Rußland erscheinen zu lassen. Kommt es jetzt wirklich zum Frieden, so ist es meiner Meinung nach ein großer Gewinn für uns, daß wir in der Zeit nach diesem Frieden in besseren, Österreich und die Bamberger aber in schlechteren Beziehungen zu Rußland stehen als vor dem Kriege. Der Tag der Abrechnung bleibt nicht aus, wenn auch einige Jahre darüber hingehen. [Er kam 1866, nachdem Österreich sein Debet bei Rußland noch durch sein Verhalten während der polnischen Insurrektion von 1863 vermehrt hatte.] Österreich hat sich als eine für jetzt unübersteigliche Barriere in den Weg Rußlands geschoben; die Spitze der Politik des letzteren wird sich für die Zukunft naturgemäß gegen diese Barriere richten. Durch diese Änderung in der Konstellation können wir nur an Gewicht und Freiheit der Bewegung gewinnen, und es scheint ein sehr günstiges Ergebnis unsrer zögernden Politik, daß in der Zwischenzeit der Antagonismus von Wien und Petersburg sich hat schärfer und dauerhafter ausprägen können."

In Hinblick auf das Bündnis vom 2. Dezember 1854 und Österreichs augenscheinliche Kriegslust schien Rußland nachgeben zu wollen, und Fürst Gortschakoff, sein außerordentlicher Bevollmächtigter in Wien, versicherte, daß es die vier Punkte der Erklärung der Westmächte vom 22. Juli als Ausgang zu Unterhandlungen gelten lassen wolle. Die unterbrochene Konferenz trat wieder zusammen, aber ohne Erfolg, da es den Russen mit dem Frieden noch nicht

ernst war. Preußen trat Rußland wieder näher, und die Bamberger schlossen sich, um ein Gegengewicht gegen Österreichs kriegerische Absichten zu bilden, der Berliner Neutralitätspolitik an. Als Rußland dann in Volhynien ein Heer zusammenzog, durch welches Wien bedroht werden konnte, trug Österreich am 24. Dezember beim deutschen Bundestage auf sofortige Mobilmachung der deutschen Bundeskontingente an, wobei die Truppen des 7. und 10. Armeekorps zu gleichen Teilen den Heeren der beiden Großmächte zugeteilt werden sollten. Aber die Mittelstaaten ließen sich nur zu einer Kriegsbereitschaft herbei, von der bis zu einer wirklichen Aufstellung ihrer Streitkräfte noch ein ziemlich weiter Weg war, und Preußen stimmte ihnen hierin bei. Unter solchen Umständen wagte Österreich, dessen Finanzen ohnehin sehr zerrüttet waren, den Kampf nicht zu beginnen, und es verblieb bei seiner halben Neutralität.

In dieser Zeit schrieb Bismarck mit Bezug auf den österreichischen Mobilmachungsantrag am 1. Januar 1855 an Manteuffel u. a.: „Ich wage nicht zu entscheiden, ob es wirklich in der Absicht des Wiener Kabinets liegt, Preußen zu einem Angriffskriege gegen Rußland fortzureißen, oder ob man sich noch mit der Hoffnung schmeichelt, daß eine demonstrative Aufstellung, wenn sie nur zahlreich genug und von Preußen mit demselben Anschein von Kriegslust unterstützt wäre, welchen Österreich zur Schau trägt, hinreichen werde, um von Rußland zu erlangen, was man wünscht. . . . Jedenfalls liefert die Depesche des Grafen Buol vom 24. vorigen Monats einen neuen Beweis, wie das Wiener Kabinet, um Preußen seinen Intentionen dienstbar zu machen, aus den verschiedenen Verpflichtungen und Erklärungen Preußens vom 20. April, in den Wiener Konferenzen, vom 26. November [wo es sich anheischig gemacht hatte, Angriffe auf die Stellung Österreichs in den Donaufürstentümern abzuwehren und sich zu bemühen, den vier Punkten Geltung zu verschaffen] und anderen durch Herausnahme einzelner Teile und künstliche Vermischung unzusammengehöriger Akten ein Gewebe herzustellen sucht, in welchem es die politischen Entschließungen Preußens als vertragsmäßig befangen darstellt. Die Zwecke, welche am 20. April und in den Wiener Protokollen in Aussicht genommen wurden, sind längst teils erreicht, teils obsolet geworden, und mit künstlichen Kombinationen werden die von uns damals eingegangenen Verbindlichkeiten auf neue Forderungen in Anwendung gebracht. So scheint mir, daß der Depesche vom 24. vorigen Monats das Bestreben zu Grunde liegt, die Verpflichtungen Preußens und Deutschlands aus dem Zusatzartikel vom 26. November in das System des 2. Dezember einzufügen. Die Stipulationen vom 26. November tragen aber nichts in sich, wodurch in diesem Augenblicke, noch ehe die Bundesmilitärkommission ihre Anträge gestellt hat, eine hastige militärische Aufstellung bedingt würde. Wohl aber würde es, wenn dergleichen Aufstellungen dennoch jetzt erfolgten, für Österreich leichter werden, durch die in Wien geläufigen Entstellungen und Verschiebungen des Verhältnisses der Verträge zu den Thatsachen und durch richtig

Digitized by Google

angebrachte Überraschungen mit faits accomplis die neuen Zusatzartikel und die Bundeshilfe dem Regime des Bündnisses vom 2. Dezember dienstbar zu machen, auch ohne daß wir dem letzteren beigetreten wären.... Ich kann nur bei meiner schon früher berichteten Überzeugung beharren, daß das wirksamste Mittel zur Wiedergewinnung des Friedens und zur Erhaltung unsers europäischen Einflusses in dem Drucke liegt, den wir, wenn wir wollen, auf Österreich üben können. Noch immer halte ich es nicht für wahrscheinlich, daß die Kriegspartei den Ausschlag bei den letzten Einflüssen des Kaisers Franz Josef geben wird, wenn Österreich dabei Gefahr laufen muß, sich von Preußen verlassen zu sehen, namentlich aber, wenn man in Wien veranlaßt wird, an die Möglichkeit einer feindseligen Aktion Preußens zu denken. Selbst in Paris und London glaubt man, daß die aktive Beihilfe Österreichs im entscheidenden Momente von den Entschließungen Preußens abhänge, und meiner Ansicht nach haben wir nur dann Aussicht, auf die Entschließungen der Westmächte Einfluß zu üben, wenn wir in Paris und London das Bewußtsein, daß der Schlüssel zur Mitwirkung Österreichs in unsern Händen liegt, und daß wir nötigenfalls entschlossen sind, ihn furchtlos zu benutzen, deutlich zu erkennen geben. Solange dies nicht geschieht, zweifle ich nicht, daß unsre Bemühungen, welche weder von Anerbietungen noch von Drohungen begleitet sind, bei den westlichen Kabinetten eine kühle und uns lediglich nach Wien und auf den Beitritt zum 2. Dezember verweisende Aufnahme finden werden. Nachdem man sich Österreichs einmal versichert hat, wird man diesen Vorteil nicht aufgeben und sich Österreich durch Separatabschlüsse mit uns nicht wieder entfremden, wenn wir nicht entweder Anerbietungen machen, welche weitergehen als die österreichischen, oder den Beweis liefern, daß Österreichs Entschließungen in letzter Instanz von uns, die unsrigen aber nicht von Österreich abhängen. Bisher hofften die Westmächte unsre Kooperation zu gewinnen, ohne uns einen Einfluß auf ihre eignen Entschlüsse zu gestatten. Sie rechnen übermäßig viel auf die Wirkung der öffentlichen Meinung in Preußen [wo die Liberalen und namentlich die Vinckesche Partei mit unheilbarer Kurzsichtigkeit gegen Rußland als den Feind des Liberalismus perorirten und für die schönen Augen Englands schwärmten] und auf die Herrschaft einer unbestimmten Angst vor sogenannter Isolirung und vor einem Kriege mit den drei Kontrahenten vom 2. Dezember. Ohne mit diesen Besorgnissen rechten zu wollen, darf ich es doch für zweifellos halten, daß unsre Bestrebungen nur dann Einfluß auf das Verhalten jener drei Mächte üben können, wenn unsre Agenten in Wien, Paris und London die Überzeugung zu erwecken wissen, daß wir von jedem Anfluge derartiger Besorgnisse vollkommen frei sind, und daß der Entschluß bei uns feststeht, unsre Unabhängigkeit und unsre Stellung als Großmacht nötigenfalls auch mit den desperatesten Mitteln und Anstrengungen gegen jedermann zu verteidigen. So unmotivirt und gefährlich es auch sein würde, wenn wir uns zu Rußland in nähere Beziehungen

als bisher einließen, so glaube ich doch, daß es unserm Einflusse auf den Verlauf der Dinge nur förderlich sein würde, wenn man im Westen unsern Anschluß an Rußland, und wenn man in Wien unsre engere und über den 2. Dezember hinausgehende Verbindung mit dem Westen nicht gänzlich in das Reich der Unmöglichkeiten zählen dürfte. Nur soweit, als man uns fürchtet, nimmt man Rücksicht auf uns, und wenn man in London überzeugt ist, daß wir es keinesfalls wagen, mit Rußland zu gehen, und andrerseits in Wien, daß wir es niemals über das Herz bringen würden, unsre Beziehungen zu Österreich einem intimen Verhältnis zum Westen mit derselben Entschlossenheit zu opfern, die man in Wien in diesem Punkte zu besitzen scheint, so wird man auch stets geneigt sein, den Willen Preußens nur in zweiter Linie zu berücksichtigen."

Die Theorie der sphärischen Kraterbecken.

m Gegensatze zu der Anschauung eines Cuvier, Leopold von Buch, Humboldt und andrer großer Naturforscher, welche es für wahrscheinlich, ja für erwiesen hielten, daß in der Entwicklung der Erde große und plötzliche Revolutionen stattgefunden hätten, haben sich die neueren Gelehrten der Meinung zugewandt, daß die jetzt in Kraft bestehenden Naturgesetze von Anfang an in derselben langsamen, allmählichen Weise zur Bildung der heutigen Gestalt der Erde thätig gewesen seien. Man ist ziemlich allgemein dahin gekommen, die Theorien jener berühmten Anhänger der Erdrevolutionen für veraltet zu halten, obwohl noch eben keine lange Reihe von Jahren dahingerollt ist, seitdem sie beherrschend in der Wissenschaft dastanden, und allgemein ist jetzt bei Gelehrten und Nichtgelehrten das Ansehen eines Lyell und Darwin.

Die Grundlage der modernsten Naturphilosophie, gelegt durch diese beiden ausgezeichneten englischen Forscher, läßt sich in der Kürze in folgenden Sätzen zusammenfassen. Die Naturgesetze, welche bei Bildung der Erdrinde thätig waren, haben immer genau in derselben allmählichen Weise gewirkt, in der wir sie noch jetzt wirken sehen; niemals fanden allgemeine Erdrevolutionen, Kataklysmen oder sogenannte Sintfluten statt (Lyell). Aus der unorganischen Materie bildeten sich vor unendlich langen Zeiträumen zunächst die einfachsten organischen Zellen, welche sich im Laufe der Zeit durch den Kampf ums Dasein, natürliche Zuchtwahl und Anpassung an äußere Verhältnisse, wie Klimawechsel rc., bis zu dem höchsten organischen Wesen, dem Menschen, vervollkommneten (Darwin).

Diese beiden Sätze liegen dem gegenwärtig herrschenden monistischen Materialismus zu Grunde, indem fast alle Naturforscher und Naturphilosophen, in vielleicht allzukühner Hast den Spuren jener beiden großen Männer folgend, sich zu der Lehre verstiegen haben, die Materie sei ewig, alle Veränderungen, die mit ihr vorgingen, fänden nach ewig gleichwirkenden Naturgesetzen statt, Geist ohne Materie sei nicht wahrzunehmen, existire also nicht, die Materie sei selbst Geist, und in der Entwicklung der organischen Welt sei kein geistiger Plan, sondern nur die mechanische Entwicklung der unbewußten Materie zu erkennen.

Wir wollen davon absehen, diese neue Lehre, oder vielmehr diese uralte und nur in neuem Gewande auftretende Anschauung vom philosophischen Standpunkte aus zu beleuchten. Dagegen wollen wir hier auf den interessanten Versuch eines deutschen Forschers aufmerksam machen, dessen Theorie in gewisser Weise, doch auf neuer Basis, die Annahme jener für jetzt in Mißkredit gekommenen großen Anhänger des Revolutionsgedankens wieder belebt und damit zu Resultaten gelangt, welche den Schlüssen der beiden großen Engländer widersprechen. Dieser Forscher ist H. Habenicht, ein Schüler August Petermanns in Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha.

Seit etwa fünfundzwanzig Jahren damit beschäftigt, umfangreiche geographische Materialien übersichtlich in kleinen Maßstäben wiederzugeben, die wesentlichen physikalischen Grundzüge aus unzähligen Details herauszufinden und anschaulich darzustellen, und durch diese Arbeit vertraut mit der Gestaltung der Oberfläche der ganzen Erde, dürfte er wohl einen Vorsprung vor manchem jener Gelehrten haben, welche allein auf geologische oder sonstige naturwissenschaftliche Detailstudien gestützt, sich an die Erklärung der Erdentwicklung wagen. Die genaue Kenntnis der Terrain- und Höhenkarten, der geognostischen Übersichtskarten, sowie der geognostischen Profile sämmtlicher Erdteile, soweit sie bis jetzt existiren, ist gewiß notwendig, um eine richtige generelle Anschauung von der Oberflächengestaltung der Erde zu erlangen, und ohne eine solche Anschauung, die als fester Untergrund aller Spezialstudien in des Forschers Kopfe vorhanden sein muß, gleichen die Geologen und sonstigen Spezialisten gegenüber der Gesammtheit der Erdgestaltung und Erdentwicklung nur zu sehr den an einem Gebäude beschäftigten Maurern, braven und eifrigen Männern, welche auf die Frage nach dem Bauplan zwar gern bereit aber schwerlich fähig sind, Auskunft über die Ideen des Baumeisters zu geben. Die erwähnten kartographischen Hilfsmittel haben den bedeutenden Geistern, welche sich vordem mit der Entwicklung der Erde beschäftigten, noch sehr gefehlt. Sie sind eine Errungenschaft der neuesten, fleißigen Zeit. Der Mangel dieses Materials mag auch wohl einem Humboldt in seiner Revolutionstheorie (Vergl. Kosmos, I, 319) hinderlich zur Gewinnung des umfassenden Überblicks gewesen sein. Die Theorie Leopold von Buchs, eines der letzten Verteidiger von Katastrophentheorien, lief darauf hinaus, nach Analogie der Vulkane und vulkanischen Gebirge Erhebungskrater

Digitized by Google

anzunehmen, durch Gase verursachte Erhebungen der Erdkruste, welche zerplatzt und nun in konzentrischen Ringen um die jetzigen Vulkane herum tief unter der Oberfläche, dem Menschen unzugänglich, gelagert seien. Aber, abgesehen davon, daß diese vulkanischen Erscheinungen doch nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Erdoberfläche betreffen können, haben auch genaue Untersuchungen der Lagerungsverhältnisse ergeben, daß selbst die größeren Vulkanringe nur aus Kegeln bestehen, die durch vulkanische Auswürfe entstanden, und daß die sedimentären Gesteine zu den Seiten der Vulkane in einer Weise gelagert erscheinen, welche die Theorie der Erhebungskrater überhaupt unhaltbar macht. Beachtenswert bleibt jedoch, daß die genannten Forscher bei ihren Katastrophentheorien teilweise eine vollständige Neuschöpfung, jedenfalls einen wesentlichen Einfluß auf die Umwandlung der überlebenden Arten durch Erdrevolutionen im Gegensatz zu Lyell und seinen Anhängern annahmen.

H. Habenicht nun, immer an der Voraussetzung eines feurig-flüssigen, erstarrenden Erdkörpers festhaltend, hat versucht, nach den sich gegenwärtig bietenden Gestaltungen der gesammten Erdoberfläche eine Rekonstruktion der früheren Gestaltungen im Bilde auszuführen, ähnlich einem archäologisch geschulten Architekten, der etwa auf Samothrake nach dem vorgefundenen Fundament und der Lage und Struktur der zerstreut umherliegenden Säulen und Blöcke die Rekonstruktion des uralten Tempels der Arsinoë auf dem Papier unternehmen möchte, nur mit dem Unterschiede, daß der Architekt nach Trümmern die alte Herrlichkeit auferstehen läßt, während hier nach dem vollkommeneren Bilde die alten, einfacheren und weniger entwickelten Formen aufgesucht werden.

Zu diesem Versuche führte den Autor der neuen Katastrophentheorie zunächst die Wahrnehmung, daß die Geologen, welche Lyells Anhänger sind, ebensowenig wie Lyell selbst mit ihrer Theorie der allmählichen Entwicklung befriedigende Erklärungen für große Probleme, wie die Entstehung der Gebirge, der Lagerungsverhältnisse und der Bildung vieler Gesteine, die Entstehung der Kontinentalformen, die Verteilung von Wasser und Land &c. zu finden imstande sind. Außer der Gestaltung der Kettengebirge, deren Dimensionen so gewaltig sind und deren Material erwiesenermaßen zur Zeit des Bruchs so spröde war, daß man sich die Faltungen, Überkippungen und Verwerfungen so ungeheuer harter Massen gar nicht ohne große Katastrophen denken kann — außer diesem Rätsel der mächtigsten Verwerfungen und Runzelungen der Erdrinde bieten sich noch andre Erscheinungen, welche den Anhängern Lyells als bedenkliche Einwürfe entgegentreten und sie verhindern, die gewünschte Lösung der wichtigeren Aufgaben zu finden. Hinsichtlich der Lagerung der Gesteine ist auffallend, daß sich Schichtenkomplexe zu riesigen, in der Richtung des Gebirges laufenden Parallelfalten zusammengepreßt zeigen, welche an den Stellen, wo die Krümmung der Schichten am stärksten war, also an den obersten, augenscheinlich zerrissen und so übereinandergestürzt sind, daß die ältesten Schichten oben, die jüngsten

unten liegen, daß Teile des gefalteten Zenges mit der linken Seite nach außen liegen. Der begeistertste Anhänger der allmählichen Entwicklung wird zugeben, daß, mag die vorbereitende Ursache noch so langsam gewesen sein, das schließliche Ergebnis, das Übereinanderfallen von Gebirgsmassen, die einige hundert Meilen lang sind, nicht ohne eine Erschütterung und ohne Folgen abgehen kann, die man in ihrer Gesammtheit wohl eine Katastrophe nennen kann. Es ist ferner zu beachten, daß die sedimentären Formationen um so mächtiger sind, je älter sie sind, daß aber die Hebungen um so mächtiger sind, je jünger sie sind. Die großartigsten aller Hebungen, die Cordilleren, die Alpen, der Himalaya, sind in der tertiären Periode vor sich gegangen. Bei Annahme der Lyellschen Theorie kämen wir also zu dem vollkommenen Widerspruch, daß eine allmähliche Erhebung um so höher anstiege, je kürzer sie dauerte. Ferner: die aus dem Wasser abgesetzten Gesteine machen zum großen Teile allerdings den Eindruck, als hätten sie sich langsam gebildet, aber es giebt auch Schichten, bei deren Untersuchung das Gegenteil einleuchtet; so ist wohl die ungeheure tertiäre Sandsteinschicht, welche sich über zwei Drittel von Südamerika ausbreitet, schwerlich durch langsame Niederschläge eines nur durch regelmäßige Strömungen bewegten und durch Flüsse bereicherten Meeres entstanden, zumal da sie so außerordentlich wenig organische Reste enthält.

In den ältesten Schichten finden wir durch ungeheuer mächtige Komplexe hindurch nur wenige und konstante Arten, in den jüngsten und viel schwächeren Formationen dagegen die mannigfaltigsten Arten. Sollen wir nun annehmen, daß die Wandelbarkeit der Arten während der Jugend unseres Planeten geringer gewesen sei als jetzt, oder sollen wir annehmen, daß die Bildung der sedimentären Schichten in den früheren Perioden anders und schneller vor sich gegangen sei als in der Gegenwart? Im Diluvium Europas und Nordasiens finden wir die Mammuthleichen teilweise massenhaft und merkwürdig gut erhalten. Sollten sich jene Tiere dort wohl allmählich angesammelt haben, sollten sie wohl allmählich zugedeckt worden sein? Warum findet man nicht Reste jetzt lebender Tierarten massenhaft und gut erhalten eingesargt? Warum spülen nicht jetzt auch die Flüsse große Herden von Elephanten zusammengehäuft ins Eismeer?

Diejenigen, welche auf solche und ähnliche Fragen noch keine fertige Antwort bereit haben, werden vielleicht eine kurze Darlegung der Habenichtschen Idee mit Interesse lesen, einer Idee, deren Spitze dahin geht, daß sich in der Entwicklung der Erde ein geistiger Plan steigender Vervollkommnung erkennen lasse, demgemäß die ewigen und unveränderlichen Naturgesetze, welche bei Abkühlung der Erde wirkten, wohl während sehr langer Zeit in einer der Gegenwart analogen Weise wirkten, daß sie aber naturgemäß gewaltige Katastrophen verursachten, welche die Abschnitte jener großen Perioden bildeten. Es ist einleuchtend, daß eine solche Katastrophen-Theorie, wenn sie sich als bewährt erweisen sollte, nicht allein Lyells Grundsatz umstoßen, sondern auch Darwins

Digitized by Google

Lehre gewaltig modifiziren würde, denn man würde alsdann wohl seinen Ursachen zur Wandelbarkeit der Arten immer noch eine helfende, unterstützende und feilende Bedeutung bei Entwicklung der organischen Welt beimessen können, die erste und wichtigste Ursache ihrer Gliederung aber im Einfluß der großen Zerstörungen und Umwandlungen nach plötzlich veränderten terrestrischen Zuständen zu suchen haben.

Habenicht steht auf dem Standpunkte, die Erde als einen Stern zu betrachten, der ebensowohl wie jene Sterne, bei denen wir ein plötzliches Aufleuchten und Verdunkeln beobachten, großartige und allgemeine Veränderungen seiner Erscheinung durchgemacht habe, und er giebt von diesen Katastrophen folgendes Bild:

In dem Bau der Erdkruste zeigt sich eine auffallende Gesetzmäßigkeit. Die sedimentären Formationen finden sich in größeren und kleineren Becken von sehr flacher Form, wie das russische Becken, das Pariser Becken, das Bordeaux-Becken, ähnlich den Rändern von konzentrisch übereinander geschichteten Tellern, die ältesten und dicksten zu unterst, die jüngeren und weniger mächtigen darüber gelagert. Eine analoge Gesetzmäßigkeit bekundet sich im Bau der großen Kettengebirge, sowie in ihrer Lage, Richtung und Anordnung. Ein sorgfältiges Studium der besten Detailkarten zeigt, daß die großen Kettengebirge Bündel von Parallelfalten darstellen, welche ebensowohl wie die sedimentären Formationen in den Becken in konzentrischen Ringen gelagert erscheinen, daß sie, soweit bekannt, alle an der dem Zentrum des Ringes zugekehrten also inneren Seite eingesunken, an der peripherischen oder äußeren Seite aber aufgestaut sind, daß ihre Entstehung also die Wirkung einer großen zentrifugalen Kraft sein muß.

Die Verteilung der großen Kettengebirge läßt zwei große Systeme von Ringfalten erkennen: erstens das der westlichen Hemisphäre in den das Becken des großen Ozeans umsäumenden Cordilleren und Felsengebirgen von Amerika und in den sich daran ringförmig anschließenden, den Ostküsten von Asien und Australien vorgelagerten Inselreihen; zweitens das der östlichen Halbkugel, welches sich zu erkennen giebt in der zwar stark verbogenen aber noch deutlich die konzentrische Anordnung aufweisenden großen Gebirgsaxe des europäisch-asiatisch-afrikanischen Kontinentalkomplexes mit den konzentrisch darum gelagerten Vorbergen.

Auf der östlichen Halbkugel lassen sich drei mehr oder weniger deutlich ausgeprägte konzentrische Ringfaltensysteme erkennen. Der äußere Ring setzt sich aus folgenden Kettengebirgen zusammen: Cantabrisches Gebirge, Pyrenäen, westliche Voralpen, Jura, nördliche Kalkalpen, Karpathen, Transsylvanische Alpen, Balkan, Krimgebirge, Kaukasus, Großer Balkan, Kopet-tag, nördliche Vorberge des Kuh-i-Kaitu und Hindu-Kusch, Alai-tag, Ala-tau, Altai, Sajanisches Gebirge, Baikalgebirge, Werchojanische Gebirge, die von Nord nach Süd streichenden Kettengebirge des östlichen China und Anams, Muni-Pahar, Himalaya, Suliman-Kette, Brahuigebirge, die Persischen Küstengebirge, die Vorberge der süd-

lichen Randgebirge der Plateaus von Iran und Armenien, die östlichen Randgebirge der Depression des Jordan, des Toten Meeres und des Roten Meeres, die östlichen, südlichen und westlichen Randgebirge des südafrikanischen Muldenplateaus. Mit den Cap Verdeschen Inseln und den Azoren schließt sich der Ring.

Der zweite oder mittlere Ring läßt sich in folgenden Gebirgen erkennen: Castilianisches Scheidegebirge, Gebirge von Sardinien und Corsica, Zentralaxe der Alpen, südliche Parallelketten der Karpathen, nördliche der Transsylvanischen Alpen, Rhodopegebirge, Pontische Gebirge, nördlicher Elburs, nördliches Randgebirge von Iran, Kuh-i-Kaitu, Hindu-Kusch, Pamir, nördlicher Thian-schan, südlicher Altai, südliches Baikalgebirge, Burejagebirge in China, Vorberge der östlichen Randgebirge des Plateaus von Tibet, südliche Randgebirge desselben, Karakorum, östliches und südliches Randgebirge des Plateaus von Iran und Armenien, Libanon, Sinai, westliche Küstengebirge des Roten Meeres, Hochland von Abessinien, Kettengebirge der Längsspaltenthäler des Albert Nyansa und Tanganjika, Babisagebirge, Marragebirge in Dar-For, Tümmogebirge, Tasiliplateau. Über die Canarischen Inseln endlich schließt diese Reihe von Kettengebirgen am Cap da Roca an.

Der dritte oder innere Ring setzt sich aus folgenden Kettengebirgen zusammen: Gebirge von Granada (Sierra Nevada 2c.), nördliche Küstengebirge von Sicilien, Apenninen, Südzone der Alpen, Karst, Dinarische Alpen, Taurus, Elburs, Kuh-i-Kaitu, Hindu-Kusch, Thian-schan, Tarbaga-tai, Kuku, Daba, Jablonoigebirge, Stanowoigebirge, Chingangebirge, Nan-schan, Kuen-Luen, Mustag, östliche Randgebirge des Plateaus von Iran, Kohrudgebirge, südliches Randgebirge des Plateaus von Armenien, Libysches Plateau, Barkaplateau, Plateau von Harutsch-el-Eswed und Homra. Dieser Ring schließt mit dem Atlasgebirge, welches trotz der Lücke der Straße von Gibraltar die unverkennbare Fortsetzung der Kettengebirge von Granada bildet.

Diese drei Ringe mit ihren concaven und convexen Biegungen gruppiren sich um eine in westöstlicher Richtung streichende Zentralaxe, welche von der Straße von Gibraltar bis in die Nähe der Nordostspitze Asiens reicht. Sie halten sich im allgemeinen ziemlich nahe bei einander und bei der Zentralaxe. Nur im Südwesten bilden sie eine gewaltige Ausbauchung, als Randgebirge des afrikanischen Kontinents.

Es zeigt sich, daß die nördlichen Randgebirge des innerasiatischen Plateaus (Altai, Thian-schan, Ala-tau 2c.), analog den Alpen, Karpathen, dem Kaukasus, nach Norden aufgestaut und im Süden eingesunken sind, während die südlichen Randgebirge dieses großen Plateaus (Himalaya 2c.) nach Süden aufgestaut und im Norden eingesunken erscheinen. Es wird hiernach wahrscheinlich, daß sämmtliche nördliche Randgebirge der großen Zentralaxe des östlichen Kontinentalkomplexes nach Norden, sämmtliche südliche Randgebirge nach Süden aufgestaut sind. Bei den vielfachen Krümmungen, welche diese Kettengebirge beschreiben,

Digitized by Google

ist die Bezeichnung der Richtungen, in denen die gebirgsbildende Kraft wirkte, nach allgemeinen Himmelsgegenden jedoch nicht genau, man kann viel einfacher und richtiger sagen: Die Kettengebirge sind von einer radial von dem Zentrum der Ringe nach der Peripherie wirkenden Kraft aufgestaut. Bei eingehender Betrachtung der drei Ringfaltenbündel springen noch folgende Gesetzmäßigkeiten ins Auge:

Die Ringfalten zeigen an Stellen schwacher Faltung concave, an Stellen starker Faltung convexe Biegung. Von den Stellen concaver Biegungen, welche stellenweise Lücken aufweisen, gehen rechtwinklig eine Anzahl Querfalten aus, welche alle drei Faltenringe durchschneiden und noch darüber hinaus in den großen Flußbetten, Seen und Meerbusen sich fortsetzen. Durch diese Querfalten erscheinen alle drei Faltenringe gleichmäßig verbogen, auch da, wo sie weit auseinanderliegen, wie in Afrika.

Diese Querfalten haben sich augenscheinlich erst nach Vollendung der Kettengebirge gebildet, die Zeit ihrer Entstehung würde also in den Anfang der Diluvialperiode zu legen sein. Es muß den Geologen mit Staunen erfüllen, wenn er sieht, daß die gewaltigsten Dislokationen in einen, nach der Mächtigkeit der entsprechenden Sedimente zu schließen, relativ kurzen Zeitraum zusammengedrängt erscheinen.

Es stellt sich ferner heraus, daß an den Stellen stärkster Faltung, ganz analog den europäischen Kettengebirgen, die drei Faltenbündel sich einander nähern, wie in den Alpen, im Kaukasus, Pamir, Thian-schan, Himalaya, Karakorum, daß sie sich dagegen weit von einander entfernen an Stellen schwacher Faltung, wie in Afrika, wo wir kein Kettengebirge von bedeutender Erhebung kennen, denn der Kilimandscharo und Kenia sind auf niederem Plateaurand ruhende Vulkane.

Die Gestalt der Zentralaxe des östlichen Kontinentalkomplexes selbst scheint durch die Querfalten bedingt zu sein. Dort, wo sich Nord- und Südrand des inneren Ringes berühren, in den beiden Plateaus von Armenien und Pamir, finden sich die größten Massenerhebungen, sowie in ganz Asien, wo sich die Ringe einander nähern, die Zentralaxe aus einer zusammenhängenden Reihe von Plateaumulden besteht (Hochland von Iran, Tarim-Becken, Wüste Gobi, Mongolei), während sich im Westen, wo die Ringfalten weit auseinander liegen, die Zentralaxe so weit senkt, daß sie den Boden des Mittelmeerbeckens bildet.

Die einzelnen Querfalten sind von Habenicht nach den Flußbetten, Seen und Meerbusen, durch welche sie markirt sind, wie folgt benannt worden: 1. Biscaya-Tyrrhenische Falte, 2. Dnjepr-Donau-Pontische Doppelfalte, 3. Wolga-Caspische Falte, 4. Aral-Oxusfalte, 5. Irtysch-Balkaschfalte, 6. Jenissei-Baikalfalte, 7. Lenafalte, 8. Ochotskische Falte, 9. Hoanghofalte, 10. Tonkingfalte, 11. Bengalenbusen-Brahmaputrafalte, 12. Indusfalte, 13. Oman-Euphratfalte, 14. Aden-Suesfalte, 15. Mozambiquefalte, 16. Limpopofalte, 17. Congofalte, endlich 18. die Doppelfalte des Guineabusens, welche weiter nördlich durch die

Digitized by Google

beiden großen Oasenketten markirt ist, die den Tsadsee mit den beiden Syrten verbinden, und welche die natürlichen Tracés bildeten für die zwei größten Karawanenstraßen, die das Mittelmeer mit dem Sudan verbinden.

Die konzentrisch ringartige Anordnung der Kettengebirge der östlichen Halbkugel führt zu der Annahme, daß ihre ursprüngliche Form ähnlich der des westlichen Hemisphärenbeckens gewesen sei, sowie daß in diesen zwei Hemisphärenbecken ganz analoge Erscheinungen zu erblicken sind wie in den kleineren Becken: dem russischen, dem Pariser Becken u. s. w. Eine weitere Eigentümlichkeit zeigt sich darin, daß die beiden Hemisphärenbecken auf der westlichen Seite durch das tiefe atlantische Doppelthal, sowie durch eine Reihe kleinerer Becken, wie das russische, das Kölner, das Pariser, das Bordeauxbecken, den Golf von Mexiko, das caraibische und brasilianische Becken, auf der Ostseite ebenfalls durch eine Reihe kleinerer Becken, wie das Behringsmeer, das Ochotskische, das japanische, das Gelbe, das südchinesische, den Sulusee, den Celebessee, welche alle deutlich den ringförmigen Charakter tragen, von einander getrennt sind.

Die Erkenntnis, daß in dem Bau unsers Planeten keine Unregelmäßigkeit oder Gesetzlosigkeit herrsche, gab Habenicht den ersten Anstoß zur Entwicklung seiner Theorie. Er schloß in folgender Weise: Als sich der Planet bis zur Bildung einer dünnen Erstarrungshaut abgekühlt hatte, trieben heiße Gase und Dämpfe in der zähen Epidermis riesige Blasen auf. Diese platzten, die Dämpfe entwichen, die Blasen sanken zusammen und wurden teilweise wieder eingeschmolzen, nur die Ränder blieben stehen. Allmählich bildete sich auf dem Boden der Blasen eine neue Haut, sie ward wieder in die Höhe getrieben, platzte wieder, sank zusammen und ihre Ränder blieben innerhalb der ersten Ränder stehen. Dieser Prozeß bildete sich immer wieder von neuem, nur unter der Modifikation, daß die Haut oder Kruste immer dicker wurde, weil die Abkühlung weiter ging, sodaß ein immer längerer Zeitraum bis zum Ansteigen der Blase verging, und daß der neu einzuschmelzende Teil der Kruste immer kleiner wurde.

Mit dieser Thätigkeit des Feuers verband sich die Thätigkeit des Wassers. An den am wenigsten heißen Stellen, vermutlich an den Polen, wo auch wohl der erste Ansatz einer Erstarrungskruste vor sich ging, bildeten sich Niederschläge, und die so entstehenden Meeresfluten wälzten sich den tieferen Stellen zu, strömten also in die einstürzenden Blasen und füllten die hier entstandenen Becken. Sie führten Erdmassen und Trümmer mit sich, schwemmten sie dem Boden des Beckens zu und setzten, teilweise unter Einwirkung der Hitze, die sedimentären Formationen ab. So würde sich das jetzt zu beobachtende Ineinanderliegen der flachen Schalen erklären.

Während dieser durch Katastrophen von einander getrennten Perioden verringerte sich das Volumen des Erdballes sowohl durch die Abkühlung als auch durch die Exhalationen, es schmiegten sich demgemäß die kreisrunden Becken-

Digitized by Google

ränder eng aneinander und nahmen eine unregelmäßig verdrückte Form an. Zwischen den beiden ältesten Polschollen setzten sich die Hemisphärenkraterbecken an, zwischen diesen wieder zwei die Polschollen verbindende bandartige Reihen kleinerer Blasenbildungen. Im Verlauf der hauptsächlich ruckweise durch Exhalation nach Zersprengung der Kraterhülle erfolgenden Abkühlung verdickte sich die Kruste mehr und mehr, sie nahm an Sprödigkeit zu, die gewaltsam ausgedehnte Kraterhülle war aber für ihren alten Raum zu weit geworden, sie staute sich beim Zurücksinken an den alten Beckenrändern und warf sich in konzentrische Parallelfaltenbündel.

Nach demselben Gesetz, nach welchem die Wände eines größeren Dampfkessels dicker sein müssen als die eines kleineren, um dem gleichen Druck widerstehen zu können, fanden die jüngsten und größten Gebirgsstauungen in den großen Hemisphärenbecken statt, aber auch für Hemisphärenkraterbildungen wurde die Kruste zu stark, es gehörte eine noch größere Ansammlung von Gasen dazu, um die Kruste zu zersprengen, so entstanden die Kugelauftreibungen oder Sphärenkraterbecken. In dieser Periode der Erhebung bildeten sich nach den Polen zu in den obersten Schichten der Kruste gewaltige Sprünge, die heutigen Fjordbildungen, die untere zähere Schicht dehnte sich, es fand ein oberflächliches Auseinanderreißen des östlichen und westlichen Hemisphärenbeckens statt. Die Ostküsten des arktischen Nordamerika passen mit ihren Formen und geologischen Formationen so gut an die Westküsten des nördlichen Europa, daß man sich ihren früheren Zusammenhang leicht auf der Karte rekonstruiren kann. Das Zeug des Erdmantels war aber jetzt zu dick geworden, um sich nach der Katastrophe beim Zurücksinken in kleine Parallelfalten zu werfen, und so bildeten sich riesige Querfalten. Nach der Lage und Anordnung derselben scheint die Öffnung dieses Kugelkraters in der Gegend des Mittelmeeres gewesen zu sein. Wenn man versucht, die alte Lage der Beckenränder des östlichen Hemisphärenbeckens zu rekonstruiren, so findet man, daß die Dislokationen für eine Kugelauftreibung zu groß sind. Man muß deren zwei annehmen, und das stimmt wunderbar überein mit den Resultaten der Untersuchungen über die posttertiären Ablagerungen sammt ihren organischen Einschlüssen, den daraus zu folgernden klimatischen Wechseln während dieses Zeitraumes, indem maritime Eiszeiten mit kontinentalen Perioden zweimal abwechselten.

Jetzt ist auch klar zu erkennen, warum mit dem Ende der Tertiärzeit die Faltung der großen Kettengebirge der Hauptsache nach abschloß, was aus ihrem Bau und den Lagerungsverhältnissen der posttertiären Ablagerungen so deutlich hervorgeht.

(Schluß folgt.)



Das heutige Feuilleton.

(Schluß.)



Zur eigentlichen Feuilletonerzählung übergehend, geraten wir auf ein schwankendes, weitausgedehntes Gebiet, das einer üppigen Wildnis gleicht, welche die seltsamsten Pflanzen wuchernd durcheinander schlingt. Diese Wildnis zu entwirren, würde eine eigene Betrachtung für sich erfordern; darum beschränken wir uns auf wenige leitende Bemerkungen. Dieses fragwürdige Erzeugnis der mittleren Jahrzehnte unsers Jahrhunderts ist mit der wachsenden Ausdehnung der Tageszeitungen entstanden und hat in Frankreich seine eigentümliche Ausbildung erfahren; dort sind seine eigentlichen Klassiker zu suchen, von denen ich statt anderer nur Ponson de Terrail, den „Löwen des Feuilletons" nenne. Ein großer Teil dieser Art von Erzählungen, die sich ohne Unterschied in Winkel- wie in Hauptblättern herumtreiben, sind nur Bearbeitungen nach französischen Quellen. Unterhaltung um jeden Preis ist das einzige Endziel aller dieser Machwerke; und zwar eine faule, bequeme Unterhaltung, die gegen dumpfes Nichtsthun, blasirte Langeweile und ausgemergelte Abgestumpftheit anzukämpfen hat. In der Wahl ihrer Mittel sind die Schreiber dieser Sachen in dem zum Teil doch erfolglosen Kriege gegen das Gähnen nicht wählerischer, als es ihr Publikum in der Vertilgung der vorgesetzten Gerichte ist. Der Zweck solcher Unterhaltung wird am vollständigsten erreicht, wenn Nerven und Sinne der Leser auf jede nur denkbare Weise gereizt und erregt werden. Hierfür giebt es zwei Hauptwege. Die französische Manier wendet sich an die Sinne, die sie durch wollüstige Bilder, üppige Schilderungen weichlicher Pracht und schlüpfrigen Witz übermäßig zu reizen weiß. Wer aber die Geheimnisse dieser halb pornographischen Literatur kennt, weiß, wie nahe unnatürlich ekelhafte Schauerlichkeit an unmäßige Lüste angrenzt. Die derbere englische Manier hämmert mit schauerlichen Kriminalstoffen, Erbschleicherei, Diebstahl, Entführungen, Kinderraub, Verwandtenmord, blutigen Schlächtereien und grausigen Abenteuern auf die Nerven der gequälten Leser los. Allerlei Zwischenwege zwischen diesen beiden Hauptheerstraßen lassen sich ohne Mühe entdecken, und der Gipfel des Abscheus wird erreicht, wenn sich beide Weisen zu gemeinsamer Wirkung vereinen. Der müßte einen eisernen Bau besitzen, der das ohne schüttelnden Schauder ertragen könnte. Auch die Deutschen vertragen hierin schon einen starken Stoß; sie wetteifern in geschäftigem Aussinnen solcher Mißgeburten mit ihren Lehrmeistern und holen sich mit löblichem Wissensdurst die Vorbilder selbst herüber. Eine vergleichende Naturgeschichte dieser allerdings nur vom „naturgeschichtlichen" Standpunkte

Digitized by Google

ganz zu würdigenden Erzeugnisse würde eine bunte Reihe aufführen: vom blutigen Jagd- und Schlachtabenteuer in den Urwäldern Amerikas und den haarsträubenden nächtlichen Erlebnissen in einsamen Eisenbahnwagen, über die rührsame Spekulations- und Unterschleifgeschichte mit einem unglaublich tugendsamen Liebespaare und die lüstern freche Ehebruchstragödie oder Posse zu den langen, mutwillig verwickelten „Sensationsromanen," die alles, was eine folgsame Phantasie gern und widerwillig hergiebt, unausgeglichen neben einander klotzen. Jedem werden ähnliche Beispiele aus seiner eigenen, oft notgedrungenen Lektüre einfallen, denn der Deutsche liest ja soviel schlechtes Zeug, daß er für das gute keine Zeit mehr übrig hat. Es leuchtet ein, daß diese „Kunst" nicht innerliche Vertiefung der dargestellten menschlichen Zustände, sondern äußerliche Spannung, bunten Wechsel der Ereignisse und starke, vielgestaltige Bilder für die schwelgende Phantasie aufsucht. Sie ist das Gegenspiel aller wahren Kunst, welche Gestalten nur als Ausdruck entsprechender Gefühlswerte giebt. Der wahrhaft menschliche innere Gehalt auch der besseren Werke dieser Art, die wenigstens äußerlich die üblichen Handgriffe seelischer Gestaltung nachahmen, ist erschreckend gering; quälende Gefühle, vielleicht auch über die unwürdige Vergeudung achtungswerter, bisweilen nicht wertloser Kräfte, verdrießliche Abspannung und wüste Leerheit bleiben nach solchen „Genüssen" im Gemüt zurück; vom wirklich fördernden, das einzig den Gehalt dichterischer Werke ausmachen sollte, findet sich keine Spur. Es ist eine Kunst der bloßen Kontraste, die in unvermittelter Schroffheit aneinandergerückt, nahezu physische Wirkungen hervorbringen. Äußerste Spannung und wollüstige Ermattung, schauriges Entsetzen und schwelgerische Süßlichkeit reihen diese klugen „Künstler" hintereinander, um des Effekts willen. Effekte aber nutzen sich ab, und um so schneller, je mehr sie gehäuft sind. So sieht sich diese Afterkunst gezwungen, ihre Mittel fortwährend zu steigern, neue Mischungen zu erfinden, immer klotziger, roher drein zu fahren, um die Ansprüche ihrer verzognen Leser zu befriedigen, und da sehen wir, wie die raffinirteste Künstelei in die scheußlichste Rohheit umschlägt. Hier finden sich Dinge, von denen Schlegel, dessen Stufenleiter des Häßlichen wir früher anführten, doch noch keine Ahnung hatte. Zwischen dem Schreiber und dem Publikum findet da ein fortwährender stiller Wettstreit statt, den ein geistvoller Franzose ungefähr so schildert: Der Autor braut immer unverdaulichere Sachen zusammen, und fürchtet fast, das würden sie nicht mehr vertragen; aber das Publikum denkt: habe ich so viel ruhig hingenommen, so werde ich mich auch davor nicht fürchten, und schluckt geduldig und ohne Würgen die widrige Pille hinunter. Endlich, meinen wir, muß doch einmal das Erbrechen folgen.

Es liegt am Tage, daß solche Werke, die obendrein in den einzelnen Zeitungsblättern zerstückelt verzehrt werden, auch nicht als ein Ganzes gedacht und entworfen werden. Der Feuilleton Roman zerfällt in zerstückte Einzelteile so gut wie das Feuilleton. Auch sein Bestreben ist Effekt im einzelnen. Eine Wirkung des

Digitized by Google

Gesammtbaues wäre ja bei der monatelang hinschleichenden Verspeisung kleinster Bruchteilchen gar nicht zu erzielen, auch wenn der Schreiber sich die unnütze Mühe machen wollte, wirklich zu „bauen“. So thöricht sind diese Schriftsteller gar nicht; ihr Bestreben ist geschickte Abrundung einzelner Bilder zu lebhaftester Augenblickswirkung; das übrige kümmert sie nicht. Sind auch die Deutschen den Franzosen in der Kunst, jedes einzelne Bruchstück, das in der Zeitung für sich steht, zu einem packenden Schaustücke zu machen, noch nicht gleich, so kennen sie doch schon jene Liederlichkeit des Arbeitens, die ohne festen Plan für das Bedürfnis des Tages ins blaue hineinschreibt, wobei es geschehen kann, daß längst verstorbene plötzlich aus vergessenen Gräbern wieder auferstehen.

Mit frohem Dankgefühle darüber, daß man in der Lyrik glücklicherweise nicht feuilletonisiren kann, wenden wir uns dem Drama zu, das dank seiner innigen Verbindung mit dem herrschenden Zeitungswesen ein nicht minder unerfreuliches Aussehen zeigt. Wir wollen nicht die sattsam bekannte Thatsache aufs neue beleuchten, daß die heutige Bühne, einem geldgierigen Spekulationstreiben hingegeben, für edlere Dichtungen schlechterdings keinen Raum hat, wir brauchen auch die Ursachen dieser beklagenswerten Thatsache nicht zu erörtern, deren Herzählung leichter wäre als die Auffindung eines einzigen Abhilfemittels. Ein Blick auf die den theatralischen Markt beherrschenden Dramen zeigt uns den Zeitungsstempel, den ihm das journalistische Handwerkstum aufgeprägt hat. Dramen ohne Handlung — das ist allenthalben das Kennzeichen dieser Waare. In die schlotternden Fugen ihrer dramatischen Notgerüste aber stopfen die Herren ihre groben und feinen Späße, ihre Witzchen und Pikanterien als Futter für ein Theaterpublikum, das die bescheidensten Ansprüche für seine geistige Unterhaltung macht, ja über dem Lachen ganz vergißt, überhaupt noch Ansprüche zu machen. Wir schweigen von der Berliner Posse eines Jacobsohn, Blumenthal, Wilken und Justinus, die eine verschwindend kleine Handlung unter verwirrenden Episoden und Kalauern begräbt. Eine grausame Selbstparodie dieser Art von „Dramen“ ist der „Jüngste Lieutenant“ von Jacobsohn, dessen Handlungsatome sich am Schluß in Nichts auflösen. Der Einzug des Königs, um den sich die ganze Handlung drehte, findet nicht statt, und jeder wird nach Hause geschickt, nachdem er das ihm zukommende Teil von Kalauern verpufft hat. Die Posse ist ja so genügsam, sich mit ihren Einnahmen zu benügen, sie überläßt literarischen Ruhm dem vornehmern Lustspiel und ist darum gegen alle Kritik unempfindlich. Leider sieht es mit dem Lustspiel nicht besser aus. Was wäre die hausbackene rührselige Spießbürgerlichkeit der „Lustspiele“ von Adolf L'Arronge ohne die „sogenannten“ Späßchen jener komischen Figuren, die im Stücke herumlaufen, man weiß nicht woher, man weiß nicht wohin, man ahnt nur wozu! Aber die einsichtigen Kritiker nennen gesunden dramatischen Humor, was man als jüdelnden Zeitungswitz leider schon so lange kennt, und sie können oder wollen dramatische Wirkung von theatralischer Effekthascherei nicht unterscheiden. Was

Digitized by Google

von den Ansprüchen der Firma Moser-Schönthan zu halten ist, welche ihre planlos zusammengewürfelten Possenszenen als „Lustspiele“ so teuer verkauft, da sich bejahrte Bühnenkenntnis und jüngerer Kalauerwitz hier zusammengethan haben und mit anerkennenswerter Geschicklichkeit die verschiedensten Bestandteile in ein Ganzes schichten, muß der wissen, der sich einmal vergeblich bemüht hat, aus einem Gewirr toller Szenen eine folgerichtig einheitliche Handlung als dramatischen Kern zu entwickeln. Aber Moser und Schönthan strahlen als leuchtende Sterne aller Repertoirezettel und gelten dem lieben Publikum für wirkliche Lustspieldichter. Ist es da zu verwundern, wenn solch zeitungsmäßig kalauernde Trivialität auch denen anklebt, die nicht bloß auf der heutigen Bühne als deutsche Dichter glänzen möchten?

Auf dem Wiener Burgtheater erschien vor einigen Jahren ein Lustspiel „Rosenkranz und Güldenstern,“ als dessen Verfasser sich nach bestandener Feuerprobe der Journalist Michael Klapp entpuppte. Wir wüßten kein neueres Stück, das so schlagend die innere Verbindung der feuilletonistischen Kunststückchen mit dem innerlich leeren, impotenten Lustspiele darstellte. Durch und durch von dem frivolen Geiste des Wiener Feuilletons erfüllt, oft hart an der Grenze des Erlaubten hinstreifend, oft sie unbekümmert überspringend, reiht es an den losen Faden einer kaum nennenswerten Handlung eine bunte Kette einzelner, den Sinn bestechender Bilder, wie sie in dem nichtigen Leben eines großen Schweizerhotels sich bieten, mischt Kellner, Bergfexe, Engländer, reisende „Sachsen,“ angebliche Schauspieler und kecke Baronessen in einen tollen Wirrwarr zusammen. Das Ganze, umprasselt von einem blendenden Feuerwerk von Witzen, Antithesen und Anspielungen läßt dem Hörer nicht Zeit und Ernst, sich zu besinnen; ohne innern Anteil zu nehmen, folgt er dem plaudernden Feuilletonisten in alle Augenblicksverwicklungen, in die jener ihn führte, findet alles gut, was jenem gut dünkt, mit Ausnahme der einzigen ernster gehaltenen Liebesszene, die mit ihren paar leidenschaftlichen Accenten wundersam unpassend in die flüchtige Plauderei hineintönt. Am Schluß aber schüttelt er bedenklich den Kopf, wenn der sorglose Dichter, nachdem der Vorrat von Späßen zu Ende ist, den Knoten der nebensächlichen Handlung, unbekümmert um Charakterentwicklung und Anlage durchhaut, da er ihn nicht lösen kann. Das Ganze könnte als eine Reihe sommerlicher Reisebilder in der „Neuen freien Presse“ stehen und würde nichts verlieren als den lebendigen Vortrag, der freilich gewisse Spitzen erst verdeutlichen muß. Unsre Theaterkritik aber hat das Dingelchen ganz ernsthaft als ein Lustspiel behandelt, und die Hoftheater tischten es ihrem Publikum der Reihe nach als neuestes Werk der deutschen Literatur auf.

Wir finden diese journalistische Dramatik in Paul Lindau verkörpert, der als kluger Geschäftsmann sich den einträglichsten Zweig des literarischen Handwerks nicht entgehen lassen durfte. Zudem konnte er ihm nach gründlichen Pariser Studien mit geringerer Mühe beikommen, als dem massigen

Roman, zu dem am Ende doch immer ein Teil wirklicher Schaffenskraft erforderlich ist. In seinen Dramen hat er sich eine neue Spielart feuilletonistischer Form eingerichtet, die seinem in „harmlosen," „nüchternen," „überflüssigen" Briefen und Kritiken doch einigermaßen verbrauchten Witz zu statten kam. Seine Lust- und Schauspiele, deren er jetzt mit geschäftskundiger Regelmäßigkeit alljährlich eines in die Welt schickt, machen schon eine stattliche Reihe aus. Sie gleichen einander wie ein Ei dem andern. Das Rezept ist einfach: ein bischen Rührseligkeit, sehr viel geistreichelnde Salonkalauer, und ein gleiches Teil karikirte Narrenhaftigkeit. Kommt noch ein wenig judaisirende Tendenz hinzu, so ist eine „Gräfin Lea" fertig. Wie bei den meisten deutschen Dramatikern der Gegenwart zeigt sich auch in Lindaus Schauspielen als Grundbestand ein novellistisches, aus der Vergangenheit in die Gegenwart des Stückes hereinragendes Element, dessen dürftige Abwicklung das Drama füllen soll. Im „Johannistrieb" ist das die glückliche Belohnung des Professors, der bei der Tochter spät das Glück findet, das ihm bei der Mutter versagt blieb; in „Maria Magdalena" die Aussöhnung des Vaters mit der Tochter, die er vor Jahren um eines Mißverständnisses willen verstoßen; in „Gräfin Lea" die Einigung der Lea mit ihrer Stieftochter und die Ehrenrettung Leas, welche von der Achtserklärung durch die Familie ihres verstorbenen Gemahls einigermaßen belastet war. Der winzige Gedanke des „Jungbrunnens": On revient toujours à ses anciennes amours hätte höchstens in einer kleinen Novelle sich ansprechend verwerten lassen. Solchen winzigen Motiven mangelt es an jeder dramatischen Kraft, ihre novellistische Natur macht sie ungeschickt zur Errichtung eines noch so schwachen dramatischen Gerüstes; um dieser Sächelchen willen würde niemand einen ganzen Abend still sitzen. In dieser Not sucht der „Dichter" nach Stützen für seinen gefährdeten Bau, und er findet sie in Menge unter seinen journalistischen Erinnerungen. Er zeichnet ein Galerie von Narren und Närrchen, Schuften und Schüftchen naturgetreu ab und fügt diesen wichtigen Figuren zu Liebe gewisse Nebenhandlungen ein, die man ganz falsch verstehen würde, wenn man nach ihrer Bedeutung fragen wollte. Ihre Bedeutung ist eben die, daß sie keine haben: sie sind um ihrer selbst willen da, wie die kalauernden Bosheiten, welche die Würze des „geistreichen" Lindauschen Dialogs ausmachen. Wenn Lindau hier die schmutzige Wäsche des Journalismus und der fragwürdigen Kulissengestalten wäscht, so thut er nur auf offner Bühne, was er in „Briefen" und „Rücksichtslosigkeiten," vielleicht rücksichtsloser, hundertmal gethan hat. Und doch sind dergleichen Pikanterien das einzige, was seine Liebesmühe erträglich macht. Als er in der „Verschämten Arbeit" auf die Kalauer und die kleinen Erheiterungskünste ein wenig verzichtete, belehrte ihn ein schmerzlicher Mißerfolg, daß seine schwindsüchtige Fingerhutdramatik allein nicht vermögend sei, einen Vierakter zu füllen. Der „Jungbrunnen" hat ihm trotz Kalauern, Kulissenlatten und einer Heldin, die zugleich Närrin ist, eine noch herbere Ent-

Google

täuschung gebracht. Die innere Wertlosigkeit der Lindauschen Dramen erhellt daraus, daß der Kern allein nicht zu bewegen und zu fassen vermag. An dem „geistreichen" Dialog entzündet sich langsam ein dürftiges Sparfeuerchen, das sich nie zu der Glut innigen Mitempfindens anfacht, denn erkünstelte Mache kann poetisches Fühlen nicht ersetzen. Die bewunderte realistische Treue in der Abmalung äußerer Gegenstände, welche zum Beispiel photographisch genau einen Gerichtshof auf die Bühne bringt und dabei die Schnapsnase des Gerichtsdieners nicht vergißt, welche die Latten und die Kulissenschmiere der hintern Bühnenansicht dem staunenden Publikum zeigt und die neuesten Geheimnisse der Theater- und Literaturreklame verrät, die freilich nicht mehr ganz Geheimnisse sind — alles das ist nichts als kleinlicher Notbehelf eines dürftigen Talentchens. Der Dramatiker borgt von dem Journalisten Kniffe und Pfiffe, die dieser ihm gerne leiht, da er weiß, daß die geliehenen Silberlinge gute Prozente tragen werden.

So lange das deutsche Publikum fortfährt, solche Dutzendwaare im Ernst als literarische Leistungen zu betrachten, so lange der Zuschneider dieser Sächelchen, auf seine Erfolge gestützt, unter den rangwürdigen Dramatikern einen der vornehmsten Plätze beanspruchen darf, so lange hat dieses Publikum kein Recht, eine Besserung der deutschen Theaterverhältnisse zu verlangen; so lange verdient es solche Besserung gar nicht, denn es beweist durch so sträflichen Langmut, daß es unfähig ist, journalistische Mache von dichterischem Schaffen zu scheiden.

4.

Unmöglich ists, den Tag dem Tag zu zeigen,
Der nur Verworrnes im Verworrnen spiegelt,
Und jeder selbst sich fühlt als recht und eigen,
Statt sich zu zügeln, nur am andern zügelt.

Wir haben es unterlassen, etwa ein religiös-ethisches Feuilleton als eine eigne Klasse aufzuführen. Mit gutem Grunde. Der Geist, welcher die Herren Feuilletonisten regiert, gestattet ihnen nicht, sich mit religiösen Dingen viel abzugeben; nur der Zwang der Zeit führt sie bisweilen darauf. Zudem ist das ein so undankbares Thema! Gewiß ist ausweichendes Schweigen das günstigste, was der Religion von dem Feuilletonisten widerfahren kann. Die notgedrungenen, religiös sein wollenden Betrachtungen, welche zu kirchlichen Festtagen die Feuilletonspalten füllen, müssen auch gleichgiltigere Gemüter abstoßen, denen die Bedeutung der Religion für das Volksleben aufdämmert. Die süßlichen Salbadereien solcher Phrasenhelden, die bei den erhabensten Gegenständen nach pikanten Ausdrücken angeln, verdienen in ihrer erheuchelten Schönseligkeit gebrandmarkt zu werden. Die kühlen naturphilosophischen Abhandlungen aber, die mit ermüdender Regelmäßigkeit zu Weihnachten die nie schlummernde Liebes- und

Schöpferkraft der Mutter Natur, zu Ostern ihr ewig neu erwachendes Leben und zu Pfingsten den ewigen heiligen Geist der Naturgesetze preisen, können doch nicht im Ernst Anspruch darauf machen, für religiöse Betrachtungen zu gelten. Was sich sonst bei verschiedenen Gelegenheiten, nur höchst widerwillig beachtet, an religiösen Dingen im Feuilleton zeigt, erscheint so politisch und kirchenpolitisch zugespitzt, daß man ihm religiöse Bedeutung nicht zuschreiben kann. Man müßte denn aus ewig protestirenden und verneinenden Kampfesphrasen innere Erbauung zu schöpfen verstehen. Donnernde Bannstrahlen gegen verdunkelndes Pfaffentum, das unter dem Mantel des Christentums, begünstigt von einer gewaltthätigen Regierung, einer fürchterlichen Reaktion zustrebt, sind die geläufigen Waffen einer reformjüdischen Presse, der die Kirche eine unsympathische Erscheinung ist. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß nichts von dem, was die Grundlage und den ewigen beseligenden inneren Wert der Religion ausmacht, in diesen religiösen Feuilletons je zur Geltung kommt. Die zahlreichen Artikel und Streitsachen des Protestantenvereines, dessen Bestrebungen auch bei solchen, die persönlich längst mit aller Religion abgeschlossen haben, Anklang und deshalb in allen politisch „freisinnigen" Zeitungen Aufnahme und Unterstützung finden, kommen hier nicht in Betracht, weil sie, unmittelbaren Parteistreitigkeiten und praktischen Agitationszwecken gewidmet, an sich keine feuilletonistische Bedeutung beanspruchen.

Naturwissenschaftlich-philosophische Gedanken gelten unsrer Zeit an Stelle religiös-ethischer; Ethik insbesondere ist eine bei Seite geschobene Größe. Wer nach einer ethisirenden Abteilung des heutigen Feuilletons suchen wollte, würde dürftige Ausbeute finden. Die religiös sein sollenden Betrachtungen ermangeln des Ethischen, und auf eigne Faust ins Feld hinein zu moralisiren, würde heute zu sehr nach den seligen moralischen Wochenschriften einer grauen Vorzeit schmecken. Dem Zeitgeiste ist über seinen naturwissenschaftlichen Entdeckungen, die sich praktisch in großartige gesundheitspflegerische Verbesserungen umsetzen, bei seinen vorwiegend materiell praktischen Bestrebungen, die sich in allerlei Rettungswesen, Krankenpflege und Armenversorgung wohlthätig fühlbar machen, das Bewußtsein der inneren sittlichen Verantwortung des einzelnen Menschen fast abhanden gekommen. Wir meinen jene innere Reinigkeit des Herzens, die tiefste Forderung des Christentums, die weit über bürgerliche Rechtlichkeit und äußeren Anstand hinausgehend, ja schlechthin mit diesen unvergleichbar, Reinheit aller Gedanken und Lauterkeit des Willens zur unbedingten Gewissenspflicht macht. Eine weichliche Humanität, die den Verbrechern am meisten zu Gute kommt, eine äußere Wohlthätigkeit, deren Ähnlichkeit mit der Werkheiligkeit der römischen Kirche sich gar nicht verkennen läßt, sollen die sittliche Reinheit der Seele ersetzen, die noch Kant und Schiller so streng erhaben verkündeten. Das Feuilleton steht auch hierin auf der Höhe der Zeit. Der kecken Ungebundenheit seiner äußeren Form entspricht die selbstwillige, freche Freiheit, die sein sittliches

oder unsittliches Wesen kennzeichnet. Aus seinen witzigen Plaudereien, auch den ernsteren, vermöchte niemand zu schließen, daß es etwas wie das Gewissen giebt, das von den kleinsten, geheimsten Gedanken des Herzens Rechenschaft fordert. Was sich sonst in den Zeitungen als soziales Feuilleton findet, beschäftigt sich, wie wir sahen, mit den Nichtigkeiten der konventionellen gesellschaftlichen Mißstände, streift auch wohl einmal mit leisem Finger an gewisse Übelstände, vermeidet es aber ängstlich, wirklich ethische Fragen, tief und ernst gefaßt, aus dem innersten Grunde aufzuwühlen.

Wenn wir auch den Zeitungsschreibern Dank wissen, daß sie uns ihre unmaßgeblichen Gedanken über derlei Dinge ersparen, so können wir doch nicht umhin, schließlich das ganze, auch das nicht ausdrücklich moralisirende Feuilleton auf seinen sittlichen Gehalt und seine sittlichende oder entsittlichende Wirkung hin zu prüfen. Daß die Feuilletonisten sich über solche „Vergewaltigung“ erzürnen und nach dem ästhetischen Maßstabe allein gerichtet zu werden wünschen, kann uns nicht irren; sie verlangen damit unbilliges, das ihnen nicht einmal zu Gunsten ist, wie der erste Teil unsrer Betrachtungen gezeigt hat. Ein Zeitungsblatt, das mit unberechenbarer Wirkung in die Masse des Volkes geschleudert wird, muß sichs gefallen lassen, auf seine sittliche Wirkung für die Volksseele hin angesehen zu werden; zumal da dieselben Herren, die hier so schreien, mit volltönenden Phrasen von der erzieherischen, bildenden Macht der Presse salbadern. Das sittliche Gesammturteil aber liegt in den bisherigen Ausführungen schon enthalten. Ein Erzeugnis, das raffinirter, gefallsüchtiger Selbstverherrlichung dienend, durch eine seicht oberflächliche Belehrung den Sinn für ernste geistige Arbeit abstumpft, durch frivole Pikanterien sich in den Dienst müßiger Unterhaltung stellt, schadet auch dort, wo es unmittelbar giftigen Inhalt nicht einflößt. Um ein Volk, das seine geistige Nahrung fast ausschließlich aus dieser Art von Zeitungen schöpft, muß es dem denkenden, vaterlandsliebenden Manne im Ernste bangen. Nicht genug, daß jene Blätter die geistig aufklärende Bildung nicht gewähren, von der die lachenden Zeitungsbesitzer in ihren Ankündigungen und die federfertigen Zeitungsschreiber auf ihren „Journalistenkongressen“ so ruhmredig prahlen; was weit schlimmer ist: das sittlich religiöse Empfinden des Volkes muß versiechen, wenn es dieser allmählichen Vergiftung ausgesetzt bleibt.

Gründe und Formen einer Verderbnis zu erkennen ist leichter, als Wege zu ihrer Heilung aufzufinden. Ein unmittelbar praktisch anzuwendendes Mittel zur Besserung der jetzt aufgezeigten Schäden läßt sich nicht angeben. Die Journalisten werden so lange fortfahren, ihre Pikanterien zu Markte zu bringen, sie werden dieselben so lange häufen, als die Verdauungsfähigkeit ihrer Leser ihnen folgt. Und das Publikum? Die Annahme wäre zu vermessen, daß sich die auf leichtes Unterhaltungsfutter versessene Menge von derlei ungesundem Zeuge plötzlich ekelnd abwenden sollte; unser Publikum hat in dieser Beziehung eiserne

Nerven und einen Straußenmagen. Bis aber die Unmöglichkeit, das Raffinirte nochmals zu raffiniren, das Pikante weiter zu pikantisiren, der fortschreitenden Ausbildung des Feuilletons Einhalt gebietet, bleibt dem einzelnen, der den Schaden erkannt hat, nichts übrig, als an seinem Teile und in Verbindung mit Gleichgesinnten die Erkenntnis des Übels zu fördern und durch Hinweisung auf gesündere, einfachere Kost der weiteren Verfaulung zu steuern. In der That ist freudig anzuerkennen, daß eine ernst gesinnte Literatur den gekennzeichneten verderblichen Geist nachdrücklich zu bekämpfen sich rüstet.

Es wird niemand entgehen, und wir haben schon öfter ausdrücklich bemerkt, daß unser verdammendes Urteil nicht in Bausch und Bogen jeden Aufsatz mitverdammen will, der das Unglück hat, in den Feuilletonspalten einer Tageszeitung zu erscheinen. Wenn wir die Kennzeichen des feuilletonistischen Geistes weit über die Zeitungsblättchen hinaus in die Literatur hinübergewuchert fanden, so müssen wir auch bekennen, daß vieles von dem, was unter der Flagge des Feuilletons segelt, von dem gekennzeichneten verderblichen Geiste nicht berührt ist. Wir begreifen darunter das weite Feld von allerlei thatsächlichen Mitteilungen aus allen Gebieten des Geistes und der Kunst, die den Feuilletonplatz der meisten kleinern Blätter füllen. Unsre schnelllebige Zeit kann ihrer nicht wohl entbehren, und sie genügen ohne große Anmaßung und eigne Bedeutung ihrer Aufgabe, den Leser von allerlei in Kenntnis zu setzen, das ihm zu wissen angenehm ist, sei es nun, daß er es sich näher heranzieht, sei es, daß er sich mit der flüchtigen Bekanntschaft begnügt. Diese Anzeigen und Berichte vermitteln eine Art von geistigem Handel und Umsatz, ihre Schreiber sind geistige Zwischenträger und Agenten; sie haben keine eignen Züge, also auch kaum eigne Fehler, sofern sie richtiges berichten, und auch, wenn sie klatschen oder irreleiten um irgendwelcher Absichten willen, kann man ihnen kaum ernstlich zürnen, da man ihren Kleinhandel unter einem sittlich persönlichen Gesichtspunkte nicht beurteilt. Freilich schlüpfen auch sie nur durch, solange man überhaupt die ganze Art des modernen geistigen Handelsgeschäftes gelten läßt. Ferner schützen wir gegen den Vorwurf des Feuilletonismus bedeutende, tüchtige Männer, die, ohne selbst im Zeitungswesen zu stehen, zur Verbreitung gewisser bedeutender, ihnen am Herzen liegender Gedanken die bequemen, weitwirkenden Zeitungen benutzen. Sie reden ihre ernst gewissenhafte Sprache auch in der Feuilletonspalte und lassen es hingehen, daß man ihre gedankentüchtigen oder praktisch wohlmeinenden Aufsätze Feuilletons nennt. Wir können uns nicht überzeugen, daß es unter der Würde eines Gelehrten, eines wirklichen Schriftstellers sei, auf diese Weise in Zeitungen gediegeneres zu bringen, als das Feuilleton gewöhnlich enthält. Wir möchten diese Art „Zeitungsschreiberei" sogar denen empfehlen, die sich sicher wissen, daß sie zum schillernden Journalismus dadurch nicht selbst herabgezogen werden. Denn wir kennen die Bedürfnisse unsrer schnelllebigen, schnellverzehrenden Zeit zu gut, um nicht zu wissen, daß sie leichterer,

Digitized by Google

mehrseitiger Anregung bedarf, als dickleibige Lehrbücher geben können. Nur bestreiten wir, daß dies notwendig auf die unnatürlich verkünstelte Weise des Feuilletons geschehen müsse, die den Reiz zur Überreizung steigert. Es ist einmal ein durch die Fülle der Zeiten uns Nachgebornen aufgebürdeter Übelstand, daß ein Gebildeter unsrer Tage auf gewissen ihm fernliegenden Wissensgebieten ein Halbwissender, Halbgebildeter sein muß. Das ist schlimm, aber es ist so. Wir geben auch die Unentbehrlichkeit eines leichter Unterhaltung gewidmeten Zweiges gern zu, aber wir behaupten, daß der leichtfertige Ton unsrer Feuilletonhistörchen weitab von den Wegen wandelt, auf denen wahre Bildung und Unterhaltung sich treffen. Sittlicher Ernst, aufrichtig sich mühende Teilnahme an dem darzustellenden Inhalte wird stets den achtungswerten Schriftsteller vom bloßen Feuilletonisten scheiden.

Ursprung und Entwicklung der ägyptischen Krisis.

ie ägyptische Frage nähert sich ihrer Lösung durch Waffengewalt. In einigen Wochen wird sie entweder durch freiwillige Unterwerfung der Aufständischen oder durch deren Erdrückung bis auf weiteres beseitigt sein. So ist ein Rückblick auf ihre Entwicklung am Orte. Die Revolution Arabis und der Nationalpartei ist zum guten Teil eine Reaktion gegen die finanzielle Ausbeutung des ägyptischen Volkes durch die europäischen Bankiers und Bankinstitute, von denen hier nur der Pariser Rothschild, der Credit Foncier und die Banque Franco-Egyptienne namhaft gemacht werden sollen. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren hatte Ägypten bei achtzig Millionen Mark Einnahme und etwa fünf Millionen Einwohnern nur eine schwebende Schuld von ungefähr achtundzwanzig Millionen Mark. Seitdem hat sich die Schuldenlast durch liederliche Wirtschaft, Verschwendung der Herrschenden und eine lange Reihe von Anleihen, die zu hohen Zinsen aufgenommen wurden, trotz aller Amortisation der einzelnen Posten ins Ungeheuerliche vermehrt, sodaß sie im Jahre 1875 nicht weniger als circa 1820 Millionen Mark betrug, obwohl man die Einnahmen auf mehr als 200 Millionen Mark gesteigert hatte, was bei einer Zunahme der Bevölkerung um eine halbe Million eine unerträgliche Belastung der Steuerzahler erforderlich machte. Die europäischen Kapitalisten zogen von ihrem Gelde sechs bis neun Prozent Nominalzins, in Wirklichkeit aber, da die Anleihen zu niedrigen Kursen emittirt wurden, acht bis zehn Prozent und überdies eine hohe Provision.

Digitized by Google

Außerdem war ein Teil der Anleihen in kurzen Fristen al pari, also mit einer Risikoprämie, zurückzuzahlen. Kurz, es war eine Wucherei ohne gleichen.*)

Bis Ende des Jahres 1875 wurden die entliehenen Millionen pünktlich verzinst und amortisirt. Dann aber sah sich der Chedive außer stande, seine Gläubiger zu befriedigen, und jetzt mischte sich die britische Regierung zu Gunsten der letzteren ein, indem sie zunächst den Mr. Cave mit der Untersuchung der ägyptischen Finanzen beauftragte. Derselbe berichtete, daß Anleihen zu zwölf und dreizehn Prozent abgeschlossen und zu fünfundzwanzig Prozent prolongirt würden, und daß eine Konsolidirung erforderlich sei. Die beiden Westmächte schickten sich zu einer solchen an, statt aber dabei die schon gezahlte Risikoprämie von dem noch ausstehenden Kapitale abzuziehen und die nun unter ihre Kontrole gestellte, also gesicherte Schuld um deren Betrag zu vermindern, auch die Verzinsung der Restschuld auf den Zinsfuß der englischen Konsols, d. h. auf drei Prozent, herabzusetzen, erkannten sie die gesammten wucherischen Forderungen an.

Um dieselbe Zeit hatten die europäischen Mächte den Ägyptern einen Gerichtshof aufgenötigt, dem fränkische Mitglieder beigegeben waren, und der über die Klagen von Ausländern und gegen solche entscheiden sollte. Dieser verurteilte im Mai 1876 den Chedive Ismail zur Zahlung. Frankreich schickte Joubert, den Direktor der Pariser Bank, England den jüdischen Finanzmann Göschen zu nochmaliger Prüfung der ägyptischen Finanzen ab, und diese schlugen die Übergabe des Finanzministeriums an zwei Franken vor. Gegen diesen Eingriff in die Unabhängigkeit Ägyptens und die Regierungsrechte des Chedive rief Ismail sein Volk in die Schranken, indem er eine Art Parlament aus Delegirten desselben schuf, das im November 1876 zusammentrat und aus dem sich die in der letzten Zeit oftgenannte Notabelnversammlung und die Nationalpartei entwickelten.

Während des russisch-türkischen Krieges blieb Ismail ziemlich unbehelligt, nur zwangen ihm die Westmächte im Februar 1877 eine Kommission zur Beaufsichtigung seiner Finanzverwaltung auf, die, als der Chedive im Januar 1878 erklärte, nur eine Abschlagszahlung auf den Kupon machen zu können, in Gemeinschaft mit dem englischen Gläubigerkomitee am 8. März jede Einschränkung der wucherischen Ansprüche ihrer Auftraggeber ablehnte und eine Steuerreform vorschlug, nach welcher die Güter des Chedive, sowie die Besitzungen der ägyptischen Beis und Paschas zu den Abgaben herangezogen werden sollten. Mitte Mai nötigte man Ismail, den Engländer Wilson zum obersten Leiter der Finanzen und den Armenier Nubar Pascha, der früher die unsinnige Verschwendung des Hofes unterstützt und das Land im Interesse der ägyptischen Bankiers furchtbar ausgesogen hatte, und der jetzt als Oberagent der habsüch-

*) Ausführlicheres in einem Aufsatze des „Vaterland," dem wir hier folgen.

Digitized by Google

tigen Europäer wirken sollte, zum Premierminister zu ernennen. Am 30. August mußte er noch den Franzosen Blignières unter dem Titel eines Kontroleurs in sein Kabinet aufnehmen. Die Westmächte bestätigten diese Ernennungen, wozu sie kein Recht hatten. Nun vermittelte Rothschild eine Anleihe von $8^1/_2$ Millionen Pfund Sterling zur Deckung der dringendsten Bedürfnisse, die zu 73 emittirt wurde, also 68 Prozent netto einbrachte. Das Ministerium Nubar-Wilson-Blignières schritt darauf, um den fremden Gläubigern ihre vollen Zinsen zahlen zu können, zu allerlei Maßregeln, welche zahlreiche Klassen der Bevölkerung verletzen mußten: sie entließen eine große Menge von Offizieren und Soldaten, zahlten den Beamten ihre Gehaltsrückstände nicht aus, legten Grundbücher und Kataster an und zogen die bisher eximirt gewesenen Vornehmen zur Grundsteuer heran, was beiläufig an sich nicht zu tadeln war, aber die bis dahin allein besteuerten nicht entlastete. So entstand die Nationalpartei, auf die sich Arabi gegenwärtig stützt. Die Notabelnkammer, die Ulemas, die Offiziere, die höhern Beamten und die Großgrundbesitzer einigten sich unter dem Beifalle der entlassenen Soldaten und Unterbeamten zum Widerstande gegen die Anmaßung und die Bedrückung von seiten der Fremden. Ende Februar 1879 brach ein Aufstand in Kairo aus, infolge dessen der verhaßte Nubar von Ismail entlassen und durch den Kronprinzen Tewfik ersetzt wurde. Als der Chedive bald darauf erklärte, er werde den am 1. April fälligen Kupon erst am 1. Mai einlösen, verlangten die Westmächte die Wiedereinsetzung Nubars, und Tewfik gab seine Demission ein und trat auf die Seite der Fremden, wodurch er für immer unpopulär wurde. Ismail aber entließ jetzt auch Wilson und Blignières und ernannte ein nur aus Eingebornen bestehendes Ministerium, an dessen Spitze er Scherif Pascha stellte, dessen Parole „Ägypten für die Ägypter" lautete. Die Westmächte antworteten darauf mit der Absendung von Kriegsschiffen nach Alexandrien und mit dem an den Sultan gestellten Verlangen nach Absetzung Ismails. Dieselbe erfolgte im Juni 1879, Ismail ging in die Verbannung, und Tewfik wurde sein Nachfolger.

Der neue Chedive überließ den Westmächten die Zusammensetzung seines Ministeriums und die Reorganisation der Finanzen. Die Staatsschulden wurden, meist durch Konvertirung alter Schuldtitel in vierprozentige, konsolidirt, welche letzteren aber zum Kurse von nur 60 Prozent emittirt wurden, sodaß der wirkliche Zins doch immer noch über sechs Prozent ist. Die gesammte Schuld belief sich jetzt auf rund 1916 Millionen Mark, die jährlich mit nahezu 91 Millionen Mark (etwa sechzehn Mark pro Kopf der Bevölkerung) verzinst werden mußten. Die Generalkontroleure Baring und Blignières verwalteten fortan im Vereine mit Beamten, die Rothschild zur Wahrnehmung seiner besondern Interessen ernannt hatte, das Land, preßten ihm soviel Steuern als möglich ab, mißachteten die Eingebornen und reduzirten die Armee von etwa 50 000 auf 15 000 Mann, wobei wieder viele Offiziere brotlos wurden.

Digitized by Google

Der durch alle diese Maßnahmen erregte Haß kehrte sich zunächst gegen Tewfik, das Werkzeug der fremden Ausbeuter. Die allgemeine Unzufriedenheit gab sich wiederholt, namentlich durch kleine Militäraufstände, kund, und am 8. September vorigen Jahres brach in Kairo eine große Meuterei der Garnison gegen den Chedive aus, an welcher sich die Obersten mehrerer Regimenter beteiligten, und an deren Spitze der Befehlshaber des vierten Regiments Achmed Arabi stand. Tewfik wurde gezwungen, sein Ministerium zu entlassen und ein neues unter Scherif Pascha zu ernennen. Weiter forderten die Führer der Aufständischen Vermehrung der Truppen und eine konstitutionelle Verfassung, willigten aber schließlich darein, die Entscheidung über diese Punkte der Pforte zu überlassen. Der neue Premier Scherif Pascha genügte der Nationalpartei bald nicht mehr, und Arabi gewann täglich mehr Ansehen und Einfluß, zumal er außer dem größten Teile der Offiziere und Soldaten als frommer Muslim auch die Ulema sich gewann. Noch mehr stieg seine Macht infolge einer Verschwörung tscherkessischer Offiziere gegen ihn, die entdeckt wurde, über die aber nichts bestimmtes in die Öffentlichkeit gedrungen ist, sodaß man nur mit dem „Vaterland“ vermuten kann, diese fremden Elemente hätten sich gegen die arabischen zu wenden gedacht, und Tewfik habe sich auf sie gestützt. Arabi ließ die Tscherkessen vor ein Kriegsgericht stellen und verurteilen.

Hier mischten sich die Vertreter der Westmächte abermals in ungerechtfertigter Weise ein, indem sie den Chedive veranlaßten, die Verschwörer zu begnadigen. Dieselben verließen das Land und begaben sich nach Konstantinopel. Die Intervention des Auslandes und die Schwäche Tewfiks ihr gegenüber brachten die Nationalpartei aufs neue gegen den letzteren auf. Arabi, der jetzt das Oberkommando über die Armee führte, und das Ministerium beriefen ohne Einwilligung des Landesherrn die Notabelnversammlung ein, die sehr bald in scharfen Konflikt mit den westmächtlichen Generalkontroleuren geriet, von welchen ihr und dem Ministerium namentlich Blignières mit größter Schroffheit gegenübertrat. Dieser und sein englischer Kollege forderten kraft ihrer Vollmacht das Recht, in alle öffentlichen Dienstzweige einzugreifen, um die Finanzverwaltung vollständig überwachen und die Ansprüche der Gläubiger der Staatsschuld möglichst wahren zu können. Das ägyptische Ministerium dagegen gestand den Kontroleuren nur eine Einmischung in die Fragen zu, welche mit der auswärtigen Schuld zusammenhingen, über alle andern sollte die Notabelnversammlung allein entscheiden. Da man dabei verharrte, legte Blignières seine Stelle nieder.

Darauf neuer Einspruch der westmächtlichen Konsuln und Drohungen derselben mit Gewaltschritten. Am 17. Mai gaben sie die Erklärung ab, nächstens werde eine englisch-französische Panzerflotte vor Alexandrien erscheinen, und nach Eintreffen derselben würden sie die Beurlaubung der ägyptischen Armee und die Bestrafung der Generale derselben fordern. Zu keinem dieser Schritte waren die Westmächte völkerrechtlich befugt, da sie nicht im Kriege mit Ägypten oder

dem Sultan waren. Sie konnten sich nur an den letzteren wenden und von ihm Abhilfe in Betreff ihrer Beschwerden und Unterdrückung der Revolution verlangen. Wohl war das Interesse der englischen und französischen Gläubiger Ägyptens einigermaßen bedroht, die im Lande wohnenden Europäer aber hatten bis dahin nichts von der Nationalpartei zu befürchten gehabt. Einem französischen Journalisten sagte Arabi am 24. Mai: „Vor allem protestire ich gegen die Absendung der europäischen Flotten nach Alexandrien. Dazu ist kein Anlaß vorhanden. Die Europäer erfreuen sich hier derselben Sicherheit wie in London und Paris. Wir haben hier nur innere Schwierigkeiten, welche die Mächte nichts angehen. Frankreich und England haben ebensowenig ein Recht, bei uns zu interveniren, als wir berufen sind, von ihnen zu verlangen, daß sie dieses oder jenes Ministerium behalten oder entlassen, und daß sie die Regierungsform annehmen, die uns die angenehmste ist. Ist es nicht ein starkes Stück von einem Konsul, von uns ganz kaltblütig zu fordern, daß wir unsere Entlassung nehmen und die Armee von der Hauptstadt entfernen?"

Der Sultan schien derselben Meinung zu sein. Er erhob Einspruch gegen die Absendung der Panzerflotten nach Alexandrien. Als dieselben trotzdem eintrafen, verlangte der Chedive von seinem Souverän Weisung, wie er sich zu verhalten habe, und das Ministerium war mit diesem Schritte einverstanden. Auch die Häupter der Nationalpartei erklärten sich nicht dagegen. Allein ehe noch die Antwort aus Konstantinopel erfolgte, fügte sich der schwache und fortwährend schwankende Tewfik dem Andringen der Konsuln und erließ in deren Sinne Befehle an die Armee und die Behörden in den Provinzen. Darauf erklärte ihm das Ministerium, dadurch habe er die Rechte des Sultans verletzt, und gab seine Entlassung. Der Chedive nahm dieselbe auf den Rat der Konsuln an und versuchte ein neues Kabinet zu bilden. Als er aber zu gleicher Zeit die Generale zusammenberief und den Oberbefehl über die Armee selbst übernehmen zu wollen erklärte, verweigerten ihm die Offiziere den Gehorsam mit dem Bemerken, von jetzt an unterwürfen sie sich nur noch den Befehlen des Sultans. Seitdem war Arabi Pascha vollständig Herr der ägyptischen Armee, leider aber nicht Herr der durch das Erscheinen der englisch-französischen Kriegsschiffe zu fanatischem Haß gegen die Franken gebrachten Bevölkerung. Dieselbe brach gegen die in Alexandrien lebenden Europäer los und ermordete eine Anzahl derselben, worauf ein großer Teil der letztern auf die Schiffe floh. Arabi eilte nach Alexandrien und ordnete die Verstärkung der dortigen Hafenbefestigungen an. Der englische Admiral Seymour untersagte ihm das, und als nicht gehorcht wurde, bombardirte der Admiral die Forts und die Stadt. Die Folge war, daß die letztere zum großen Teile niederbrannte, und daß die Araber, aufgebracht über das Verhalten der Engländer, die meisten der noch zurückgebliebenen Franken ermordeten und deren von den englischen Geschossen verschont gebliebenen Häuser in Brand steckten. Auch in dem großen Marktorte Tantah und in andern

Digitized by Google

Städten Ägyptens machte sich die Wut der Eingebornen über das grausame Auftreten Seymours durch Abschlachtung der dort wohnenden Europäer Luft. Sonst wurde durch die Beschießung Alexandriens nichts erreicht. Arabi verließ die Stadt und zog sich mit seinen Truppen nach dem nahen Kafr Ed Dowar zurück, wo er sich stark verschanzte und ein zahlreiches Heer zur Verteidigung gegen die nun drohende Invasion sammelte. Die kleinen Rekognoszirungsgefechte, die seitdem zwischen den in Alexandrien eingerückten englischen Truppen und den Ägyptern stattfanden, haben die ersteren nicht gerade in glänzendem Lichte erscheinen lassen.

Wenden wir uns mit unserem Rückblicke nach Europa, so begegnen wir so vielen unerwarteten Entwicklungen der ägyptischen Angelegenheit, daß die meisten Prophezeiungen, die man vor vier Monaten noch von guten Autoritäten zu hören bekam, als grobe Täuschungen bezeichnet werden müssen. Nicht eine einzige europäische Macht, ausgenommen Deutschland und Österreich-Ungarn, nimmt jetzt die Stellung ein, welche Beobachter von außen voraussehen wollten. Rußland, der älteste und ausdauernste Feind der Türkei, treibt dieselbe zur Intervention im Nillande an und erleichtert ihr dies, indem es ihr zu einer Anleihe verhilft. Italien, das den Engländern Förderung seiner Unabhängigkeits- und Einheitsbestrebungen dankt, kehrt der ägyptischen Politik Gladstones den Rücken und schließt sich denen an, die ihr widerstreben. Frankreich, das durch den tunesischen Feldzug die Neigung zu bekunden schien, alte Traditionen von Eroberung und Einverleibung wieder aufleben zu lassen, zieht sich von dieser Politik so vollständig zurück, daß es sich sogar weigert, bei der milden Maßregel eines Kollektivschutzes des Suezkanals durch Europa mitzuwirken, während selbst Spanien dabei sein möchte. England dagegen, das von einem Ministerium regiert wird, welches die Schriften Elihu Burrits mit Nutzen studirt zu haben und dafür mit dem Olivenzweige des Friedens belohnt worden zu sein schien, ist die erste Macht, die in Ägypten mit den Waffen auftritt. Man glaubte ferner, daß Ägypten in der Hauptsache eine Streitfrage zwischen England und Frankreich sei, und daß jenes, wenn es nur frei von dem Argwohn und der Eifersucht des Nachbars jenseits des Ärmelkanals wäre, in Kairo unbegrenzten Einfluß ausüben würde. Auch das war eine Täuschung. Frankreich scheint, wenigstens für jetzt, die englische Expedition nach dem Nil mit Gleichmut zu betrachten, und England hat es in dieser Sache gegenwärtig nicht zu fürchten. Die Kreuz- und Querströmungen des ägyptischen Strudels werden noch verwickelter und wirrer durch die Thatsache, daß man britischerseits jetzt alles mögliche daran setzt, um die türkische Intervention zu hintertreiben, während man sie anfänglich befürwortete. Dasselbe gilt endlich von der Botschafterkonferenz in Konstantinopel, die ein französischer Gedanke war, aber vom Lord Granville bereitwillig gutgeheißen wurde, und die den Engländern jetzt gleichfalls als ein verdrießliches Hindernis erscheint. Vor wenigen Tagen noch drückte der „Daily

Digitized by Google

Telegraph" die im englischen Publikum in dieser Beziehung gehegten Befürchtungen in folgender Betrachtung aus:

„Sollte die Türkei in Ägypten Truppen landen, welcher Art würde ihre Stellung sein? Arabi behauptet bereits, daß der Sultan sein Beschützer sei, und es liegt auf der Hand, daß seine Anhänger leicht bewogen werden können, zu glauben, daß der Chalif sein Kriegsheer absendet, um die Engländer ins Meer zu jagen. Auch liegt es nicht außerhalb des Bereiches der politischen Möglichkeiten, daß jeder in Ägypten ausgeschiffte Türke einen britischen Soldaten mehr nötig machen wird, wenn wir vor verdeckter Feindschaft oder offnem Abfall gesichert sein sollen. Kein englischer General bei gesunden Sinnen würde ein türkisches Kontingent als Teil seiner Streitkräfte annehmen, sein ganzer strategischer Plan für einen Feldzug oder seine Taktik an einem Schlachttage könnte sofort umgestoßen werden, wenn die Osmanen während einer wichtigen Krisis zum Feinde übergingen. Wenn die Armee des Sultans getrennt vorginge, so würde vielleicht ein Korps zu ihrer Beobachtung detachirt werden müssen, sodaß das englische Heer, gleichviel welche Proklamation der Sultan erlassen, welche Militärkonvention er unterzeichnen möchte, durch jeden türkischen Soldaten, der den Fuß auf ägyptischen Boden setzte, geschwächt, Arabi dagegen gestärkt werden würde. In der That, die beiden politischen Wege, auf denen unser Ministerium noch immer beharrt, widersprechen einander thatsächlich. Als wir an dem Gedanken einer türkischen Intervention festhielten, konnte von getrennter Aktion unsrerseits nicht die Rede sein, und als diese notwendig wurde, mußten wir uns von der Konferenz zurückziehen und ihr damit ein Ende machen. Wir befinden uns jetzt in der verdrießlichen Lage, Soldaten, welche zur Rechtfertigung ihrer Anwesenheit auf unsere Einladung hinweisen können, schlimmer als offne Feinde, d. h. als zweifelhafte Verbündete betrachten zu müssen. Wollten wir sie an der Landung hindern, so würden wir unsere eigene Unterschrift verleugnen und mit Gewalt die einzige Armee zurücktreiben, die kraft einer Art europäischen Mandats nach Ägypten gekommen wäre. Dahin hat uns die tastende, schüchterne, doppelte Politik des Ministeriums Gladstone gebracht. Die Herren versuchten zwei Pferde auf einmal zu reiten, sie hingen und hängen noch jetzt an dem Fetzen alter Pläne, nachdem sie völlig neue und entgegengesetzte Wege betreten haben. In der That, das diplomatische Thun Englands ist im letzten Jahre ein Rutschen und Hinundhertreiben, eine Kleinmeisterei und ewiges Wechseln gewesen.... Das schärfste Auge vermag in den Blaubüchern nicht zu entdecken, wann wir uns zuerst entschlossen haben, mit Frankreich allein vorzugehen. Dann ist das Datum, wo wir die dualistische Politik aufgaben, ebenso unsicher. Wir verliebten uns in das europäische Konzert so allmählich, daß die ersten Spuren unsrer Neigung nicht aufzufinden sind. Jetzt sind unsere getrennte Aktion und unsere thatsächliche Zurückweisung der türkischen Mitwirkung gleichfalls schemenhaft. Sind wir wirklich entschlossen, allein

Digitized by Google

zu handeln? Ist es sicher, daß die Türken ausgeschlossen bleiben sollen, bis sie mit offener Karte spielen und sich mit einer untergeordneten Stellung begnügen? Wir haben abwechselnd bald den, bald jenen Weg und zuletzt alle möglichen Wege, um aus der ägyptischen Schwierigkeit herauszukommen, versucht und wieder verlassen. Friedfertige Depeschen, Unterhandlungen mit Arabi, ausschließliche Allianz mit Frankreich, das europäische Konzert, die türkische Einmischung, direkte Drohungen, Seymours Kanonenkugeln, alleiniges Vorgehen — alles hat man ergriffen und nach einer kurzen Erfahrung fallen lassen, ausgenommen das letzte. Wo soll das enden? Dann würde die Komödie oder Tragödie der Irrungen nicht vollständig sein ohne den seltsamen Anblick, den die neueste Phase der Konferenz darbietet. Das einzige Interesse Englands in Ägypten (richtiger das Hauptinteresse; denn es giebt, wie wir zu Anfang dieser Betrachtung sahen, auch noch ein anderes, das sich freilich nicht gut als Interesse Englands bezeichnen läßt) ist der Suezkanal. Wäre der nicht unsre Hauptstraße nach dem Osten, so hätten wir mit der Anarchie im Nillande nicht mehr zu schaffen als mit etwaigen Wirren am Amazonenstrom. Und doch soll dieser Seeweg, zu dessen Handelsbewegung England zweiundachtzig Prozent beiträgt, unter die Fürsorge Gesammteuropas gestellt werden, während wir die Rolle von irrenden Rittern übernehmen und uns der mühseligen und undankbaren Laufbahn widmen, eine Militäremeute im Innern niederzuschlagen. Es ist gleichfalls charakteristisch für die Ironie der Ereignisse, daß Frankreich, das nächst uns am Kanal am meisten interessirte Land, sich von der vorgeschlagnen Bevormundung ganz zurückzieht und es Herrn von Lesseps, diesem echten Typus eines Galliers, überläßt, sich auf Bewachung seines heiligen Grabens durch Fremde zu verlassen.... Sehr stark tritt eine andre Veränderung hervor. Während des russisch-türkischen Krieges hat man uns von Berlin her wiederholt zugerufen: So nehmt doch Ägypten! Jetzt ist es anders geworden, und ob es nun so ist oder nicht, Deutschland scheint wenigstens an der Spitze einer Quadrupelallianz des Mißtrauens und der Eifersucht zu stehen. Ohne Zweifel wäre die ideale Politik in Ägypten ein Angriff auf Arabi und die Anarchie mit der Sanktion des Sultans und der Mitwirkung Europas. Darauf stützte sich die höchst erfolgreiche Okkupation Syriens durch Frankreich im Jahr 1860. Wir versuchen jetzt vergebens, uns eine Kombination zu sichern, die noch vor weniger als einem Jahre offenbar möglich war, jetzt aber wohl nicht mehr zu hoffen ist.... Ebenso klar ist, daß die Zeit unsers Sieges zwar vorauszusehen ist, das Ende unsers politischen Unternehmens aber schwerlich."

Ähnlich klagte der Marquis of Salisbury neulich in einer Rede zu Hatfield: „Bisher ist es unsre Praxis gewesen, alles zu thun, was wir konnten, um die Allianz dieses Landes (Englands) mit der Türkei zu kultiviren, weil dieselbe immer ein guter Bundesgenosse Englands gewesen ist und deren Interessen in

Digitized by Google

vielen Beziehungen mit denen Englands verknüpft waren. Wir haben das alles umgestaltet, und die Folge unsrer neuen Politik ist die, daß wir, um die Mitwirkung Frankreichs und ein Mandat vom europäischen Konzerte zu erhalten — welches sich in einer Körperschaft ausdrückt, zu der viele Mächte und darunter Rußland gehören —, uns gänzlich von unserm alten Verbündeten getrennt und im Austausch dafür weder eine französische Allianz noch das Mandat des europäischen Konzerts, sondern die Feindschaft der Pforte geerntet haben."

Vieles hiervon ist unzweifelhaft wahr. Nach den neuesten Nachrichten steht es aber doch nicht ganz so schlimm mit den Erfolgen der freilich nicht besonders geschickten und konsequenten Politik des Herrn Gladstone. Dieselbe hat immerhin erreicht, daß die Pforte eine Proklamation erlassen will, welche Arabi zwar nicht geradezu für einen Rebellen erklären, ihn aber doch in bestimmten Ausdrücken desavouiren wird, und daß sie über eine die Mitwirkung der Türkei bei der Pazifikation Ägyptens regelnde Militärkonvention verhandelt. Als Punkte, über welche eine Einigung bereits erzielt worden, bezeichneten die türkischen Bevollmächtigten in der Konferenz folgende: Das türkische Expeditionskorps soll nur etwa fünftausend Mann stark sein, die Pforte verpflichtet sich, ihre Truppen zugleich mit den englischen aus Ägypten zurückzuziehen, und sie verspricht endlich, die Landung dieser Truppen, deren Verschiffung vorigen Freitag begonnen hat, nicht vor der Ankunft des türkischen Befehlshabers und des Zivilkommissars der Pforte in Alexandrien vorzunehmen. Ob England die weitere Bedingung gestellt hat, daß die Türkei unter englischem Oberkommando stehen und alle Befehle und Dekrete des Chedive sowie des Generals der Pforte während der Okkupation nur nach Genehmigung durch den britischen Oberbefehlshaber veröffentlicht werden sollen, und ob die Pforte, wenn dies der Fall ist, darauf eingehen wird, darf bezweifelt werden. Auch die Mitteilung der Neuen Freien Presse aus London, England beabsichtige nur militärische Maßregeln, um den Suezkanal vollständig und ausschließlich unter englische Gewalt zu bringen und darunter zu erhalten, ist schwerlich begründet. Was hätte die Konferenz dann erreicht? Gäbe die Pforte in diesem Maße nach, so hätte Gladstone einen großen Triumph errungen, und die Türkei stünde den Engländern wieder zur Verfügung. Das lag aber sicherlich nicht in der Absicht der europäischen Diplomatie und vor allem nicht im Interesse Frankreichs. Die Konferenz wird sich vermutlich bald vertagen, schwerlich aber sich auflösen. Die ägyptische Frage wird mit der Niederwerfung der Revolution Arabis, die jetzt nur noch eine Frage der Zeit zu sein scheint, gelöst sein, die Frage einer bleibenden Stellung der europäischen Mächte zum Suezkanale wird dann noch zu entscheiden sein, und zwar nicht nach einseitigem Interesse und Belieben der Engländer.



Digitized by Google



Der jüngste Tag.

Von Edward Eggleston.

(Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Der Beweis mit dem Coon-Hunde.

er Leser muß wissen, daß Elder Hankins diese ganze Zeit über fortfuhr, Clark Township mit den Donnern und Blitzen der Apokalypse zu bombardiren, daß er fortfuhr, vor den verschwimmenden Blicken seiner ländlichen Zuhörer die Räder in Rädern und die Gesichter der lebendigen Geschöpfe bei Zechel — er meinte Ezechiel — durcheinander fahren und strudeln zu lassen, und daß er fortfuhr, nach den Formeln bei Daniel die Welt mit Zahlen zu vernichten, daß er den Bock abermals aufmarschiren ließ, und daß ihm die sieben Köpfe und zehn Hörner des Tieres immer von neuem Dienste leisten mußten. Und alle die holden Geheimnisse der morgenländischen Einbildungskraft, die mystischen Zahlen, die unerklärt der Perspektive der heiligen Schrift eine solche edle Tiefe verleihen, wurden in Stücke zerschnitten, aus dem Zusammenhange gerissen und erläutert, als ob sie alltägliche Dinge wären. Auf Julien machte das einen mächtigen Eindruck. Ich meine aber nicht die Deklamationen des braven Hankins, denn sie besaß Feingefühl genug, um Widerwillen gegen dessen Vivisektion der Bibel zu empfinden, obwohl sie in ihrem ganzen Leben gewohnt gewesen war, dergleichen von andern als Milleriten zu hören, sondern sie wurde von der um sie herrschenden Aufregung tief ergriffen. Ihr Vater, teilweise von der Verheißung angezogen, daß es jenseits kein Heiraten mehr geben solle, hatte sich dem Millerismus von ganzer Seele angeschlossen und befand sich in einem so aufgeregten Zustande, daß er sich seinen Geschäften nicht widmen konnte. Frau Anderson zitterte und bebte unaufhörlich über die Sache, obwohl sie den Versuch machte, nicht daran zu

Digitized by Google

glauben. Sie stand auf dem Punkte, zu rebelliren und zu erklären, die Welt dürfe nicht untergehen. Aber im ganzen und großen empfand sie doch, daß die Regierung des Universums eine Sache sei, betreffs deren sie alle Hoffnung aufgeben mußte, ihren Willen durchsetzen zu können. Indessen bemerkte man keine Zunahme des religiösen Sinnes in der Township. Einige wurden auf eine Weile von ihren Sünden zurückgeschreckt, aber eine leidenschaftliche Furcht dieser Art ist die schlimmste Feindin wahrer Frömmigkeit.

Ich für meine Person, sagte Cynthy Ann, als sie mit Jonas nach Hause ging, ich für meine Person glaube nichts von seinem Unsinn. John Wesley (Jonas gehörte zur Sekte der Newlights, und Cynthy unterhielt sich mit ihm immer über Wesley) wußte einen ganzen Haufen mehr über die heilige Schrift als alle diese Hankins und Miller, die jemals auf der Welt waren, und ich denke, er verstand sich auch auf die Zahlen. Warum sagte er denn nicht, daß die Welt aus Rand und Band zu gehen im Begriff sei? Und unser vorsitzender Ältester ist viel gelehrter als Hankins, und der sagt, daß Gott es niemandem sage, wann die Welt ablaufen soll.

Das ist gut ausgedrückt, Cynthy Ann, erwiederte Jonas, ablaufen. Nach Hankins ist die Welt, denk' ich, eine alte Wanduhr, in der die Feder nichts mehr taugen will. Wie weiß denn Hankins, ob Zechels lebende Geschöpfe gerade das und nicht was andres bedeuten? Er redet von diesen Rädern so natürlich, als ob er ein Wagner wäre, der einen alten Buggy wieder zusammenbaut. Er sagt: Alles geht flöten. Keine Maisernte mehr auf dem fetten Bottomland, keine Präsidentenwahl mehr in diesem freien und glorreichen Kolumbien, kein vierter Juli mehr mit Schwärmern und Knallfröschen und sternbesäten Bannern, nichts von dem allen mehr. Er rechnet und rechnet und spuckt dann auf seine Schiefertafel und wischt uns alle aus. Sobald Gabriel bläst, will ichs glauben, aber Hankinsens Getute statt dessen — da danke ich schön. Ich lasse mich nicht mit Blechtrompeten ins Bockshorn jagen und mit ihren Pfeifen aus Melonenbaumzweigen — da sag' ich, vor solcher Musik wären Jerichos Mauern nicht umgefallen, und auf die Art werden sie keine Sterne nicht herunterfallen lassen.

Hier mengte sich der alte Gottlieb Wehle, der sich den Milleriten angeschlossen hatte, ins Gespräch. Jonas, Sie machen Witze über die Bibel. Wenn diese Gesichter in den Rädern und diese schrecklichen Räder in Rädern und diese Zahlen, die immer achtzehnhundertunddreiundvierzig besagen — wenn die nichts Schreckliches bedeuten sollen, was bedeuten sie denn dann, he?

Mein verehrter Freund und Mitbürger aus fremden Landen, sagte Jonas, Sie treffen da den Nagel auf den Kopf und mit dem schwersten und größten Schmiedehammer. Sie haben diesmal die Wahrheit beim Schopfe gefaßt, wie der amerikanische Vogel auf dem Wappenschilde die Pfeile. Was haben sie zu bedeuten? Das ist eben die Frage, und ihr Milleriten argumentirt immer wie der Mann, der für seinen Hund garantirte, er sei ein guter Hund zur Coon-

Digitized by Google

Jagd, und sich dabei darauf stützte, daß der Hund sonst zu nichts unter dem blauen Himmel gut war. Nun lassen Sie mich, mein altverehrter Freund und geliebter deutscher Wähler, Ihnen sagen, daß Sie mit diesem Coon-Hundprinzip dem Handel und Wandel auf dieser Erde zu jeder Zeit ein Ende machen konnten. Denn wenn die Zahlen nicht 1843 bedeuten, was bedeuten sie dann? Natürlich 1842 oder 1844. Mit Ihren Coon-Hundbeweisen kommen Sie bei mir schlecht weg, wenigstens so lange ich an Leib und Seele gesund bleibe.

Coon-Hund! Wer hat denn was von Coon-Hund gesagt? Ich nicht, Hankins auch nicht, und Zechels Gesicht enthält auch keinen Coon-Hund. Was haben Coon-Hunde mit dem jüngsten Tage zu schaffen. Jonas, Sie sind am Ende nicht bei Troste.

Gottlieb eilte weiter, da er fand, daß Jonas weit schwerer zu verstehen war als die Weissagungen der Propheten.

Ich höre, der Singelehrer will auch beitreten, sagte Cynthy Ann. Möchte wissen, ob sie ihn nehmen werden mit all seinen Petschaften und Strippen und seinen Haaren auf der Oberlippe, da das klare Wort der Bibel doch gegen Gold und köstliche Kleidung spricht. Möchte wissen, ob er auch beschwindelt ist mit ihren Zahlen?

Der beschwindelt? Der ist nicht von solcher Art. Der wird nicht beschwindelt, sondern beschwindelt selber. Der weiß, auf welcher Seite das Brot mit Quittenmus bestrichen ist. Ich fuhr früher als zweiter Steuermann auf dem Herzog von Orleans, und ich kenne seine Sippschaft. Er wird eine Weile wie ein Hühnergeier herumschweben. Plötzlich wird er herunterstoßen. Er hält sich auf dem Lande hier draußen auf, bis irgend etwas passirt, was in seinen Kram paßt. Dann wird er sichs zu Nutze machen. Erst das Geschäft, dann das Vergnügen, ist sein Wahlspruch. Er hat dieses verlockende Grinsen nicht für die Langeweile unter seine Habichtsaugen ausgehangen. Warte nur, bis dieses Exempel der Gottesfurcht und Uneigennützigkeit irgendwo herunterstößt. Du wirst dein blaues Wunder sehen, wie die Federn herumfliegen werden. Er wird kein Knöchelchen übrig lassen. Aber da wären wir ja zu Hause. Wahrhaftig, Cynthy, dieser Weg kommt einem recht kurz vor, wenn man ihn in superfeiner Gesellschaft, in Gesellschaft Nummer eins macht.

Cynthy war so glücklich über die letzte Bemerkung, daß sie darüber eine ganze Woche lang im Geiste Buße that. Es war so gottlos, außerhalb des Konventikels vergnügt zu sein.

Zwölftes Kapitel.

Zwei Mißverständnisse.

In der Singschule und in der Kirche wartete August so ungeduldig wie nur möglich auf ein Zeichen der Wiedererkennung von seiten Juliens. Er wußte

wenig von der Furcht, von der sie besessen war. Nachdem sie ihre hysterische Mutter infolge eines Streites mit ihrem Vater wochenlang bettlägerig gesehen, schien es ihr, als ob sie, wenn sie August Wehle, dessen helle deutsche Stimme bei den Liedern alle andern übertönte, auch nur einen einzigen Blick voll Liebe und Sehnsucht zukommen lassen wollte, ihre Mutter so schnell töten würde, als ob sie ihr ein Messer ins Herz stieße. Der Dampfdoktor, welcher bei Andersons Hausarzt war, hatte sie und ihren Vater einzeln vor der Gefahr gewarnt, die sie liefen, wenn sie die leicht erregbare Frau aufregten, und nun war Julia die Sklavin der Krankheit ihrer Mutter. Diese glückliche Hysterie, welche der Dampfdoktor für eine schreckliche Herzkrankheit hielt, hatte Abigail zur unbedingten Herrschaft über Gatten und Tochter verholfen, und sie begriff sofort ihren Vorteil und bediente sich ihres Herzens in herzlosester Weise.

August konnte Julien nicht dafür tadeln, daß sie nicht schrieb; denn er hatte die Blockade durch einen Brief zu brechen versucht, der durch Jonas und Cynthy Ann an seine Adresse befördert werden sollte. Aber die letztere hatte sich so wohl bewacht gesehen, daß das Billet ihr schwer auf der Seele lastete und ihrem Gesichte zwei Wochen lang, ehe sie es aus der Tasche nahm, eine Armesündermiene gab, und dann schob sie es unter das Kopfkissen von Juliens Bett und hatte Grund anzunehmen, daß Frau Anderson es binnen fünf Minuten mit Beschlag belegt habe. Denn die Strenge des mütterlichen Regiments hatte sich darauf sichtlich verstärkt, und Julia empfing wiederholt Ermahnungen wegen ihrer Undankbarkeit und ihres Vorsatzes, ihre sich aufopfernde Mutter durch ihre Hartnäckigkeit umzubringen.

Na, pflegte dann Frau Anderson zu sagen, 's ist mir ganz egal, ob die Welt nun untergeht oder nicht. Ich möchte wohl den Tag des Gerichts sehen. Aber das werde ich nicht. Keine liebende Mutter kann eine Behandlung aushalten, wie sie mir von meiner eignen, leiblichen Tochter zu Teil wird. Wenn doch Norman bei uns wäre!

Es ist hier am Platze, zu bemerken, daß Norman ihr Sohn war, an dem sie großes Gefallen fand, wenn er nicht da war, und den sie durch Verhätschelung ganz und gar verzogen haben würde, wenn er nicht gleich so geboren gewesen wäre, daß er sich nicht verziehen ließ. Er war der einzige in der Familie, gegen den sie nachsichtig war, und sie war hauptsächlich deshalb nachsichtig gegen ihn, weil er so schwach an Willen war, daß seine Unterwerfung nicht viel Ehre einbrachte, und weil ihre Nachsicht gegen ihn für die übrigen Glieder der Familie eine Rute der Trübsal war.

Da sich durch Jonas und Cynthy Ann keine Mitteilung vermitteln ließ, so befand sich August in einer verzweifelten Klemme, und mit der Ungeduld, die allen jungen Leuten gemeinsam ist, nahm er unglücklicher Weise seine Zuflucht zu Betsey Malcolm. Sie besuchte Julien häufig, und zweimal, als Julia nicht in der Kirche war, ging er mit der schlauen Betsey nach Hause, die immer

Digitized by Google

that, als ob sie ihm etwas „von Julchen" zu erzählen hätte, und die doch aus reinem Wohlgefallen am Schadenstiften sich bemühte, ihn so gering als möglich von Juliens Aufrichtigkeit denken zu machen, und aus reinem Wohlgefallen an Liebelei ihre roten Lippen kräuselte und mit ihren sinnlichen Augen nach ihm Blitze warf, seufzte und errötete oder vielmehr bis über die Ohren rot wurde, während sie ihm ihr Mitleid und ihre Teilnahme in einer Weise zu erkennen gab, die ihm hätte gefährlich werden können, wenn er ein Amerikaner und nicht ein beständig liebender „Dutchman" gewesen und nicht ganz im Bilde Juliens aufgegangen wäre. Aber was die Vermittlung von Botschaften betrifft, war Betsey sicher ein Nichtleiter. Sie erklärte ihm, daß sie durchaus nicht imstande sei, mit einer seiner Mitteilungen die Blockade zu brechen. Sie sagte sich, sie werde sich hüten, Julien Anderson zu helfen, daß sie alle hübschen jungen Herren für sich behielte. Sie gedachte sich einen oder den andern von ihnen für ihren Gebrauch einzufangen, wenn es anginge. Und in der That, sie ließ sich nicht träumen, welch schweres Unheil sie damit anrichtete. Denn sie war nicht fähig, in der Sache ein anderes Gefühl als Eitelkeit zu würdigen, und so sah sie kein besonderes Unrecht darin, wenn sie „Julia Anderson einen Pflock tiefer steckte." So versicherte sie dem angsterfüllten und schon mißtrauischen August, wenn sie an seiner Stelle wäre, so würde sie sich diesen Singelehrer aus dem Wege wünschen. Manche Mädchen können nun einmal Leuten nicht widerstehen, die Goldsachen und Schnurrbärte und Strippen und dergleichen Dinge tragen. Und Herr Humphreys nimmt sich ihrer sehr an, läßt sie abends nicht zu lange in der Veranda sitzen und weiß ihr allerhand angenehmes zu sagen, wenn sie miteinander plaudern. Und ihr scheint das zu behagen. Ich will Ihnen sagen, wie die Sache steht, August — damit warf sie ihm einen so berückenden Blick zu, daß der reine und feinfühlende August, er konnte sich kaum Rechenschaft geben, weshalb, errötete — ich sage Ihnen, Julie ist ein nettes Mädchen und hat ein nettes Vermögen zu erwarten, und ich hoffe, sie wirds nicht wie ihre Mutter machen. Und in der That, ich kann das kaum von ihr glauben, obwohl die Art und Weise, wie sie diesen Humphreys anäugelt, mich toll macht. Sie hatte den alten Zweifel angedeutet. Ein Zweifel aber ist gefährlich, wenn sein Gesicht zu einem wohlbekannten wird, und man bemerkt, daß „Monsieur Tonson wieder da ist."

Und alle die Botschaft, welche die uneigennützige und wohlwollende Betsey Julien überbrachte, bestand darin, daß sie ihr jubelnd erzählte, August habe sie zweimal nach Hause begleitet, und es wäre für sie beide ganz allerliebst gewesen. Und Julia — sie müßte ja kein Mädchen gewesen sein — erklärte entrüstet, es wäre ihr ganz und gar einerlei, mit wem er nach Hause gegangen wäre, obwohl es ihr in Wahrheit sehr zweierlei war, und ihre Augen und ihre Miene das aussprachen. So lügt die Zunge bisweilen — oder scheint zu lügen —, während der ganze übrige Mensch die Wahrheit spricht. Die einzige Entschul-

Digitized by Google

bigung für die Zunge ist, daß sie keinen Glauben verlangt und weiß, daß sie keinen Glauben findet. Sie spricht vielleicht nur diplomatisch. Aber diplomatisch reden heißt unrecht reden. Besser die Wahrheit. Hätte Julia gewußt, daß ihre Worte August hinterbracht werden würden, so hätte sie sich gewiß lieber die Zunge abgebissen, als daß sie ihr erlaubt hätte, Worte zu äußern, die nur der Aufschrei ihres verwundeten Stolzes waren. Natürlich begegnete Betsey August schon am nächsten Morgen auf der Straße in einer stillen Senkung am Bache und teilte ihm mitleidsvoll, fast liebevoll, mit, daß sie begonnen habe, mit Julien über ihn zu sprechen, daß Julchen aber gesagt, er wäre ihr einerlei. So sprach Julia, als sie eine Lüge äußerte, die Wahrheit, und Betsey, als sie die Wahrheit sagte, eine absichtliche, boshafte und niederträchtige Lüge.

Nun hatte in der Zwischenzeit Julia ihrerseits einen Weg zu gegenseitigen Mitteilungen zu eröffnen versucht, und zwar durch den einzigen Kanal, der sich ihr darbot. Sie dachte dabei nicht an die Vermittlung Betseys, weil sie als Weib instinktmäßig fühlte, daß auf Betsey kein Verlaß war. Aber es gab noch einen, mit dem ihr ohne Bewachung der strengsten Art zu sprechen erlaubt war. Dies war Herr Humphreys. Er legte ein stetiges Interesse an ihren Angelegenheiten an den Tag, versicherte, daß er allezeit den romantischen Wunsch hege, passende Leute mit einander zu vereinigen, wenn es auch seinem Herzen ein wenig weh thue, sehen zu müssen, wie ein andrer glücklicher sei als er selbst. Julia hatte alle Hoffnung aufgegeben, mit August sich brieflich zu verständigen, und sie konnte sich nicht entschließen, einem Manne mit einem solchen Lächeln und solchen Augen irgendwelche Geständnisse zu machen, aber auf den großmütigen Vorschlag des Herrn Humphreys, er wolle August aufsuchen und den Weg zu einem Verkehr zwischen ihnen öffnen, ging sie bereitwillig ein und verbarg dabei kaum, wie sehr die Sache ihr am Herzen lag.

August war nicht in der Stimmung, Humphreys freundlich zu empfangen. Er haßte ihn auf den ersten Blick, und Betseys Versicherungen, daß er mit Julien Fortschritte mache, hatten bei ihm auch gerade keine Zuneigung zu ihm hervorgerufen. August saß rittlings auf einem Sacke mit Mais, den er nach der Mühle fuhr, als Humphreys, der einen Spaziergang machte, ihm begegnete.

Ein schöner Tag, Herr Wehle.

Ja, sagte August mit einer Verbeugung, so mechanisch wie Humphreys' Lächeln.

Den Gesanglehrer freute es eher, als daß es ihn verdrossen hätte, zu sehen, daß August ihm nicht grün war. Es paßte gerade jetzt zu seiner Absicht, Wehle zu verleiten, etwas zu sagen, was er unter andern Umständen nicht gesagt haben würde.

Ich höre, Sie sind in einer üblen Lage, fuhr er fort.

Wieso?

Digitized by Google

O ich höre, daß Frau Anderson die Dutchmen nicht leiden kann. In sein Lächeln mischte sich jetzt ein spöttischer Zug.

Ich wüßte nicht, daß Sie das etwas anginge, erwiederte August, indem all sein Mißtrauen sich mit einem Ruck in Ärger verwandelte.

O bitte um Verzeihung, sagte Humphreys in halb höhnischem Tone. Ich glaubte nur, zur Ordnung der Sache beitragen zu können. Ich denke, ich erfreue mich des Vertrauens der Frau Anderson, und ich weiß, daß Fräulein Anderson mir in ungewöhnlichem Grade ihr Vertrauen erweist. Ich halte sehr viel von ihr, und sie betrachtet mich allermindestens als ihren Freund. Ich glaubte, daß zwischen Ihnen beiden noch einige Kleinigkeiten zu ordnen wären, und sie deutete an, daß es vielleicht etwas gäbe, was Sie ihr gern sagen möchten, und daß es, wenn Sie es mir aussprächen, ganz dasselbe sein würde, als ob Sie es ihr sagten. Sie nimmt an, daß bei der Beziehung, in der ich zu ihr und ihrer Familie stehe, eine mir übertragene Botschaft ganz dieselbe Wirkung haben werde, als wenn sie direkt an Sie gerichtet würde. Ich sagte ihr, daß ich nicht glauben könne, Sie würden als Gentleman sie an irgendwelche Zusagen gebunden erachten, die ihr jetzt peinlich sein könnten.

Diese Worte wurden mit einer Kaltblütigkeit und Bosheit und doch im Tone der Gutmütigkeit gesprochen, daß es sich wie Teufelei anhörte, und Augusts Faust ballte sich unwillkürlich zu einem Schlage, und wenn es nur gegolten hätte, seinem schurkischen rechtwinkeligen Lächeln ein Ende zu machen. Aber er hielt an sich.

Sie sind ein Lump! sagte er. Erzählen Sie das Julien, wenn es Ihnen beliebt. Ich werde ihr eine Lossprechung von allen ihren Verpflichtungen zuschicken, aber nichts durch die Hand eines Schurken.

Wie alle Gauner im Westen war Humphreys ein Feigling. Er konnte schießen, aber nicht kämpfen, und gerade jetzt spielte er die Rolle des Frommen oder wenigstens des Hochmoralischen und hatte seine Pistolen und Cognacfläschchen nebst dem übrigen notwendigen Zubehör eines feinen Herrn in seinem Koffer verschlossen zurückgelassen. Außerdem hätte es ganz und gar nicht zu seinem Zwecke gepaßt, wenn er geschossen hätte. So lächelte er, als August weiterfuhr, bloß jenes alte geometrische Lächeln, dessen Elemente alle berechnet waren. Er schien unfähig, das Gesicht in andrer Weise zu verziehen. Es drückte in der That eine Empfindung so gut als alle andern aus und war darum so bequem und sachgemäß als jene Taschenmesser, die einen ganzen Kasten voll Werkzeuge an einem einzigen Heft oder Griff enthalten.

Julia war bereits durch den Unfug Betsey Malcolms zur Eifersucht aufgestachelt, und es bedurfte nicht viel mehr, um sie in die äußerste Hitze zu bringen. Als sie am nächsten Abend von der Versammlung der Milleriten nach Hause gingen — sie hielten jetzt solche Versammlungen alle Abende ab, denn die Welt ging bald unter, und es gab noch so viel zu thun —, wußte Humphreys es so

Digitized by Google

einzurichten, daß Julia von den übrigen getrennt wurde, und daß er ihr erzählen konnte, er habe eine Unterhaltung mit dem jungen Wehle gehabt.

Es war schmerzlich, sehr schmerzlich, sagte er. Ich glaube, ich thäte besser, nicht mehr davon zu reden.

Warum? fragte Julia erschrocken.

Nun, ich fühle, daß Ihr Kummer mein Kummer ist. Niemals habe ich soviel Interesse an jemand genommen, und ich muß sagen, ich bin traurig enttäuscht worden. Dieser junge Mann ist Ihrer durchaus nicht würdig.

Was meinen Sie damit? Und in ihrem Tone lag ein Etwas, das wie Entrüstung klang.

Mir scheint es, daß der Mann, der von Ihnen geliebt wird, der glücklichste auf Erden sein sollte; aber er weigerte sich, Ihnen irgendwelche Botschaft sagen zu lassen und bemerkte, er werde Ihnen bald eine Lossprechung von aller Verpflichtung gegen ihn zusenden. Er zeigte nichts von Zärtlichkeit und erkundigte sich nach nichts.

Das schwächste Weib und das stärkste kann in Ohnmacht fallen. Es ist die letzte Zuflucht des Weibes. Wenn alles andre dahin ist, bleibt noch dies. Julia holte rasch und tief Atem und war eben im Begriffe, das Bewußtsein zu verlieren. Humphreys breitete die Arme aus, um sie aufzufangen, aber die plötzliche Erinnerung, daß er, falls sie ohnmächtig geworden, sie ins Haus tragen würde, brachte eine Reaktion hervor. Sie machte sich von ihm los und eilte allein hinein, schloß die Thür ab und verweigerte ihrer Mutter den Eintritt. Von Humphreys, der seinen Ton auf ein zartes Moll gestimmt, erfuhr Frau Anderson soviel von der Unterhaltung, als ihm gutdünkte. Sie öffnete und las dann ein Billet, das ihr ein Nachbar in die Hand gedrückt, als sie aus der Versammlung gekommen waren. Es war an Julien gerichtet und lautete:

Wenn alles, was die Leute sagen, wahr ist, so bist du rasch andern Sinnes geworden. Ich halte dich nicht an Versprechungen fest, welche du zu brechen wünschest.

August Wehle.

Frau Anderson kannte kein Erbarmen. Sie zögerte nicht einen Augenblick. Juliens Thür war geschlossen. Aber sie ging hinaus nach der obern Veranda vor dem Hause und stieß, so rücksichtslos wie sie den Einbruch in Betreff ihres Privatbriefs begangen, das Fenster ihrer Tochter auf, sah sie, die schluchzend auf dem Bette lag, einen Augenblick an und warf darauf den Brief ins Zimmer, indem sie sagte: Da. Es ist gut für dich. Lies das und sieh, was für ein Mensch dein Dutchman ist.

Dann suchte Frau Anderson ihr Lager auf und schlief mit dem behaglich heitern Gefühl ein, ihre Pflicht als Mutter erfüllt zu haben, komme davon, was da wolle.

Dreizehntes Kapitel.

Die Spinne spinnt.

Julia stand den Augenblick, wo ihre Mutter gegangen war, von ihrem Bette auf. Ihr erstes Gefühl war, daß man schändlich in ihre Privatangelegenheiten eingedrungen sei. Eine wahre Mutter sollte sogar die Reserve des Kindes achten und in Ehren halten. Aber Julia war jetzt ein Weib, erwachsen und

Digitized by Google

vom Selbstgefühl des Weibes erfüllt. Sie erhob sich von ihrem Bett und schloß ihr Fenster mit einem Krach, der einen Protest bedeuten sollte. Sie schob dann den großen Nagel, der bisweilen benutzt wurde, das Fensters unten festzuhalten,*) an seinen Platz, als ob sie sagen wollte: Nun kommt herein, wenn ihr könnt. Dann zog sie die Falten des Zitzvorhangs, der bis zur halben Höhe des Fensters reichte, zu, und wenn sich noch eine andre Vorsichtsmaßregel hätte treffen lassen, so würde sie dieselbe getroffen haben. Aber es ließ sich keine mehr treffen.

Sie hob nun das Billet auf und las es. Julia war kein Mädchen von besonderm Scharfblick. Ihre Bildung war die eines Landmädchens. Sie las nicht zwischen den Zeilen von Augusts Billet und begriff nur, daß ihr der Laufpaß gegeben worden sei. Gemißhandelt von der Tyrannei ihrer Mutter, mit Füßen weggestoßen von seiten ihres Geliebten, stand sie da wie ein gehetztes und von den Hunden gestelltes Wild, das sich verzweifelnd nach einer letzten Aussicht zum Entkommen umschaut.

War sie erdrückt unter ihrer Seelennot? Nein. Wäre sie schwächer, wäre sie von ruhiger, zarterer Art gewesen, anstatt das elastische, energische, sich rasch wieder aufraffende Mädchen, das sie war, so würde es sie erdrückt haben. Sie war im tiefsten Herzen verwundet, aber all ihr Stolz und alle ihre Widerstandskraft, von der sie nicht wenig besaß, hatten jetzt zu den Waffen gegriffen gegen ein ihr feindliches Schicksal. Bei jedem Gedanken an August und seinen Brief, an Betsey Malcolm und deren Sieg, an die Thatsache, daß ihre Mutter den Brief gelesen hatte und ihre Demütigung kannte, gab es ihr einen Stich. Und sie ging in ihrer Stube hin und her und faßt den Entschluß, Widerstand zu leisten und Rache zu nehmen. Sie wollte, sagte sie sich, den ersten besten heiraten, um Betsey und August zu zeigen, daß sie ihr das Herz nicht gebrochen, und daß sie sich mit ihrer Liebe nicht anzubetteln brauche.

O Julia, sei auf der Hut! Manch andres Weib ist von dieser Klippe in den Abgrund gesprungen.

Sie wollte ihrer Mutter entlaufen. Sie erinnerte sich jetzt aller der Zeichen von Zuneigung, die ihr Humphreys schlauer Weise gegeben. Er würde sie nach Cincinnati bringen, dachte sie, und sie würde ihre Rache haben an allen ringsum. Ich bedauere, meine Heldin in dieser Stimmung zeigen zu müssen. Aber die schönsten Gegenden sind bisweilen den heftigsten Orkanen, den furchtbarsten Erdbeben ausgesetzt.

Nach einer Stunde kam ihr die Stube schwül vor. Sie zog die Zitzvorhänge zurück und schob das Fenster auf. Das Blaugras auf der Weide sah kühl aus, indem es den schweren Thau trank. Sie stieg durch das Fenster auf die langgestreckte altmodische Veranda hinaus. Sie setzte sich auf ein altmodisches Schaukelsopha und begann sich zu wiegen. Die Bewegung mäßigte ihre nervöse Aufregung und fächelte ihre heißen Wangen. Ja, sie würde, dachte sie, dem ersten besten achtbaren Freier ihr Jawort geben, der ihr einen Antrag machte. Sie würde mit Humphreys nach der großen Stadt gehen, wenn er sie darum bäte. Es ist nur billig, daß ich sage, daß Julia sich nicht überlegte — sie war eben nicht in der Stimmung, wo man überlegt — was eine Verheiratung mit Humphreys zu bedeuten hatte. Sie dachte daran nur aus zwei

*) Die Fenster in den Farmhäusern haben keine Flügel, sondern bilden ein Ganzes und sind zum Emporschieben eingerichtet.

Beweggründen: sie wollte sich an August und Betsey rächen, und sie wollte einer Knechtschaft entfliehen, die jetzt bitterer als der Tod geworden war. Es ist wahr, ihr Gewissen begann zu erwachen und sich gegen ihren Entschluß zu waffnen. Aber nichts konnte ja klarer sein. Wenn sie Herrn Humphreys heiratete, so heiratete sie einen Freund, den einzigen Freund, den sie hatte. Wenn sie ihn zum Manne nahm, that sie ihrer Mutter den Willen, und war es nicht ihre Pflicht, dem Glück ihrer Mutter, vielleicht dem Leben ihrer Mutter etwas zu opfern?

Ja ja, Julia, ein falscher Geist der Selbstaufopferung ist ein zweiter Pfad über die Klippe! In einer Stimmung, wie diese ist, führen alle Pfade in den Abgrund.

Ihr Entschluß war gefaßt. Sie stählte ihren Willen gegen alles, was ihr Herz dagegen hatte. Sie wünschte, Humphreys, der ihr seine Liebe so oft schon indirekt erklärt hatte, wäre zugegen und machte ihr sofort seinen Antrag. Sie war entschlossen, auf der Stelle jazusagen, und dann sollte die ganze Nachbarschaft nicht behaupten können, daß sie von einem Dutchman verlassen worden sei. Denn in ihrem Zorne fand sie, daß die Bezeichnung ihrer Mutter das Rechte ausdrücke.

Er war wirklich da. War es der Teufel, der das ersonnen? Ersinnt er alle die Gelegenheiten zum Unrechtthun, die sich so oft darbieten? Humphreys, der ein Leben geführt hatte, das die Nacht in Tag verwandelte, saß am äußersten andern Ende der langgestreckten obern Veranda, schmauchte seine Cigarre und wartete auf eine Zeit zum Zubettgehen, die der, an welche er gewöhnt war, näher lag.

Hatte er eine Ahnung von dem Kampfe, der in Juliens Herzen tobte? Erriet er, daß ihr Stolz und Trotz inzwischen die höchste Flutmarke erreicht hatten? Schloß er dies daraus, daß er sie hier sah? Er stand auf und ging durch die Thür des obern Durchgangs, die einzige Öffnung, die, abgesehen vom Fenster, auf die Veranda mündete. Aber dies war nur eine Finte. Er kehrte um und setzte sich in die andre Ecke des Sophas, auf dem Julia Platz genommen hatte. Er verstand sich vollkommen auf die menschliche Natur und hatte eine lange Praxis in allmählicher Annäherung an seine Ziele. Er bat sie um Verzeihung für die stümperhafte Art und Weise, auf welche er eine Nachricht mitgeteilt, die für ein zartfühlendes Herz so schrecklich sein müsse. Julia war eben im Begriffe, zu erklären, daß es ihr ganz einerlei sei, was August sage oder thue, aber die ihr angeborne Ehrlichkeit hielt sie von dieser durchsichtigen Lüge zurück. Sie hatte sich noch nicht so weit verirrt, unbewußt die Unwahrheit zu sagen, sie belog bis jetzt nur sich selbst. Er aber ging sehr allmählich und vorsichtig vor, um den Vogel nicht aufzuschrecken. Ganz so, wie ich vor einer Stunde eine Katze mit berückenden Augen und sanftem, schlangenartigem Schweifwedeln, ein tückisches Katzenlächeln auf dem Gesicht einen Sperling anschleichen sah, ganz so vorsichtig und Schritt vor Schritt tastete Humphreys seinen Weg auf Sammetpfötchen nach seiner Beute hin. Er wußte, daß die Gelegenheit, wenn sie einmal versäumt wäre, nicht wiederkehren würde. Er erriet bald, daß dies die Stunde war, wo die finstere Gewalt Macht über Juliens Seele gewonnen hatte, die Stunde, wo sie vor ihrem eignen Stolz und ihrer Demüthigung zu fliehen suchen würde. Und wie Humphreys wußte, wie er sich mit leisem Tritt, sehr langsam und behutsam heranzuschleichen hatte, so wußte er auch — Leute von seinem Metier wissen das stets — wenn es

Zeit zum Sprunge war. Er ersah den Augenblick, er that den Sprung, er faßte seine Beute.

Wollen Sie Ihr Geschick mir anvertrauen, Fräulein Anderson? Sie scheinen schwer bekümmert und bedrängt. Ich habe Mittel. Ich würde mich ganz Ihrem Glücke widmen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen beistehe, all dieser — all dieser Demütigung zu entfliehen und dieser — dieser Tyrannei im Hause. Wollen Sie sich mir anvertrauen?

Er sagte durchaus nichts von Liebe. Er hatte das instinktmäßige Gefühl, daß dies nicht der beste Weg sein würde. Sie sah sich von unübersteiglichen Schwierigkeiten umgeben, von Seelenkämpfen ärger als der Tod bedroht — so erschienen sie ihr wenigstens. Er öffnete ihr einfach, kühl die Thür und bot ihr an, bequem und triumphirend zu entfliehen. Hätte er ein einziges zärtliches Wort gesagt, so hätte die Reaktion eintreten müssen.

Sie schwieg.

Ich hoffte wirklich und wahrhaftig, indem ich alle meine eignen Hoffnungen zum Opfer brachte, eine Versöhnung herbeiführen zu können. Aber als dieser junge Mann sich in beleidigenden Worten über Sie erging, faßte ich auf der Stelle den Entschluß, Ihnen meine eifrige Protektion anzubieten. Ich bitte um nicht mehr, als Sie zu geben imstande sind. Wollen Sie meinen Schutz für Ihr ganzes Leben, meinen Schutz als ihr Gatte annehmen?

Ja, sagte das leidenschaftliche Mädchen in einer Aufwallung von Verzweiflung.

Vierzehntes Kapitel.

Das Gewebe der Spinne.

Jetzt, wo Humphreys seine Beute hatte, wußte er nicht gleich, was er mit ihr anfangen sollte. Indem er nicht wußte, was er sagen sollte, sagte er gar nichts, worin er seine Klugheit zeigte. Aber andrerseits fühlte er, daß nichts sagen fast so schlimm wie etwas sagen war. Und darin hatte er Recht. Denn bei Leuten von heftiger Gemütsart treten plötzliche Reaktionen ein, und eine Minute schon, nachdem Julia jagesagt hatte, erinnerte sie sich an das Bild Augusts, wie er in der Scheune gestanden und ihr so rein und treuherzig und ehrlich in die Augen gesehen und ihr in so süßem Tone seine Liebe gelobt hatte, und sie blickte auf diese selige Stunde vielleicht mit einem Gefühle zurück, wie es der reiche Mann im Evangelium hatte, als er aus der Qual über den Abgrund hinweg ins Paradies schaute; nur daß der reiche Mann das Paradies nie gekannt hatte, während sie wußte, wie es darin war. Denn der Mann oder das Weib, das reine, selbstlose, opfermutige Liebe kennt, die in gleicher Weise erwiedert wird, kennt das, was von allen Dingen dieser Welt Gott und dem Himmel am nächsten liegt. Es giebt welche, die Ohren haben, zu hören, und für diese ist dies geschrieben. Julia dachte an Augusts Liebe und wollte in Verzweiflung versinken. Dann aber kehrte die Erinnerung an seine Treulosigkeit, an alles, was man sie zu glauben und zu leiden gezwungen, zurück. Damit begann ihr grausamer Schmerz von neuem, und sie freute sich, daß sie einen entscheidenden Schritt gethan. Jede Flucht war eine Befreiung. Ich glaube, daß es unter einem derartigen Impulse geschieht, wenn Menschen sich selbst umbringen. Julien war es zu Mute, als ob sie ihrer Not durch Selbstmord entflohen sei.

Humphreys seinerseits war noch nicht befriedigt. Ich bediente mich vorhin eines falschen Gleichnisses. Er war nicht die Katze, welche ihre Beute in den

Digitized by Google

Krallen hat. Er war nur ein Angler und hatte seinen Fisch erst am Haken. Er hatte ihn noch nicht ans Land gezogen. Er empfand, wie dünn und zerreißbar die Angelschnur war, an der er Julien festhielt. August besaß ihr Herz, und er hatte nur ihr Wort. Den geringen Vorteil, den er hatte, gedachte er geschickt und schlau auszunützen. Und er wußte, daß es zunächst darauf ankam, dieser Zusammenkunft ein Ende zu machen, ohne Grund zu verlieren. Je länger sie gebunden blieb, desto besser für ihn. Und bei seiner Pfiffigkeit gegenüber der arglosen Einfalt eines Landmädchens würde es Julien übel ergangen sein, hätte seine Rechnung nicht einen Mangel gehabt, der den Plänen eines schlechten Menschen in solch einem Falle immer anhaftet. Ein Mann wie Humphreys versteht eine reine Frauenseele nie vollständig. Gewisse von einandergetrennte Thatsachen mag er wissen, aber er vermag sich nicht an ihre Stelle zu denken.

Humphreys bemerkte mit zärtlichem Ton, daß Julia nicht in der Nachtluft bleiben dürfe. Sie sei zu kostbar, als daß er ihr gestatten könne, sich einer Gefahr auszusetzen. Diese Schmeichelei that ihrem verwundeten Stolze wohl, und sie fand, daß seine Worte anmutig klangen. Hätte er hier Halt gemacht, so würde er das Feld wohl als Sieger verlassen haben. Aber es war für einen Verlobten schwer, hier innezuhalten. Er mußte sich in andrer Weise von ihr verabschieden als in dieser, wofern er in ihrer Seele den Eindruck zurücklassen wollte, daß sie unwiderruflich an ihn gebunden sei. Er beugte sich schnell mit wohlgeheuchelter Ergebenheit und erhob ihre Hand, um sie zu küssen. Dieser Akt brachte Julia Anderson zum Erwachen. Sie hätte jedenfalls früher oder später erwachen müssen. Aber wenn jemand sich in der Umgarnung eines solchen Mannes befindet, so ist frühes Erwachen besser. Die Berührung durch die Hand und die Lippen Humphreys ließ sie am ganzen Körper dermaßen erschaudern, daß Humphreys es fühlte. Augenblicklich kam ihr alles zum Bewußtsein, was Verheiratetsein mit einem widerwärtigen Manne bedeutete.

Nicht Selbstmord, sondern ewige Verdammnis.

Sie riß ihre Hand aus der seinigen, als ob er eine Schlange wäre.

Herr Humphreys, was habe ich gesagt? Ich kann Sie nicht zum Manne nehmen. Ich liebe Sie nicht. Ich bin diesen Abend von Sinnen. Ich muß zurücknehmen, was ich gesagt habe.

Nein, Julia. Lassen Sie mich Sie meine Julia nennen. Sie dürfen mir nicht das Herz brechen. Humphreys hatte den rechten Ton verloren, und jedes Wort, das er weiter sprach, machte seine Sache hoffnungsloser.

Ich kann Sie nimmermehr heiraten — lassen Sie mich hineingehen, sagte sie, an ihm vorüberfegend. Dann erinnerte sie sich, daß ihre Thür von innen verriegelt war. Sie war aus dem Fenster gestiegen. Sie kehrte um, und er ersah seinen Vorteil.

Ich kann Sie nicht loslassen. Nehmen Sie sich Zeit, sichs zu überlegen, bevor Sie mich darum bitten. Gehen Sie jetzt schlafen, und handeln Sie nicht vorschnell. Er stellte sich zwischen sie und das Fenster, indem er ein Wort zu hören wünschte, an das er sich halten könne.

Juliens schwarze Augen wurden heller. Ich sehe jetzt, sagte sie. Sie machten sich mein Elend zu Nutze, und Sie wollen mich bei meinem Worte festhalten. Sie sind ein schlechter Mensch, und jetzt — jetzt hasse ich Sie.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google



Bismarck während des Krimkrieges.

2.

Im Februar 1855 hieß es, Frankreich beabsichtige am Oberrhein eine Armee zusammenzuziehen, um damit, durch Baden, Würtemberg und Baiern marschirend, den Österreichern gegen Rußland an die Seite zu treten. Darauf beziehen sich mehrere Schriftstücke der Poschingerschen Sammlung. Wir wählen einige charakteristische Stellen zur Mitteilung aus.

Am 11. Februar schreibt Bismarck an Manteuffel: „Die Südwestspitze ist eine Art Schlußstein des deutschen Gewölbes, dessen Fall von schwerer Bedeutung werden kann, und welcher deshalb der Stütze ebenso wert als bedürftig erscheint... Wenn die französischen Absichten, Truppen durch Deutschland zu führen, praktisch näher träten, so ist meine Ansicht die, daß man ihnen Marsch und Operationslinien durch Baden, Würtemberg u. s. w. unter keinen Umständen gestatten kann, lieber das Bajonnet fällen; denn es würde daraus ohne Zweifel bald die militärische Herrschaft Frankreichs in diesen Ländern, halb mit Liebe, halb mit Gewalt, sich entwickeln, und der Bund wäre damit schon als Gesamtheit entamirt und paralysirt. Für den »Bund,« dieses Glashaus, in dem allein die Existenzen der meisten deutschen Staaten möglich bleibt, schlagen sie sich unter Umständen doch, wenn sich alles regel- und verfassungsmäßig dazu entwickelt. Die Bundesakte ist das Bret unter ihren Füßen auf der stürmischen See von Europa, sie klammern sich daran und fürchten nur, daß Preußen es selbst aus den Fugen stoßen könnte. Wir sind daher auf einer mehr oder weniger neutralen Defensive sehr stark, wenn wir fortfahren, uns formell und sachlich korrekt auf dem Boden des Bundesrechtes zu halten."

Digitized by Google

In einer gleichzeitigen Aufzeichnung Bismarcks heißt es: „Die Hauptsache ist, wenn die Franzosen zusammenziehen, ebenso schnell wie sie mit deutschen oder preußischen Armeekorps in Süddeutschland gegenwärtig zu sein; denn haben sie einmal Schwaben mit Truppen überlaufen, so steht auch das 8. deutsche Armeekorps auf ihrer Seite. Vielleicht ist es in diesem Falle noch richtiger, und kann der ganzen Verwicklung vorbeugen, wenn wir Frankreich schon jetzt jeden Zweifel benehmen, daß eine bewaffnete Demonstration bei Metz oder Straßburg sofort den entschlossensten Gegenzug von unsrer Seite zur Folge haben würde. Wenn Frankreich daran fest glaubt, so wird es die Demonstration unterlassen. . . Aufstellung französischer Truppen in den deutschen Ländern Österreichs, wenn sie dahin gehen, ohne andre Bundesstaaten zu berühren, halte ich für kein Unglück. Die 80 000 Franzosen, die etwa in Böhmen wären, könnten nicht am Rheine sein, und Frankreich würde durch diese neue Zersplitterung seiner Armeen uns gegenüber nicht stärker. Diese Truppen würden für unsre Hauptmacht aus den östlichen Provinzen leichter erreichbar und derselben doch nicht gewachsen sein. Außerdem trägt eine solche Konstellation den Keim des Bruches zwischen Frankreich und Österreich in sich, wenn 60- bis 80 000 Franzosen, die niemals bescheidene Alliirte gewesen sind, in Österreich verpflegt werden sollen. Österreichs Ansehen in Deutschland würde einen schweren, mit dem tiefsten Mißtrauen verbundenen Stoß erleiden. Wird also nur das Bundesrecht vor einem bedenklichen Präzedenzfalle dadurch bewahrt, daß Österreich seine Absichten dem Bunde anzeigt, so scheint mir nicht, daß wir den Beruf zum Widerstande gegen dieselben haben. Es wäre dies der dümmste Streich, den Österreich seit hundert Jahren meiner Meinung nach gemacht hätte, und ich glaube nicht, daß man ihn ausführt, ehe man nicht unsrer Bewilligung sicher ist; dann aber hätten wir ihn gemacht."

Im Juni 1855 verlautete, daß Graf Buol sich wieder mehr den Russen nähere. In Bezug hierauf schrieb Bismarck am 17. an Manteuffel u. a.: „Ich weiß nicht, ob dem Grafen Buol selbst ein ganz deutliches Ziel seiner Politik vorschwebt; ich glaube es kaum, wenn man nicht das instinktive Gefühl dafür nehmen will, daß Österreich in dieser Krisis einen Profit machen könne, und daß es dabei so viel oder so wenig gewinnen will, als es ohne große Gefahr ablangen kann. Die Russen aus der Südgrenze loszuwerden und die Donauschifffahrt mehr nach österreichischem Interesse zu reguliren, ist schon ein erfreulicher Vorteil, aber er fällt zu leicht in die Hand, um zu genügen. Wollte Österreich damit zufrieden sein, so hätte es das ohne Zweifel schon vor dem 2. Dezember mit uns und mit Rußland erreichen können, ohne sich in waghalsige und teure Verbindlichkeiten mit dem Westen einzulassen. Zeitweise im abgelaufenen Jahre mag dem Wiener Ehrgeize der Besitz der ganzen Donau und eines Teils der Küste des Schwarzen Meeres als erreichbar vorgeschwebt haben, und die Hoffnung auf die Donaufürstentümer hat man ohne Zweifel

Digitized by Google

noch nicht aufgegeben. Wenn wirklich . . . in Wien geheime Verhandlungen mit Petersburg beabsichtigt sind, um auch von Rußland eine traktatenmäßige Anerkennung der österreichischen Besetzung der Donaufürstentümer auf ungewisse Dauer zu erlangen, so ist das eine wesentliche Befestigung der Einnistung Österreichs in jenen Ländern und eine wichtige Vervollständigung des Systems, welches aus dem Vertrage mit der Türkei und aus der Garantie Preußens und Deutschlands durch den Zusatzartikel [vom 26. November 1854, der gemeinsame Abwehr eines etwaigen russischen Angriffs auf die in der Moldau und Walachei stehenden Österreicher zusagte] gewoben worden. . . Die Zeit muß lehren, ob die Ereignisse bis zum Frieden Österreich gestatten, die Nützlichkeit, welche es für jeden der kriegführenden Teile in jenen Ländern haben kann, erfolgreich genug auszubeuten, um sein Ziel vollständig zu erreichen. Kann es die Provinzen selbst nicht gewinnen, so wird es wenigstens das alleinige Protektorat in möglichst strammer Form davonzutragen suchen; zeigt sich auch das unerreichbar, so wird es jedenfalls bemüht sein, für seine außerordentlichen Anstrengungen zu Gunsten anerkannter deutscher Interessen am Bunde eine Kostenliquidation anzubringen, und auf dieselbe nehmen, was es kriegen kann."

Inzwischen war der Krieg gegen Rußland von seiten der Westmächte, der Türkei und zuletzt auch Sardiniens energisch fortgesetzt worden. Am 11. September 1855 fiel nach fast einjähriger Belagerung, harten Kämpfen und ungeheuren Menschenopfern Sebastopol in die Hände der Alliirten. England war geneigt, weiterzukämpfen, in Frankreich aber hatte der Kaiser Napoleon genug Waffenruhm geerntet, in Rußland war der neue Zar friedfertiger gesinnt als Nikolaus gewesen, und von seiten Österreichs und Preußens bemühte man sich eifrig, aus einer Lage der Dinge herauszukommen, welche diese Mächte doch noch nötigen konnte, sich am Kriege zu beteiligen. Bald nachdem die Einnahme von Kars durch die Russen es dem Kaiser Alexander erleichtert hatte, Frieden zu schließen, schickte das Wiener Kabinet den Fürsten Esterhazy nach Petersburg, der sich dort mit Nesselrode bald über ein Protokoll einigte, das als Friedensbasis dienen konnte. Am 26. Januar 1856 nahm der Sultan 21 Artikel an, welche ihm von Österreich und den Westmächten vorgelegt wurden, und welche die Gleichheit der Christen mit den Muhamedanern im osmanischen Reiche, Verbesserungen im Steuer- und Gerichtswesen und andre Reformen betrafen, durch die den Russen für immer jeder Vorwand zur Einmischung in die Angelegenheiten der Türkei entzogen werden sollte. Nach diesen Vorarbeiten wurde am 25. Februar in Paris ein Kongreß zur Abschließung eines definitiven Friedens eröffnet, der am 30. März zur Unterzeichnung gelangte. Da Preußen sich an dem Kriege in keiner Weise beteiligt hatte, so sah es sich anfangs von den Unterhandlungen ausgeschlossen, da namentlich England sich seiner Einladung widersetzte. Insofern aber von dem Kongresse Abänderungen an den Wiener Verträgen, zu deren Garanten Preußen gehörte, beschlossen werden

konnten, beanspruchte jenes, mit seiner Meinung ebenfalls gehört zu werden, und diesem gerechten Verlangen wurde entsprochen.

Wie Bismarck über diese Dinge urteilte, ergiebt sich aus mehreren Stücken unsrer Sammlung, von denen wir eine Stelle aus dem Privatbriefe auswählen, den er am 7. Februar an den preußischen Gesandten in Paris, Graf Hatzfeld, richtete. Es heißt da: „Es ist weder für den Bund noch für uns ein Unglück, an den Konferenzen keinen Anteil zu nehmen; es würde daraus nichts weiter folgen, als daß die Stipulationen, welche aus denselben hervorgehen, und welche für die Nichtteilnehmer nur von sekundärem Interesse sein können, der Garantie Preußens und des Bundes entbehren, und daß es während der Konferenzen zweifelhaft bleibt, für welche der sich etwa erhebenden verschiedenen Auffassungen das Gewicht Deutschlands in die Wagschale fallen würde. Durch letzteren Umstand kann das Zustandekommen des Friedens erschwert werden; dies zu erwägen, liegt aber mehr im Interesse der kriegführenden Mächte als in dem unsrigen. Wir können es also sehr gut ertragen, außerhalb der Konferenzen zu bleiben, dann aber muß auch unser Verhalten gegenüber der österreichischen Vorlage am Bunde*) schon auf diese Eventualität zugeschnitten sein. Unpassend wird unsre Lage erst dann, wenn wir hier am Bunde in unsern offiziellen Voten und Erklärungen eine Haltung annehmen, welche offenbar auf unsre Zuziehung zu den Konferenzen berechnet ist, und uns dann, nachdem wir unsre Konzessionen von uns gegeben haben, die Thür geschlossen bleibt... Wenn wir beschließen sollen, die Präliminarien anzunehmen und zu ihrer Aufrechthaltung mitzuwirken, so müssen wir auch sicher sein, daß wir nicht von der Gelegenheit hierzu ausgeschlossen werden. Denn daß unser Beschluß den Charakter eines effektlos zu den Akten gehenden Gutachtens, einer unfruchtbaren Meinungsäußerung, welche wir gewissermaßen en qualité d'amateur abgeben, behalten sollte, wäre eine Unwürdigkeit, der wir uns nicht aussetzen können. Unsre Entschlüsse aber für den Fall eintretender Ereignisse zu fassen, wenn der Friede etwa nicht zustande kommt, dazu ist später immer Zeit, und für den Fall will sich keiner der Bundesstaaten jetzt schon binden, auch Österreich nicht, welches sich niemals zur Aktion ohne Preußen und den Bund entschließen wird... Nach der dermaligen Lage der Instruktionen hält die Gesammtheit der Bundesstaaten sich faktisch für ausreichend vertreten, wenn Preußen teilnimmt; durch Österreich allein aber nicht, weil dieses privative, dem übrigen Deutschland nicht eigne Interessen und Verbindlichkeiten bei der Sache hat. Ist daher Preußens Zuziehung bei der Sache verbürgt, so wird sich hier [in Frankfurt] ein Österreich zufriedenstellender

*) Dieselbe enthielt den Wunsch, Preußen und der deutsche Bund möchten sich im Sinne des österreichischen Antrags erklären, der dahin ging, daß das gesammte Deutschland im Verein mit Österreich die Grundlagen anzunehmen und aufrecht zu erhalten willens sein sollte, auf welchen durch die bevorstehenden Unterhandlungen der allgemeine Friede fest und dauernd errichtet werden würde.

Digitized by Google

Beschluß leicht herbeiführen lassen, und namentlich unserm Allergnädigsten Herrn wird es dann auf eine Handvoll Noten bei dem Inhalte des Beschlusses nicht ankommen."

Vielleicht das höchste Interesse unter allen von Poschinger mitgeteilten Aktenstücken dieser Zeit beansprucht der [auch dem Könige vorgelegte] Privatbrief Bismarcks an Manteuffel vom 26. April 1856, in welchem die politische Lage Preußens, die Aussicht auf einen Krieg in Italien, die Wahrscheinlichkeit einer Allianz zwischen Frankreich und Rußland und die Notwendigkeit eines baldigen Existenzkampfes zwischen Preußen und Österreich besprochen werden. Wir wählen auch aus diesem Schreiben einige Hauptstellen aus. Der damalige preußische Bundestagsgesandte schreibt seinem Minister:

„Ohne mich in gewagte Konjekturen über die mutmaßliche Dauer des neuen Friedens einzulassen, darf ich doch als ein Symptom des geringen Vertrauens zu derselben das besorgliche Unbehagen hervorheben, mit welchem die meisten europäischen Kabinette in die Zukunft blicken, auch nachdem der Friede gesichert ist. Alle, die großen wie die kleinen, suchen sich einstweilen in Erwartung der Dinge, die da kommen können, die Freundschaft Frankreichs zu erhalten, und der Kaiser Napoleon, so neu und so schmal anscheinend auch die Grundlagen seiner Dynastie in Frankreich selbst sind, hat die Wahl unter den zu seiner Disposition stehenden Bündnissen. Es scheint nicht, daß die auffälligen Bemühungen Orloffs [des Vertreters Rußlands auf dem Kongresse] den Apfel schon vom Baume geschüttelt haben; aber wenn er reif ist, fällt er von selbst, und die Russen werden zur rechten Zeit die Mütze darunterhalten. Auch den acte de soumission des Grafen Buol, das Streben Österreichs nach der Ehre, der erste Rheinbundsstaat zu sein, wenn nur Preußen dadurch der zweite oder dritte wird, scheint der Kaiser Napoleon lediglich mit zurückhaltender Höflichkeit aufgenommen zu haben; die offiziöse Wiener Presse giebt aber deshalb die Hoffnung auf eine katholische Ligue mit Frankreich nicht auf und preist einstweilen den Voltairianer Kaunitz als den ersten Staatsmann Österreichs, weil er es mit Frankreich gehalten hat. Die deutschen Mittelstaaten sind nach wie vor bereit, sich derjenigen der deutschen Großmächte zu fügen, welche die meiste Aussicht auf Frankreichs Beistand hat, und den letzteren zu suchen, wenn die Umstände es rätlich erscheinen lassen. Nicht minder legt England Wert auf die Fortdauer der guten Beziehungen zu Frankreich, und die etwas mürrisch gewordene Ehe der beiden Westmächte wird wohl so hastig nicht geschieden werden.... Es ist kaum anzunehmen, daß Louis Napoleon den Krieg jemals um des Krieges willen suchen wird ... es läßt sich erwarten, daß er den Frieden vorzieht, so lange er ihn mit der Stimmung der Armee, also mit der eigenen Sicherheit, verträglich findet. Für den Fall, daß er hiernach des Krieges bedürfen sollte, denke ich mir, daß er sich eine Frage offen hält, welche jederzeit eine nicht allzu mutwillige und ungerechte Veranlassung zu Händeln liefern kann. Hierzu eignet sich die

italienische Frage jetzt vorzugsweise. Die Krankheit der dortigen Zustände, der Ehrgeiz Sardiniens, die bonapartistischen und muratistischen Reminiszenzen, die corsische Landsmannschaft bieten dem »ältesten Sohne der römischen Kirche« vielseitige Anknüpfungspunkte, der Haß gegen die Fürsten und die Österreicher ebnet ihm die Wege, während er in Deutschland von unsrer räuberischen und feigen Demokratie gar keinen und von den Fürsten erst dann Beistand zu erwarten hätte, wenn er ohnehin der Stärkere wäre. . . .

Wahrscheinlich werden sich nun politische Gruppirungen bilden, deren Bedeutung und Einfluß schließlich auf dem Hintergedanken der Möglichkeit eines Krieges unter einer bestimmten Konstellation von Bündnissen beruht. Eine nähere Verbindung Frankreichs mit Rußland in diesem Sinne ist gegenwärtig zu natürlich, als daß man sie nicht erwarten sollte; es sind diese beiden diejenigen unter den Großmächten, welche nach ihrer geographischen Lage und ihren politischen Zielen die wenigsten Elemente der Zwietracht in sich tragen, da sie so gut wie keine notwendig kollidirenden Interessen haben. Bisher hat die Festigkeit der heiligen Allianz und die Abneigung des Kaisers Nikolaus gegen die Orleans beide in der Entfremdung von einander erhalten, aber der jetzt beendete Krieg sogar wurde ohne Haß geführt und diente mehr den inneren als den auswärtigen Bedürfnissen Frankreichs. Nachdem die Orleans beseitigt, der Kaiser Nikolaus tot und die heilige Allianz gesprengt ist, sehe ich nichts, was den natürlichen Zug jener beiden Staaten zu einander hemmen sollte. . . .

Zur Zeit des Fürsten Schwarzenberg war viel von dem Plane die Rede, Österreich mit Rußland und Frankreich gegen Preußen und England zu verbinden. Bei der gegenwärtigen Stimmung der Russen gegen Österreich und bei den gesteigerten Ansprüchen Frankreichs auf Einfluß in Italien läßt sich nicht annehmen, daß Österreich von Haus aus berufen sein werde, als dritter im Bunde zu figuriren, obschon es ihm an dem guten Willen dazu nicht fehlen dürfte. Österreich wird vielmehr die Gefahren, welche aus dem Zusammenhalten Rußlands und Frankreichs für das übrige Europa entstehen können, zu teilen haben und muß sie durch rechtzeitige Opfer abwenden, indem es etwa Konzessionen in Italien gegen Vorteile in Deutschland macht, oder es muß sich durch Bündnisse zur Abwehr stärken. Ich glaube, daß es den ersteren Ausweg vorzieht, indem es vielleicht gleichzeitig Rußlands Vertrauen durch einen Personalwechsel im Ministerium wiederzugewinnen sucht. Von unserm und Englands Beistande wird es sich nur im äußersten Notfalle abhängig machen wollen.... Es wird die Partei der Germanen für zu schwach halten, um mit ihr zu gehen, und, wie mir scheint, nicht mit Unrecht. Wenn sich erwarten ließe, daß in einem derartigen Kriege Preußen, Österreich, der deutsche Bund und England ihre vollen Kräfte ehrlich, einig und vertrauensvoll zusammenwirken ließen, so wäre es Feigheit, am Siege zu verzweifeln. So aber stehen die Sachen nicht. Ich will annehmen, daß England entschlossen zu uns steht, und daß es ihm trotz

der französischen, russischen und etwa der amerikanischen, vielleicht auch der dänischen und holländischen Flotten gelingt, sich einer Invasion zu erwehren, die See siegreich zu behaupten, die Nord- und Ostsee vor den uns feindlichen Flotten zu schützen, auch gelegentlich mit 10- oder 20 000 Mann die französischen Küsten zu harassiren. Es würde das meine Erwartungen übertreffen. Aber der Kontinentalkrieg gegen die Landheere Frankreichs und Rußlands würde der Hauptsache nach auf den Schultern Deutschlands ruhen. Die vier letzten Armeekorps des Bundesheeres haben an sich nicht die Kriegstüchtigkeit der Armee einer Großmacht, und wieviel davon auf unsrer Seite stehen würden, das könnte nur der Erfolg lehren. Auf der Basis von Rußland, Österreich und Preußen würde der Bund so ziemlich zusammenhalten, weil er an dem schließlichen Sieg der ersteren, mit oder ohne Mittelstaaten, glaubte; in einem so fraglichen Fall aber, wie ein Krieg nach Osten und Westen zugleich wäre, würden die Fürsten, au fur et à mesure daß sie nicht in der Gewalt unsrer Bajonnette wären, sich durch Neutralitätsverträge sichern, wenn sie nicht gegen uns im Felde erscheinen... Von den dirigirenden Ministern von Baiern, Würtemberg, Baden, Darmstadt und Nassau habe ich es im vorigen Jahre zur vollsten Evidenz erfahren, daß sie es für ihre ehrliche Pflicht halten, den Bund aufzugeben, wenn das Interesse oder gar die Sicherheit des eignen Fürsten und Landes durch Festhalten am Bunde gefährdet wäre. Manche der Fürsten mögen den besten Willen haben; aber von welchen läßt sich wohl erwarten, daß sie gegen den Rat ihrer Minister, gegen die Bitten ihrer Unterthanen ihr Land den Drangsalen des Krieges preisgeben und ihre Schlösser bis zur Wiedereroberung mit dem Aufenthalt im preußisch-österreichischen Lager vertauschen werden! Sie werden sich leicht überzeugen, daß die Pflichten gegen ihre Unterthanen höher als die gegen den Bund, daß so mächtige Herren wie die Kaiser von Rußland und Frankreich sie schließlich nicht fallen lassen werden, und daß im allerschlimmsten Falle Österreich und Preußen sich gegenseitig nichts gönnen, und weder Baiern im Rieder Vertrag noch die Rheinbundstaaten überhaupt 1813 und 1814 zu kurz kamen. Der Rheinbund hatte seine Lasten, aber die für einen Fürsten besonders verdrießliche konstitutionelle Unbequemlichkeit war wenigstens nicht darunter, und jeder beglückte seine Unterthanen in seiner Weise, wenn er nur die nötigen Truppen an Frankreich lieferte. Diese Dienstbarkeit hatte ihre schätzbaren Fleischtöpfe und war für die Fürsten nicht so beschwerlich, daß sie, um sich ihr zu entziehen, Land und Leute hätten aufs Spiel setzen und wie jener Kaiser in Bürgers Gedicht »in Hitz' und in Kälte, im Kriegsgezelte, bei Schwarzbrot und Wurst, bei Hunger und Durst« um ihre und Deutschlands Freiheit hätten werben sollen. Daß die Nachfolger der Rheinbundsfürsten eine wesentlich andre Gesinnung nicht belebt, davon habe ich in aller Devotion vor den Mitgliedern des durchlauchtigsten Bundes für meine Person mich in den letzten Jahren hinreichend überzeugen können, und nicht bloß die Furcht vor dem Ver-

luste der gewohnten fürstlichen Existenz, nicht bloß die Leidenschen, auch der saevus habendi cupido mancher ziemlich kleinen Herren wird am Tage der Prüfung den Bund zu Fall bringen....

Können wir nun nötigenfalls im Bunde mit Österreich uns gegen Osten und Westen wehren, wenn dem letztern Sardinien, wahrscheinlich die belgische Armee und ein Teil des deutschen Bundes zutritt? Wenn alles wäre, wie es sein sollte, so würde ich daran nicht verzweifeln. Aber der Kaiser Franz Josef ist nicht in demselben Maße Herr seiner Länder und seiner Unterthanen wie unser Allergnädigster Herr. Österreich ist in der Offensive nicht zu verachten; es mag mehr als 200 000 Mann guter Truppen außer Landes verwenden können, und noch genug zu Hause behalten, um seine Italiener, Magyaren und Slaven nicht aus den Augen zu lassen. Auf der Defensive aber, im eignen Lande von Osten und Westen angegriffen, halte ich das heutige Österreich für schwach, und leicht kann auf den ersten glücklichen Stoß des Gegners ins Innere das ganze künstliche Bauwerk des zentralisirten Schreiberregiments von Bach und Buol wie ein Kartenhaus zusammenfallen. Aber wenn ich auch von dieser Gefahr absehe, so liegt die größere darin, daß die Seele eines preußisch-österreichischen Bündnisses auch in der größten gemeinsamen Gefahr das Gegenteil von alledem sein würde, was ein Bündnis fest macht. Gegenseitiges politisches Mißtrauen, militärische und politische Eifersucht, der Argwohn des einen, daß der andre in Separatverträgen mit dem Gegner bei gutem Glücke die Vergrößerung des Bundesgenossen zu hindern, bei schlechtem sein eignes Heil zu sichern suchen werde, das alles würde zwischen uns jetzt stärker und lähmender sein als in irgend einem schlecht assortirten Bündnisse der Vergangenheit. . . . Nach der Wiener Politik ist einmal Deutschland zu eng für uns beide; so lange ein ehrliches Arrangement über den Einfluß eines jeden in Deutschland nicht getroffen und ausgeführt ist, pflügen wir beide denselben streitigen Acker, und so lange bleibt Österreich der einzige Staat, an den wir nachhaltig verlieren und von dem wir nachhaltig gewinnen können. . . . Der deutsche Dualismus hat seit tausend Jahren, seit Karl V. in jedem Jahrhundert, regelmäßig durch einen gründlichen inneren Krieg seine gegenseitigen Beziehungen regulirt, und auch in diesem Jahrhundert wird kein andres als dieses Mittel die Uhr der Entwicklung auf ihre richtige Stunde stellen können.

Ich beabsichtige mit diesem Raisonnement keineswegs zu dem Schlusse zu gelangen, daß wir jetzt unsere Politik darauf richten sollen, die Entscheidung zwischen uns und Österreich unter möglichst günstigen Umständen herbeizuführen. Ich will nur meine Überzeugung aussprechen, daß wir in nicht zu langer Zeit für unsere Existenz gegen Österreich werden fechten müssen, und daß es nicht in unsrer Macht liegt, dem vorzubeugen, weil der Gang der Dinge in Deutschland keinen andern Ausweg hat. Ist dieses richtig, was allerdings mehr Frage des Glaubens als des Beweisens bleibt, so ist es auch für Preußen nicht

möglich, die Selbstverleugnung so weit zu treiben, daß wir die eigne Existenz einsetzen, um die Integrität Österreichs zu schützen, und zwar in einem meines Erachtens hoffnungslosem Kampfe.... Wenn wir wirklich gegen ein französisch-russisches Bündnis siegreich bleiben, wofür hätten wir schließlich gekämpft? Für die Erhaltung des österreichischen Übergewichts in Deutschland und der erbärmlichen Verfassung des Bundes, und dafür können wir doch unmöglich unsre letzte Kraft ein- und unsre Existenz aufs Spiel setzen. . . .

Wenn es wahr ist, was man hier erzählt, daß Österreich schon in München Garantieverträge wegen Italien angeregt habe, daß es bei uns ähnliches beabsichtige, daß Graf Buol zu diesem Zwecke Hannover und Dresden besucht habe, so glaube ich nicht, daß dem der Gedanke zu Grunde liegt, Deutschland fest um sich zu schaaren und dann einer Welt in Waffen zu trotzen; sondern das Wiener Kabinet wird unsere und etwaige andere Zusicherungen diplomatisch ausbeuten, um sich mit Frankreich und, wenn es sein kann, mit Rußland bessere Bedingungen einer Verständigung auf unsere Kosten zu verschaffen. Es wird den Don Juan bei allen Kabinetten spielen, wenn es einen so stämmigen Leporello wie Preußen mißbrauchen kann, und getreu dieser Rolle wird es stets bereit sein, sich auf unsre Kosten aus der Klemme zu ziehen und uns darin zu lassen. Bleibt Frieden, so wird es uns aus Dankbarkeit für unsere bundesfreundliche Gesinnung im Punkte der Solidarität der deutschen Interessen beim Worte zu halten suchen, um uns den Zollverein aus der Hand zu winden. Wird Krieg, so wird es sich durch alle in seiner Tasche befindlichen Garantieverträge nicht abhalten lassen, sich mit ebensoviel Geschwindigkeit als Sicherheit auf der Seite anzudrängen, wo es die beste Aussicht hat auf Herrschaft in Deutschland, deren es bei seiner dermaligen germanisirenden Zentralisation mehr als früher bedarf."

Der Briefschreiber meint hierauf, daß Österreich nicht glauben könne, Preußen werde jetzt, wo noch keine Gefahr nahegetreten sei, auf einen Garantievertrag eingehen, und fährt dann fort: „Im Jahre 1851 ... lagen die Gefahren eines Debordirens der Revolution aus Frankreich und Italien noch näher, und es war eine Solidarität der Monarchen gegen diese Gefahr vorhanden, welche unsern Maivertrag [das geheime Schutzbündnis vom 16. Mai 1851] ganz natürlich herbeiführte; eine ähnliche Situation würde erst wieder da sein, wenn das französische Kaisertum gestürzt wäre. So lange es steht, handelt es sich nicht um Abwehr der Demokraten, sondern um Kabinetspolitik, bei der die Interessen Österreichs eben nicht mit den unsrigen zusammenfallen. Ein ähnlicher Vertrag, zum Schutze [Österreichisch-] Italiens jetzt abgeschlossen, würde nur den Effekt einer vorzeitigen Provokation Frankreichs und einer Abkühlung Rußlands gegen uns haben. Das läge ganz in Österreichs Interesse, und man würde in Wien schon dafür sorgen, daß die Thatsache in Petersburg und Paris nicht unbekannt bliebe; die Schuld der Indiskretion würde dann obendrein auf uns geschoben. In allem aber, was Österreich ohne uns zu thun die Lust und die

Digitized by Google

Fähigkeit hat, würde es sich durch den besten Garantievertrag Preußens und Deutschlands nicht irre machen lassen. Hat es doch den Aprilvertrag von 1854 zu nichts anderm benutzt, als um ihn in *seinem* Interesse moussiren zu lassen, uns schlecht zu behandeln und eine ebenso doppelzüngige als unweise Politik zu betreiben; den Dezembervertrag aber heimlich abzuschließen und es mit jedem andern je nach eignem Vorteile zu halten, hat es sich durch unsre Garantie nicht hindern lassen... Meines Dafürhaltens ist unsre Lage, als die eines gesuchten Bundesgenossen, eine günstige, so lange neue politische Gruppirungen sich noch nicht zu scharf zeichnen, so lange ihre Thätigkeit eine diplomatische bleibt, und ein gutes Einvernehmen mit dem einen nicht den Bruch mit den andern involvirt. Käme es aber zur Verwirklichung einer russisch-französischen Allianz mit kriegerischen Zwecken, so können wir meiner Überzeugung nach nicht unter den Gegnern derselben sein, weil wir da *wahrscheinlich* unterliegen, *vielleicht* pour les beaux yeux de l'Autriche et de la Diète uns siegend verbluten würden."

Ergänzt werden die letzten Worte durch ein Schreiben vom 10. Mai, in welchem Bismarck dem Minister Manteuffel Pflege der Beziehungen zu Napoleon behufs der Offenhaltung der Aussicht auf ein Bündnis Preußens mit Frankreich empfiehlt. Es heißt da:

„Wir vermögen es nicht, die gegenseitigen Beziehungen der übrigen Großmächte zu einander nach unsrer Wahl zu gestalten, aber wir können uns die Freiheit bewahren, die Gestaltungen, welche sich ohne unser Zuthun und vielleicht gegen unsere Wünsche entwickeln, nach den Anforderungen unsrer Sicherheit und unserer Interessen zu benutzen. Unsere Beziehungen zu Rußland, England und Österreich sind von der Art, daß sie kein Hindernis für eine Annäherung an jede dieser drei Mächte bieten, wenn uns die Umstände eine solche ratsam erscheinen lassen. In Betreff Frankreichs findet zwar nicht das Gegenteil statt, aber die Keime einer gegenseitigen Entfremdung sind dort nach den geschichtlichen und dynastischen Verhältnissen in dem Maße vorhanden, daß nur eine sorgfältige Pflege unserer Beziehungen uns die Fähigkeit bewahren kann, nach Umständen ebenso leicht mit Frankreich zu gehen als mit jeder andern der drei genannten Mächte. Ich will damit nicht einem preußisch-französischen Bündnisse das Wort reden; aber ich glaube, es bedarf keines Beweises, daß unsere Stellung an Gewicht verliert, und die übrigen Mächte anfangen werden, weniger Rücksicht auf uns zu nehmen, sobald aus dem Kreise der für Preußen möglichen Entschließungen die Chance eines Bündnisses mit Frankreich als gänzlich gestrichen anzusehen ist, und wir können, ohne daß wir es zu hindern imstande wären, in Lagen geraten, wo jene Chance von zwei Übeln das kleinere ist. Wird dies zugegeben, so folgt auch daraus, daß unsere Beziehungen zu Frankreich einstweilen von der Art sein müssen, daß sie uns jederzeit erlauben, dieser Macht ohne Schaden und Demütigung für uns noch näher zu treten, und daß auch die

Digitized by Google

anderen Höfe den Eindruck behalten, daß uns diese Möglichkeit offen steht. Besonders für unser Verhältniß zu Österreich und den anderen deutschen Höfen halte ich diesen Eindruck für entscheidend. Von dem Augenblicke an, wo ein österreichisch-französisches Bündnis, mit Ausschluß Preußens von demselben, zur Wahrheit würde, zweifle ich nicht, daß Österreich einen sehr hohen Ton uns gegenüber anstimmen und die deutschen Staaten keinen andern Kompaß für ihre Politik mehr haben würden als den der Angst vor Frankreich und Österreich.... Reisende, welche aus Paris kommen, erzählen, daß der Kaiser Napoleon gelegentlich zu preußischen Offizieren ... den Wunsch und die Hoffnung geäußert habe, die preußischen Truppen bei einer Übung zu sehen.... Wenn das richtig wäre, so würde ich in einem solchen Besuche einen sehr gelungenen Abschluß der preußischen Politik in der orientalischen Frage und eine eklatante Exempelprobe für deren Richtigkeit erblicken. Der Selbstherrscher der Franzosen hat dermalen eine so entscheidende Bedeutung in den Kombinationen der europäischen Politik, und seine Freundschaft oder auch nur der Kredit des äußeren Anscheins derselben wird von den mächtigsten Monarchen so eifrig gesucht, daß es nicht bloß ein formeller Beweis von Anerkennung, sondern eine Thatsache von politischem Gewicht sein würde, wenn er nach der Ehre strebte, unserm Allergnädigsten Herrn einen Besuch zu machen, während die Kaiser von Österreich und Rußland vielleicht damit umgehen, ihm bis Paris entgegenzukommen, und nicht wenige Monarchen nur überlegen, wie sie ohne Nachteil für ihre Stellung dem Beispiele des Königs von Würtemberg folgen können. Man mag es beklagen, daß es so steht, aber Thatsachen lassen sich nicht ändern, nur benutzen, und wie die Dinge liegen, stellt sich ein Besuch des französischen Kaisers in Berlin als ein diplomatischer Gewinn, das Unterlassen der Einladung, falls die Velleität bei ihm wirklich vorhanden ist, als ein politischer Fehler, meiner Ansicht nach, dar."

Wer erkennt nicht in alledem das Genie ersten Ranges auf dem Gebiete der Politik? Gründliche Kenntnis, prophetischer Scharfblick, Kombinationsgabe selteuster Art, Energie und Entschlossenheit neben behutsamem Rechnen, alles ist hier in gleich bewundernswertem Maße vorhanden. Die wenigen Lehrjahre in Frankfurt hatten rasch den Ministerdiplomaten entwickelt, der von 1862 an Europa durch seine Thaten und Schöpfungen in Erstaunen setzen und Deutschland die ihm gebührende Geltung erwerben sollte.



Digitized by Google

Zukunfts-Philosophie.



bwohl Heine denjenigen einen Narren genannt hat, der auf die Fragen nach dem „qualvoll uralten Rätsel des Lebens: Was bedeutet der Mensch? Woher ist er kommen? Wo geht er hin? Wer wohnt dort oben auf goldnen Sternen?“ Antwort erwartet, haben die „armen schwitzenden Menschenhäupter“ doch keineswegs aufgehört, nach Antwort für dieselben zu suchen und zu grübeln, und sich selbst mehr oder weniger geschickt solche Antworten zurechtzudrechseln. Ein solcher Versuch, recht trotzig und selbstbewußt auftretend, liegt uns auch vor in dem neuen philosophischen System von Julius Bahnsen, in zwei Bänden, deren erster schon die zweite Ausgabe erlebt, während der zweite erst nach dem frühzeitigen Tode des Verfassers das Licht der Welt erblickt hat. Das Buch nennt sich „Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt“ oder „Realdialektik.“ *)

Es weht etwas wie rauhe Nordseeluft aus der nordfriesischen Heimat des Verfassers in diesem Buche.

> Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
> Es weht der Wind, es fliehen die Wolken,
> Es blicken die Sterne gleichgiltig und kalt,

aber Bahnsen ist nicht jener Narr, der auf Antwort wartet, sondern titanenhaft trotzig, wie die alten Sagenhelden seiner Heimat, mit allen Hilfsmitteln des Scharfsinns und der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit will er jene Fragen gewaltsam lösen. Er kommt damit zu einem Resultat, welches wohl seiner eignen Stimmung „nach allerbittersten Lebenserfahrungen“ Genüge thun mochte, für andre aber doch nicht brauchbar ist.

Das Rätsel des Lebens und Daseins löst sich für ihn im letzten Grunde durch den Schopenhauerschen Urwillen, der leben will und dann sogleich wieder nicht leben will; der sich zum Selbstbewußtsein hinaufentwickelt und sofort wieder begreift, daß es besser wäre, kein Bewußtsein zu haben; der liebt und haßt und Gutes und Böses, Zweckmäßiges und Unzweckmäßiges zugleich hervorbringt; der, sowie er thätig wird, sich selbst entzweit, überall dem menschlichen Erkennen nach den Regeln der Logik Widersprüche entgegensetzt, und darum selbst alogisch und antilogisch ist, und nur durch eine intuitive Apperzeption, eine Anschauung, die dem Denken vorhergeht, uns zum Bewußtsein oder zur Erkenntnis (?) gebracht

---

*) Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt. Prinzip und Einzelbewährung der Realdialektik. Von Dr. Julius Bahnsen. Leipzig, Th. Griebens Verlag, 1882.

Digitized by Google

werden kann. Das Buch kann trotz der ausgesprochen pessimistischen Stimmung, die darin herrscht, nicht geradezu Widerwillen erregen, denn man muß die Kraft und Kühnheit bewundern, mit der hier versucht wird, die Schranken zu durchbrechen, welche Kant der menschlichen Erkenntnis gezogen hat. Die Logik zu verspotten als eine bloße Gesundheitsregel für menschliches Denken, welche mit dem wahren Wesen der Dinge gar nichts zu thun habe, und nun gar die Dinge selbst ohne Logik erkennen zu wollen, das ist jedenfalls originell, wenn auch für das menschliche Gehirn nicht passend. Wenn die Philosophie erst soweit gekommen ist, die Logik zu verachten, wozu man ja vielleicht durch den Mißbrauch derselben in gewissen philosophischen Systemen veranlaßt werden kann, dann stellt sie sich wieder auf den Standpunkt, wo sie vor Sokrates gestanden hat, das heißt, die menschliche Vernunft giebt es auf, Wahrheit überhaupt zu erkennen; sie dankt ab von ihrem pflichtmäßigen Beruf, denn andre Mittel als das logische Denken hat sie nicht zur Disposition zur Erkenntnis der Wahrheit. Daran läßt sich nichts ändern, wenn man auch noch so sehr am Widerstreit der Dinge (Realdialektik) seine Freude haben mag.

Bahnsen hatte gewiß in vollem Maße die natürliche Begabung und rastlose Energie genug, um die Philosophie im besten Sinne zu fördern. Umso dringender tritt uns die Frage entgegen, wie denn so ausgezeichnete Kräfte auf die pessimistischen Wege gelenkt werden konnten, die geradezu jeden wirklichen Fortschritt in der Erkenntnis illusorisch machen müssen. Die Verbitterung durch trübe Lebenserfahrungen allein genügt nicht. Es mag ihm in seinem pommerschen Städtchen Lauenburg, wo er als Lehrer wirkte, zuweilen öde und heimwehartig zu Mute gewesen sein. Aber die Hauptursache müssen wir doch darin finden, daß sein vorzüglichster Lehrer in der Philosophie Schopenhauer gewesen ist, jener sympathische Trost für so viele verstimmte und verbitterte Gemüter. Schopenhauer hat allerdings das Verdienst, den durch die Philosophieprofessoren scheinbar überwundenen Kant wenigstens wieder in seiner Weise hochgestellt und auf ihn zurückgewiesen zu haben, aber er erklärte das wichtigste Kapitel in der Kritik der reinen Vernunft, den Eckstein, um den sich alles dreht, die Deduktion der reinen Verstandesbegriffe, für so dunkel und unklar, daß aus demselben nie ein Mensch klug geworden sei, und nie einer klug werden könne. Somit mußte ihm wie seinen Schülern dasjenige vollständig entgehen, worauf es zum Verständnis Kants vor allem ankommt: der Zusammenhang der logischen Regeln mit der ursprünglichen unveränderlichen Natur des menschlichen Geistes, die transszendentale Logik.

Eben durch die Zurückführung der Formen des Denkens und Anschauens auf Funktionen oder Fähigkeiten im menschlichen Erkenntnisvermögen hat Kant jene uralten ewigen Fragen nach dem Verhältnis des göttlichen Geistes zum Irdischen und Materiellen soweit gelöst, wie sie zu lösen sind. Nicht die Natur, die Beschaffenheit und das Aussehen des Transszendentalen, sondern nur

die überall thätige Wirksamkeit desselben, die soweit geht, daß die ganze sinnliche Welt uns gar nicht erscheinen würde, wenn nicht das transzendentale Vermögen in uns vorher vorhanden wäre, diese giebt dem Philosophen die Beruhigung, daß über der materiellen Welt ein göttlicher Geist waltet, auch wenn wir ihn nicht in irgend einer sinnlichen Form vorstellen können. Wenn man aber den tiefen Sinn der transzendentalen Logik bei Kant nicht begreift, dann ist es kein Wunder, wenn man jene Fragen immer von neuem aufwirft und nach neuen Lösungen sucht; und wenn man die Schranken, die durch die Erkenntnistheorie dem menschlichen Erkennen gezogen sind, nicht respektirt, dann ist es kein sehr weiter Schritt mehr vom Ignoriren der Kräfte des menschlichen Geistes zum Verspotten derselben, wie man es thut, wenn man etwas Alogisches oder Antilogisches als Grund der Welt zu erkennen glaubt. Macht doch Schopenhauer für sich selbst, um seinen Urwillen zu erfinden, den freiesten Gebrauch von all denselben Inkonsequenzen, die er mit unübertrefflicher Schärfe und beißendem Hohn seinen Gegnern vorwirft.

Nichts ist je so drastisch angegriffen worden, als von Schopenhauer die Philosophieprofessoren, die einen Beweis für das Dasein Gottes trotz der Kantischen Widerlegung der drei berühmten Beweise (dem ontologischen, kosmologischen und physiko-theologischen) auf einem andern Wege wieder feststellen wollten. „Hat der alte Königsberger Krittler die Vernunft kritisirt, — so läßt er seine verhaßten Gegner reden — und ihr die Flügel beschnitten, gut! so erfinden wir eine neue Vernunft, von der bis dahin noch kein Mensch etwas gehört hatte, eine Vernunft, welche nicht denkt, sondern unmittelbar anschaut, Ideen (ein vornehmes Wort, zum mystifiziren geschaffen) anschaut, leibhaftig; oder auch sie vernimmt, unmittelbar vernimmt, was du und die andern (nämlich die drei Beweise) erst beweisen wollten; oder — bei denen nämlich, welche nur wenig zugestehen, aber auch mit wenig verlieb nehmen — es ahndet. Die alte, auskritisirte Vernunft aber, die degradiren wir, nennen sie Verstand und schicken sie promeniren. Und den wahren, eigentlichen Verstand? — was in aller Welt geht uns der wahre, eigentliche Verstand an? Will dich Verzagtheit anwandeln, so denke nur immer daran, daß wir in Deutschland sind u. s. w. Haben wir also trotz Kant und Kritik nur erst das Absolutum, so sind wir geborgen. Dann philosophiren wir von oben herab, lassen aus demselben die Welt hervorgehen und reden überhaupt immer nur von Gott, expliziren, wie, warum, wozu, weshalb, durch welchen willkürlichen oder unwillkürlichen Prozeß er die Welt gemacht oder geboren habe, ob er draußen, ob er drinnen sei u. s. f." Fast noch drastischer schildert er die Art, wie das Absolute erfunden wird: „Was haben sie gethan für ihren alten Freund, den hart bedrängten, ja schon auf dem Rücken liegenden kosmologischen Beweis? — O, sie haben einen feinen Pfiff erdacht: Freund, haben sie zu ihm gesagt, es steht schlecht mit dir, recht schlecht, seit deinem fatalen Rencontre mit dem alten Königsberger Starrkopf; so schlecht, wie mit deinen

Digitized by Google

Brüdern, dem ontologischen und dem physiko-theologischen. Aber getrost, wir verlassen dich darum nicht (du weißt, wir sind dafür bezahlt.) Jedoch, es ist nicht anders, du mußt Namen und Kleidung wechseln: denn nennen wir dich bei deinem Namen, so läuft uns alles davon. Inkognito aber fassen wir dich untern Arm und bringen dich wieder unter Leute, nur, wie gesagt, inkognito: es geht! Zunächst also: Dein Gegenstand führt von jetzt an den Namen »das Absolutum.« Das Absolutum, schreist du und wir mit, das muß denn doch, zum Teufel, sein; sonst wäre ja gar nichts! (Hierbei schlägst du auf den Tisch.) Woher das sei? Dumme Frage! Habe ich nicht gesagt, es wäre das Absolutum? Es geht, bei unsrer Treu, es geht! Die Deutschen sind gewohnt, Worte statt der Begriffe hinzunehmen" u. s. f.

Wenn wir uns nun klar machen, daß jene neue Vernunft, die unmittelbar anschaut, ehe sie denkt, genau dasselbe ist, wie die von Bahnsen behauptete intuitive Apperzeption, durch die wir uns, nach Schopenhauers Vorgang, über den Urwillen klar werden sollen, so sind wir vollkommen berechtigt, anstatt des Absolutum in der obigen Schilderung auch den Urwillen Schopenhauers zu setzen und allen Hohn und Spott, den er vielleicht nicht mit Unrecht über die Erfinder des Absolutum ausschüttet, auch auf ihn selber als den Urwillenerfinder anzuwenden. Der Urwille muß doch etwas sein, sonst wäre ja gar nichts! Und woher weißt du das? Durch unmittelbare Intuition, unmittelbares Bewußtwerden u. s. w. Das sind in der That die Fundamente dieser Philosophie, die ganz ebensoviel Wert haben wie diejenigen aller der Systeme, welche Kant meinen überwunden zu haben.

Wie kommt es, daß seit hundert Jahren kein Philosoph mit Kant zufrieden gewesen ist? Wir brauchen wohl nicht in die Einzelheiten der Geschichte einzugehen, um die Wahrheit dieser Thatsache nachzuweisen. Die Wiederbelebung des Kantstudiums in unsern Tagen ist zwar sehr lobenswert, aber mit großen Schwierigkeiten verbunden, weil das Verständnis des echten Kant uns durch seine sogenannten großen Nachfolger gefälscht und nicht ganz leicht wieder zu erringen ist. Noch heute fürchten sich die einen vor seiner Widerlegung der Beweise für das Dasein Gottes u. s. w., während die andern ihn für den Urheber aller aprioristischen Irrtümer im Konstruiren der naturwissenschaftlichen Erfahrung halten. Noch heute beginnt jeder Philosoph, der sich eine Bedeutung in der Welt zu erringen hofft, damit, die Irrtümer Kants nachzuweisen, die denn doch schließlich für den, der ernstlich und vorurteilsfrei in ihn einzudringen sucht, auf ein verschwindendes, kaum erwähnenswertes Minimum zusammenschrumpfen. Alle aber, die ihn zu verbessern, zu überwinden und zu übertreffen glauben, berufen sich auf eine andre Art der Erkenntnis, als die uns von Kant analysirten Kräfte der Vernunft, auf eine Erkenntnis durch Intuition, Gefühl, Instinkt, eine Erkenntnis ohne Bewußtsein, und reden vom Willen, vom Unbewußten, vom Streben und Entwickeln, von Trieben und Gefühlsleben, als

Digitized by Google

könnten sie alles beweisen, was sie sagen. Jeder glaubt etwas finden zu können, von dem Kant noch nichts wußte, und so liegt es denn nahe, das Ding an sich, eben weil es Kant für unerkennbar erklärte, für das Rätsel zu halten, welches vor allem die künftige Forschung interessiren müsse, und man weiß nicht, daß Kant es keineswegs für den Kern und Urgrund der Welt, die uns erscheint, ausgegeben hat, sondern für einen bloßen Gedanken von uns, dem keine Realität entspricht, und nach dem in der Erfahrung nie gefragt wird.

Dennoch können wir im menschlichen Gemüte ein großes, umfangreiches Gebiet anerkennen, welches bis jetzt nicht von dem Lichte der Erkenntnistheorie durchleuchtet ist. Ein unbewußtes Geistesleben widerstreitet durchaus nicht den Lehren Kants, der für die geistigen Funktionen nur das Kriterium aufstellte, daß sie mögliches Bewußtsein sein müßten, nicht daß sie immer uns bewußt wären. Und wenn wir für dies Gebiet den Namen Gefühl acceptiren, so ist uns nur das eine rätselhaft, wie man glauben kann, in diesem Gebiete wissenschaftlich weiter vordringen zu können, auf anderem Wege als mit den Kräften unsers Erkenntnisvermögens, wie sie Kant analysirt hat. Der Konsequenz, daß alles Erkennen nur durch unsre apriorischen Erkenntniskräfte möglich ist, kann sich kein Mensch entziehen, wenn er nicht von dem Pferde, das er reitet, abgeworfen werden und den Hals brechen will. Durch Empfindung werden uns Dinge gegeben, durch den Verstand werden sie gedacht, nur beide zusammen als Rezeptivität und Spontaneität geben Erkenntnisse; eins für sich allein ist entweder blind oder erzeugt leere Begriffe und Hirngespinnste wie das Ding an sich. Anstatt dieser unumstößlichen Regel konsequent zu folgen, ziehen es aber die Tagesphilosophen vor, lieber direkt mit beiden Beinen wieder in den Sumpf hineinzuspringen, aus dem Kant uns mit vieler Mühe hat herausziehen wollen.

Man weiß die Theorie Kants eben nicht anzuwenden, darin liegt das Hauptunglück. Vielleicht daß dazu Kant selber den Anlaß gegeben hat, da er in der „Kritik der praktischen Vernunft" seine Methode selbst nicht inne hielt. Indessen hätte man aus den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft wenigstens soviel entnehmen können, daß man die Bedeutung der Kategorien für die Erfahrungswissenschaft hätte einsehen können. Das ist aber nicht der Fall gewesen, keiner weiß etwas Rechtes mit den Kategorien anzufangen, jedem ist es willkommen, daß Schopenhauer und andre sie alle in dem einen Begriff der Kausalität vereinigen zu können glaubten, und im allgemeinen ist man noch heute geneigt, sie für eine überkünstliche Zersplitterung des Erkenntnisvermögens zu halten. Nun hat aber Albrecht Krause (Gesetze des menschlichen Herzens) bei gründlicher Untersuchung gefunden, daß das System der Kategorien nicht daran leidet, daß ihrer zu viele, sondern daran, daß es zu wenige sind. Denn die aristotelischen Urteilsformen, aus denen Kant sie abstrahirte, sind bei genauer Betrachtung nicht zwölf, sondern sogar sechzehn, sodaß er darnach eine Vervollständigung der Tafel vornehmen mußte. Aber der Hauptgedanke Kants,

Digitized by Google

in welchem eben die ganze Bedeutung der Kategorien liegt, ist heutzutage beinahe unbekannt, nur von einigen in seiner Größe und Tiefe erfaßt, und auch von Krause durchaus nicht verändert worden. Der Gedanke ist der, daß, soviel Formen unsre Urteile haben können, ebensoviele Arten der Thätigkeit, der Fähigkeit zu denken oder ebensoviele Funktionen unser Verstand haben muß. Die Kategorien sind zwar, so wie sie auf dem Papier stehen, Begriffe, aber sie sollen nur die Verstandesfunktionen bezeichnen, welche diese Begriffe bilden. Es ist falsch zu sagen, sie seien angeborene Begriffe, denn alle Begriffe werden durch unsre Verstandesthätigkeit gebildet. Aber die Fähigkeit zu dieser Thätigkeit, diese muß angeboren sein, oder richtiger allem Denken a priori vorausgehen. Bezeichnen kann man sie natürlich nur wieder durch Begriffe, weil wir uns dadurch allein verständigen können. Nun sind diese Funktionen des Verstandes oder, um den allgemeinsten Ausdruck für alle aktive geistige Thätigkeit in uns zu gebrauchen, diese Funktionen der Spontaneität, die Elemente in allen Erkenntnissen, die Faktoren, die von der einen, der aktiven, Seite überall hinzutreten und wirken müssen, um mit den Elementen, die uns in der Anschauung gegeben werden, zusammen Wahrnehmungen und Erkenntnisse zustande zu bringen. Das ist die von vielen im Munde geführte, von wenigen wirklich gekannte Theorie der Erkenntnis: was uns gegeben wird durch Sinnesempfindung (Rezeptivität in den Formen Zeit und Raum), das wird von den Funktionen erfaßt und durch dieselben Funktionen im Bewußtsein wieder erkannt. Vollständiges Erkennen ist nichts anderes als den Nachweis führen, welche Funktionen thätig gewesen sind bei der Erfassung der sinnlichen Data, die dem, was erkannt werden soll, zu Grunde liegen. Das Zurückführen der Erscheinung auf alle Prinzipien des Verstandes erzeugt die Wahrheit.

So unendlich mannichfaltig der Gebrauch der kategorialen Funktionen ist, so kompliziert ihre Verbindung unter einander sein mag, eins steht immer fest, daß sie nur dann Bedeutung für unsre Erkenntnis haben, wenn sie auf gegebene Sinneserscheinungen angewandt werden. Da sie aber Funktionen des frei thätigen Denkvermögens sind, so können sie auch falsch angewandt werden, d. h. zur Erzeugung von Vorstellungen, die nicht auf sinnlicher Erscheinung beruhen. Dann haben sie aber keine Bedeutung für unsre Erkenntnis, sondern erzeugen Hirngespinnste oder Täuschungen. Andrerseits ist die Mannichfaltigkeit aller möglichen sinnlichen Erscheinungen unendlich groß und auf keine Weise näher zu bestimmen; aber das eine steht wieder fest, daß nur die Erscheinung zu unserm Bewußtsein kommt und in ihrem Zusammenhange erkannt werden kann, die von den Funktionen erfaßt und von denselben im Bewußtsein wieder erkannt wird. Alle Erkenntnis wird durch die Funktionen ermöglicht und vermittelt. So haben wir alle Naturerscheinungen nach den vier Gesichtspunkten, nach denen sich die Tafel der Kategorien ordnet, nach Quantität, Qualität, Relation (Verhältnis zu andern Dingen) und Modalität (Verhältnis zu unserm Erkenntnisvermögen) zu betrachten und zu

Digitized by Google

untersuchen, und haben sie vollständig erklärt, wenn wir sie auf alle Prinzipien des Verstandes zurückgeführt haben, so wie ich es mit den Gesichtswahrnehmungen in der Physiologie des Gesichtssinns versucht habe.

Wenn wir nun an die Erkenntnis des noch unerklärten dunkeln Gebietes im menschlichen Gemüte, des Gefühles und Willens herantreten, so müssen wir notwendig sofort nach dem Beispiel aller modernen philosophischen Systeme auf falsche Wege geraten, wenn wir die einmal für richtig anerkannte Theorie der Erkenntnis verlassen. Wir müssen vielmehr darnach fragen, ob in denjenigen geistigen Vorgängen, die wir zum Gefühlsleben rechnen, Funktionen der Erkenntnis aufzufinden sind. Ist das der Fall, so ist die Möglichkeit da, auch weiter, sogar bis zur vollen Aufklärung dieser Erscheinungen für den inneren Sinn, zu gelangen; ist es nicht möglich, solche Funktionen darin nachzuweisen, so werden wir nie zu irgend einer sichern Erkenntnis in diesem Gebiet kommen, und können dann höchstens noch phantasiren über das Absolute, das Unbewußte, den Urwillen, das Ding an sich u. s. w. Nun sind eben einige Funktionen in einigen Gefühlen sehr leicht zu erkennen. Daß z. B. Liebe und Haß charakterisirt sind durch etwas Positives und etwas Negatives, daß auch im ethischen Gebiet Gut und Böse, Freude und Trauer sich als positiv und negativ charakterisiren, ist längst erkannt worden. Alle Gegensätze in Bahnsens Realdialektik laufen auf Bejahen und Verneinen hinaus, und damit ist geradezu bewiesen, daß sie durch Funktionen der Erkenntnis charakterisirt sind. Also kann man und muß man hoffen, auch in diesem Gebiete an der Hand der Erkenntnistheorie, an dem Leitfaden der Kategorieen und ihrer gesetzmäßigen Kombinationen zu sichern Erkenntnissen zu kommen.

Diesen Weg hat freilich bisher kein Mensch weiter eingeschlagen, als allein der von den Fachgenossen hochmütig ignorirte Albrecht Krause. Dennoch sind seine Resultate weit hinaus über das Bereich bloßer Hypothesen, da sie von dem Kenner täglich und stündlich in der Erfahrung bestätigt werden. Seine kühnen Vorschläge, die verschiedenen Arten des Gemütslebens, die wir Verstand, Wahrnehmung, Streben, Gefühl und Willen nennen, dadurch zu erklären, daß die zwei Seiten unseres Erkenntnisvermögens, die Spontaneität und Rezeptivität, auf verschiedene Weise nach den Kategorien der Relation mit einander verbunden sind oder in verschiedenem Verhältnis zu einander stehen, sind zwar vorerst noch in Form vorsichtiger Hypothesen aufgestellt, aber überall, wo man Erfahrungsthatsachen zur Kontrole herbeiziehen kann, findet sich Übereinstimmung und nirgends Widerspruch mit diesen Hypothesen. Der Vorzug des von Krause eingeschlagenen Weges ist eben der, daß er nach der Vorschrift Kants, die dieser als den Hauptnutzen seiner Topik der Kategorien für die Wissenschaft erhoffte, Irrtümer vermeidet und abwehrt, in denen sich alle Schwärmer und Charlatane so gern bewegen. Er ist freilich nicht ganz bequem und verspricht nicht, in kürzester Zeit ans letzte Ziel zu führen, aber er hat den Vorzug der Sicher-

heit, da er stets die Kriterien darbietet, wonach die Gewißheit der Resultate geprüft werden kann.

In dieser Richtung liegt allein die Zukunft aller Philosophie, wenn sie überhaupt auf Resultate hofft, die Dauer haben sollen. Unmöglich kann man solche von den Versuchen erwarten, welche die Schranken des menschlichen Erkenntnisvermögens gewaltsam durchbrechen wollen. Aber ehe unsre allgemeine Bildung soweit vorgeschritten sein wird, daß niemand mehr so kühne Durchbrüche versucht, mögen noch wer weiß wie viele Menschenalter vergehen. Selbst wenn das gegenwärtig von dem Bibliothekar Reicke in Königsberg bearbeitete und zum Teil noch im Druck befindliche Manuskript aus Kants Nachlaß über „den Übergang von den philosophischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik“ erschienen sein wird, welches, soweit wir bis jetzt haben hineinsehen können, in erstaunlicher Weise die Auffassung bestätigt, daß alle wahre Naturphilosophie nur auf diesem Wege vorwärtsgehen darf, selbst dann wird man immer noch in den weitesten Kreisen der Kantischen Erkenntnistheorie apathisch und stumpf gegenüberstehen, weil eben ein Jahrhundert hindurch die Bedeutung der Kategorienlehre herabgesetzt und vernachlässigt worden ist. Soll einmal eine bessere Zukunft für die Philosophie erstehen, so muß man sich an die Jugend wenden und die Denkthätigkeit in der Richtung zu erziehen suchen, in welcher sie später große Resultate erreichen kann. Gegenwärtig erscheint uns das Studium Kants noch als übermäßig schwer, weil wir nicht daran gewöhnt sind. Innerhalb der Naturwissenschaften wird dasselbe wohl meistens noch perhorreszirt, und noch ist unter englischem Einfluß die Meinung herrschend, daß man mit der induktiven und experimentellen Forschung allein auskommen könne. Zu diesem Zweck hat man sogar den Begriff der Wahrheit in den der größten Wahrscheinlichkeit gefälscht. Aber das bunte Bild der widerstreitenden naturphilosophischen Theorien und Hypothesen ist auch demgemäß chaotisch genug anzusehen.

Ob sich dies Chaos einmal lichten wird, hängt davon ab, ob man sich entschließen wird, die Jugend zu lehren, im Kantischen Sinne zu denken und weiter zu forschen. Es wäre am Ende nicht unmöglich, in Prima bereits die Grundzüge der Kantischen Erkenntnistheorie vorzutragen und unter die regelmäßigen Lektionen aufzunehmen, vielleicht mit Hilfe der populären Darstellung der Kritik der reinen Vernunft von Albrecht Krause. Freilich gehörten dazu Lehrer, welche die Überzeugung in sich tragen, daß, wenn die Schüler auch unmöglich das Ganze vollständig fassen, ihnen doch eine Stütze in die Hand gegeben wird, für den Fall, daß es ihnen irgend einmal im spätern Leben bei ihrem kritischen Bestreben um Kopf und Busen bange werden sollte. Es könnte das eine Stütze sein, mit deren Hilfe jede Fachwissenschaft später viel leichter und schneller begriffen werden würde, sodaß die Überbürdung mit unendlich wachsendem Lehrstoff ganz von selbst überflüssig werden würde. Freilich, der Zustand, der durch eine solche Erziehung herbeigeführt werden könnte, würde fast zu schön sein, als daß

Digitized by Google

man an seine Verwirklichung glauben könnte. Die Frage nach der Wirklichkeit Gottes und des menschlichen Geistes würde verstummen, anstatt der Zweifel und quälendem Bedenken würde in diesem Punkte die unerschütterlichste Gewißheit treten, und der Materialismus würde nur noch als historische Merkwürdigkeit betrachtet und bedauert werden. Die Philosophie würde ganz andre Aufgaben zu lösen haben als die Beantwortung dieser Grundfragen, die noch soviel arme schwitzende Menschenhäupter quälen. Sie würde für alle Wissenschaften die Methode angeben, Wahrheit zu finden und Irrtümer abzuwehren, und so würde der feindliche Gegensatz schwinden zwischen grübelnden Philosophen, die man für unpraktische Menschen hält, und den eminent praktischen Talenten, die allein heute Erfolge im Leben zu erringen scheinen, denn der Philosoph würde an praktischer Fähigkeit alle einseitig gebildeten Fachmänner überragen, da er nur solche Theorien verfolgen und ausbilden würde, die die einzelnen Fachwissenschaften in ihrer praktischen Anwendung fördern. Es würden keine neuen philosophischen Systeme mehr erfunden, die gegenwärtig noch wie Pilze aus der Erde schießen, und die Kritik hätte nicht nötig, immer von neuem die guten Absichten strebsamer Forscher mit dem großen Bedauern anzuerkennen, daß sie durch Mangel an Kenntnis der Kantschen Kritik es leider doch zu nichts Rechtem gebracht haben.

Hamburg. A. Classen.

Die Theorie der sphärischen Kraterbecken.

(Schluß.)



Da bis zum Schluß der Tertiärzeit die Umgestaltungen der Erdoberfläche, das Absetzen der sedimentären Formationen u. s. w. der Hauptsache nach in den zwei Hemisphärenbecken vor sich gingen, wobei der Einsturz des einen Kraters und das darauffolgende Einströmen des Weltmeeres aus dem andern Becken in das neu entstandene die Hebung des andern Kraterbeckens begünstigte, wobei also ein Abwechseln der ozeanischen und kontinentalen Beschaffenheit der zwei Hemisphären stattfand, so konnten niemals so allgemeine und langanhaltende Ausbreitungen des Weltmeeres entstehen, wie nach dem Einstürzen der posttertiären Kugelerhebungen oder Sphärenerhebungskrater. Hieraus erklärt sich, warum wir erst aus der posttertiären Zeit Spuren von Eiszeiten besitzen, zu deren Erklärung ein sehr ausgebreitetes maritimes Klima angenommen werden muß.

Da die Bildung des ersten Sphärenerhebungskraters, die erste Losreißung der oberen Schichten der westlichen Halbkugel von denen der östlichen und gewaltsame Ausdehnung der darunter liegenden zäheren Schichten mehr Kraft, mithin eine größere Anhäufung von Gasen erforderte als die Bildung des zweiten Sphärenerhebungskraters, welche als einfache Wiederholung des ersten leichteres Spiel hatte, so fand nach dem Einsturz der ersten Erhebung die größere Erschöpfung der Reaktionskraft des Erdinnern statt, die Meeresbedeckung war allgemeiner und dauerte länger als die, welche auf den Einsturz der zweiten Erhebung erfolgte, und verursachte die größere Ausdehnung der Gletscher zur ersten Eiszeit, welche man aus den Spuren erkannt hat.

Je dicker die starre Kruste wurde, desto größere Massen Gas waren erforderlich, sie zu sprengen, desto länger dauerten die zwischen je zwei Kataklysmen liegenden Perioden ruhiger Entwicklung, desto dickere Falten bildete die Kruste, desto höher stauten sich die Kettengebirge; desto geringer wurde aber auch der Einfluß der Hitze bei den Kataklysmen, mithin die Lösungskraft des Wassers, desto geringer die Mächtigkeit der aus demselben abgesetzten Gesteinsschichten.

Die Kataklysmen mögen sich so oft wiederholt haben, als Schichtenkomplexe von Sandstein, Schiefer und Kalkstein sich wiederholen, als Reste von Landtieren mit solchen von Seetieren abwechseln, so oft, als jüngere Schichten ältere diskordant überlagern; auf diese Weise mag sich auch das Überwiegen mächtiger versteinerungsloser Schichten erklären.

Durch die gewaltigen Exhalationen des Erdinnern wurden neue Stoffe an die Erdoberfläche befördert oder die Verhältnisse der vorhandenen Stoffmengen verändert. Durch die Erhebungen und Einstürze wurden die organischen Wesen zu großen Wanderungen gezwungen, und in diesem Umstande mögen die Hauptursachen zur Veränderung der Arten zu suchen sein.

Die Nachkommen der Individuen, welche die Katastrophe überlebten, paßten sich allmählich durch viele Generationen den neuen Verhältnissen an, diejenigen Arten, welche keine Akkomodationsfähigkeit besaßen, starben aus.

Viele Festlandsarten, besonders die, welche auf der Höhe des Erhebungskraters lebten, versanken während der Katastrophen tief ins Innere der Erde oder wurden durch die Hitze vollständig vernichtet, daher die Lücken in den Entwicklungsreihen der Versteinerungen. Andre Lücken, wie die in der Entwicklungsreihe des Menschengeschlechts, erklären sich vielleicht daraus, daß das Meer jetzt noch die Stellen bedeckt, an denen sich derartige Reste befinden.

In Entwicklung seiner Theorie kommt Habenicht zuletzt noch auf verschiedene Fragen, die sich ihm hinsichtlich der Unregelmäßigkeiten der ersten Schollenansätze, Blasen- und Bänderbildungen, also der ersten Ursachen aller Unregelmäßigkeit im Relief der Erde, aufdrängen. Diese Fragen sind: Warum liegt die westliche Grenzscheide der beiden Hemisphärenbecken an den tiefsten Stellen des Weltmeeres? Warum ist die westliche Hemisphäre kleiner als die östliche? Warum haben auf der

Digitized by Google

Erde Hemisphärenblasenbildungen stattgefunden? Welches waren die Ursachen der Rotation und der Schiefe der Ekliptik? Wie kam die ungeheure Masse von Dämpfen in den Kern der Erde? Zu welcher Zeit der Entwicklung der Erde ist der Mond entstanden? Warum laufen Sonnenrotation und Erdbahn, Erdrotation und Mondbahn in derselben Richtung? Mit Hilfe astronomisch-geologischer Zeichnungen der Erde, welche er entwarf, um hinsichtlich jeden Punktes klar zu blicken, gelangte Habenicht zu einer Anschauung, die er in folgender Hypothese zur Erwägung unterbreitet: Denken wir uns mit Kant, Laplace u. a. als den Anfang aller Dinge den Weltraum ausgefüllt von einem heißen Nebelball, in dem alle Eigenschaften schlummern, die wir Naturgesetze nennen, und die im Laufe der Entwicklung durch Abkühlung nach einander zur Geltung kommen, und nehmen wir an, daß durch die Molekularbewegung infolge der Abkühlung zunächst eine rotirende Bewegung entstand, durch welche in den Weltraum Ringe abgeschleudert wurden, so folgt daraus, daß die Stoffe der Ringe sich in der Richtung der Rotation des Zentralkörpers bewegten, daß sie auf der innern Seite durch die Zentralsonne erwärmt wurden, auf der äußern sich aber abkühlen mußten. Das Bestreben der Stoffe, an den äußern Zonen eines Ringes sich zusammenzuziehen, führte endlich zum Zerreißen des Ringes an seiner schwächsten Stelle, die Kohäsion der äußern Teile bewirkte, daß sich die beiden Enden nach außen umbogen und sich, in ihrer freien Bewegung durch nichts gehindert, zu zwei Spiralen aufwickelten, die sich ungefähr auf der Stelle des Ringes begegneten und aufeinander prallten, welche dem Zerreißungspunkte gegenüber lag. Die Spirale, welche mit dem Ringe lief, mußte die sich bewegenden Stoffe überholen, der andern Spirale kamen diese Stoffe entgegen, und diese wurde infolge dessen die mächtigere. Die kleinere Spirale hatte aber, da sie mit dem Ringe lief, die Wucht der Bewegung für sich, überwand im Anprall die größere, und verursachte dadurch die Rotation und Schiefe der Ekliptik. Beim Aufwickeln der Spiralen wurden die innersten, heißesten und daher in Gasform verbliebenen Teile des Ringes nach außen geschleudert und bildeten sekundäre Ringe, bei denen sich derselbe Vorgang wiederholte. Die Sonne marschirt mit ihrem ganzen Planetensystem, unsrer Vermutung nach, auf der Peripherie einer über alle Begriffe großen Ellipse. Nehmen wir diejenigen Ringe, aus denen Sonnen entstanden, als primäre an, so haben wir eine dreimalige Wiederholung des beschriebenen Vorgangs; aus den sekundären Ringen würden Planeten, aus den tertiären Monde entstanden sein. Die Himmelskörper würden nach der Vereinigung der beiden Spiralen ungefähr die Form einer runden Frucht mit einer Kerbe, etwa einer Aprikose, gehabt haben. In der That finden wir Spuren einer Kerbe auf unserm Planeten in der tiefen Rinne des Atlantischen Ozeans, der westlichen Grenzscheide der beiden Hemisphärenbecken; auch scheint die aus mathematischen Rechnungen geschöpfte Vermutung der Astronomen, daß der Mond auf der uns abgewandten Seite ab-

Digitized by Google

geflacht sei, damit übereinzustimmen. Auf der Erde würde die westliche Hemisphäre die kleinere sein, da sie als Spirale mit dem Ringe lief, und wir haben dann zugleich eine Lösung des Problems der im Erdkern eingeschlossenen Dämpfe, der Bildung von Hemisphärenbecken, sowie den Grund dafür, daß bei den Kugelkraterbildungen die Hauptgasansammlungen, die mächtigsten Reaktionen auf dem Boden des größeren östlichen Beckens stattfanden, daß gerade hier sich die Sphärenkrateröffnung bildete. Bei der beträchtlichen Stärke der Erdkruste und der schlechten Wärmeleitungsfähigkeit derselben, sowie der zwischen Kruste und Kern lagernden Dampfschicht, bei der Wärmezufuhr durch die Sonne könnte von einer allmählichen, bis in die Gegenwart fortdauernden strahlenförmigen Abkühlung der Erde, beziehentlich des Erdkerns, kaum oder doch nur in außerordentlich geringem Maße die Rede sein. Die Abkühlung scheint vielmehr hiernach, seitdem sich eine geschlossene Erstarrungskruste gebildet hatte, der Hauptsache nach ruckweise, durch Entweichen der Dämpfe bei jeder Katastrophe, stattgefunden zu haben.

Die bis auf diesen Punkt geführte Theorie der sphärischen Kraterbecken, wenn auch von einzelnen wie Delesse, Charles Grad x. mit Interesse aufgenommen und der Publikation für wert befunden, hatte doch bei der Mehrzahl der gelehrten Naturforscher keine Beachtung gefunden. Mit seiner neuesten Abhandlung „Einige Gedanken über die hauptsächlichsten rezenten Veränderungen der Erdoberfläche,“ welche den Teilnehmern am zweiten deutschen Geographentage in Halle (April 1882) gewidmet ist, hat nun H. Habenicht den, wie uns scheint, glücklichen Versuch gemacht, auf streng induktivem Wege, von den Thatsachen der Gegenwart ausgehend, in der Deutung der Spuren, welche die Thatsachen aus der rezenten geologischen Vergangenheit hinterlassen haben, den Nachweis zu führen, daß in den letzten Perioden der Entwicklungsgeschichte der Erde gewaltige allgemeine Katastrophen stattgefunden haben. Es ist ihm damit gelungen, bis zu großer Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, daß die posttertiären Ablagerungen mit ihren organischen Resten zwei Perioden anzeigen, in denen abwechselnd eine überwiegende Ausdehnung des Weltmeeres und ein daraus resultirendes vorherrschend maritimes Klima, als Ursache der zwei Eiszeiten, und eine überwiegende Ausdehnung der Kontinente mit den für Lößbildung günstigen klimatischen Verhältnissen stattfand.

Er zeigt in der erwähnten Schrift, daß das Studium der petrographischen und Lagerungsverhältnisse der posttertiären Ablagerungen mit ihren organischen Resten zu Annahme derselben Perioden drängt, welche er aus den Formen und der Verteilung der Kontinente, aus Bau, Lage und Richtung der großen Kettengebirge abgeleitet hat. Er zeigt aus dem Überwiegen der Hebungen auf der Erde und dem Zunehmen des Kontinentalklimas in der Gegenwart, daß sich der Erdmantel während der rezenten Periode im Zustande gewaltsamer Ausdehnung befunden hat und sich noch jetzt darin befindet, daß aber die ma-

Digitized by Google

ritimen Perioden nur Folge der entgegengesetzten Bewegung sein konnten, daß also Perioden der Erhebung der Kontinente oder der Ausdehnung des Erdmantels mit solchen des Zurücksinkens der Kruste auf den Kern abwechselten. Er sagt am Schlusse seiner Abhandlung:

Mit dem Ende der Tertiärperiode trat allen Anzeichen nach ein bedeutsamer Wendepunkt in der Entwicklungsgeschichte unsers Planeten ein. Während die geologischen Perioden bis hierher eine gewisse Stetigkeit der Entwicklung bekunden, sowohl in Bezug auf die Charaktere und Größenverhältnisse in den Entwicklungsreihen der Spezies als in Bezug auf die klimatischen Verhältnisse, während bis hierher die Aufstauung der großen Kettengebirge (Hemisphärenkraterbeckenränder) in regelmäßigen Intervallen stattfand, bis gegen das Ende der Tertiärperiode die gewaltigste Gebirgsbildungsepoche eintrat, haben wir aus der posttertiären Zeit die unzweideutigsten Spuren von Wechseln der extremsten Klimas, welche gleichzeitig über große Teile der Erde sich erstreckten. Es finden sich aber nicht nur Reste von Vertretern der arktischen und tropischen Fauna in denselben Horizonten über große Teile der Kontinente verbreitet, sondern die Reste lassen auf große Schwankungen in den Größenverhältnissen von Tieren derselben Spezies, auf bedeutende Schwankungen in der äußern Erscheinung und in den Lebensgewohnheiten schließen. Es finden sich auffallender Weise aus diesem langen Zeitraum keine Spuren von Veränderungen im Bau der Kettengebirge, welche sich denen aus der Tertiärperiode zur Seite stellen ließen. Die posttertiären Ablagerungen haben an der Faltung der Kettengebirge nicht Teil genommen, die Gebirgsbildung scheint also gegen das Ende der Tertiärperiode der Hauptsache nach ihren Abschluß erreicht zu haben.

Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung und steht im Zusammenhang mit diesen Erscheinungen, daß ungefähr zu jenem fernen Zeitabschnitt die Entwicklung des Menschengeschlechts sich vollzog.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal in chronologischer Reihenfolge die Hauptperioden der posttertiären Zeit, zu deren hypothetischer Annahme die obigen Betrachtungen führen:

1. Erste Kontinentalperiode. Allgemeines Überwiegen der Hebungen, Bildung des ältesten Diluvialsandes, breite Landverbindungen zwischen Europa, Afrika, Amerika und Asien, große Verbreitung eines kontinentalen Klimas, größte Verbreitung und Entwicklung der Landsäugetiere, Ablagerungen in den ältesten Knochenhöhlen, in denen ausschließlich vorkommen: Reste vom Mammuth, Rhinozeros, Riesendamhirsch, Riesenhyäne, -Tiger, -Löwe, -Wolf 2c., älteste unpolirte Steinwerkzeuge, große und kräftige Menschen. (Erster Sphärenerhebungskrater, erste Losreißung der alten von der neuen Welt, Fjordbildung.)

Hieran schloß sich eine Übergangsperiode zur großen Eiszeit, in der ein allgemeines Überwiegen der Senkungen, ein allgemeines Vordringen des Weltmeeres stattfand. (Erste Sphärenkrateröffnung in der Gegend des Mittelmeeres.

Digitized by Google

Entweichen der Gasmassen, Zurücksinken des Mantels, Bildung der ersten Querfalten.)

2. Erste oder große Eiszeit. Größte Ausdehnung des Weltmeeres bis über die meisten der heutigen Tiefländer, allgemeine Verbreitung eines maritimen Klimas über die ganze Erde, Vergletscherung des nördlichen und mittleren Europas und Nordamerikas, größte Ausdehnung der Alpengletscher ꝛc., weitestes Vordringen des Rentiers nach Süden (bis zu den Pyrenäen), weiteste Verbreitung der arktischen Fauna und Flora, Bildung der Hauptmasse des Blocklehms, Umbildung der Steppen- und Wüstenformationen der vorigen Periode in Süßwasser- und Meeresablagerungen, kleine Menschen, Spuren von Knochenerweichung, von Rückschritten in der Kultur, Auswanderung und teilweises Aussterben der großen Landsäugetiere.

Hieran schloß sich eine Übergangsperiode, in der sich die Kontinente allmählich wieder aus dem Meere erhoben.

3. Zweite Kontinentalperiode. Zurückweichen der Gletscher, Auswanderung der arktischen Fauna nach Norden, zweite große Ausdehnung der Kontinente, zweite große Verbreitung der großen Landsäugetiere, der Steppen- und Wüstenfauna und -Flora, Bildung der Hauptmasse des jetzt noch in seiner ursprünglichen Lagerstätte befindlichen Löß, Zeitalter der geglätteten Steinwerkzeuge. (Zweiter Sphärenerhebungskrater, zweite größere Losreißung der alten von der neuen Welt.)

Übergangsperiode zur zweiten oder kleinen Eiszeit, allgemeines Zurücksinken der Kontinente, Versinken der Atlantis, Lemuriens ꝛc., Sintflut. (Zweite Sphärenkrateröffnung des Mittelmeerbeckens, Bildung der zweiten Querfalten und somit der Gestalt des östlichen Kontinentalkomplexes Europa-Asien-Afrika.)

4. Zweite oder kleine Eiszeit. Zweites, weniger allgemeines Vordringen des Weltmeeres, der Gletscher und der arktischen Fauna, Vordringen des Rentiers bis in das mittlere Deutschland, Aussterben der großen Landsäugetiere, allgemeine Versumpfung der heutigen Tiefländer, Pfahlbauten, Entstehung der meisten heutigen Flußsysteme.

5. Dritte Kontinentalperiode oder rezente Periode, dritte Erhebung, Entsumpfung und Austrocknung der Kontinente, zweite Auswanderung der arktischen Fauna nach Norden, Bildung der gegenwärtigen Flußläufe und des Alluviums, Deltabildungen ꝛc. (Dritter Sphärenerhebungskrater, Gegenwart.)

Ob die unserm Planeten innewohnende Kraft der Reaktion des glühenden Erdinnern gegen die Kruste noch stark genug sein wird, um eine nochmalige Zersprengung des Erdmantels zu bewirken, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, jedenfalls aber müßten, nach den beiden vorangegangenen Sphärenerhebungskratern zu urteilen, die Kontinente eine weit größere Ausdehnung im Verhältnis zum Meere erlangen, ehe an eine nochmalige Katastrophe zu denken

wäre. Es bliebe also bis dahin eine sehr lange Spanne Zeit. Die vollständige Abkühlung des Erdkerns könnte auf alle Fälle erst nach dem Wegfalle der strahlenförmigen Erwärmung durch die Sonne eintreten, erst dann könnten sich Sprünge an der Oberfläche bilden, die bis ins Innere der Erde dringen und das schließliche Zerfallen derselben zur Folge haben würden.

An diesem Punkte der Darlegung der Habenichtschen Theorie möchten wir eine Einschaltung machen, indem wir einer merkwürdigen Erzählung erwähnen, die sich im Eingang des Platonischen Timäus findet, und die auffallender Weise mit jener Meinung über die Bedeutung des Mittelmeerbeckens in Einklang steht. Es wird dort nämlich erzählt, Solon habe sich zu einer Unterredung über wissenschaftliche Gegenstände nach Ägypten begeben und mit den Priestern konferirt. Da habe ihm ein Priester gesagt: O Solon, Solon, ihr Griechen bleibt doch immer Kinder, und einen alten Griechen giebt es nicht. Ihr kennt die Geschichte der Vergangenheit nicht. Denn bei den häufigen Zerstörungen der Erde werden durch das Feuer die Menschen auf den Bergen, die Hirten und Jäger, vernichtet, durch das Wasser aber die Gebildeten, welche in den Ebenen wohnen. Nicht eine, sondern viele Überschwemmungen hat es gegeben, vor denen wir freilich durch den Nil geschützt sind, indem bei uns das Wasser nur von unten ansteigt, die euch aber immer wieder, wenn ihr euch eben eingerichtet habt, davonspülen. So kennst du nicht einmal die letzte große Überschwemmung, welche vor neuntausend Jahren stattfand, und über welche ihr nur die dunkle Sage vom Deukalion und der Pyrrha habt.

In dem dermaligen Stadium ihrer Entwicklung möchte die von Habenicht aufgestellte Theorie der sphärischen Kraterbecken wohl der Beachtung der Gelehrten wert sein. Er bringt mit dieser Darstellung die wissenschaftlich beglaubigten Resultate der Forschungen auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, wie Geschichte, Archäologie, prähistorische Forschung, Paläontologie, Entwicklungslehre der organischen Wesen, Astronomie, Weltentstehungstheorie, Naturphilosophie, in Einklang und liefert gleichzeitig eine natürliche, zwanglose Erklärung der Entstehung der heutigen Kontinentalformen, der Verteilung von Wasser und Land, der Lage, Richtung, Verteilung und Höhe, kurz der Entstehung der Kettengebirge. Daß er die biblischen und andre heilige Traditionen der Menschheit nicht mißachtet, sondern mit den Resultaten der exakten Naturforschung vereinbar findet, und daß er ein göttliches Walten in der Natur erkennt, möchte ernst denkende Männer nicht vom Studium seiner Theorie abschrecken. Jedenfalls wird bei der aus genereller Anschauung hervorgegangenen Auffassung und Erkenntnis der Natur und der dabei hervorleuchtenden Planmäßigkeit der Schöpfung weniger Neigung zu materialistischer Ansicht auftauchen, als bei dem Vorwalten der Zersplitterung in kleine und kleinere Fächer, welche den Einzelnen, indem er den Überblick verliert, leicht verleiten kann, sein Spezialfach für Selbstzweck zu halten und von seinem begrenzten Standpunkte aus die Materie für geistlos zu erklären.

Digitized by Google

In dieser Hinsicht möchte Hermann Habenicht wohl fruchtbringende Anregung gegeben haben.

Habenicht's erste Publikation seiner Theorie, begleitet von 18 Kartenbildern, erschien in französischer Übersetzung in der Pariser geographischen Zeitschrift Explorateur. Drei Aufsätze: über die Diluvialmeere und die Eiszeiten, über einige geologische Denkmale, welche gegen Lyells Naturgesetze sprechen, und über die moderne Naturphilosophie brachte das „Ausland" 1877, 1878 und 1879. Von 1876—1881 erschienen ferner Aufsätze mit Karten in „Petermanns Mitteilungen" unter den Titeln „Die Verbreitung der sedimentären Formationen in Europa," „Europa während der beiden Eiszeiten" und „Die Grundzüge im geologischen Bau Europas." Endlich 1882: „Übersicht der hauptsächlichsten rezenten Veränderungen der Erdoberfläche," Karte mit Druckschrift.



Hero und Leander.



er hat nicht Schillers Hero und Leander gelesen? Wen hat nicht der Heldenmut des Jünglings zur Bewunderung hingerissen, der bei nächtlicher Weile über das Meer schwimmt, um die Geliebte aufzusuchen, und der größere der Jungfrau, die auch im Tode sich nicht von dem Geliebten trennen mag? Es ist ein Stück reinster Romantik mitten im Altertum, dieser Lobgesang auf die Liebe, welcher in der Erzählung liegt, daß ein Jüngling, um sich mit der Geliebten zu vereinigen, den Wogenschwall jener Meerenge überwindet, die zwei Weltteile trennt:

> Asien riß sie von Europen,
> Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Ein dämonisches Fleckchen Erde ist dieser Hellespont. Die älteste Sage, in die sein Name verwoben ist, ist die von Phrixos und Helle, die auf dem Widder mit dem goldnen Vließe ihrer bösen Stiefmutter Ino zu entkommen suchen; aber nur Phrixos rettete sich, Helle glitt auf jener Meerenge vom Widder herab und versank in dem Wasser, dem sie den Namen gab: der Hellespont oder Sund der Helle. Lange darauf zog mit großer Heeresmacht König Dareios über den Hellespont nach Europa und weiter nach Norden über die Donau, um die wilden Skythen zu unterwerfen. Wäre er nicht so weise gewesen, das Schicksal zu verstehen, so würde auch ihm dieser Zug über den Hellespont das Verderben gebracht haben; seine Weisheit bewog ihn, über den Sund zurückzukehren und so dem Untergange zu entrinnen. Wäre doch Xerxes ebenso weise gewesen!

Digitized by Google

Aber er hatte aus dem Zuge seines Vaters nichts gelernt. Vergebens baute er eine Brücke über den Hellespont, vergebens suchte er die Dämonen des Meeres zu versöhnen; wohl kamen seine Hunderttausende herüber nach Europa, aber nur wenige sahen die Heimat wieder. Im Angesichte desselben Sundes ward auch der verhängnisvolle peloponnesische Krieg durch die Schlacht am Ziegenflusse beendet und die gewaltige Macht Athens zertrümmert. Alexander der Große, der nachmals den Hellespont überschritt, hat zwar Asien erobert und Thaten ausgeführt, die zu den größten gehören in der Weltgeschichte; aber auch ihn raffte der Tod vor der Zeit in Babylon dahin; er hat den Hellespont und seine makedonische Heimat nicht wieder gesehen. Dasselbe Schicksal hatten seine Generale und sein Heer. Waren es auch die erzürnten Geister des Meeres, die den Alexander bewogen, die treuesten und tüchtigsten Generale aus seines Vaters Schule hinzuwürgen? Der alte Parmenio! Sein ganzes Leben hatte er seinem Könige geweiht, seine Söhne in dessen Dienst geführt und in dem jüngsten derselben, Philotas, ihm den größten Reitergeneral gegeben. Alexander ließ ihn in Samarkand foltern und umbringen. Und damit sein alter Vater nicht erführe, welch herrlichen Lohn der König seinen Söhnen für seine treuen Dienste bereitet habe, ersparte er ihm den Schmerz, alle seine eines blutigen Todes gestorbenen Söhne zu überleben, indem er an ihn nach Egbatana Meuchelmörder ausschicken und ihn niederstoßen ließ. Ob ihm der blutige Schatten von Egbatana nicht oft, nicht wenigstens auf seinem Sterbebette erschienen sein mag? Auch der schwarze Krateros, der Todfeind des Philotas und wenn nicht der Urheber, so jedenfalls der finstere Helfershelfer bei seinem Tode, sollte sich der Heimkehr mit den alten Veteranen nicht lange erfreuen; nur zwei Jahre nach Alexanders Tode verlor er gegen Eumenes Schlacht und Leben. Eumenes selbst, vielleicht der genialste Feldherr Alexanders, ward ein Opfer der Eifersucht der makedonischen Feldherren, die den feingebildeten Griechen haßten; sie lieferten ihn in die Hände des Antigonos, der 301 in der Schlacht bei Ipsos fiel. Auch die Kreuzfahrer, die den Hellespont überschritten, um das heilige Land zu erobern, haben nur vorübergehende Erfolge erzielt, und die Herrschaft der Türken, die über den Hellespont aus Asien nach Europa gekommen sind, hat zwar lange genug, aber jedenfalls am längsten gewährt. Aber merkwürdig: gerade die verhängnisvolle Wasserstraße des Hellespont trägt das meiste dazu bei, die ihnen gewährte Galgenfrist zu verlängern.

An diesen Hellespont, der so viele Eroberer herüber und hinübergetragen und so vielen Verderben gebracht hat, knüpft sich die romantische Erzählung von Hero und Leander, die im Altertume allgemein bekannt war und mehr als einen Dichter zur Bearbeitung gereizt hat. Selbst Goethe gedachte den Stoff zu bearbeiten, ohne seinen Plan auszuführen; begreiflicherweise aber interessirte es ihn sehr, als Schiller 1801 das Gedicht „Hero und Leander" schrieb. Wie in seinen meisten epischen Dichtungen hat Schiller auch in diesem Gedichte einen allge-

Digitized by Google

meinen Gedanken zu Grunde gelegt und ausgeführt, der im Eingange und am Schlusse deutlich genug bezeichnet ist; es ist der Gedanke, daß in dem Kampfe der Liebe mit der elementaren Naturgewalt die letztere zwar äußerlich triumphirt — die Träger der Liebe gehen beide in diesem Kampfe oder infolge desselben zu Grunde. Aber dieser Triumph ist nur ein scheinbarer; die Elemente vermögen die Liebenden nur leiblich zu vernichten, nicht ihre Liebe zu zerreißen; als Hero die Leiche des Geliebten erblickt, stürzt sie sich vom Thurme in die Tiefe hinab, und wie der durch die Wellen herbeigeführte Tod Leanders sie für diese Welt nur auf eine kurze Spanne Zeit zu trennen vermochte, so vereinigt sie der freiwillige Tod Heros wieder für immer.

So schildert denn der Dichter, nach kurzer Charakteristik des Hellesponts in der ersten Strophe, an deren Schlusse die beiden oben zitirten Verse stehen, in der ersten Hälfte des Gedichts eingehend das Liebesglück Heros und Leanders. Von Liebe zu einander erglühend, werden sie durch die Feindschaft der Väter an offener Vermählung gehindert. Sehnsüchtig blickt Hero von ihrem Felsenthurme in Sestos nach Abydos hinüber. Aber die Liebe, die einst Theseus aus dem Labyrinthe führte, die Jason die feuersprühenden Stiere vor den Pflug spannte und selbst den Gott der Unterwelt zwang, seinen Raub herauszugeben, geleitet auch Leander sicher zur Geliebten, indem sie ihm Kraft giebt, übers Meer zu schwimmen. Nach bestandener Gefahr ruht er in den Armen der Geliebten aus, aus denen ihn vor Beginn des Morgens abermals die Gefahr reißt. So vergehen dreißig Tage, und die Gefahr steigert nur das Liebesglück. Da kommt der Herbst; bethört freuen sich beide, daß nun die kürzeren Tage sie länger beisammen lassen werden. Am Tage der Tag- und Nachtgleiche liegt das Meer „still und eben, einem reinen Spiegel gleich" — um die Katastrophe herbeizuführen. Hero freut sich über das Meer, das so mild und gütig sei und ihr den Geliebten bringen werde; denn der Meergott, der von der Liebe zu Helle einst bezwungen worden sei, werde um ihretwillen auch Heros und Leanders Liebesglück schonen und den Geliebten auch heute herüberführen.

Dieser Schilderung des Liebesglücks und seiner Hoffnung, welche genau die Hälfte der Ballade füllt, folgt nun die Katastrophe. Hero zündet, wie allnächtlich, die Fackel an, um dem Geliebten den Weg zu zeigen. Da bricht der Sturm los. Hero bereut ihren Wunsch, daß der Geliebte auch heute kommen möge. Der Sturm wächst, und wie er den höchsten Grad erreicht, erlischt ihre Fackel. Vergebens betet Hero zu der Göttin der Liebe, zu allen andern Göttern, endlich zur Leukothea, die die Schiffer in äußerster Gefahr beschirmt. Wohl schweigt das Meer, aber als der Morgen heraufkommt, spült sein glatter Spiegel einen Leichnam ans Ufer. Hero klagt und weint nicht, als sie Leander erkennt. Ihre Empfindungen und ihren Entschluß spricht sie in der vorletzten Strophe aus:

Digitized by Google

Ich erkenn' euch, ernste Mächte,
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh schon ist mein Lauf beschlossen,
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Loos war mein.
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Priesterin,
Dir ein freudig Opfer sterb' ich,
Venus, große Königin!

Darauf schwingt sie sich von des Thurmes Rande in die Meeresflut hinab und findet in ihr mit Leander ein gemeinsames Grab.

Schiller fand den Stoff bei den alten Klassikern vor. Vergil z. B. spielt im dritten Buch der Georgica, wo er von der Macht der Liebeswut spricht, zwar nur in wenigen Versen auf unsre Erzählung an (Vers 258—63); aber abgesehen von den Namen, welche nicht genannt sind, könnten diese Verse sehr wohl als Motiv für die Schillersche Dichtung angesehen werden. Die beiden Episteln des Ovid, welche dieser Dichter in seinen Heroiden die beiden Liebenden sich schreiben läßt, enthalten stofflich nichts besondres und können nicht als eine geeignete Bearbeitung der Erzählung bezeichnet werden. Dagegen haben wir dieselbe in dem Gedichte des Musäos von Hero und Leander aus dem Altertume als selbständiges Ganze in Form eines erotischen Epos überliefert, welches oft ins Deutsche übertragen worden und kürzlich in einer neuen Übersetzung von Hermann Oelschläger*) den Freunden des Altertums zugänglich gemacht worden ist.

Dieser Übersetzung ist eine Einleitung vorausgeschickt, aus der wir über die Bearbeitung des Textes, die Übersetzungen und die Urteile der Gelehrten über den Wert des Gedichtes unterrichtet werden. Die Textkritik des Musäos ist lange vernachlässigt worden, bis dieselbe in neuester Zeit durch die Arbeiten Köchlys, Dilthens, Patzigs wesentlich gefördert, endlich durch die feinen und gelehrten Untersuchungen Ludwig Schwabes das Mögliche erreicht worden ist, sodaß die Textausgabe des letzteren als abschließend und für lange Zeit ausreichend angesehen werden muß. Die Beurteilungen, welche das Gedicht gefunden hat, legen, so sehr sie auch im einzelnen auseinandergehen, doch im ganzen Zeugnis von dem hohen Werte desselben ab. Der große Philolog Julius Cäsar Scaliger (1484—1558), der den Musäos bei dem gänzlichen Mangel an Nachrichten über das Leben des Dichters der Zeit nach vor Homer setzte, identifizirte ihn mit dem uralten Sänger der attischen Mysterien und stellte ihn seinem innern Werte nach über Homer. Dieses Urteil bezeichnete schon sein größerer Sohn Joseph Scaliger mit

*) Des Musäos Gedicht von Hero und Leander. Eingeleitet und übersetzt von Hermann Oelschläger. Leipzig, B. G. Teubner, 1882. 43 S. Preis 1 Mark.


Digitized by Google

Recht als eine Überschätzung; aber trotz des Tadels, den seitdem die Gelehrten, welche sich mit der Dichtung beschäftigten, über dieselbe ausgesprochen haben, ist das Gedicht doch nach der Meinung des neuesten Übersetzers ein Kunstwerk ersten Ranges, die Komposition desselben unvergleichlich schön — ein Urteil, dem sich jeder anschließen wird, der das Gedicht liest. Zwar ist auf Musäos wie auf alle Dichter jener Zeit von dem größten Einflusse Nonnos, der Dichter der Dionysiaka und der Metaphrase des Johannes-Evangeliums, gewesen, und es ist ein Hauptverdienst Schwabes, dieses Verhältnis des Musäos zu Nonnos bis ins einzelnste hinein nachgewiesen und gezeigt zu haben, daß Musäos als ein Nachahmer des Nonnos anzusehen ist; er hat von diesem Dichter nicht allein die Kunst des Versbaues gelernt, sondern auch in der Diktion hängt er ganz von demselben ab; einen großen Teil des Wortschatzes, zahllose Formeln, Redewendungen und Versschlüsse hat er ihm entlehnt, hat viele Gedanken des Nonnos in neue Form gekleidet und dieselben Worte in anderm Sinne angewendet, wie auch in andern Blüteperioden der Dichtung bei allen Völkern solche Entlehnungen, gegenseitige Beziehungen und Nachahmungen, wenn auch nicht in so großem Umfange wie zwischen Musäos und Nonnos, sich finden. Aber alle diese Entlehnungen beziehen sich doch nur auf die Form und sind auch da nicht kritiklos entwendet, sondern mit Urteil benutzt; in der Behandlung des Stoffes aber ist unser Dichter vollkommen selbständig; die Komposition ist bewundernswert, der symmetrische Aufbau des Ganzen vollendet, die Schilderung der Liebe rein und nicht ohne Idealität. So hat denn auch das Gedicht viele Bewunderer gefunden und ist sehr oft übersetzt worden; ein älterer Herausgeber zählte bis 1793 bereits 28 Übersetzungen, welche seitdem noch vor der neuesten Oelschlägers um sechs weitere vermehrt worden sind.

Was den Inhalt des Gedichts anlangt, so unterscheidet sich die Bearbeitung der Erzählung bei Musäos wesentlich von der Schillerschen. Der griechische Dichter beginnt unter Anrufung der Muse:

> Sing', o Göttin, das Lied von der Fackel, die heimlicher Minne
> Zeugin war, von dem Mann, der um Liebe bei Nacht durch das Meer schwamm,
> Sing' von dem düsteren Bund, unbeglänzt von der ewigen Eos,
> Und von Abydos und Sestos, wo Hero sich nächtlich vermählte.

In diesen vier Versen haben wir das wesentliche der Erzählung zusammengedrängt, nur daß der Name des Mannes nicht genannt ist. An erster Stelle aber ist genannt die Fackel, die Zeugin des Liebesbundes, welche für Leander der Leitstern ist und die Liebenden zusammenführt; sie wird in den folgenden Versen geradezu als das Symbol des Liebesbundes gefeiert:

> Horch, schon vernehm' ich zugleich Leanders Tod und die Fackel,
> Sie, Aphroditens Geheiß mit strahlendem Glanze verkündend,
> Heros nächtlichem Bund das Brautbett rüstende Botin,
> Sie, der Liebe ein Bild! Es mußte der himmlische Zeus sie

> Nach dem nächtlichen Kampf in die Schaar der Gestirne versetzen
> Und ihr den Namen verleihn als liebeleitenden Brautstern,
> Weil die Gehilfin sie war in dem rasenden Wehe der Liebe,
> Treulich die Botschaft gab schlaflos hochzeitlicher Nächte,
> Bis aufbrausend der Sturm sich erhob und vernichtend hereinbrach.

Nun folgt die Erzählung, wie Eros ein einzig Geschoß nach Sestos und Abydos entsandte, um dort die Jungfrau Hero, hier den Jüngling Leander zu treffen. Hero, aus edelm Geschlecht, Priesterin der Aphrodite, wohnt auf hohem Thurme vor der Stadt, am Ufer des Meeres, sittig und schamhaft. Sie hält sich fern von den Versammlungen der Frauen und ihrem Geschwätz und sucht auch den Eros durch Opfer sich gnädig zu stimmen. Da kommt das Fest der Göttin. Von allen Städten und Inseln eilt das Volk dicht gedrängt zur Feier desselben herbei, bei welchem Hero als Priesterin ihres Amtes wartet.

> Purpurn glühten im oberen Rund ihr die schneeigen Wangen,
> Wie zweifarbig die Ros' aus dem Kelch bricht. Leichtlich vermochte
> Einer zu sagen, daß ihm wie Rosenauen erschienen
> Heros Glieder, so rosig umhaucht, und wenn sie dahin schritt,
> 'Glänzt' es wie Rosen auch unter den weißen Gewändern der Jungfrau.
> Tausendfältige Anmut umfloß ihr die Glieder; die Alten
> Logen, wenn sie von drei Charitinnen nur sprachen: aus einem
> Lächelnden Auge des Mädchens allein ja sprangen schon hundert.

Ihre Erscheinung bezaubert die Herzen der Jünglinge, und ihren Schritten folgen die Augen und Herzen der Männer, die selbst in Sparta nicht solche Schönheit gesehen haben, wo die Jungfrauen um den Preis der Schönheit sich tummeln; sie wünschen, daß, wenn ihnen Hero nicht als Gemahlin bestimmt sei, Aphrodite ihnen eine Gattin schenken möge, die ihr ganz und in jeglichem gleich sei.

> Doch du, armer Leander, das herrliche Mädchen erschauend,
> Wolltest das Herz dir nicht verzehren in heimlicher Sehnsucht,
> Sondern bezwungen im Nu von den gluthinschleudernden Pfeilen,
> Lieber auch länger nicht sein, wenn die göttliche Hero nicht dein ward.

Und je länger er sie sieht, um so stärker wächst sein Verlangen, sie zu gewinnen. Aber Zagen erfaßt ihn, und er schämt sich, daß er besiegt ist, bis er, immer wieder von Staunen ergriffen, endlich die Scham überwindet und keck sich vordrängend der Jungfrau gegenübertritt. Hero

> Freute sich, daß sie gefiel; dann gleichfalls ruhig sich fassend,
> Neigte sie wieder und wieder ihr anmutumleuchtetes Antlitz,
> Nur mit verstohlenen Blicken Erwiederung deutend dem Jüngling,
> Und dann neigte sie's wieder. Ihm jauchzte die innerste Seele,
> Daß seine Werbung gewährt und nicht von sich gewiesen die Jungfrau.

Als die Nacht kommt, naht er sich ihr und zieht sie mit sich in den Tempel. Sie aber folgt zaudernd und bedroht ihn:

Digitized by Google

Rasest du, Fremdling? Was ziehst du, Unseliger, mit dir die Jungfrau?
Ruf' eine andere dir und laß von meinem Gewand ab!
Fürchte den Zorn der daheim mir in Reichtum wohnenden Eltern!
Fort hier! Nimmer geziemt's, an die Kyprisgeweihte zu rühren,
Und ein Unmögliches ist's, zu gewinnen das Lager der Jungfrau.

Aber Leander hört leicht aus ihren Worten heraus, daß diese Drohung nicht ernst gemeint ist, und bittet in überschwenglichen Worten um ihre Liebe:

Erhöre
Gnädig mein Flehn und erbarme dich meiner verzehrenden Sehnsucht.
Kypris' Priesterin du, vollbring' auch die Werke der Kypris,
Auf und feire geheim hochzeitlich die Bräuche der Göttin.
Nimmer geziemt es fürwahr, Aphroditen zu dienen als Jungfrau,
Nimmer auf Jungfraun blickt Aphrodite gefällig . . . .
Nimm mich als Flehenden an, und sobald du es wünschest, als Gattin.

Er vergleicht sich dem Herkules, wie er zur Omphale kam, als Knecht ihr zu dienen, und warnt sie vor dem Schicksal der Atalante, die, fliehend vor ihrem Werber, dann von Liebesglut für denselben verzehrt ward.

Aber die Jungfrau schwieg und senkte die Blicke zu Boden,
Heiß erglühend vor Scham und bemüht, zu verbergen ihr Antlitz.
Leicht nur spielte verwirrt auf dem Boden ihr Fuß und verschämt zog
Wieder und wieder sie fest das Gewand um die schimmernden Schultern.
— — — — — — — — — — — — — —
Doch schon empfand sie die Qualen, die schmerzlich süßen, der Liebe,
Wonniges Feuer durchfloß die erschauernde Seele der Jungfrau
Und sie bestaunte mit Bangen die Schönheit des herrlichen Jünglings.

Den Blick zu Boden senkend, antwortet sie endlich, die Thräne der Scham im heißerglühenden Antlitz:

Wehe! wer brachte dich mir hierher in den Frieden der Heimat?
Aber du sprachst das alles umsonst. Wie sollte ein Fremdling,
Unstät, ohne Gewähr, mir je sich gesellen in Liebe?

Öffentliche Vermählung würden die Eltern niemals zugeben und als Fremdling in der Stadt weilend könne er nicht ihr heimlicher Gatte sein. Doch möge er vor allem Namen und Heimat nennen; sie selbst heiße Hero, und wohne fern von Gespielinnen auf einsamem Thurme am Strande. Als sie dann, bewältigt von Scham, schweigt, ruft Leander aus, aus Liebe zu ihr wolle er das brausende Meer durchschwimmen; er fürchte nicht die Schrecken des Winters, nicht den Donner des Meeres, wenn er sie besitzen könne. Nur möge sie eine Fackel auf dem Thurme als Leitstern für ihn anzünden. So beschließen sie, sich heimlich zu vermählen und geloben sich,

Sie, zu halten die Fackel, und er, durch die Fluten zu dringen.

Dann trennen sie sich.

Als das Dunkel der Nacht herbeikommt, blickt er sehnsüchtig nach der Fackel. Da erscheint sie, und er tritt an die Meerflut; als er dumpfhallend den Donner der rasenden Wogen vernimmt, bebt er erst, dann aber spricht er selbst sich Mut zu:

Schrecklich ist Eros, das Meer unerbittlich; aber nur Wasser
Wallet im Meer, doch das Feuer des Eros durchlodert die Brust mir.
Fürchte das Feuer, o Herz, nicht fürchte das tobende Wasser.
Auf, zur Geliebten hinüber! Was kümmert dich länger die Brandung?
Weißt du denn nicht, daß den Tiefen des Meers Aphrodite entstammt ist?

Mit diesen Worten stürzt er sich in die Fluten,

Selbst sein Ruderer sich, sein Pilot, sich selber sein Fahrzeug.

Hero hält die Fackel und schützt sie vor dem Erlöschen, bis Leander endlich, nach vielerlei Drangsal, an den Strand steigt.

Und nun führte hinauf sie zum Thurm ihn; doch vor dem Eingang
Preßte sie stumm an das Herz den tiefaufatmenden Jüngling,
Dem aus den triefenden Locken die Schäume des Meeres noch raunen,
Schritt ihm voraus in den bräutlichen Raum der jungfräulichen Wohnung,
Wusch ihm den Leib, und, die Haut mit rosenduftigen Ölen
Sorglich dann salbend, vertrieb den Geruch sie der salzigen Meerflut
Jetzt den immer noch tiefaufatmenden Jüngling mit beiden
Armen umschlingend auf schwellendem Pfühl rief zärtlich sie also:
„Liebster, wie vieles ertrugst du, was nie ein Verlobter erduldet!
Liebster, wie vieles ertrugst du! Genug nun des salzigen Wassers
Und des Fischegeruchs aus dem tiefaufrauschenden Meere!"
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Und sie begingen die Bräuche der Mühsal heilenden Kypris.
Hochzeit war, doch kein Tanz, und Brautnacht, aber kein Brautsang;
Nicht pries jauchzend ein Sänger die Ehestifterin Here,
Nicht umglänzte der Strahl hochzeitlicher Fackeln das Lager,
Niemand schwang sich im Takt des vielverschlungenen Reigens,
Weder der Vater sang, noch die würdige Mutter, das Brautlied,
Sondern es schloß, für der Hochzeit Stunden das Lager bereitend,
Schweigsamkeit das Gemach, und die Finsternis schmückte die Jungfrau.

Vor Beginn des Morgens schwimmt er zurück, und niemals sah der Tag Leander auf dem Thurme in Sestos; erst zur Nachtzeit kehrt er wieder zur Geliebten. Doch nur kurze Zeit dauert ihr Glück. Der Winter kommt und mit ihm die Stürme, die das Meer aufwühlen. Aber während der Schiffer sein Boot vor den Stößen des Orkans birgt, wagt es Leander auch jetzt, sich in die Brandung zu stürzen:

Es rief dich die Fackel,
Tückisch und mitleidlos. O der unglückseligen Jungfrau!
Hätte sie doch dem Geliebten entsagt in den Schrecken des Winters!
Aber Verlangen und Schicksal entschieden. Vom Zauber befangen
Hob sie die Fackel des Todes und nicht mehr jene der Liebe.

Digitized by Google

Die Wogen thürmen sich übereinander; von allen Seiten rasen die Stürme und bekämpfen sich, das Meer aufwühlend. Furchtbar leidet Leander; in seiner Not ruft er die Aphrodite an, den Poseidon, den Boreas und Eros. Aber keiner hilft ihm; die Füße ermatten, und vergeblich arbeiten die Arme.

> Und jetzt löschte die treulose Fackel ein feindlicher Windstoß,
> Löschte Leben und Liebe zugleich dem Dulder Leander.

Hero ahnt Leanders Schicksal, als ihr die Fackel erlischt und er nicht kommt. Nach schlafloser Nacht späht sie morgens umher,

> Ob sie nicht irgend gewahre den Gatten, vom Wege verschlagen,
> Weil ihr die Fackel erlosch. Doch als sie am Fuße des Thurmes
> Und von den Klippen zerschellt erschaute die Leiche des Gatten,
> Da mit den Händen das reiche Gewand um die Brüste zerreißend,
> Warf sie sich rauschenden Flugs kopfüber vom ragenden Thurme.
> So starb Hero dahin zugleich mit dem Gatten, und beide
> Blieben einander vereint auch noch im letzten Verderben. —

Passow hat mit Recht einen Hauptvorzug des Gedichts in der Vermischung des antiken und modernen Elements gesehen. Antik ist die Form (Vers, Sprache, Darstellung), modern der Stoff, die Idee eines erotischen Epos. Durch einen zarten Anhauch höherer Sehnsucht, die hinausstrebt über die Lust des Augenblicks, erscheine der einseitige, sinnliche Materialismus des antiken Liebesgenusses gemildert und doch noch angethan mit klassischem Gewande, die frohe Kraft noch nicht geschieden vom scheuen Gefühl. „Über alle Begriffe schön aber ist der allmähliche Übergang vom höchsten Leben zum grauenvollen Tode. Zu Anfang ist die Szene reich mit jubelnden Gästen gefüllt; sie wird immer leerer, bis die beiden Liebenden und ihre treue Fackel die einzigen Gestalten in dem großen Gemälde sind, das unendlich furchtbar wird durch den ungeheuren Hintergrund, den das ahnungsvolle Meer bildet. Dann trennen sich auch die Liebenden, dann verlöscht auch die Fackel, und das ist die Stunde des Todes. Parallel damit läuft das Neigen der Jahreszeit, und wie das frohe Fest der Vorbote ihrer Liebe war, so verkündet am Ende der keineswegs ohne Grund so reich ausgemalte Wintersturm ihren Tod.... Besonderer Erwähnung wert ist noch die Kürze, mit der Musäos über den Tod der beiden hinweggeht, und das einfach austönende Ende.... Die ruhige, zugleich antike und romantische Größe, mit der Hero sich ohne ein Wort dem Tode hingiebt, und dann wieder die erheiternde und beruhigende Wendung des Ausgangs, die die schönste Seite des Untergangs der Liebenden, ihren gemeinsamen Untergang, überwiegend hervorhebt, kann nie genug bewundert werden und ist des größten Dichters würdig."

Vergleichen wir aber des Musäos Epos mit Schillers Erzählung, so springt der Unterschied beider Dichtungen sofort in die Augen. Abgesehen von Einzelheiten, wie, daß bei Musäos Leander nicht als Jäger, der offene Ehebund nicht als durch die Feindschaft der Eltern verhindert erscheint, ist schon die ganze

Digitized by Google

Anlage eine grundverschiedene. Bei Schiller sind Hero und Leander von Anfang an durch Liebe verbunden; Musäos schildert ausführlich, bei welcher Veranlassung sie sich zum erstenmale sehen, und das bildet mit ihrem ersten Zusammentreffen und der Verabredung ihrer Vermählung zwei Drittel des ganzen Gedichts. Schiller schildert eingehend das Liebesglück beider, ohne einen einzelnen Fall herauszugreifen, Musäos dagegen nur die Brautnacht. Schiller verweilt bei der letzten Nacht und dem jähen Riß des Bundes durch die Naturgewalt, — die ganze zweite Hälfte seines Gedichts wird damit ausgefüllt —; Musäos schildert nur kurz den Sturm, die Not Leanders, das Verlöschen der Fackel, seinen Untergang und Heros Ahnung. Das Ende der Hero klingt bei Schiller voll aus, und sie giebt ihren letzten Empfindungen beim Anblick von Leanders Leiche in einer vollen Strophe Ausdruck; Musäos hat für diesen Ausgang nur wenige Worte und schließt sehr kurz ab. Überhaupt aber ist bei Schiller viel mehr Reflexion als Handlung, und auch diese nicht konkret entfaltet; bei Musäos ist, abgesehen vom Proömium und den beiden Schlußversen, fast nur Handlung in epischer Ausführlichkeit. Für Schiller bietet das Liebespaar mehr Interesse als Träger einer allgemeinen Idee, und idealer Schwung giebt seinem Gedichte den Hauptreiz; für Musäos hat dasselbe an und für sich Interesse, es ist ihm Selbstzweck; die Erzählung, wie sich beide finden, vereinigen und untergehen, ist mit konkreter Ausführlichkeit entfaltet, aber hierin liegt auch ausschließlich die Stärke des Gedichtes; genialen Schwung kann man ihm nicht zuerkennen.

Die Übersetzung Oelschlägers ist sorgfältig und im ganzen treu und wohlgeeignet, dem Freunde des Altertums die Dichtung zugänglich zu machen.*) Die Verse sind meistens gefällig und fließend, wenn sie auch selbstverständlich den Reiz des Originals nicht erreichen. Die Einleitung, aus der wir die Hauptsätze oben angegeben haben, erhöht den Wert des Büchleins, das hiermit bestens empfohlen sei.

---

*) In Vers 5 ist die Beziehung des *οἰχόμενον* auch auf *λύχνον* nicht ausgedrückt, auch die Übersetzung von *ζηλήμων* 36 f. nicht gut; Vers 76 ist die Übersetzung des Adjektivs *νέην* durch Jungfrau ungenau; die drei Attribute werden dadurch auf zwei beschränkt. Ebenso waren für *ἀμώμητος* 90 f., *δολόεντα* 103, *ἀνάγκην πόθου* 140 entsprechendere Übersetzungen zu wählen.



Digitized by Google

Zur Reform der innern Verwaltung in Preußen.



Es ist bekannt, daß den im Frühjahr dieses Jahres versammelt gewesenen Provinziallandtagen in den sogenannten Kreisordnungsprovinzen von dem Minister des Innern verschiedene auf die Reform der innern Verwaltung Bezug habende Fragen zur Beantwortung vorgelegt worden sind. Der Kernpunkt dieser Fragen war hauptsächlich der, ob die bisherigen praktischen Erfahrungen für oder gegen die Beibehaltung der Verwaltungsstreitsachen bez. deren Trennung von den Beschlußsachen sprächen. Auf Grund der von den Provinziallandtagen eingegangenen Gutachten wurde sodann das betreffende Gebiet im Ministerium einer erneuten Prüfung unterzogen, und diese Prüfung soll dem künftigen Landtage in Form verschiedener Gesetzentwürfe vorgelegt werden. Es kann daher wohl nur von Interesse sein, wenn zu dem so wichtigen Gegenstande noch einmal Stellung genommen wird.

Die Kreisordnung vom 13. Dezember 1872 für die sechs östlichen Provinzen der preußischen Monarchie, so zerpflückt sie auch durch die spätere Gesetzgebung erscheinen mag, ist im großen und ganzen in dem Teile, der mit der Verwaltungsjustiz nichts zu schaffen hat, intakt geblieben. Das Gesetz vom 19. März 1881, betreffend die Abänderung von Bestimmungen der Kreisordnung, hat ja in dieser Beziehung im wesentlichen nur formelle, redaktionelle Veränderungen, wirkliche, prinzipielle Einschnitte nur in wenigen Punkten herbeigeführt. Die gesetzgeberischen Experimente an der Kreisordnung, wie sie in dem Gesetze betreffend Verwaltungsgerichte rc. vom 3. Juli 1875, in dem Zuständigkeitsgesetze vom 26. Juli 1876, endlich in dem Gesetze zur Abänderung und Ergänzung der ersteren Gesetze vom 2. August 1880 ihren Ausdruck gefunden haben, betrafen eben hauptsächlich die Vorschriften der Kreisordnung über streitige Verwaltungssachen. Wenn nun trotz aller Experimentirungen die Gesetzgebung auf dem Gebiete der Verwaltungsjustiz nicht zur Ruhe kommen kann, vielmehr zu neuen Umformungen schreiten will, so beweist schon dieser Umstand wohl am besten, daß die Schaffung von Verwaltungsstreitsachen und deren Organisirung hinsichtlich der Instanzen, Formen und Fristen nicht richtigen Gesichtspunkten entsprungen ist.

Jedenfalls ist, um dies vorweg zu schicken, eine unumstößliche Thatsache, daß nicht bloß die Beamtenwelt, sondern auch das Publikum fast sämmtliche, auf die streitigen Verwaltungssachen bezüglichen Bestimmungen nicht praktisch umgesetzt, sondern gegen dieselben sich abwehrend, passiv und ohne Interesse verhalten hat. Die größte Mehrzahl der Verwaltungsberichte der Kreisausschüsse meldet eine ständig sich steigernde Abnahme der Verwaltungsstreitsachen; nicht

Digitized by Google

minder ergiebt sich diese Thatsache aus den in den Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts mitgeteilten Geschäftsübersichten der Bezirksverwaltungsgerichte. Diese beginnen mit dem Jahre 1876 und werden, wie folgt, hier summarisch mitgeteilt.

	Zahl der neueingegangenen streitigen Verwaltungssachen:	Zahl der Journalnummern:	Zahl der Sitzungen:
1876:	3227	28 172	200
1877:	5863	48 403	437
1878:	5355	48 535	383
1879:	5459	49 303	361
1880:	5167	48 189	373
1881:	4628	43 511	317.

Die so konstatirte Abnahme der Verwaltungsstreitsachen ist um so mehr von Interesse, als gerade durch die neueren Gesetze, d. h. durch das Gesetz betreffend Verwaltungsgerichte ꝛc. vom 3. Juli 1875 und das Zuständigkeitsgesetz vom 26. Juli 1876, der ursprünglich in der Kreisordnung vom 13. Dezember 1872 noch nicht so scharf hervortretende Gedanke der Trennung der Verwaltungsjurisdiktion von der Verwaltung immer reiner zur Geltung gekommen ist und die Annahme nahe lag, daß das Publikum mit diesem Augenblicke der früher so heiß und sehnsuchtsvoll begehrten Institute der Verwaltungsgerichte nach deren Kreirung in der ergiebigsten Weise sich bedienen würde. Woher die offenkundige Unpopularität von Instituten, zu Gunsten von deren Beibehaltung im Abgeordnetenhause einstens behauptet wurde, sie wären eine berechtigte preußische Eigentümlichkeit geworden?

Der Grund hiervon liegt tief, er liegt in der Unmöglichkeit, die Verwaltungsjustiz logisch zu konstruiren. Und da das Prinzip falsch oder überhaupt eigentlich unfindbar war, so haben sich alle Verbesserungsversuche als verfehlt herausgestellt, ja die ursprünglich in der Kreisordnung noch leidliche Behandlung des Gegenstandes immer mehr verschlechtert.

In den Motiven des die Verwaltungsstreitsache dem Namen und der Sache nach eigentlich erst ins Leben rufenden Gesetzes vom 3. Juli 1875, betreffend die Verwaltungsgerichte ꝛc., heißt es unter anderm: „Streitsachen über die aus den Verwaltungsgesetzen entspringenden Rechte und Pflichten der Privatpersonen und Korporationen bedürfen einer anderen Behandlung, als solche Angelegenheiten, in denen lediglich administrative Zweckmäßigkeitsfragen zur Erörterung stehen. Während die Behandlungsweise der letzteren, der Natur der Dinge nach, mehr oder weniger stets reinem arbiträren Ermessen wird überlassen bleiben müssen, ist im Gegensatze hierzu das Verlangen berechtigt, daß der Entscheidung über Rechte und Pflichten ein Verfahren vorausgehe, das in vorgeschriebenen festen Formen sich bewegt, und mittelst solcher Formen der Partei die Möglichkeit selbständiger Verteidigung ihrer Rechte gewährleistet. Solcher Gewährleistung

Digitized by Google

ermangelt das bisherige Verfahren, indem es statt dessen in allem wesentlichen die Behandlung streitiger Verwaltungssachen dem Ermessen der entscheidenden Behörde ebenso anheimgiebt, wie die Behandlung der administrativen Zweckmäßigkeitsfragen. Dieselbe Behörde befindet zur Zeit über Angelegenheiten der einen oder der andern Art. Begreiflich genug, wenn hiernach die Parteien die über ihre Rechte und Pflichten getroffene Entscheidung nicht immer mit der Überzeugung entgegennehmen, daß die Behörde unter Fernhaltung von Zweckmäßigkeitsrücksichten sich lediglich von Rechtsgründen hat leiten lassen. Begreiflich umsomehr, wenn die entscheidenden Behörden nach außen hin einer selbständigen richterlichen Stellung, so wie es der Fall ist, entbehren."

Auf Grund dieser Anschauung wurde dann im § 1 des Gesetzes vom 3. Juli 1875 bestimmt: „Die Gerichtsbarkeit in streitigen Verwaltungssachen wird durch Verwaltungsgerichte ausgeübt."

In allen Teilen der Verwaltung, wo immer es auch sei, ist aber das rechtliche und administrative Gebiet unlöslich miteinander verknüpft, fließt dasselbe völlig ineinander. Gesichtspunkte der administrativen Zweckmäßigkeit müssen überall mit ins Spiel kommen, sobald Verwaltungsstreitsachen — die ja als Interessenkollisionen mit dem öffentlichen Rechte definirt werden — zur Entscheidung kommen. Das öffentliche Recht, die öffentlichen Interessen, das allgemeine Wohl lassen sich nirgends gesetzlich fixiren; die Entscheidung darüber, ob das öffentliche Wohl das maßgebende, die mit demselben in Widerstreit stehenden subjektiven Interessen hintenan zu stehen haben, ist dehnbar, fortwährend flüssig und wandelbar, kann hier so, dort anders ausfallen. Die Lage des einzelnen konkreten Falles, stets sich verändernde Umstände, also Zweckmäßigkeitsrücksichten in höchster Potenz, werden und müssen in jedem Verwaltungsstreitverfahren im Vordergrunde stehen.

Dies ist überall, sobald über diesen Gegenstand debattirt worden ist, anerkannt. Der Abgeordnete Lasker, gewiß ein testis classicus im Sinne der hier erfolgten Beleuchtung der Verwaltungsstreitsachen, hat sich gelegentlich der Beratung über die Trennung der Verwaltungsstreitsachen von den Beschlußsachen im Abgeordnetenhause folgendermaßen geäußert: „Die Grenze zwischen beiden ist nicht überall durch die Beschaffenheit der Gegenstände mit zwingender Gewißheit zu erkennen." Gewiß nicht. Die Äußerung ist noch dahin zu ergänzen, daß diese Grenze sich nirgends finden läßt. Der praktische Beleg hierfür ist das Zuständigkeitsgesetz vom 26. Juli, in welchem der Versuch der Feststellung der Qualifikation der Verwaltungssachen, ob streitige oder nicht streitige, gemacht wurde. Das Gesetz erinnert mit seinen zahlreichen Detailbestimmungen über die Rubrizirung der Verwaltungsgegenstände an die so viel bemängelte Kasuistik des Landrechtes. Mag irgend ein Gegenstand, welcher im Zuständigkeitsgesetze dem Verwaltungsstreitverfahren zugewiesen ist, herausgerissen werden, administrative Zweckmäßigkeitsgründe werden auch bei seiner Beurteilung maßgebend bleiben. Es mag

hier nur an die am häufigsten in der Praxis vorkommenden Verwaltungsstreitsachen, an die Wegestreit-, Schankkonzessions-, Vorfluts-, Stauungsstreitsachen erinnert werden. Ob in diesen Streitsachen die Rücksichten auf das öffentliche Wohl, sei es aus polizeilichem, sittlichem oder verkehrsöffentlichem Gesichtspunkte, und nicht subjektive Interessen maßgebend sein sollen, ist allerdings vom administrativen Zweckmäßigkeitsstandpunkte zu entscheiden. Die Einteilung der Verwaltungssachen in streitige und nicht streitige im Zuständigkeitsgesetze ist demnach in der That eine rein willkürliche, abstrakte und dem wirklichen Leben nicht entsprechende geworden. Selbst der geschulteste Beamte muß das Gesetz und den bekannten Kommentar, den kleinen Brauchitsch, fortwährend in der Hand haben, da er über den Charakter einer Verwaltungssache, bez. über deren Erledigung, ob im Beschluß- oder Streitverfahren, sehr oft im Zweifel ist. Um wieviel größer muß aber die Verwirrung beim Publikum sein!

Ist aber das Fundament, auf dem das Verwaltungsstreitverfahren aufgebaut ist, falsch, so ist es ja selbstverständlich, daß dieser Fehler sich auch der weiteren Struktur, insbesondre dem Organismus der zur Aburteilung der Verwaltungsstreitsache berufenen Behörden, mitgeteilt hat. Indem zur Durchführung des Systems besondre Gerichte — der Kreisausschuß, das Bezirksverwaltungsgericht — im Gegensatz zu den zur Entscheidung über Beschlußsachen, d. h. reine Verwaltungssachen, in denen das arbiträre Ermessen in erster Linie maßgebend sein sollte, berufenen Behörden — Kreisausschuß, Bezirks-Provinzialrat — geschaffen wurden, ist dem innersten Wesen der Verwaltung entgegengehandelt, die Einheit der Verwaltung zerrissen worden. Zu dem oben gerügten fundamentalen, als Systemlosigkeit zu charakterisirenden Fehler der Verwaltungsstreitsachen trat infolge der formalen Trennung der Bezirksbehörden in Verwaltungsgerichts- und Beschlußbehörden der zweite Fehler, die Vielgestaltigkeit der Behörden, hinzu. In erster Instanz, wo die Personalunion des Kreisausschusses bestand, ging die Sache noch an. Am schlimmsten war es in zweiter Instanz, wo die eigentliche Verwaltung von dem Regierungspräsidenten, bez. den Regierungen, die dem Verwaltungsbeschlußverfahren zugewiesenen Sachen von dem Bezirksrat, die streitigen Verwaltungssachen aber von dem Bezirksverwaltungsgerichte erledigt wurden. Daß bei einem solchen embarras de richesse das sein Recht und seine Ansprüche verfolgende Publikum schließlich nicht mehr wußte, wie es sich seines Reichtums erfreuen und bei welcher Behörde es anklopfen sollte, liegt auf der Hand. Wenn aber irgendwo es notwendig ist, daß jeder Zweifel über die Zuständigkeit der Behörden ausgeschlossen ist, dann ist es auf dem stets ein rasches Einschreiten erfordernden Gebiete der Verwaltung. Dem letztern hinsichtlich der Schnelligkeit des Einschreitens und der Erledigung der Sache geltend gemachten Erfordernisse widersprach aber auch vollends das ganze, dem Verwaltungsstreitverfahren angepaßte juristische, formale Verfahren, ein dritter, schwerer Vorwurf für die Verwaltungsstreitsachen. Da ja der Schwerpunkt bei der Struktur der

Streitsachen auf die rechtliche Seite des Verwaltungsgegenstandes gelegt wurde, so war es natürlich, daß bestimmte Formen, Schriftwechsel, Beweisgrundsätze und präklusivische Fristen eingeführt wurden. Es trat damit eine Weitläufigkeit und Verlangsamung in der Behandlung von Verwaltungssachen ein, die auf Verwaltungsstreitsachen, namentlich wenn sie durch drei Instanzen durchgepreßt wurden, so oft die Schlußzeilen aus der Goethischen Ballade zur Anwendung brachte:

Erreicht den Hof mit Müh und Not,
In seinen Armen das Kind war tot.

Gerade gegenüber Sachen der minimalsten Natur war die Weitläufigkeit des Verfahrens oft schreckenerregend. Kam eine Prozeßsache aus der dritten Instanz nach Verlauf von anderthalb Jahren zurück, so war das Erstaunen über den Aufwand von Zeit, Kosten und Gelehrsamkeit bezüglich eines oft ganz geringfügigen, früher in der kürzesten Zeit erledigten Gegenstandes wirklich gerechtfertigt. Die Sache selbst, um derentwillen der Streit geführt, hatte für die Verwaltung häufig schon ihre Bedeutung verloren.

Daß einem derartigen Verfahren — und in diesem Punkte pflegt das Publikum am meisten sensibel zu sein — die Kostspieligkeit entsprach, ist erklärlich. Eine Wegestreitsache, in der es sich um die Verbreiterung eines Weges um ein paar Fuß Landes handelte, kostete dem Amtsvorsteher, welcher in erster Instanz obgesiegt, in zweiter Instanz verloren, in dritter Instanz von neuem, soweit der rechtliche Gesichtspunkt in Frage kam, gewonnen, in zweiter Instanz, der die Sache zu erneuter Beweisaufnahme zugesandt war, endlich nach langem Intervall, vielfachen Vernehmungen von Zeugen und Sachverständigen verloren hatte, einige 180 Mark. Soviel war natürlich der ganze Streit nicht wert. Gerade die Kostspieligkeit des Verfahrens war es, welche, und mit vollem Rechte, das Verwaltungsstreitverfahren so unbeliebt machte, leider aber auch allmählich die untern Behörden vor energischem, schneidigem Einschreiten zurückschreckte.

Zu natürlich war es hierbei, daß Behörden, welche selbst nicht mehr verwalteten, sondern nur noch auf prozessualischem Wege in die Verwaltung eingriffen, mehr und mehr dem Formalismus verfielen. Über die Entscheidungen der Kreisausschüsse wurden im Publikum im großen und ganzen keine Klagen laut. Der Kreisausschuß als Verwaltungsgericht hatte als selbstverwaltende Behörde und dadurch, daß an seiner Spitze der ständig mit den praktischen Verhältnissen in Verbindung stehende Landrat stand, Fühlung mit der Verwaltung, mit dem wirklichen Leben. Ganz anders war dies beim Bezirksverwaltungsgericht, welches von einem Beamten, der den Zusammenhang mit der Verwaltung verlieren mußte, geleitet wurde. Auch wurde der Einfluß des richterlichen, des Verständnisses für die Verwaltung naturgemäß entbehrenden Mitgliedes hinsichtlich der Entscheidungen der Bezirksverwaltungsgerichte sehr

Digitized by Google

bemerkbar. Die Urtel dieser zweiten Instanz bewegten sich daher immer mehr im Fahrwasser des juristischen Formalismus. Unterstützt wurde dieser in der Natur der Sache begründete Hang zum Formalismus dadurch, daß das Bezirksverwaltungsgericht nicht genügende Beschäftigung hatte. Letzteres lag einmal in der Abnahme der Verwaltungsstreitsachen, das anderemal in der Kleinheit der Verwaltungsgerichtsbezirke. Fanden doch beispielshalber in einigen Verwaltungsgerichtsbezirken nach der Geschäftsübersicht für den 1. Dezember 1880 bis dahin 1881 noch nicht einmal in jedem Monat Sitzungen statt. Die Zahl der Journalnummern betrug in den am meisten beschäftigten Bezirksverwaltungsgerichten die eines mittelmäßig belasteten Kreisausschusses; die niedrigste Zahl neuer Streitsachen im Geschäftsjahre 1880—81 belief sich auf 47, die höchste auf 609.

Neben den so zahlreich das Verwaltungsstreitverfahren treffenden Vorwürfen kann dasselbe demnach auch den der Verschwendung von Arbeitskräften nicht von sich abwenden. Klagen der Direktoren der Bezirksverwaltungsgerichte über nicht hinreichende Beschäftigung waren nicht selten.

Ein wirklicher Verwaltungsbeamter, d. h. ein Verwaltungsbeamter, nicht bloß dem Namen sondern auch der Sache nach, mußte ein geschworner Feind des so charakterisirten Streitverfahrens sein. Es war von Interesse zu sehen, wie Verwaltungsbeamte, welche früher dem richterlichen Stande angehört hatten, auch keine Verfechter dieses Verfahrens waren. Für eine gesunde Verwaltung, bei der alles darauf ankommt, daß die Sache gefördert, bestehende Übelstände beseitigt werden, konnte das Streitverfahren mit seinen Formalien und Fristen nur die Bedeutung einer Fesselung haben, die wo irgend angänglich, umgangen wurde. Aber auch das Publikum fühlte instinktiv, daß sein Vorteil in dem in seinem Ausgange ungewissen Streitverfahren nicht gewahrt wurde. Dasselbe ergriff insbesondre das ihm gegen polizeiliche Verfügungen alternativ neben der Streitklage gewährte Rechtsmittel der Beschwerde an die vorgesetzten Aufsichtsbehörden lieber als das Streitverfahren.

Im letzten Grunde war ja auch, wie die oben angeführten Motive zum Verwaltungsgerichtsgesetze ergeben, das Verwaltungsstreitverfahren einem Mißtrauen gegen die Unabhängigkeit und Unparteilichkeit der Verwaltung, einem Argwohn gegen die so oft betonte angeblich administrative Willkür entsprungen. Gerade darum fand die Einführung des Verwaltungsstreitverfahrens so großen Anklang bei den liberalen Parteien, umsomehr, als dasselbe eine Schwächung der Exekutive involvirte.

Nach den obigen Erörterungen ist der einzig richtige Weg, durch dessen Beschreitung den unzweifelhaft bestehenden Übelständen abzuhelfen ist, natürlich der der völligen Beseitigung der jetzigen sogenannten Verwaltungsstreitsachen und deren Vereinigung mit den Beschlußsachen.

Mit der Vereinigung dieser bisher getrennt gewesenen Gegenstände kann die Struktur der Behörden, welche zur Entscheidung über sie berufen sind, nur

in der weiteren Nachbildung der bisher bestehenden in erster Instanz sein. Die unterste Organisation im Kreise hat sich bewährt. Analog dem Vorbilde in erster Instanz, wo der an der Spitze der Kreisverwaltung stehende Beamte den Vorsitz im Kreisausschusse in dessen Eigenschaft als Verwaltungsgericht und Beschlußbehörde führt, muß der Regierungspräsident in zweiter Instanz mit dem Vorsitze und mit der Leitung betraut werden, mag die Behörde nun Bezirksausschuß genannt werden oder den Namen Bezirksrat weiter führen. Die früher namentlich von der nationalliberalen Partei gemachten Kompromißvorschläge, nach denen Bezirksrat und Bezirksverwaltungsgericht zwar zu einer Behörde vereinigt werden sollten, der Bezirksverwaltungsgerichtsdirektor aber den Vorsitz in Verwaltungsstreitsachen behalten, der Regierungspräsident nur in Beschlußsachen die Leitung übernehmen sollte, sind inacceptabel.

Ein kontradiktorisches öffentliches und mündliches Verfahren ist nirgends von Amtswegen ex lege, sondern nur auf Antrag der Partei zuzulassen. Dasselbe hat sich in möglichst einfachen Formen unter Vermeidung von erheblichen Kosten zu bewegen. Fristen sind nur in den wenigsten zwingenden Fällen und unter Fernhaltung der präklusivischen Natur zu statuiren. Die Verwaltung, die ständig im Flusse ist und bei der eine Sache, die gestern ungerechtfertigt war, heute völlig gegründet ist, kann die Fessel präklusivischer Fristen nicht ertragen. Die bisherigen kumulativen Rechtsmittel der Beschwerde und Klage, welche jedes innern Grundes entbehren und nur sinnverwirrend wirken, sind zu beseitigen.

Gegen polizeiliche Verfügungen, welche das immerhin auch noch sich in die Länge ziehende Beschlußverfahren nicht vertragen können, ist nur das Rechtsmittel der Beschwerde an die Aufsichtsbehörde in zweiter Instanz und erst gegen diese Klage beim Oberverwaltungsgerichte zuzulassen.

Der Provinzialrat, für den nur mühsam Gegenstände zusammengebracht waren, ist ganz in Wegfall zu bringen.

Das Oberverwaltungsgericht ist nur als Kassationshof zu organisiren.

Bei einer derartigen Organisation, für welche sich auch die meisten Provinziallandtage ausgesprochen haben, ist die Unabhängigkeit und Unparteilichkeit der Rechtsprechung dadurch gewahrt, daß das Laienelement in erster und zweiter Instanz in völlig hinreichender Weise herangezogen wird. Das so viel gefürchtete Übergewicht des Regierungspräsidenten wird ebensowenig wie das des Landrates eintreten. Lassen sich aber die Laienmitglieder durch die Stellung des Regierungspräsidenten irgendwie beeinflussen, dann ist die ganze Selbstverwaltung nichts wert.





Der jüngste Tag.

Von Edward Eggleston.

(Fortsetzung.)



Darauf fühlte Julia sich besser. Haß ist das einzig Heilsame in einem solchen Falle. Sie schob Humphreys heftig beiseite, stieg auf das Sopha, schlüpfte in das Fenster und verschloß es. Sie zog den Vorhang zu, aber er schien dünn und durchsichtig, und mit der ihr eigenen Hast blies sie ihr Licht aus, um den freundlichen Vorhang der Dunkelheit um sich zu haben. Sie hörte den leisen Tritt Humphreys', als er auf sein Zimmer zurückkehrte — zum erstenmale kam er ihr als verstohlener Tritt vor.

Ob sie in Ohnmacht fiel, oder ob sie schlief nach diesem Auftritte, kam ihr nicht zum Bewußtsein. Es war Morgen, ohne alle Zwischenzeit, als sie erwachte. Sie hatte Kopfweh und konnte kaum gehen, und dort lag Augusts Brief am Boden. Sie las ihn noch einmal — wenn nicht mit mehr Verständnis, wenigstens mit mehr Mißtrauen. Sie wunderte sich über ihr hastiges Verfahren. Sie versuchte im Hause umherzugehen, aber die Aufregung der vergangenen Nacht, nach alledem, was sie in den letzten Tagen erlitten, hatte ihr einen Kopfschmerz zugezogen, der sie so blendete und lähmte, daß sie sich wieder hinlegen mußte.

Da lag sie denn in dem halb schlafenden, halb wachen Zustande, den ein nervöser Kopfschmerz hervorbringt. Es war ihr, als ob sie eine Fliege in einem Spinnengewebe wäre, und als ob die Spinne sie festzuspinnen versuchte. Es war eine sehr höfliche Spinne mit jenem Lächeln, das bis zur Hälfte ihres Gesichts hinaufging, aber niemals ihre Augen erreichen zu können schien. Sie hatte Strippen an ihren Beinkleidern und einen rötlichen Schnurrbart, und Julia schauderte, als sie von ihren feinen Fäden umwunden wurde. Sie versuchte das Scheingebilde von sich abzuschütteln. Aber je abgeschmackter ein Scheingebilde ist, desto schwerer wird man es los. Denn siehe da! Die Spinne küßte ihr die Hand. Dann war es ihr, als hätte sie mit großer Anstrengung das Gewebe durch-

Digitized by Google

brochen. Aber ihre Flügel waren dabei zerrissen worden, und ihre Füße waren von den feinen Strähnen gefesselt, die noch daran hingen. Sie konnte sie nicht abstreifen. Wollte ihr niemand helfen, wie sie ja oft selbst die Spinnengewebe von den Füßen von Fliegen aus bloßem Mitleid abgezupft hatte? Und den ganzen Tag hindurch verfiel sie immer und immer wieder in diesen Zustand des Halbbewußtseins und fragte immer und immer wieder, ob ihr denn niemand helfen wolle, aus den Maschen herauszukommen.

Gegen Abend brachte ihre Mutter ihr eine Tasse Thee und ein Stück gerösteten Weißbrots, und zum erstenmale im Leben der Tochter, soweit sich diese zurückerinnern konnte, machte sie einen Versuch, ihr ein wenig Zärtlichkeit zu zeigen. Es war ein ungeschickter Versuch; denn wenn der große Abgrund zwischen Mutter und Kind sich einmal befestigt hat, so läßt er sich nur schwer überbrücken. Und indem sie sich in der neuen Rolle unbehaglich fühlte, ließ Frau Anderson sie fallen und nahm ihr früheres Wesen wieder an, indem sie, im Begriffe, die Thür zu schließen, bemerkte, daß sie sich freue, daß Julia „Vernunft annehme und den rechten Weg einschlüge."

Julia sah in dieser Bemerkung zuerst nichts besonderes. Aber nach einer Weile fiel ihr ein, daß Humphreys ihrer Mutter einiges von dem, was in der vergangenen Nacht vorgegangen war, erzählt haben mußte, etwas, worauf jene Andeutung sich gründete. Dann verfiel sie in das frühere starre Vorsichhinbrüten und war in dem früheren Spinnengewebe, und siehe, da gewahrte sie auch die frühere Spinne mit dem abgegrenzten Lächeln, dem Schnurrbart, den Strippen und den Petschaften! Und das Tier versuchte sie festzumachen, und sie sagte „Ja." Und sie konnte deutlich das kleine Wort sehen. Die Spinne erfaßte es und verspann es zu einem Gewebe und fesselte sie damit. Und sie konnte alle die andern Gewebe durchbrechen, nur das nicht, welches aus diesem einzigen Wörtlein gesponnen war, das ihren Lippen entflohen. Das heftete sich an sie, sodaß sie weder fliegen noch gehen konnte. August konnte ihr nicht helfen — er wollte nicht kommen. Ihre Mutter half der Spinne. In diesem Augenblicke kam gerade Cynthy Ann mit ihrem Besen herein. Ob sie sie wohl sehen und sie freifegen würde? Sie versuchte, sie zu rufen, aber ach! sie war ja eine Fliege. Sie versuchte, summend aufzufliegen, aber ihre Flügel waren fest in das Gespinst verwebt. Sie war am Ersticken, und sie konnte sich nicht regen. Die Spinne lächelte sie an!

Dann erwachte sie schaudernd. Es war Mitternacht vorüber.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gewebe wird zerrissen.

Die Armut, sagt Béranger, ist allezeit abergläubisch. So ist der Mensch aber immer, wenn er aufs äußerste gebracht ist. Juliens gesunde Körperbe-

schaffenheit hatte der Krankheit widerstanden, die sie bedrohte, ihr fieberischer Zustand hatte sich mit dem Kopfweh verloren. Sie empfand jetzt nur ein Verlangen: sie mußte eine Freundin haben. Aber die herbe Frömmigkeit, die sich in Cynthy Anns Zügen ausprägte, hatte nie ihre Neigung auf diese gelenkt. Es war ihr stets erschienen, als ob Cynthy ihre Liebe ganz ebenso mißbilligte als ihre Mutter. Cynthys Gesicht trug in der That das Gepräge chronischer Mißbilligung. Ein nervöser junger Diener am Evangelium sagte, immer beenge und bedrücke es ihn, wenn Cynthy Ann seiner Predigt beiwohne. Es käme ihm vor, als ob sie wider alles, was er sage, etwas hätte.

Aber jetzt empfand Julia, daß es für sie nur eine Aussicht auf Rat und Hilfe gebe. Hatte sie nicht in ihrem Traume Cynthy Ann mit einem Besen gesehen? Sie wollte sich bei Cynthy Ann Hilfe erbitten. Unter ihrer harten Schale mußte ein Herz sein.

Aber wie an sie gelangen? Die liebreiche Wachsamkeit ihrer Mutter ließ sie mit Cynthy niemals allein. Vielleicht war es gerade die stete vorsichtige Bewachung, die Julia auf den Gedanken gebracht hatte, daß Cynthy Ann möglicherweise ihre Verbündete werden könnte. Sie mußte versuchen, eine Unterredung unter vier Augen mit ihr zu haben. Aber wie? Es gab nur einen einzigen Weg. Schwarzäugige Leute kennen keinen Aufschub. Recht oder unrecht, Julia handelte in jener Nacht mit rascher Entschiedenheit. Ehe sie sich noch einen genauen Plan gemacht hatte, wie sie zu verfahren habe, war sie aufgestanden und in ein Kattunkleid gefahren. Aber es gab ein Bedenken. Herr Humphreys pflegte lange wach zu bleiben, und er konnte in der Vorderveranda sein. Sie konnte ihm auf dem Gange begegnen, und das erschien ihr schlimmer als die Aussicht, einer Bande von Indianern in den Weg zu kommen. Sie lauschte und sah zum Fenster hinaus; aber sie konnte nichts entdecken. Sie entschloß sich, es zu wagen. Mit leisem Fuß und klopfendem Herzen eilte sie den Gang entlang bis an die hintere Veranda am obern Stockwerke, denn in jener Zeit waren die Häuser im Westen so gebaut, daß sie sowohl oben wie unten und vorn und hinten eine Veranda hatten. Einmal auf die hintere Veranda gelangt, wandte sie sich zur Rechten und stand vor Cynthy Anns Thür. Aber jetzt ergriff sie eine neue Furcht. Wie, wenn Cynthy erschrak und laut aufschrie?

Cynthy! Cynthy Ann! sagte sie, neben dem Bette in der kleinen, schmucklosen Stube stehend, in der Cynthy Ann seit fünf Jahren hauste, in welche einen Schein von Behaglichkeit oder eine Spur von Anmut zu bringen sie aber niemals versucht hatte.

Cynthy! Cynthy Ann!

Hätte Cynthy Ann irgendwo anders als in diesem Teil des Hauses geschlafen, so würde ihr Aufschrei — welches Frauenzimmer könnte einen leisen Aufschrei unterdrücken, wenn sie plötzlich geweckt wird — die Familie alarmirt und auf die Beine gebracht haben. Dies geschah indeß nicht.

Digitized by Google

Ei Kind, was machst du hier? Du bist wohl nicht recht bei Trost, und du mußt auf der Stelle in deine Stube zurückgehen. Und Cynthy war aufgestanden und zog Julien bereits am Arme.

Ich bin wohl bei Troste, Cynthy Ann, und ich will nicht in meine Stube zurück, wenigstens nicht eher, als bis ich mit dir gesprochen habe.

Was giebts denn, Julchen? sagte Cynthy, indem sie sich auf das Bett setzte und sich anschickte, ihren alten Kampf zwischen Pflicht und Neigung wieder zu beginnen. Cynthy erwartete immer eine Versuchung. Sie hatte oft im Claßmeeting *) gesagt, daß Versuchungen aller Orten in der Luft schwebten, und sobald Julia ihr gesagt, daß sie ihr eine Mitteilung zu machen habe, war Cynthy sicher, sie werde darin eine Versuchung des Teufels finden, etwas zu thun, was sie nach der Bibel oder nach strenger Deutung der methodistischen Disziplin nicht thun dürfe. Und Cynthy war eine sehr strenge Ausdeuterin.

Julia fand es jetzt, wo sie ihren Entschluß, eine Unterhaltung zu erzwingen, angekündigt, und wo ihre Zuhörerin wartete, nicht so leicht, etwas zu sagen. Es ist der schlechteste Anfang von der Welt, wenn man eine Unterhaltung damit beginnt, daß man sagt, man beabsichtige sich zu unterhalten. Wenn ein Indianer seine Absicht angekündigt hat, ein „langes Gespräch“ zu haben, so zündet er augenblicklich seine Pfeife an und versinkt in Schweigen, bis das lange Gespräch zufällig und natürlich losgeht. Aber Julia, die weder die Pfeife noch die Stumpfheit des Indianers besaß, sah sich genötigt, rasch zu beginnen. Jede Minute des Zögerns verschlimmerte ihre Position; denn jede Minute verstärkte ihren Zweifel an der Sympathie Cynthy Anns.

O Cynthy Ann, mir ist so elend zu Mute.

Ja, ich sagte deiner Mutter diesen Morgen, daß du elend aussähest, und daß sie dir Sassafras eingeben sollte, um das Blut zu reinigen, aber deine Mutter ist so eingenommen für das Doktern mit Dampf, daß sie an nichts glaubt als an Schwitzbäder und solches Zeug.

O, aber Cynthy, das ist es ja nicht. Ich fühle mich elend im Gemüt. Ich wollte, ich wüßte, was ich thun soll.

Ich dachte, du hättest dich schon entschlossen. Deine Mutter sagte mir, du hättest dich mit Herrn Humphreys verlobt.

Ich habe mich nicht mit ihm verlobt, und ich hasse ihn. Er brachte mich dahin, jazusagen, als ich von Sinnen war, und ich glaube, er hat es angelegt, was mich fast von Sinnen bringt. Denkst du, daß er ein guter Mann ist, Cynthy Ann?

Na, nein, obschon ich über niemanden zu Gerichte sitzen will. Aber ich kann nicht begreifen, wie er gut sein soll, wo er all das köstliche Geschmeide

*) Konventikel der Methodisten, die sich nach Klassen oder Unterabteilungen der Gemeinde zu frommen Gesprächen versammeln.

an sich trägt, das in der Bibel so verboten ist, von der Disziplin gar nicht zu reden. Die Bibel sagt, ihr sollt den Baum an seinen Früchten erkennen, und ich glaube, seine Früchte sind in der Hauptsache Petschafte. Ich denke mir, eine gute, tüchtige Bekehrung auf der Sünderbank würde bewirken, daß er einige von diesen Dingern von sich thäte und in die Missionskollekte legte. Obwohl er am Ende nicht so arg sein mag; denn Jonas meint, daß die Dinger wahrscheinlich nicht von Gold, sondern vergoldetes Zinn sind. Aber ich fürchte, er ist ein Weltkind. Doch möchte ich nicht zu hart urteilen über ein Mitgeschöpf.

Cynthy, mir träumte eben jetzt, ich wäre eine Fliege und er eine Spinne, und er hätte mich ganz in sein Gewebe eingesponnen, und da kämst du gerade mit einem Besen.

Das muß ein Zeichen sein, sagte Cynthy Ann. Es ist gut, daß du es nicht den Morgen geträumt hast. Dann würde es eingetroffen sein. Aber wie stehts mit ihm? Ich dachte, du liebtest August Wehle, und obwohl ich fürchte, du treibst Abgötterei mit ihm, und obwohl ich den Verdacht hege, daß er ein Ungläubiger ist, und ich es durchaus nicht billigen kann, daß man Ungläubige heiratet, so wollte ich dir doch helfen, und darum brachte ich dir früher einmal ein Billet von ihm und steckte es in dein Bett unter's Kopfkissen. Ich fürchtete damals, daß ich etwas thäte, was Timotheus verbietet, wenn er sagt, wir sollen nicht Theilnehmer an andrer Leute Sünden sein, aber du siehst, wie konnte ich anders, als du so erbarmungswürdig aussahst und Jonas mich bat, es zu thun. Es ist fürchterlich schwer, zu Jonas zu sagen, ich will nicht, weißt du. So steckte ich denn den Brief dorthin, und ich zweifle nicht, daß deine Mutter dem Dinge nicht traute und sich seiner bemächtigte.

Was? Hat er an mich geschrieben? Geht er denn nicht mit dieser Betsey Malcolm?

Ich glaube kaum, daß er das thut. Erst noch diesen Abend sagte Jonas zu mir, als ich ihm erzählte, daß du dich mit Herrn Humphreys verlobt hättest, da sagte er in seiner Art: Der Habicht ist herabgestoßen, siehst du. Das wird der Tod von zweien sein, sagte er; denn sie wird daran sterben und der arme August auch, sagte er. Und dann fuhr er fort und erzählte, wie August auf dem Sprunge ist, die Gegend zu verlassen, und ihn gebeten hat, ihm von allem, was vorgeht, zu schreiben. Aber er sagt, das wolle er nicht thun, er wolle ihm einige Hoffnung lassen. Denn er sagte, August wäre fast wie verrückt gewesen heute — das heißt gestern; denn es ist beinahe Morgen, glaub' ich.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google



In tyrannos!

Im Jahre 1782 erschien Schillers Erstlingswerk mit dem aufsteigenden Löwen und dem Motto In tyrannos! auf dem Titelblatte. Daß die Fortschrittsherren sich diese schöne Gelegenheit zur Veranstaltung einer Jubiläumsfeier haben entgehen lassen, ist auffallend. Jener Löwe, welcher bekanntlich zu der Gattung gehört, die immer deklamirt und daher keine Zeit behält, den Feind zu zerreißen (vergleiche den „Löwen vom Quartier latin"), — die Devise, — Zitate aus den Räubern, das hätte einen glänzenden oratorischen Speisezettel gegeben, zum Schluß „Ein freies Leben" von gemischtem Chor gesungen: die gehobene Stimmung würde nicht ausgeblieben sein. Doch ist das Jahr noch nicht zu Ende, gestattet ihnen also, das Versäumte nachzuholen. Inzwischen wollen wir uns erlauben, an jene historische Reminiszenz einige Betrachtungen von unserm Standpunkte aus zu knüpfen.

Der Spruch würde ohne Frage besser zu „Kabale und Liebe" gepaßt haben. Denn dieses Drama ist wirklich ein, freilich etwas verzerrender, Spiegel der jammervollen kleinstaatlichen Zustände, welche erstickend auf dem Volke lasteten, das Reich zum Spotte der übrigen Welt und dann zur Beute der Franzosen machten. Und so starken Ausdruck der Dichter seiner Empörung über die Affen der beiden Ludwige, über ihre gewissenlosen Ratgeber, die Korruption, die Kabinetsjustiz, die Verschacherung der Landeskinder u. s. w. giebt: den am meisten charakteristischen Zug bringt er in das Bild durch seine eigene Ehrfurcht vor dem stolzen Engelland, vor der Tochter des freiesten Landes, die zu verschmähen eine Heldenthat des „deutschen Jünglings" ist. Wer an einen wahren Fortschritt glaubt und für ihn wirkt, der könnte in der That die Erinnerung an das In tyrannos! festlich begehen, und die Tagesschwätzer, welche heute noch gern

die Terminologie jener unter unerträglichem Drucke schmachtenden Zeiten unnütz im Munde führen, müßten dabei vor Scham vergehen, soweit sie dieser Empfindung noch fähig sind.

Aber brauchten sie denn um hundert Jahre zurückzugreifen? Würden nicht ihre eignen Lebenserinnerungen ausreichen? Und weil sie und ihr Anhang sich wie blind und taub geberden, leugnen, was sie mit Händen greifen können, darum will auch bei uns reine Freude an der Gegenwart sich nicht einstellen. Unmöglich ist es zu behaupten: „Jene Zeiten sind dahin für immer!" Sie können wiederkehren. Angesichts der unfaßbaren Verblendung und Verstocktheit vieler Deutschen gelangen ernste patriotische Männer bereits zu dem trostlosen Glauben, daß unser Volk nicht geschaffen sei, eine Nation zu bilden. Zur Abwehr gemeinsamer Not vereinigt, sondern sich nach Überwindung der Gefahr augenblicks wieder die Stämme, die Landsmannschaften, vergiften ihre gegenseitigen Beziehungen durch Eifersucht und Scheelsucht, und jeder einzelne setzt seinen Querkopf auf, verlangt auf seine ganze aparte Weise regiert zu werden, und schreit über Unterdrückung, weil das nicht geschieht. Früher hatte mans bequem, da wurde alle Schuld an den Mißgeschicken Deutschlands den Dynastien aufgebürdet. Der liberale Bürger schmähte oder spottete über das Anklammern der kleinen Fürsten an ihre Hoheitsrechte und über ihre Abneigung, sich einem großen Gemeinwesen einzuordnen. „Wenn einmal das Volk selbst bestimmen dürfte . . .!" Das ist nun abgethan. Bismarck bezeugt den Dynastien, daß sie jetzt die Träger des nationalen Gedankens seien; daß die Deutschen es nicht sind, beweisen sie tagtäglich. Einem großen Reiche anzugehören, von der Weltstellung desselben, von dem Respekt des gesammten Auslandes persönlich zu profitiren, das lassen sie sich wohl gefallen, nur wenn sie ein Titelchen von ihren Gewohnheiten dafür opfern sollen, dann ist es nichts mehr mit dem deutschen Bruder. Diesem widerhaarigen Geschlechte ist keine Vernunft beizubringen. Wenn es nach ihrem Willen ginge, würden sie morgen die Beute der slavischen oder romanischen Nachbarn sein.

Stimmen dieser Art werden keinem Leser fremd sein. Und wer möchte leugnen, daß das Raisonnement nur zu sehr sich auf Thatsachen stützt, und daß unsre neueste Geschichte uns erst unsre Vergangenheit bis auf Armin, Marbod und Segest zurück verständlich macht. Können und dürfen wir hoffen, daß der durch Jahrtausende konservirte Volkscharakter sich nun plötzlich ändern werde? Gewiß nicht. Aber ebensowenig können und dürfen wir an der Zukunft des Vaterlandes verzweifeln. Die zungenfertigen Führer der auf die Schwächung des Reiches hinarbeitenden Parteien beweisen eben, was sie durchaus nicht beweisen wollen, nämlich, daß dieses deutsche Volk absolut ungeeignet ist, nach französischer Schablone regiert zu werden; und wer das erkennt, der hat die Pflicht, alle Kraft für das Durchsetzen von Institutionen aufzubieten, welche unsrer Art entsprechen. Bei einem so starren Individualismus, bei diesem kin-

dischen Glauben an die Herrlichkeit des Oppositionsmachens überall und zu jeder Zeit, wäre ein Regiment der Parlamentsmajorität unzweifelhaft der Anfang vom Ende; und ob Gott so langmütig sein würde, uns ungestört die Komödie nach dem Muster Griechenlands oder Perus oder sonst eines fortgeschrittenen Staatswesens abspielen zu lassen, ist doch etwas unsicher. Man kann auch überzeugt sein, daß die ungeheure Mehrheit des Volkes weit entfernt ist, das zu wollen, was ihre Wortführer anstreben. Aber ganze Bevölkerungsschichten haben sich des eignen Urteils begeben, sie lauschen gedankenlos den ihnen täglich wiederholten Tiraden und glauben endlich eine Überzeugung zu haben, die ihrem Wesen völlig fremd ist. Diesem Zustande ein Ende zu machen, ist die größte Energie notwendig, und uns scheint, daß die Parteien, welche im Ernst und in der Wahrheit ein deutsches Reich wollen, noch lange nicht entschlossen und thätig genug sind.

Denn wie die Dinge heute liegen, sollte man in Deutschland nur von zwei Parteien sprechen können, der deutschen oder Reichspartei und der andern, deren bunte Bestandteile der Kuckuk weiß was alles wollen mögen, nur nicht jenes eine, oder doch nicht ohne Bedingungen, welche es unmöglich machen würden. In friedlichen Zeiten, wie sie ja hoffentlich der Welt noch einmal bescheert sein werden, kann man sich den Luxus der Parteizersplitterung nach allen Nüancen des Farbenspektrums gestatten; jetzt sind wir noch im offnen Kriege, und da darf es nur eine Fahne und Feldbinde geben. Wenn die Partei des Reiches sich die konservative nennt, so hat sie dazu alles Recht, denn sie will erhalten, was errungen ist, es weder mit Absicht untergraben noch leichtfertig aufs Spiel gesetzt wissen. Aber der Name Konservative besagt doch nicht genug, und es haftet demselben von früher her eine Nebenbedeutung an, welche der Sache nicht förderlich ist. Wie viele stehen auf demselben Standpunkte und bekennen im stillen, daß das alte Programm der Liberalen in allem wesentlichen und vernünftigen erfüllt ist, während das übrige sich als Schaum und Nebel dargethan hat; aber konservativ wollen sie doch nicht genannt werden. Und mit solchen Schwächen muß man ja rechnen. Wenn die Frage präzis gestellt wird: Wollt ihr das deutsche Reich, wie es ist, nicht mit diesem oder jenem Vorbehalt? so treten Unzählige auf diese Seite, welche darum doch gute Liberale oder gute Katholiken zu bleiben glauben und auch bleiben dürfen.

Von der großen Partei also, welche sich unter keinem Vorwande dazu gebrauchen lassen will, an dem Reiche wieder zu rütteln oder es nach irgend einem fremden Modell umzubauen, von der Partei, welche die dieses Reich von außen und im Innern bedrohenden Gefahren erkennt, von der Partei, welche Herrn Richter dankbar ist, daß er endlich mit der Farbe herausgerückt ist und nicht bloß den innern, sondern auch den äußern Bismarck über Bord werfen will, und welche ebenso entschieden dem Manne, der dem Herrn Richter im Wege steht, als ihrem Generalissimus vertrauend folgt: von der Partei also

sprechen wir. Sie geht unsers Bedünkens nicht entschlossen genug in den Kampf gegen unsre — des ganzen Volkes — Tyrannen.

Die Tyrannen, gegen welche vor hundert Jahren gekämpft wurde, sind nicht mehr, heute stehen wir unter der Tyrannei der Zeitungen, und bevor diese nicht gebrochen wird, kann es überhaupt nicht besser werden. Wir leiden da noch an den Folgen einer Kinderkrankheit. Man hat uns so lange wiederholt, daß das höchste Gut eine freie Presse sei, und daß diese die Wunden, die sie etwa schlägt, auch selbst wieder heile, bis wir den Mut verloren haben, diesen Satz kritisch zu untersuchen. Insgeheim zweifelt ein jeder, aber die Zweifel äußern, das hieße sich mutwillig um seinen guten Ruf bei allen Biedermännern bringen, die sich mit dem Schreckgespenst der Reaktion ebenso ins Bockshorn jagen lassen, wie ihre Väter mit dem des Liberalismus. So kann es geschehen, daß die tausend und abertausend Tropfen, Tag für Tag auf denselben Fleck fallend, den Boden aufwühlen, non vi sed saepe cadendo. So haben wir uns, weil Luft und Wasser zu unsrer Existenz notwendig ist, daran gewöhnt, auch verdorbene Luft und faules Wasser als heilsam zu betrachten, und wollen der verheerenden Wirkung derselben nicht Einhalt thun. Noch ist in Deutschland das Unheil nicht so weit vorgeschritten wie in so manchem andern Lande, wo die Regierung unter dem Kommando der Parlamentsmehrheit und diese unter dem Kommando der Journalistik steht, und die Staatsmänner aller Grade bei ihren Entschließungen und Kundgebungen vor allem andern erwägen, was „die öffentliche Meinung," d. h. ein paar Dutzend Menschen in ihren Redaktionsbureaus, dazu sagen werde. So arg ist es noch nicht geworden, aber es dahin zu bringen, ist das unablässige Bemühen eines Häufleins Wissender und eines großen blinden Trosses.

Was läßt sich dagegen thun? Für die Wiedereinführung der Zensur würde schwerlich ein Mensch in Deutschland stimmen. Nicht weil jedermann von der Unanfechtbarkeit der Lehrmeinungen durchdrungen wäre, mit welchen eine Kontrole über das gedruckte Wort als Verletzung eines unveräußerlichen Rechtes stigmatisirt zu werden pflegt; das Verbot, giftige Farben anzuwenden und trichinöses Fleisch zu verkaufen, ist ja auch eine schwere Beeinträchtigung der menschlichen Freiheit! Aber leider lassen sich für die Prüfung der geistigen Nahrung nicht so genaue Vorschriften geben, es wird dabei immer zu viel von der Urteilskraft und Stimmung des einzelnen Menschen abhängen, und folglich ist die Zensur ein unzuverlässiges Werkzeug, welches oft versagt, wo es wirken sollte, am unrechten Ort einschneidet und in Summa mehr schadet als nützt. Um andre Schutzmaßregeln ist es wenig besser bestellt. Man hat wohl daran gedacht, von dem Zeitungsschreiber einen Nachweis der Qualifikation zu fordern. Allein mit den strengsten Prüfungen wäre nichts gewonnen, weil der Charakter sich nicht prüfen läßt, und weil es unmöglich sein würde, allen Unbefugten, allen Winkeljournalisten nachzuspüren und das Handwerk zu legen, welches auf

Digitized by Google

den Namen Befugter betrieben werden könnte. Und endlich läge auch da der Mißbrauch zu gefährlich nahe.

Zweckmäßige Ergänzung der Strafbestimmungen scheint nicht ganz unmöglich. Mit der Tendenz, die Verantwortlichkeit in der Richtung der Verbreitung des Strafbaren aufs weiteste auszudehnen, war man wohl kaum auf rechtem Wege, vielmehr würde es sich empfehlen, die Haftbarkeit der Zeitungseigentümer mehr zu betonen. Die letzteren müssen es ja als eine Zurücksetzung auffassen, wenn sie bloß durch einige Einbuße an schnödem Mammon für ihre Überzeugung einstehen dürfen, während die Mitarbeiter, oder gar ein armer Teufel von Verantwortlichem, ihre Freiheit zu opfern haben, und Vernachlässigung der pflichtmäßigen Obsorge läßt sich ohne Zweifel auch der zu Schulden kommen, der auf einen verantwortlichen Posten eine unzuverlässige Person stellt. Anstrengungen, dem Gesetz eine Nase zu drehen, würden, wie sich von selbst versteht, nicht ausbleiben, aber ganz so leicht wäre in dem Falle das Durchschlüpfen doch kaum, und die Haltung manches Blattes dürfte wohl eine andre werden, wenn die Ausrede: „Das Geschäft ist mein, aber um seine Leitung bekümmere ich mich nicht“ unstatthaft wäre.

In andrer Beziehung hat die Journalistik selbst vor kurzem einen beachtenswerten Fingerzeig gegeben, indem Zeitungen einen Korrespondenten verklagten, weil er ihnen erfundene Mitteilungen gemacht und sich dafür hatte honoriren lassen. Ein ähnliches Verhältnis besteht auch zwischen dem Zeitungsunternehmen und dem Abonnenten. Die Form müßte sich mithin wohl finden lassen, dem Verbreiter erfundener Nachrichten vonseiten des betrogenen Publikums zu Leibe zu gehen. Als der Reichskanzler in seiner letzten großen Rede von der Verlogenheit der liberalen Presse sprach, machte eine von jenen Zeitungen, die stolz darauf sind, den Geschmack der Menge am besten zu treffen, den geistreichen Witz, leider sei es nicht möglich, den Fürsten Bismarck wegen Preßbeleidigung zu belangen. Ob der Versuch wohl schon gemacht worden ist? Es wäre wenigstens denkbar, daß die „Verfolgung“ gestattet, aber auch der Beweis der Wahrheit angetreten würde. Und welche Fülle von Material mag gerade der Kanzler angesammelt haben! Was alles hat er nicht schon gedacht, gewollt, beabsichtigt, gesagt, vorbereitet u. s. w. u. s. w., wovon er nicht das geringste ahnte, bis die Zeitungen es ihm und der Welt verkündeten! Wenn einem Fabrikanten öffentlich nachgesagt würde, er wolle absichtlich sein Geschäft ruiniren, seine Gebäude in Brand stecken, oder er machinire hinter dem Rücken seiner Kompagnons oder dergleichen mehr, so würde er sich Recht zu verschaffen wissen; aber wenn es sich bloß um den Staat, dessen Regierung und das Haupt derselben handelt, darf ein jeder die Thatsachen entstellen, Lügen leichtfertig verbreiten oder selbst in die Welt setzen. Der Ausdruck Verlogenheit hat die Herren verletzt; nun wohl, ein kleines, aber recht bezeichnendes Beispiel aus jüngster Zeit. Aus dem Wahlprogramm des „Reichsboten“ teilten liberale Zei-

Digitized by Google

tungen aus dem Zusammenhange gerissene Stellen mit, um zu zeigen, was die konservative Partei wolle, nämlich: Erhaltung der christlichen Volksschule, Zurückweisung des Einflusses des Judentums im Staatsleben (das Wort „überwuchernden" war weggeblieben), Beilegung des Kulturkampfes und — Beseitigung des Hausirhandels. Natürlich hat sich der liberale Spießbürger bei der Lektüre bekreuzt. Da sieht man's, die leibhafte Reaktion, das pure Mittelalter! Daß die aufgeführten Punkte ungefähr nur ein Zehntel des Ganzen ausmachen, daß aber vor allem nicht Beseitigung des Hausirhandels überhaupt, sondern nur des gemeinschädlichen Hausirens „mit Vieh, Ellenwaaren, fertigen Handwerkswaaren, Schnaps und Wertpapieren" gefordert wird, erfährt der Leser nicht. Eine solche Art des Zitirens läuft aber auf absichtliche Verleumdung der Verfasser des Programms und auf Verfälschung der dem Abonnenten zu liefernden Waare hinaus. Und sollte ein Redakteur sich darauf ausreden wollen, er habe den Unterschied zwischen dem Originaltext und seinem Zitat nicht erkannt, so würde er damit beweisen, daß ihm die für seine Stellung erforderlichen Fähigkeiten abgehen. So oft es sich um Besteuerung oder um gesetzliche Beaufsichtigung der Zeitungen handelt, werden die Interessen der Zeitungsindustrie geltend gemacht, wird berechnet, wieviele Menschen dieselbe beschäftigt, wieviel Papier sie verbraucht, wieviel sie der Post einträgt; es wäre also billig, auch bei andern Anlässen sie wie andre gewerbliche Unternehmungen zu behandeln.

Daß die Publizistik zu einer Industrie geworden ist, das hat ja offenbar am meisten zu ihrem Verderb beigetragen. Auch hier zeigt sich die unbeschränkte Konkurrenz im schönsten Lichte. Gediegenheit des Inhalts, Zuverlässigkeit der Nachrichten, würdiger Ton, gebildeter Stil: das wäre ungefähr, was der Leser von seinem Blatte verlangen sollte, welcher Partei beide angehören mögen. Nun tritt aber der gewiegte Geschäftsmann auf. Er hat erkannt, daß mit einer Zeitung, insofern sie Annoncen und Reklamen aufnimmt, ebensogut ein großes Geschäft zu machen sei wie mit Getreide oder Lotterieloosen oder Hasenfellen, wenn man es nur richtig angreift, etwa nach dem System, nach welchem die großen Kleidermagazine betrieben werden. Man muß sehr viel für wenig Geld geben; nimmt einer einen ganzen Anzug, erhält er noch einen aufgebügelten Hut obenein, der Schnitt wird so eingerichtet, daß die Gegenstände jedermann „wie angegossen" passen; solide Arbeit kann natürlich niemand verlangen, wenn sie nur von heut auf morgen zusammenhält und den falschen Glanz nicht verliert. Der Mann will ja sein Anlagekapital und die großen Spesen für tägliche Ankündigungen in allen Weltgegenden wieder hereinbekommen, und zwar so schnell und oft als möglich. Niemand wird die große Ähnlichkeit zwischen beiden Geschäften verkennen. Wie auf dem Trödelmarkt preisen sich die fortgeschrittensten Blätter als die billigsten, reichhaltigsten, pikantesten und — gesinnungstüchtigsten an und suchen den Vorübergehenden an den Rockschößen zu sich hereinzuzerren. Und der Unschuldige staunt wirklich über die Menge Waare, die ihm für wenige

Digitized by Google

Mark zugesichert wird, er glaubt wirklich, daß der auf ihn einredende Menschenfreund an jedem neuen Abonnenten baaren Verlust haben müsse; und darin hat er auch nicht Unrecht. Der Abonnent ist nur das Mittel, um den Inserenten zu gewinnen, von dem lebt das Unternehmen, der baut dem Menschenfreunde die Häuser und kauft ihm die Landgüter. Und der Menschenfreund, der vielleicht über Dativ und Akkusativ stolpert und außer Stande ist, einen präsentablen Brief zu schreiben, wird eine Macht im Staate, weil er die Reklame versteht und den richtigen Spürsinn für die geistigen Bedürfnisse des echten Philisters hat. Der will ein politisches Raisonnement lesen, wie er es selbst zu führen versteht, immer das Zeugnis erhalten, daß er gescheidter sei als alle die großen Herren, welche unverdienterweise da stehen, wo er stehen sollte, will immer bestätigt erhalten, daß der größte Teil der Staatslasten auf seinen Schultern ruhe, und daß es kinderleicht wäre, allen Übelständen abzuhelfen, wenn man nur ihm und seinem Leibjournal folgen wollte. Das ist die politische Weisheit, mit welcher zu Zeiten materieller Not und ungerechter Verteilung der Lasten und Rechte die untern Schichten für die Revolution erzogen werden: übertriebene Schilderung der Notstände, Verdächtigung der Absichten der bestehenden Gewalten, Aufhetzung gegen die gesetzliche Ordnung und phantastische Verheißungen von einem glückseligen Zustande, den zu erreichen nichts weiter nötig wäre, als die Macht den Händen zu entreißen, in welchen sie sich befindet. Die Mittel sind immer dieselben gewesen, so lange es Staaten giebt, und haben sich auch stets wirksam erwiesen, wo nicht klares Wollen und Energie am Ruder standen. Jetzt fehlen freilich die Vorbedingungen für demagogische Thätigkeit. Niemand wird in seinen Rechten gekränkt, die Verwaltung ist in musterhafter Ordnung und steht unter Kontrole der Öffentlichkeit, und der Armut zu steuern ist gerade jetzt die Regierung mit einem Ernst und Scharfblick bemüht, wie nie zuvor irgendeine Regierung. Verfügte die Agitation nur über die Mittel früherer Zeiten, sie müßte scheitern beim ersten Versuch. Da bietet sich ihr die Presse dar, welche täglich in ihre Leute hineinredet, ohne Widerlegung zu finden, denn jene lesen ja nicht, was die Gegner vorbringen. Die Dreistigkeit der Sprache befremdet wohl zuerst, imponirt aber bald. „Es muß doch etwas daran sein, es steht ja täglich in der Zeitung!" Und die von Haus aus gemäßigteren Blätter schlagen endlich auch dieselben Töne an, weil sie nicht verdunkelt und aus der Gunst ihrer Abonnenten verdrängt werden wollen. So bildet sich denn der liberale Philister in aller Ruhe und Behaglichkeit seiner Existenz ein, unterdrückt zu sein, Ursache zum Mißtrauen und zum Murren gegen ein Regiment zu haben, für das er täglich seinem Schöpfer danken sollte. Er weiß nicht oder vergißt, welcher Segen sich über Frankreich ergossen hat, als vor hundert Jahren dort dieselben Lehren vorgetragen worden waren, gläubige Anhänger gefunden und es im Verein mit der Nachsicht und Schwäche der Regierung dahin gebracht hatten, daß nach dem Ausdruck Taines nicht mehr das Volk den Autoritäten,

Digitized by Google

sondern die Autoritäten dem Volke gehorchten. Wie der Börsenspieler sich einbildet, er, er allein werde den Moment erhaschen, um seinen Gewinn in Sicherheit zu bringen, so glaubt der liberale Philister, ihm werde beschieden sein, in Ruhe die Früchte zu genießen, welche die moderne Laterna magica ihm an die Wand zaubert.

Aber jedes Volk hat die Presse, die es verdient. Es genügt nicht, daß wir mit Abscheu und Ekel uns von dem Treiben jener Komödianten abwenden, welche Camille Desmoulins und Konsorten kopiren, ohne doch von der Zeit das Stichwort zu erhalten wie jene. Wir müssen uns vor Augen halten, daß gegen Landplagen mit Verordnungen und Strafen allein nicht geholfen werden kann, sondern jeder Hand anlegen muß auf seinem Platze. Wir dürfen nicht warten, bis der Heuschreckenschwarm alles, was grünt und blüht und keimt, vernichtet und nur seinen Luft und Boden verpestenden Unrat zurückgelassen hat. Es muß eine Liga der anständigen Leute geschlossen werden, welche sich zur Pflicht macht, gegen das Gezücht mit allen ehrlichen Mitteln unnachsichtlich zu Felde zu ziehen. Niemand darf die Blätter jener Sorte in sein Haus lassen, niemand sie an öffentlichen Orten in die Hand nehmen, niemand vor allem direkt zu ihrem Einkommen beisteuern. Es muß dahin gewirkt werden, daß kein Schriftsteller von Namen, der sich nicht jener Partei verschrieben hat, an solchen Blättern mitarbeite, und es gilt dies namentlich von Romandichtern, die dazu dienen müssen, das giftige Zeug in die Familien einzuschmuggeln. Wir dürfen nicht ermüden, die Gedankenlosen darüber aufzuklären, welchen Tendenzen sie Vorschub leisten, welche Zustände sie herbeiführen helfen. Das ist Ehrenpflicht, das erfordert aber auch die Selbsterhaltung. Wir sind im Kriege, je energischer wir ihn führen, desto eher kann auf Frieden gerechnet werden. Und der Kampf gegen angemaßte und mißbrauchte Gewalt hat ja immer die Sympathien Rechtlichdenkender. Darum vorwärts in tyrannos!

Zur Geschichte des deutschen Liberalismus.



Der Name, unter dem zum Behufe der letzten Reichstagswahlen die fortschrittliche und die sezessionistische Fraktion sich zusammengethan und sich dann auch mit den nahestehenden Fraktionen rechts und links zu vereinigen und als eine große liberale Partei hinzustellen gesucht haben, hat das Auge der Tagespolitik wiederholt auf die Entstehung und Bedeutung des Namens „liberal" hingelenkt und so auch uns zu dem hier mitzuteilenden Versuch einer kurzen historischen Dar-

Digitized by Google

stellung des deutschen Liberalismus den Anlaß geboten. Weiter als bis ins zweite Jahrzehnt dieses Jahrhunderts (nicht weiter, als unsre eigne unmittelbare Erfahrung reicht) haben wir dabei nicht zurückzugehen, da das Wort „liberal," das als politischer Ausdruck auch im Englischen und Französischen ein Neologismus (im Italienischen ein Fremdwort) geblieben ist, erst damals, zusammen mit dem Gegenwort „konservativ," aus Spanien gelegentlich der Revolution von 1820 und des drei Jahre später gegen dieselbe, sowie gegen die Konstitution von 1812, gerichteten Krieges in einen Teil des übrigen Europas importirt wurde, als eine Bezeichnung für neue konstitutionelle Einrichtungen und Gesinnungen im Gegensatz zu den hergebrachten — „konservativen" — des absolutistischen (karlistischen) Monarchentums, und also namentlich auch im Gegensatz zu der absolutistischen Restaurationspolitik, die damals von Wien aus Europa beherrschte und den französischen Krieg gegen Spanien angeordnet hatte. Die systematische Unbedingtheit, mit der diese sogenannte konservative Politik der verbündeten Regierungen auf die Herstellung vorrevolutionärer Zustände und antirevolutionärer Grundsätze hinarbeitete, hatte bei einem Teile der Bevölkerungen als natürliches Gegenspiel das nicht minder unbedingte System einer allgemeinen Wiederaufnahme und Fortführung jener Grundsätze und Zustände hervorgerufen, für welches nun das Wort „liberal" eine passende Benennung und antikonservative Parole wurde. Und während so die beiden Worte „liberal" und „konservativ" sich in England als neue Namen für den, schon über ein Jahrhundert alten, Antagonismus zwischen Whigs und Tories geltend machten, in Frankreich aber den neuentstandenen politisch-sozialen Widerstreit zwischen der unverbessert zurückgekehrten Emigration und der stufenweise zurückkehrungssüchtigen Revolution zu bezeichnen dienten, wurden sie für beide Länder zugleich ein Mittel, um zwischen ihnen und den übrigen Nationen einen allgemeinen Zusammenhang des Parteiwesens herzustellen und insbesondre das liberale Europa gelegentlich auf ein gegen die Regierungen zu schließendes Schutzbündnis mit dem französischen und (seit Canning) englischen Liberalismus hinzuweisen.

Unter diesen liberalen Parteien des übrigen Europas indessen war der deutsche Liberalismus von dem englischen und französischen seinem ursprünglichen Zweck und Wesen nach durchaus verschieden und auf die Idee eines Zieles gerichtet, das weit mehr der konservativen als der liberalen Politik angehörte, nämlich auf die Herstellung eines neuen deutschen Reichs und Kaisertums. Daß die im Krieg und Sieg gegen den fremden Feind neu bethätigte geistige Einheit des „alten Reichs deutscher Nation" nun auch, anstatt des in Wien interimistisch vereinbarten (nur als Interim auch von einigen Regierungen anerkannten) Kompromisses, sofort einen dauernden würdigen Ausdruck erhalte, war gewiß ein an sich echt konservativer, nicht minder historisch als natürlich berechtigter Wunsch und Gedanke, und liberal an demselben waren nur die konstitutionellen und

parlamentarischen Einrichtungen, mit denen Deutschland dieses neue Reich, nach dem Beispiele Englands, bekleidet zu sehen wünschte, und doch auch wieder für diesen (von Männern wie Stein, Hardenberg und Humboldt vertretenen) Wunsch sowohl in der alten Reichsverfassung als in den schon seit 360 Jahren (seit 1455) versuchten Reformvorschlägen eine historisch-konservative Rechtfertigung fand. Wenn also gerade dieser an sich konservative deutsche Liberalismus schneller und schroffer als irgend ein andrer — nur vielleicht mit Ausnahme des jedenfalls historisch weit weniger berechtigten italienischen — dem konservativen Hasse seiner Regierungen verfiel und von denselben als Hochverrat verurteilt wurde, so entsprang diese seltsame Thatsache zunächst eben nur aus der zweifelhaften Natur jenes staatenbundlichen Interims, das, vermöge seiner unbedingten Nichtanerkennung einerseits und unbedingten Anerkennung und Festhaltung andrerseits, fünfzig Jahre lang der böse Pfahl in unserm deutschen Fleische, die hemmende Klippe im Strom unsers nationalen Lebens gewesen ist und der Hauptanlaß nicht nur zu einer immer wachsenden Verfeindung der liberalen und der konservativen Partei, sondern auch zu einer immer wachsenden, sich gegenseitig reizenden, antinationalen Entartung der einen wie der andern.

Die Entartung des deutschen Liberalismus läßt sich am deutlichsten, namentlich während ihrer ersten Epoche (1818—1830), an der Geschichte der deutschen Burschenschaft verfolgen, dieses jugendlichen deutschen Selbsterziehungsvereines, der, von Mitkämpfern der Freiheitskriege gestiftet, durch die Wartburgfeier geweiht und im Nachklang Körnerscher, Schenkendorffscher und Arndtscher Kriegslieder erwachsen, sich wohl berufen finden durfte, eine friedliche Fortsetzung jenes großen kriegerischen Reformwerkes darzustellen, der sich aber leider bald im Zwiespalt mit jenem Interim, unter dem dreifachen bösen Einfluß eigner Verblendung, internationaler Verführung und kurzsichtiger bundestaglicher Verfolgung, seinem ursprünglichen Trieb und Beruf mehr und mehr entfremdete. Die dem französischen Jakobinismus und italienischen Carbonarismus entnommenen wahnsinnigen Doktrinen Karl Follens und seiner schwarzen Bundesgenossenschaft (wie wir dieselben namentlich aus Heinrich Leos Jugenderinnerungen kennen) bildeten in dem reinen Blute der deutschen Jugend gewiß zuerst nur einen einzelnen schwarzen Tropfen, gewannen aber durch die Sandsche That, und zwar besonders infolge der gegen dieselbe und ihren vermeintlichen burschenschaftlichen Zusammenhang gerichteten Untersuchungen und Verurteilungen, eine tiefer um sich greifende Bedeutung. Das vereinzelte krankhafte Verbrechen, das von Wien und Frankfurt aus als das Erzeugnis einer großen geheimen Verschwörung ausgerufen und gerichtet wurde, verlor durch diese Behandlung das Abschreckende seines ersten Eindrucks und erschien, gleich so manchem andern an die Wand gemalten Teufel, manchem jugendlichen Auge nun in dem verklärten Halbdunkel eines heroischen Beispiels, eines mahnenden Aufrufs zu Vorkampf und Opfertod in dem neuen Teutoburger Verschwörungskriege gegen falsches Recht und un-

Digitized by Google

echtes Regiment. Und da es für das Gemüt des Menschen, besonders des Jünglings, nichts gefährlicheres und verderblicheres giebt als fortdauernden heimlichen Groll und wühlenden Haß gegen allgemeine öffentliche Verhältnisse, so verfielen auch solche patriotisch-revolutionäre Phantasien bald einer noch schlimmeren Entartung, bei der sich der politische Haß allmählich auf alle ethischen und religiösen Verhältnisse übertrug, ja zuletzt die Vaterlandsliebe selbst angriff und von jenen heroischen Knospenträumen deutscher Wiedergeburt nichts übrig ließ als eine Windsaat internationaler Freiheitsdoktrinen und sozialer Gleichheitsutopien, von jenem patriotischen Selbstopferungsfeuer nichts als einen Aschenhaufen Jung-Hegelscher Selbstvergötterung.

Auf den meisten deutschen Universitäten fand sich schon seit Mitte der zwanziger Jahre die Burschenschaft in zwei mehr oder minder deutlich ausgesprochene Richtungen gespalten: gegenüber der ursprünglichen, jetzt als altdeutsch oder christlichdeutsch verhöhnten Richtung, eine neue jungeuropäische, die über das künftige deutsche Reich hinweg mit der Zukunft einer großen Völkerrepublik liebäugelte, anstatt für deutsches Volkstum für amerikanisches Menschenrecht und französische nackte Vernunft Propaganda machte und nicht minder die geschichtlichen als die religiös-symbolischen Bedingungen und Formen des menschlichen Lebens als Romantik verspottete. Ein Jahrzehnt später aber war, unter Mitwirkung der Julirevolution, diese letztere Richtung nicht nur auf den Universitäten, sondern auch, besonders vermittelst der Hallischen Jahrbücher, in der deutschen Literatur und dem gebildeten Mittelstande die herrschende geworden, und feierte, gegenüber der kurzen — sofort als „deutscher Michel" verhöhnten — nationalen Regung von 1840, in Heines „Atta Troll," seinen „Reisebildern" und ähnlichen Gedichten den höchsten frechsten Triumph ihrer Entartung. Es war ein, bisher kaum gehörig gewürdigtes, großes Verdienst der achtundvierziger Erhebung, daß sie dieser während eines Menschenalters gesammelten deutschen Blutvergiftung Luft machte und zwischen dem entarteten und dem deutschverbliebenen Liberalismus den Ausbruch einer Reihe parlamentarischer Kämpfe hervorrief, bei denen sich die pseudo-ideale Rohheit und demagogische Selbstsucht und Vaterlandsverräterei des ersteren, zum lehrreichen Schrecken nicht minder des unmittelbaren Gegners als des gesammten Deutschlands, fürchterlich enthüllte, bei denen aber freilich auch dieser Gegner, obgleich schließlicher Sieger, doch seine beste Zeit und Kraft einbüßte und das eigentliche Ziel der Erhebung, die Stiftung des neuen preußisch-deutschen Reiches, nun kaum noch zu erkennen, geschweige denn zu erreichen vermochte. Auf die in Frankfurt, Stuttgart und Rastatt besiegelte Niederlage der einen liberalen Partei folgte die in Erfurt und Olmütz besiegelte der andern; und der über beiden Niederlagen in Frankfurt, Wien und Petersburg gefeierte, in Berlin erduldete Triumph bildete zu der dreiunddreißigjährigen Herrschaft des von seiner „Sündflut" weggeschwemmten Metternichschen Systems noch einen traurigen zehnjährigen Nachwinter, in dessen

letzten drei Jahren sich jedoch bereits der kommende siegreiche Frühling deutlich verkündete.

Der so lange als idealer Wahn und revolutionärer Frevel verurteilte und teilweise dann wirklich dazu entartete nationale Gedanke hätte die Realität und Gesetzlichkeit seiner ursprünglichen Bedeutung nicht glänzender rechtfertigen können als durch diesen seinen schließlichen Sieg, durch seine in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870 stufenweise errungene und sofort durch bundesstaatliche Verträge und parlamentarische Gesetzgebung ausgebildete und befestigte staatsmännisch-kriegerische Verwirklichung. Das neue Reich, von dem der zerrissene und zerfahrene Volkswille des Frankfurter Parlaments nichts zu schaffen vermocht hatte, als einerseits den zweifelhaften Beschluß einer unausführbaren Kaiserwahl, andrerseits den verzweifelten Versuch eines dreiköpfigen Zerrbildes, trat jetzt durch den einheitlichen Willen und Entschluß des Kaisers und seines Ministers fest und sicher ins Leben, und vollendete sich, so wie es die deutsche Jugend dereinst geträumt und auch Friedrich Wilhelm IV. geahnt hatte, auf den siegreichen Spuren des großen Erhebungskrieges von 1813, als die alle einzelnen Fürsten und Staaten freiwillig umfassende, alle Bedingungen des Landes und der Geschichte, der Vergangenheit und Gegenwart gerecht ausgleichende, begeisterte That des ganzen deutschen Volkes. Und indem die junge Borussia-Germania ihre Kaiserverkündigung im Tempel der dreihundertjährigen Feindin, der übermütigen France, selbst vollzog und die Säulen ihrer kaiserlichen Wiedergeburt über dem Sturz des gallischen Kaisertums, über den wiedereroberten Trophäen ihres eignen ehemaligen Sturzes aufrichtete, verkündete sie der Welt zugleich die große internationale Bedeutung ihres Sieges, verkündete sie die an die Wiederherstellung ihrer alten Macht geknüpfte Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes, den aus dem Ende jenes letzten Interregnums aufsteigenden Beginn eines neuen Reichs des Friedens und der Gerechtigkeit auf Erden.

Wohl hätte man erwarten sollen, daß ein solches mächtiges Ereignis, eine solche von der Vorsehung Schritt auf Schritt und Schlacht auf Schlacht so wunderbar geführte große That sofort im neuen Reiche und Reichstage selbst allen Hader der Parteien schlichten und Alt- und Jungliberale, zusammen mit den Konservativen, zu einer großen Reichspartei vereinigen werde, um, Hand in Hand mit Kaiser und Bundesrat, den durch kriegerische Begeisterung errungenen Sieg nun auch durch männlichen patriotischen Verstand zu befestigen und nach innen und außen gegen alte und neue Feinde sicherzustellen. Denn wie stark auch das, bald wieder mit Österreich verbündete, neue Reich jetzt dastand und wie mächtig es bereits in der russisch-orientalischen Frage sein altes kaiserliches Schiedsrichteramt wieder auszuüben wußte, so war diese seine zurückeroberte Stellung doch noch viel zu jung und noch mit zu vielen Erinnerungen und Nachwirkungen der alten sechshundertjährigen, vom Beginn des einen bis zum

Ende des andern Interregnums reichenden Ohnmacht verflochten, als daß sie nicht neben Furcht und Achtung auch den gesteigerten Haß und Neid des Auslandes, den gesteigerten Trotz und Widerstand der innern Abtrünnigkeit hätte hervorrufen und gegen diese zwiefache Gefahr des eignen patriotischen Schutzes und Trutzes dringend hätte bedürfen sollen. Dem Revanchegeschrei des Pariser Chauvinismus antwortete der Moskauer Deutschenhaß, und zu diesen beiden ausländischen Feindschaften gesellte sich ein doppeltes feindseliges Ausland im eignen Innern: hier der alte Feind, der Romanismus, für den das protestantische Kaisertum ein neuer Grund der Entfremdung und Reichsfeindlichkeit wurde; dort das neugebildete, dem Jungliberalismus als selbständige Partei entwachsene internationale Sozialdemokratentum, das den parlamentarischen Beginn des neuen Reichs nicht besser zu feiern wußte als durch eine Vergötterung der Pariser Kommune. Und wenn durch die seit 1849 vollzogene Ablösung der sozialdemokratischen Partei von der jungliberalen die letztere eine glückliche Reinigung erfahren und diese dann auch dadurch bestätigt hatte, daß sie sich in Berlin bei den Landtagswahlen von 1861 als eine „deutsche" Fortschrittspartei aufthat, so war doch auch diese sogenannte deutsche Fraktion mit den militärisch-deutschen Absichten der Regierung sofort in einen heftigen Widerstreit geraten und aus einer nominalen Bundesgenossin des werdenden Reiches dessen erbitterte mehrjährige Gegnerin — gleichsam ein drittes feindliches Ausland im eignen Innern — geworden. Zur Entnationalisirung des Liberalismus in Preußen hat vielleicht nichts so sehr beigetragen, als dieser, auch die altliberale Partei mit sich fortreißende, sogenannte Konflikt, der, einerseits auf die Staats- und Reichsraison des militärischen Bedürfnisses, andrerseits auf den Buchstaben eines Verfassungsartikels gestützt, den liberalen Verstand mehr als je gegen die realen Verhältnisse und Bedingungen der zu lösenden deutschen Frage verblendete, und anstatt aller der aus der Erinnerung von 1848 zu schöpfenden politischen Lehren nichts in ihm aufkommen ließ, als die Lust zur Wiederaufnahme der in der Paulskirche und der Singakademie geführten rechthaberischen Verfassungsstreitigkeiten. Hat doch die Erbitterung dieses Konflikts von seiten der liberalen Opposition nicht nur den Sieg von Königgrätz, sondern auch die erbetene und erteilte Amnestirung überdauert; ja hat doch mancher Fortschrittsmann auch die Siege von 1870 nur mit der Besorgnis begrüßt, es könne durch dieselben das Recht des Parlamentarismus gefährdet und der Opposition die Aussicht auf einen neuen siegreichen Konflikt abgeschnitten werden.

Ein glückliches nationales Gegengewicht indessen erhielt dieser fortschrittliche Berliner Liberalismus im Jahre 1866 durch die zu Landtag und Parlament entsandten Abgeordneten aus dem neu- und außerpreußischen Deutschland, einmal eben weil dieselben von dem Konflikt nicht unmittelbar berührt worden waren, dann aber auch, weil die meisten dem Nationalverein angehört und als Mitglieder dieses zur Abwehr ausländischer Gefahren gestifteten und auf eine vor-

Digitized by Google

parlamentarische Wiederaufnahme des preußisch-deutschen Programms von 1848 gerichteten deutschen Vereins sich während der letzten sieben Jahre das deutsche Bewußtsein reiner und frischer erhalten hatten als der landtägliche Oppositionsliberalismus. Aus den Männern dieses Vereins aber, in Verbindung mit den Altliberalen und einem Teil der Fortschrittspartei, bildete sich dann die große nationalliberale Partei, von allen Parteien jedenfalls dermalen die treueste und würdigste Epigonin des ursprünglichen deutschen Liberalismus und nationalen Gedankens, und deshalb jedenfalls auch die geeignetste, um im Jahre 1871 dem Kaiser und Bundesrat als parlamentarische Regierungspartei beim legislativen Ausbau des neuen Reiches vorzugsweise behilflich zu sein, eines Reichs, das ohne jenen nationalen Gedanken, ohne seine sowohl politisch leitende als kriegerisch begeisternde Mitwirkung, sich niemals verwirklicht haben würde. Und so fand sich nun der deutsche Liberalismus, nachdem er fünfzig Jahre lang zu einer bloß idealen und interimistisch-revolutionären Zukunfspolitik verurteilt gewesen und auch im Zoll- und Norddeutschen Parlament nur mit halben Verhältnissen zu rechnen gehabt hatte, jetzt zum erstenmale auf den festen Boden einer öffentlichen gesetzlichen Wirksamkeit gestellt und hatte zu zeigen, ob er der ihm zugewandten hohen Aufgabe gewachsen, ob er derselben nach allen früheren Mißverhältnissen noch würdig geblieben, oder auch durch den letzten Krieg wieder würdig geworden sei.

Und daß eine solche reformatorische Wirkung des Krieges in der That nicht ganz ausgeblieben, daß der siegreiche Aufschwung der Gemüter auch einen gewissen Umschwung der politischen, namentlich liberalen, Anschauungen mit sich gebracht, das zeigte sich am deutlichsten bei der eines solchen Umschwunges am meisten bedürftigen Fortschrittspartei, die sofort in Presse und Rede ihr früheres Liebäugeln mit dem Franzosentum von 1789 aufgab, und insbesondre ihre während des Konflikts so laut erklungenen antimilitärischen Lobpreisungen einer Volksmiliz und levée en masse verstummen ließ. Jene dereinst in der Linken des Frankfurter Parlaments (zuerst gelegentlich der polnischen Frage) eingetretene Trennung einer wieder national denkenden Hälfte von der andern unbekehrten wiederholte und vervollständigte sich jetzt auf die Weise, daß auch von den (teilweise im Auslande lebenden) Männern dieser letzteren Hälfte die größere Zahl zu dem antifranzösischen deutschen Banner zurückkehrte, und daß namentlich der Gründer der (oben erwähnten) Hallischen Jahrbücher sich von den französirenden Jungdeutschlandsideen dieser Zeitschrift lossagte und den ursprünglichen Gefühlen seiner deutschen Jugend neue Treue bekannte.

Aber leider hatte diese ganze, sowohl moralische als physische, deutsche Emigration viel zu lange gedauert und hatte während dieser Zeit viel zu viel Falsches gelernt und Irriges gelehrt, als daß sie, und daß mehr oder minder der gesammte deutsche Liberalismus, die bereits Fleisch und Blut gewordene Sophistik aller solcher falschen Lehren jetzt mit einemmale hätte von sich stoßen

Digitized by Google

und die ihm durch den neuen Freiheitskrieg zugewandte hohe Aufgabe wieder mit der strengen patriotisch-sittlichen Gesinnung jenes ersten Freiheitskrieges hätte in die Hand nehmen und sofort einer des großen Sieges würdigen Lösung entgegenführen können. Erheischte doch die Aufgabe keineswegs eine bloße theoretisch-formale Abfassung aller der mit dem Bundesrate nun zu vereinbarenden finanziellen, ökonomischen, administrativen und juristischen Reichsgesetze, sondern hatte sie doch neben der allgemeinen theoretischen Richtigkeit auch ihre besondre national-reale Zweckmäßigkeit ins Auge zu fassen, hatte zu erwägen, wie weit die Feststellung eines jeden den zeitlich und örtlich gegebenen, historischen und geographischen Lebensbedingungen und Entwicklungsbedürfnissen des deutschen Volkes entsprechen und dadurch unser neues, erst halbfertiges Bundesreich in den Stand setzen werde, daß es gegenüber den schon seit Jahrhunderten fertigen übrigen Großstaaten seine ebenbürtige Stelle einnehme. Namentlich aber waren dabei zwei bedingende Thatsachen zu berücksichtigen: einmal die unsichere, sowohl historisch als geographisch gefährliche Lage Deutschlands zwischen Frankreich und Rußland, zweitens unser uralter, nur immer in den Tagen der Begeisterung stoßweise zurücktretender Mangel an Nationalgefühl und dagegen fortdauernder Überfluß an persönlichem Selbstgefühl und Unabhängigkeitsdünkel, an jenem, unter dem Namen der Libertas Germanica wohlbekannten, bald mehr korporativen, bald mehr individuellen Dünkel und Trotz, der zum Zerfall des alten Reiches so wesentlich mitgewirkt und der seit bald zweitausend Jahren (schon seit den Tagen Armins) auch heute noch, auf Kosten unsers nationalen Stolzes und Selbstgefühls, noch immer lustig fortwuchert.*) Und da gegen diese doppelte, von außen und innen drohende Gefahr das neue Reich nur ein genügendes Schutz- und Heilmittel besitzt, seine Wehrpflicht und Heereseinrichtung, so hatte die neue Gesetzgebung vor allem der Pflege dieser kostbaren preußisch-deutschen Errungenschaft, dieses zugleich schirmenden und erziehenden, zugleich als Schild und als Schule dienenden nationalen Lebenszweiges patriotische Rechnung zu tragen.

Aber der hier bezeichnete strenge Maßstab einer nationalen Realpolitik war leider nicht der, mit dem die liberale Majorität an ihre legislative Aufgabe herantrat; vielmehr bewegte sich dieselbe noch immer vorzugsweise auf dem unsichern metaphysischen Boden jenes vor dreiundzwanzig Jahren in den Frankfurter Grundrechten zu ephemerer Geltung gelangten unrealen Pseudo-Idealismus, jener allgemeinen egoistisch-freiheitlichen, materialistisch-humanen, demokratisch-internationalen Theorien und Doktrinen, an die (wie oben erwähnt) der deutsche Liberalismus sein nationales Gefühl und Gewissen allmählich verloren hatte, und deren legislativer Verwirklichung derselbe nun auch jetzt nicht anstand viele lebendige

*) Von einem ausländischen regierenden Fürsten, der, deutsch geboren, Gelegenheit gehabt hatte, auch Rußland, England und Frankreich genau kennen zu lernen, hörte ich einmal die Bemerkung: Dasjenige Individuum der vier Nationen, bei dem er den nationalen Stolz am schwächsten, den persönlichen Dünkel am stärksten entwickelt gefunden, sei das deutsche.

Digitized by Google

wirkliche Grundrechte des deutschen Volkstums zum Opfer zu bringen. So wurden in den Beschlüssen über Freizügigkeit, Gewerbe- und Wucherfreiheit dem freiheitlichen Individualismus die Gebote ländlicher Sitte, gewerblicher Gliederung und öffentlicher Moral, in den Beschlüssen gegen Schutzzoll und indirekte Besteuerung eben diesem Individualismus, sowie zugleich dem (pseudowissenschaftlichen) internationalen Materialismus die Tugend eigner Kunst- und Gewerbthätigkeit, das nationale Zusammenhangsgefühl des einzelnen Lebensaufwandes und das finanzielle Selbständigwerden des Reiches, in der (auch nach 1871 unverändert beibehaltenen) Einführung französischer Maße und (besonders) Maßbenennungen der internationalen Bequemlichkeit das volkstümliche Gewissen des alten deutschen Worts und Gebrauchs,*) in den vielfachen Milderungen des Strafrechts (nebst versuchter Abschaffung der Todesstrafe) dem individualistischen Humanismus das volkstümliche Rechts- und selbstrichterliche Gemeindebewußtsein zum doktrinären Opfer gebracht; ja und auch das Heerwesen, dieser zwiefache Grundpfeiler unsrer nationalen Sicherheit und Erziehung, ist für den fortschrittlichen Teil der liberalen Majorität nur ein Gegenstand fortgesetzter materialistisch-demokratischer Angriffe und Bemängelungen geblieben.

Nicht minder reichsgefährlich aber als diese fortschrittliche Opposition gegen das Heerwesen war die den gesammten reichstäglichen Liberalismus beherrschende und namentlich bei dem legislativen Widerstande gegen Schutzzoll und indirekte Besteuerung mitwirkende Doktrin von dem sogenannten wirklichen Konstitutionalismus, d. h. von einem dem Reichstage grundsätzlich zustehenden Mitausübungsrechte nicht nur der legislativen, sondern auch, vermittelst parlamentarischer Majoritätsminister, der exekutiven und regierenden Gewalt, von welcher dem eigentlichen Inhaber derselben, dem Monarchen, außer der Heeresführung nichts verbleiben dürfe als ein unpersönlicher Name und unverantwortlicher Schein-

*) Auf eine vom Reichstag (20. Juli 1870) abgelehnte Petition für Beibehaltung der alten Maße (oder wenigstens Maßbenennungen) bezieht sich das folgende (tags darauf in der Spenerschen Zeitung veröffentlichte) „Geharnischte Sonett“:

Heil dir, o Reichstag, der als Reichsgericht
Für deutsches Recht du kühn dein Wort verpfändet,
Entschlossen Hilf' und Weihe hast gespendet
Dem Tag, der blutig durch die Wolken bricht!
Deß nur dir zürn' ich, daß, vom falschen Licht
Gemeiner Wissenschaft auch heut verblendet,
Du dem Protest dein Ohr nicht zugewendet
Gegen französisches Maß und Gewicht!
Wie Pilz und Raupe frißt am deutschen Hain
Solch fremder Nam' und Brauch: säß' er seit Jahren
Dem Volke schon, Gott schütz' es, im Gebein,
Nicht könnt' es, angefressen von Hektaren,
Metern und Litern, heut so stark und rein
Sich messen mit dem Witze der Barbaren.

Digitized by Google

wille. Denn wenn die Gefahren einer solchen, der englischen Praxis, im Widerspruch mit der preußischen Verfassung, entlehnten Doktrin für England selbst bis jetzt nur wenig hervorgetreten sind, so verdankt die edle, verständige, national-reale Brittannia dies eben nur ihrer insularen Lage und Geschichte, ihrer gebietenden Seemacht und festen aristokratisch-monarchischen Gliederung, während dagegen unsre kontinentale, demokratisch-ideale, fünfundzwanzigstaatliche Germania durch Annahme eines solchen parlamentarischen Regimentes sofort den eigentlichen Halt ihres einheitlichen Daseins, den persönlichen Begriff und Anblick, Willen und Entschluß ihres Bundesreichs preisgeben und sich der Gefahr aussetzen würde, daß dasselbe, von den wechselnden Majoritäten eines sogenannten Volkswillens hin- und hergetrieben, von neuem auseinanderbreche und dem im Westen und Osten lauernden Feinde stückweise als zeitweilige Beute zufalle. Das Reich, das nur kraft des einen kaiserlichen Willens, im Bunde mit dem der Fürsten und der gesammten geschichtlich-wirklichen Nation, obwohl im zeitweiligen Widerspruch mit dem des preußischen Landtags, geschaffen werden konnte, kann sich auch nur kraft der ungestörten Fortdauer einer solchen persönlichen Gewalt lebendig erhalten, kann nur aus dem unmittelbaren persönlichen Wort und Anblick des Kaisers das immer erneute Bewußtsein seiner eignen Persönlichkeit, nur aus seinem immer wachen Blick und Entschluß die siegreiche Sicherheit gegen feindliche Angriffe und Verschwörungen schöpfen. Und so kann auch der Kaiser selbst dieser seiner Aufgabe nur dadurch gewachsen bleiben, daß ihm das Vollgefühl einer solchen persönlich-realen, niemandem als Gott und ihm selbst verantwortlichen obersten Gewalt nicht entzogen werde, und kann dasselbe für sein Gewissen und pflichtgemäßes Handeln ebensowenig entbehren, als er für seinen politischen Verstand, um denselben mit der fortschreitenden Entwicklung des allgemeinen nationalen Bewußtseins im steten Gleichgewicht zu erhalten, des Parlaments und Bundesrats und der mit beiden zu vereinbarenden Gesetzgebung entbehren kann.

Wie fremd und unbequem aber dieses nicht minder in der preußischen Verfassung als im allgemeinen Staatsrecht begründete Machtverhältnis des Monarchen dem deutschen Liberalismus erschien und wie sehr es dessen korporativer Eitelkeit und parlamentarischer Omnipotenzsucht widerstebte, das zeigte sich, beim Beginn des neuen Reichstags, in der mehr oder minder erbitterten Verwunderung, mit der von den liberalen Parteien die beiden auf Bethätigung jenes Verhältnisses gerichteten Kundgebungen, die kaiserliche Botschaft und der königliche Erlaß, entgegengenommen wurden. Während von den Nationalliberalen zwar die Verfassungsmäßigkeit des neubethätigten Rechtes anerkannt, aber doch die Zeitgemäßheit dieser Bethätigung bezweifelt wurde, erhob — gleichsam zur Widerlegung solcher Zweifel — die Fortschrittspartei gegen beide Kundgebungen, besonders gegen den Erlaß, eine Reihe der heftigsten oratorischen Anklagen und Angriffe, als seien die kaiserlichen Worte nur ein vom Reichskanzler

Digitized by Google

zur Deckung seiner eignen Person und seiner persönlichen Pläne versuchter neuer Konflikt, ein Versuch, ebenso gefährlich für die konstitutionellen Rechte und bürgerlichen Freiheiten des Volkes als für die Würde und Sicherheit der Krone selbst; ja und da das bisherige pseudo-loyale Agitationsmittel einer Trennung der Person des Monarchen von der des Reichskanzlers jetzt unmöglich geworden, so stand der Führer der Fraktion nicht an, seine fortdauernde königstreue Gesinnung dadurch zu bezeugen, daß er, über die gegenwärtige Regierung, deren Tage gezählt seien, hinweg, der kommenden zuwinkte und die Hand bot!

Aber der Ton solcher Anklagen und Angriffe war nun bereits der Ausdruck einer in der Geschichte des deutschen Liberalismus neueingetretenen Entnationalisirungsepoche und stand im Einklange mit dem regierungsfeindlichen Wahlprogramm, unter dem sich die fortschrittlichen Liberalen mit den von der nationalliberalen Fraktion abgefallenen Sezessionisten zusammengethan und, noch mit beabsichtigter Aufnahme der süddeutschen Republikaner und Hinüberziehung der Nationalliberalen, als jene zu Anfang erwähnte eine große liberale Partei hinzustellen versucht hatten. Den positiven Teil des vereinbarten sezessionistisch-fortschrittlichen Wahlprogramms bildeten jene egoistischen und materialistischen Freiheitsdoktrinen, auf die wir als Entartungen des deutschen Liberalismus bereits mehrfach hingewiesen haben, jene pseudo-idealen Schlagwörter vom Rechte des Individualismus, Konstitutionalismus und freien Bürgertums, vom Schutze des armen Mannes gegen Zoll und indirekte Steuer, und also namentlich auch vom alleinigen Heil des — wiederherzustellenden — Freihandelssystems, eines Systems, das nicht minder mit der Sitte und Geschichte aller übrigen großen Nationen als mit der natürlichen Bedeutung eines der wichtigsten Elemente des nationalen Lebens, des industriellen, im schroffen Widerspruche steht, und das, indem es diesem Elemente nur eine individualistische und internationale Geltung zumißt, das nationale Gewissen sowohl der Konsumtion als der Produktion unterdrückt und, anstatt eines täglich wachsenden allgemeinen Thätigkeitstriebes und Zusammenhangsgefühls, nichts hervorzurufen geeignet ist als täglich abnehmenden Mut und Eifer zur Arbeit und wachsenden Unmut über den Druck der direkten Besteuerung. Der pseudo-ideale Zauber aller solcher freiheitlichen Schlagwörter aber erhielt dann in den Wahlreden dadurch eine gewisse verzerrte Realität, daß er mit persönlichen Angriffen auf den Reichskanzler sowie Protesten gegen dessen „absolutistisch-schwindelhafte Steuerreformpolitik" in unmittelbare Verbindung gesetzt wurde, insbesondre mit Protesten gegen das Tabaksmonopol, dieses in Aussicht genommene wichtige Reichseinkommensobjekt, das, als ein zur Herstellung der finanziellen Selbständigkeit des Reichs vorzugsweise geeignetes Mittel, doch jedenfalls von seiten eines deutschen Liberalismus keine solche Feindseligkeit hätte erwarten sollen, das aber, anstatt seiner hohen nationalen Bedeutung, für den sezessionistisch-fortschrittlichen Liberalismus nichts bedeutete als ein treffliches Wahlagitationsmittel, als ein „die Tabaks-

pfeife des armen Mannes“ und „den Staatswucher auf Kosten hunderttausend brotloser Arbeiter“ ins Feld führendes neues drastisches Schlagwort. Und fast möchte man in einer solchen oratorisch-gaukelhaften Verwendung des Tabaks eine böse Nachwirkung seines eignen mißbräuchlichen Gebrauchs erkennen und eine Rechtfertigung des französischen Spottwortes, als bestehe zwischen der deutschen Tabakspfeife und der Liberté Germanique der Bierhäuser ein gewisser wahlverwandtschaftlicher Zusammenhang.

Noch schlimmer reichsfeindlich aber als diese Agitation gegen das Tabaksmonopol war die in den Wahlreden und Wahlbriefen gleichfalls eine Hauptrolle spielende Agitation gegen den „Staatssozialismus“ des Reichskanzlers, d. h. gegen den von ihm, in Verbindung mit der Steuerreform, vorgelegten Plan eines umfassenden Reichsarbeiterunterstützungsgesetzes, offenbar zu dem doppelten Zweck, daß dadurch in Deutschland sowohl die sozialistische Frage selbst ihrer einzig möglichen Lösung entgegengeführt als auch dem Reiche eine neue mächtige Quelle moralisch-physischer Stärkung zugeführt und so durch die Lösung der einen Frage zugleich die Lösung der andern, der deutschen, glücklich vollendet werde. Denn wenn es, nach allgemeinem Urteil, für eine friedliche Lösung der sozialistischen, d. i. der Arbeiternotstandsfrage, in der That kein passenderes Mittel giebt, als die vom Reichskanzler vorgeschlagene Einrichtung obligatorischer Selbstunterstützungskassen mit landschaftlich-korporativer Gliederung und Selbstverwaltung, so wird das für diese Einrichtung bei den Arbeitern erforderliche allgemeine Zutrauen auch gewiß nur in einer, der Heereseinrichtung gleichartigen, obersten kaiserlichen Führung und Obhut seinen genügenden Stützpunkt finden können, nur in jenem wohlbekannten obersten Blick und Befehl, der, wie er über das Kriegshandwerk und die militärische Erziehung Deutschlands wacht, so nun auch über dessen freidliche Arbeit und Arbeitserfolge zu wachen berufen ist. Das revolutionäre Wahnbild einer großen kommunistischen Völkerrepublik, mit dem der Anarchismus und Nihilismus den deutschen Arbeiter zu verlocken sucht, erheischt als Gegengewicht den sicheren Hinblick auf eine einheitlich-mächtige Fürsorge im eigenen Vaterlande, eine Fürsorge, die nicht minder den unmittelbaren Ertrag der Arbeit gegen fremde Konkurrenz und Geldübermacht schützt, als den Betrag der zum Schutz gegen Alter, Krankheit und Unfall eingezahlten Ersparnisse verbürgt und sicherstellt, und denselben auch, wo nötig, aus eignen Mitteln — aus einer, besonders zu bildenden, Reichshilfskasse — ergänzen wird. Und welche mächtigere Stärkung und Sicherung kann dann auch seinerseits das Reich gewinnen, als die Herstellung eines solchen millionenfach persönlichen Vertrauensverhältnisses, das ein Dritteil der deutschen Bevölkerung dauernd an Kaiser und Reich fesselt und jenes schon vorhandene Band militärischer Zucht, Pflicht und Ehre mit einem neuen allgemeinen Bande bürgerlicher Zucht und Ehre, häuslicher Tapferkeit im Durchkämpfen des täglichen Lebenskampfes verknüpft und das Selbstgefühl des militärischen Zusammenhangs zu einem Gewissen der großen

Digitized by Google

nationalen Gliederung erweitert! Und auf welchem rühmlicheren gewissenhafteren Wege als diesem kann das neue Reich zugleich seine eigne historische Mitschuld an einer sozialen Krankheit sühnen, deren aus Frankreich importirte Keime ihre Entwicklung und Verbreitung auf deutschem Boden doch hauptsächlich, zunächst der Zerfahrenheit des alten Reichs und letzten Interregnums, dann aber besonders der wühlerischen Bauernkriegsberedtsamkeit verdanken, mit der in den Jahren 1848 und 1849 wandernde Apostel eines mehr oder minder entarteten deutschen Liberalismus das Volk im Namen des künftigen Reichs zum Kampfe gegen die bestehenden Verhältnisse aufwiegelten! Die demagogische Redekunst und Sophistik, die damals unter schwarzrotgoldnem Banner gegen Bundestag und Kleinstaaterei, gegen Militär- und Polizeistaat donnerte und den Flamberg schwang, ist für die, so heute unter roter Fahne gegen Geld, Besitz und Sitte donnert und das Messer zückt, ein unverkennbares Vorbild gewesen und hat dann wieder — zum Beweise des fortlaufenden, aber freilich hier an keine Schuld und Sühne denkenden Zusammenhangs — in den letzten sezessionistisch-fortschrittlichen Wahlreden, nur jetzt mit umgedrehter, gegen das Reich gekehrter Windfahne, ein unverkennbares Nachspiel gefeiert.

Als ich am Abend des 27. Oktober v. J. mich nach den letzten Ergebnissen der Berliner Reichstagswahlen zu erkundigen ging, geriet ich in den Straßenaufruhr eines fortschrittlichen Wahlsieges und glaubte mich, inmitten dieses tausendfachen Jubels, dieses den Sieg des „Volkes“ gegen „Reaktion, Absolutismus und Junkertum“ verkündenden Triumphgeschreies, wirklich einen Augenblick in die Strömung des Jahres 1848, in den wüsten Enthusiasmus der Berliner Märztage und Frankfurter Septembertage zurückversetzt; konnte aber dann, bei dem Gedanken an alle die seitdem eingetretenen großen Ereignisse, nicht umhin, an einige der jubelnden Männer neben mir die Frage zu richten, wann und wie und von welcher Seite denn heute eine Reaktion zu befürchten sei? Doch gewiß nicht, sagte ich, von Kaiser Wilhelm, unserm allgeliebten, gerechten und pflichtgetreuen Reichsoberhaupte; und ebensowenig von dem, nicht minder verfassungstreuen und nicht minder nationalgesinnten, geliebten Thronfolger; und ebensowenig von dem Reichskanzler, der, sagte ich, durch sein tapferes, siegreiches Mitwirken an unserm, ohne ihn nimmermehr zustande gekommenen, Einheitswerke doch gewiß nicht den Verdacht verdient hat, als könne er je daran denken, diesen großen Sieg durch einen reaktionären Rückzug preiszugeben. Da ich aber auf diese Fragen keine andre Antwort erhielt, als verwunderte Blicke und wiederholte Schmähungen auf „Steuerdruck,“ „Steuerschwindel,“ „Kornwucher,“ „Junkertum,“ „Pfaffentum,“ sogar auf das — „Deutschtum,“ da überkam mich das Gefühl, als sei die heutige Entartung des deutschen Liberalismus noch eine schlimmere als die im Jahre 1848, als sei der demagogische Mißbrauch, der damals mit dem nationalen Gedanken getrieben wurde, doch für unsre deutsche Sitte und Gesinnung viel weniger verderblich gewesen, als der dem Volke heute

von fortschrittlichen Demagogen eingeredete und eingeschreckte Abfall von diesem Gedanken. Bildete doch von allen den damals geforderten und davongetragenen revolutionären Errungenschaften der Glaube an das kommende neue Reich den festen konservativen Kern, den unverletzten und unverletzbaren patriotisch-religiösen Grundgedanken, und ließ über allem Blut und Dunst des Augenblicks dieses mutig zu erstrebende hohe Ziel, diesen hingebungsvoll zu erstürmenden Siegesgipfel immer leuchtend emporsteigen; während das sezessionistisch-fortschrittliche Wahlprogramm — dieses unmittelbar an dem Kreuzberg unsers zweiten großen Freiheitskrieges aufgebaute Tivoli — dem nun glücklich erreichten Ziele den Rücken wendet und, unter dem Banner individualistischer Freiheit, d. i. selbstsüchtiger Eitelkeit, Wohlfeilheit, Sparsamkeit und Bequemlichkeit, das deutsche Volk alle die edeln Empfindungen seines langen tapfern Ringens und Erringens wieder vergessen und die Männer verleugnen lehrt, durch die der Himmel seine Tapferkeit gesegnet und mit Sieg gekrönt hat.

Es war zu erwarten, daß bei dem unter dem Einflusse solcher Wahlagitationen neuentstandene, auf Kosten der reichstreuen Fraktionen durch Fortschrittler und Sezessionisten beschickten Reichstage die vorgelegten Reformpläne, trotz der kaiserlichen Botschaft und trotz der Reden des Reichskanzlers, doch keine Annahme finden würden, namentlich nicht das Tabaksmonopol, das, als ein so wesentliches Stärkungsmittel des Reiches, den kirchlich-politischen Rücksichten gerade derjenigen Fraktion widerstrebt, deren gesundem nationalökonomischen Verstande die bisherigen wirtschaftlichen Reformen ihre Annahme hauptsächlich zu verdanken gehabt haben. Mit dem unnatürlichen Abfall des reichsfreundlich gebornen Liberalismus, sowie mit dem hierdurch neuermutigten Eigennutz der wirtschaftlichen Sonderinteressen, verband sich die natürliche Reichsfeindlichkeit des Romanismus — mit der dünkelhaften Gesetzlosigkeit der Libertas Germana die strenge Botmäßigkeit der Libertas Romana —, um der jungen Germania diesen Weg der Lebensentwicklung zu versperren und ihr, die jetzt gleichsam auf fünfundzwanzig Schilden emporgehoben in der Luft schwebt, den festen Boden eines selbständigen Daseins noch zeitweilig zu entziehen. Aber dieser parlamentarische Mißerfolg ist immer noch ein geringeres Übel, als jene damit zusammenhängende reichsfeindliche Mißstimmung im Herzen der Wähler, als die dem Gewissen des deutschen Volkes, nach allen Büßungen und Sühnungen der Jahre 1848 und 1870, durch Wahl- und Parlamentsreden neu eingeimpfte antinationale Blutvergiftung in einem Augenblicke, wo das innere Werden unsers halbfertigen Reichs und nationalen Lebens auf dem Spiele steht, als, unter vollkommen neuen Verhältnissen, einem reichstreuen Bundesrat und großenteils deutsch gewordenem Konservativismus gegenüber, diese durch Rede und Presse millionenfach ausgestreute Saat des alten eitlen Oppositionskitzels und pseudoidealen Gedankenschwindels. Weder jene staatenbündlichen Verfolgungen und Verurteilungen, denen die Entartung des deutschen Liberalismus ihr regierungs-

Digitized by Google

feindliches Mißtrauen, noch auch jene absolutistisch-konservativen Doktrinen, denen sie, vermöge einer gewissen gegensätzlichen Wahlverwandtschaft, den einseitigen Radikalismus vieler ihrer eignen Doktrinen zu verdanken gehabt hat, sind heute noch vorhanden; während sie, die Entartung, doch heute noch, wie vor fünfzig Jahren, das mißtrauische Schreckbild der „Reaktion" und daneben das schwindelhafte Trugbild des „souveränen Volkswillens" im Banner führt und sich, gegenüber dem „Absolutismus der Regierung," mit gaukelhaftem Pathos auf die Offenbarung und unbedingte Geltung eines Willens beruft, den sie, wider Natur und Geschichte, den Wählern erst selbst eingeredet hat.

Der entartete antinationale Konservativismus ist es gewesen, der Deutschland fünfzig Jahre lang um die Früchte seines ersten großen Freiheitskrieges betrogen; hüten wir uns, daß uns nicht heute ein entarteter antinationaler Liberalismus auch um die Früchte unsers zweiten großen Freiheits- und Einheitskrieges betrüge, und daß er nicht vielleicht, wenn auch nur unwillkürlich, jener jenseit der Vogesen noch immer lauernden Erwartung entgegenkomme, „Frankreich werde zu seiner Revanche gar keines besondern Krieges bedürfen, sondern könne dieselbe getrost dem Eifer der jungdeutschen Liberté Germanique selbst überlassen."

Berlin. F. C. Meyer.



Der Regen.

Von Fritz Anders.

1. Wasser und Wärme.



Die Erde besitzt in ihrem Wasser ein ausgezeichnetes Schönheitsmittel. Was wir irgend landschaftliche Schönheit nennen, kommt ohne Mitwirkung von Wasser gar nicht zustande. Man denke an die Alpenseen mit ihrer köstlichen blaugrünen Tiefe, und frage sich, was der Rigi wert wäre, wenn er an dem trocknen Bette des Vierwaldstätter Sees stünde. Man denke an das unermeßliche Meer, wie Woge auf Woge heranzieht, immer dasselbe Schauspiel und doch jede Stunde ein anderes Bild. Man denke an den in grüner Verborgenheit murmelnden Waldbach oder an den Rheinstrom mit Schiff und Burg, an einen thaufrischen Sommermorgen oder an die Gletscherwelt unsrer Bergriesen in ihrer majestätischen Unnahbarkeit — überall ist das Wasser der Künstler. Man vergesse auch nicht die „Segler der Lüfte"; das stets wechselnde Antlitz des Himmels, die duftige Bläue der Berge, Morgen- und Abendrot und selbst das Blau des

Himmels, alles wäre ohne Wasser nicht vorhanden. Ich kann mir nichts unerfreulicheres denken als eine Mondlandschaft, schwarzer Himmel, pechschwarzer Schatten, grell weißes, gelbes und braunes Gestein, keine Nähe und keine Ferne, die ganze Landschaft ein Bild unvermittelter Flecken. Und das alles, weil der Mond kein Wasser hat.

Wenn wir jedoch dem Wassergehalte der Erde soviel Schönheit verdanken, so kann freilich auch das erfreuliche sehr unerfreulich werden, wenn die Wolkenpartien anfangen auf die Erde zu kommen. Man braucht, um anzuzeigen, daß etwas völlig mißlungen sei, den Ausdruck: es ist zu Wasser geworden. Und wie unzählige erinnern sich aus diesem Jahre nicht solcher zu Wasser gewordenen Ausflüge, bei denen die Kleider anfingen zu vergletschern, Waldbäche den Rücken hinunter liefen und Seen sich in den Stiefeln bildeten. Da gelangt mancher an das Ende des Humors — um des schönen Wassergehaltes der Luft willen. Und noch schlimmer ist es, wenn ein Mensch nach einem berühmten Aussichtspunkte tagelang gewandert ist und nun bei zweifelhaftem Unterkommen festsitzt. Die Aussicht sieht aus wie das Innere eines Sackes, und dabei ist nicht einmal die Möglichkeit eines Rückzuges vorhanden. Es bleibt nichts übrig als geduldig auszuharren, während der Regen mit klingender Unermüdlichkeit von allen Dächern trieft, aus allen Spalten sprudelt, auf allen Wegen rauscht, alle Wiesen schwammvoll füllt, und während die Ferientage unwiederbringlich dahingehen.

Und das sind immerhin nur kleine Übel; die größeren, wenn vom Regen Sein oder Nichtsein abhängt, ist es nicht nötig zu schildern. Wir brauchen in gewissen wohlzugemessenen Quantitäten das Wasser der Luft so notwendig, wie der Fisch die Luft des Wassers.

Dies Zumessen besorgen Wasser und Luft gegenseitig. Unsre Erde ist mit einem doppelten Meere, wie mit einem doppelten Kleide umgeben, dem Luft- und dem Wassermeere. Die Oberflächen beider ruhen aufeinander und sind der Schauplatz der lebhaftesten beiderseitigen Bewegungen. Beim Meere die Welle, bei der Luft der Wind. Die Welle bewegt das Meer nicht tiefer als sie selbst hoch ist; weiter unten herrscht auch während des Sturmes Stille, es müßte denn sein, daß eine Meeresströmung die ganze Wassermasse bewegte. Das Luftmeer ist an seiner Unterseite, das heißt an der auf Land und Meer aufliegenden Seite, am meisten bewegt. Die Strömungen, die wir Wind nennen, streichen mit größter Gewalt nahe der Erdoberfläche hin, und auch gewaltige Wirbelstürme reichen, wie man in Amerika auf isolirten hohen Bergen beobachtet hat, selten über 6000 Fuß Höhe empor. Übrigens darf man als Gegenbeweis nicht den Sturm anführen, welcher oft über die mehr als 10 000 Fuß hohen Berge der Alpenkette hinbraust, denn hier ist die Luft durch die im Wege liegende Bergwand gezwungen emporzusteigen. In höhern Regionen herrscht meist ein ruhiger von Südwest nach Nordost fließender Strom.

Während jedoch das Wasser völlig unelastisch ist, also auch nicht im geringsten zusammengedrängt und im Volumen verkleinert werden kann, ist die Luft in hohem Grade elastisch, sie läßt sich durch mechanischen Druck leicht zusammenpressen und dehnt sich ebenso leicht wieder aus, wenn der Druck beseitigt ist. Dieser Druck aber wird — vom physikalischen Experimente abgesehen — durch die eigne Schwere der Luft ausgeübt. Während das Wasser, dem Drucke weichend, eine Woge bildet, haben wir bei der Luft gleichsam intensive Wellen, Verdichtungen und Verdünnungen der Masse, die, sich gegenseitig ausgleichend, Strömungen, also den Wind, verursachen. Hierbei ist eine eigentümliche Temperaturerscheinung von besonderm Interesse: die sich verdünnende Luft verliert, die sich verdichtende Luft gewinnt an spürbarer Wärme.

Wir müssen uns die Wärme als Bewegung, die Wärmequelle als bewegende Kraft denken. Je größer die Wärme, desto größer der Bewegungsraum. Die einzelnen Teile eines erwärmten Gegenstandes rücken um soweit auseinander, als ihre Oscillationsweite beträgt. Damit wäre die Ausdehnung der Körper durch die Wärme erklärt. Hier hat also die Wärme nur einen gruppirenden, keinen effektiven Wert. Diesen gewinnt sie, wenn das Körperteilchen zugleich mit der größeren kleinere schnellere Oscillationen ausführt. Man kann sich die Bewegung wie die des Mondes vorstellen, der die Sonne umkreist, zugleich aber auch zwölf kleinere Oscillationen ausführt. Oder noch schematischer. Ich nehme zehn aus Wolle gewickelte Bällchen, lasse von jedem zehn Centimeter Faden frei und hänge so einen an den andern. Die Bällchen stellen die Körperteilchen, die Fäden die gruppirende Wärme dar. Das Ganze hat eine Länge von einem Meter. Soll jetzt die Kette auf die halbe Länge gebracht werden so behalte ich je fünf Centimeter Faden übrig, den ich um die Bällchen wickle, welche dadurch vergrößert werden. Umgekehrt wickle ich von den Bällchen fünf Centimeter ab, vergrößere die Gesammtlänge, aber verkleinere die Bällchen. Nicht im Bilde zu reden: Gruppirende Wärme wird verbraucht und von den erwärmten Teilchen genommen, wenn diese Teilchen weiter auseinander rücken, ebensolche Wärme wird frei und von spürbarem Effekt, wenn die Teilchen näher zusammenrücken. Dieses Auseinander- und Zusammenrücken kann durch Ab- und Zunahme von Wärme, aber auch durch mechanischen Druck und durch Aufhebung desselben bewirkt werden.

So nimmt mechanisch komprimirte Luft eine sehr hohe Temperatur an. Die zu den Tunnelbauten neuerdings verwendete komprimirte Luft wird unter einem Drucke von 7 Atmosphären auf den achten Teil des ursprünglichen Raumes zusammengepreßt; sie würde dabei auf 500 Grad Wärme steigen, wenn nicht eine stete Abkühlung durch kaltes Wasser stattfände.

Auch in der Natur kann durch mechanische Verdichtung der Luft erhebliche Wärme erzeugt werden. Am auffallendsten geschieht dies beim Wehen des Föhnwindes. Man hat diesen Wind als einen Wüstenwind ansehen wollen, der

afrikanische Temperatur bis in die Thäler der Alpen mitbringe. Aber während der Föhn heiß im tieferen Thale weht, ist es auf dem Gebirgskamme, den doch der Wind übersteigt, bitter kalt, und es herrscht das schönste Schneegestöber. Auch ist zu bemerken, daß der Föhn am heftigsten in den steil vom Hauptkamme niedersteigenden Thälern weht, während er, in der Ebene angekommen, sogleich verschwindet. Die den Alpenwall übersteigende Luft stürzt sich nämlich jenseits in die tiefeingeschnittenen abschüssigen Thäler, kommt dabei schnell unter erheblich größeren Druck und erwärmt sich dadurch um 20 und mehr Grad. Da, wo der Absturz ein Ende hat, hat auch die Erwärmung ein Ende, und der Föhn verschwindet.

Um allem Zweifel ein Ende zu machen, erscheint der Föhn auch in Grönland, wohin ein vorgewärmter afrikanischer Wind unmöglich gelangen kann. Dieser warme Wind tritt vielmehr dort an der Westküste mit östlicher und südöstlicher Strömung auf, also mit Winden, die direkt aus dem vereisten Innern des Landes kommen. Es tritt aber derselbe Vorgang wie in den Alpen ein. Ein vom Ozean einströmender Südwind, welcher das 2000 Meter hohe Innere des Landes zu übersteigen gezwungen ist, verliert aufsteigend 10 Grad und gewinnt niedersteigend an der entgegengesetzten Küste 20 Grad, eine Differenz, die sich später erklären wird. Es kann also geschehen und geschieht wirklich, daß an der Westküste Winde, die aus dem eisigen Innern herauswehen, dennoch eine Temperatur von 15 Grad haben.

Die entgegengesetzte Erscheinung, daß nämlich aufsteigende Luft in dem Maße, als sie in geringeren Druck kommt und sich also auflockert, Wärme verzehrt, läßt sich täglich beobachten. Sie ist die Voraussetzung der Wolkenbildung überhaupt.

Die frühere Meinung ging dahin: Die Sonnenstrahlen erwärmen die Luft, und zwar nach dem Verhältnisse ihrer Dichtigkeit; je dünner die Luft ist, desto weniger Wärmestrahlen kann sie aufnehmen, daher die Kälte in den höheren Regionen. Der Gegenbeweis gegen diese Annahme ist leicht zu führen. Man braucht nur ein Thermometer unter die luftleer gemachten Glocken einer Luftpumpe zu stellen und zu beobachten, daß das Thermometer dieselbe Wärme anzeigt wie ein außerhalb befindliches. Die Sonnenstrahlen gehen vielmehr durch die Luft hindurch, fast ohne sie zu erwärmen, treffen den Boden, erwärmen denselben und als dunkle Wärmestrahlen zurückkehrend auch die Luft. Die Luft wird also durch die Sonne nicht direkt, sondern erst indirekt erwärmt. Die Wärmequelle liegt nicht oben, sondern unten. Man kann höchst auffallende dahin gehörige Beobachtungen auf hohen Bergen machen. Wenn man, um bei einer Hochalpentour zu rasten, eine der rotbraunen Klippen aufsucht, die hie und da aus dem Firnschnee aufragen, so findet man bisweilen eine ganz behagliche Temperatur. Der Stein faßt sich beinahe heiß an. Dennoch thaut der unmittelbar daneben gelegene Schnee nicht. Während man in direkter Anstrah

Digitized by Google

lung der Sonne den Hut ablegt, hat die Luft wenig mehr als 0 Grad, was man beobachten kann, wenn man das Thermometer in den Schatten stellt. Ja noch mehr, die direkt fallenden und von den Schneeflächen noch mehrmals zurückgeworfenen Sonnenstrahlen ziehen die Haut in Blasen, als wäre sie mit heißem Wasser verbrannt, während der Schnee unter den Füßen kaum thaut und die Luft 1 Grad Wärme hat.

Da nun die warme Luft leichter ist als die kalte, so steigt die am Erdboden erwärmte Luft empor. Demnach würde sich allmählich die ganze über der Erde lagernde Luftschicht erwärmen, ähnlich wie ein an dem Boden erwärmtes Wassergefäß zuletzt die Temperatur der heißesten Stelle annimmt, wenn nicht die emporsteigende, unter geringern Druck gelangende Luft die Wärme verschluckte, also sich abkühlte. Enthält nun diese Luft Wasserdampf, so kondensirt sich derselbe in gewisser Höhe und bildet Wolken und Regen.

Daß sich das Luft- und Wassermeer an ihren beiderseitigen Berührungsflächen gegenseitig absorbirt, ist bereits oben erwähnt. Wie stark jedoch die Fähigkeit der Luft ist, Wasserdampf, richtiger: Wassergas in sich aufzunehmen, möge noch hinzugefügt werden. In Cumana, einer Stadt, die in Südamerika in der Nähe der Orinocomündungen und 10 Grad nördlicher Breite liegt, ist die jährliche Verdunstung des Meeres gleich einer Wasserschicht von $3^1/_2$ Meter. In Madeira beträgt sie 2,0, in Marseille 2,3, in der Nordsee 0,6—0,8 Meter im Jahre. Es ist kaum möglich, sich eine Vorstellung von dieser ungeheuren Wassermasse zu machen. Es leuchtet aber ein, daß die Menge des Wassers, die in den Land- und Weltströmen der ganzen Erde dem Meere zuströmt, nur ein geringer Teil dieser Verdunstungsmasse ist.

Doch nicht die Wasserfläche allein, auch alle feuchten Gegenstände lassen ihren Wassergehalt verdunsten, umsomehr, je mehr sie selbst Feuchtigkeit besitzen und je mehr sie Fläche darbieten. Nasses Gras läßt die Feuchtigkeit schneller verdunsten als nasse Erde. Selbst Schnee verdunstet. Der Landmann, welcher oft Gelegenheit hat, das allmähliche Verschwinden des Schnees zu sehen, ohne daß die Thautemperatur erreicht wäre, sagt ganz zutreffend: die Sonne hat ihn weggeleckt.

Die Fähigkeit der Luft, Wassergas aufzunehmen, ist abhängig von ihrer Temperatur und der Quantität des Wassers, welche sie bereits aufgelöst enthält. Denken wir uns eine Waschküche von 50 Kubikmeter Inhalt. Hat dieser Raum 22 Grad Wärme und ist mit Wassergas völlig gesättigt, so enthält er in luftförmiger Gestalt gerade ein Kilogramm Wasser. Man sieht von diesem Wassergehalte nicht das geringste, bis die Thür aufgeht und die nächstgelegenen — nehmen wir an 10 — Kubikmeter Luft auf 15 Grad abgekühlt werden. Bei dieser Temperatur kann aber die Luft eine solche Quantität Wasser nicht mehr tragen und scheidet 70 Gramm Wasser aus. Dies geschieht in Form von Wasserbläschen; wir sehen eine in der Nähe der geöffneten Thür sich bildende

Digitized by Google

Dampfwolke und beobachten im kleinen dasselbe, was im großen bei jeder Wolkenbildung stattfindet.

Nehmen wir an, über einer gewissen Gegend habe die Luft 22 Grad Wärme und sei zur Hälfte gesättigt, enthalte also auf den Kubikmeter 9,7 Gramm Wasser. Die aufsteigende Luft kühlt sich bei je 101 Meter Aufstieg um 1 Grad ab. Hat die Luft 1111 Meter Höhe erreicht, so kann sie den Wassergehalt eben noch tragen; steigt sie höher, so scheidet sie den Überschuß als Wolke aus. Der Temperaturpunkt, bei dem dies geschieht, wird als Thaupunkt bezeichnet. An warmen Sommertagen, an denen „Gewitter nicht ausgeschlossen“ sind, kann man den Vorgang sehr deutlich beobachten. Mitten im blauen Himmel erscheint eine weißliche Stelle, die sich zu einer lichten Wolke ausbildet. Man pflegt Wolken als fertige Dinge zu betrachten, als Regenmagazine, die irgend woher kommen und an Wasserinhalt unerschöpflich sind. Wie unrichtig das ist, zeigt uns der eben beobachtete Vorgang. Unsre Wolke dehnt sich aus; während sie nach unten eine glatt abgeschnittene Grenze hat, wächst sie säulenförmig empor, soweit als der mehrfach erwähnte warme Luftstrom in die Region oberhalb der Grenze des Thaupunktes vordringt und Feuchtigkeit abzugeben hat. So ist die Wolke die Haube eines feuchten warmen Luftstromes, der auf der Erde ruht oder über den Thaupunkt hinausragt. Sie bildet sich in jedem Augenblicke neu, sinkt und steigt und behält nur scheinbar dieselbe Höhe und den unteren scharfbegrenzten Abschnitt, denn in Wirklichkeit ist dieser Abschnitt nur die Sichtbarkeitsgrenze der Wolke.

Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß sich bei der Verdichtung des Wassergases zu Wasserdampf dieselbe Erscheinung geltend macht, die wir bei der Luft bemerkten, wenn dieselbe eine dichtere Gruppirung der kleinsten Teilchen anzunehmen gezwungen wird. Die gebundene Wärme wird frei. Hier also wirkt dasselbe Gesetz zweimal, und zwar die Wirkung des einen Falles dem andern entgegengesetzt. Die Luft steigt empor, kühlt sich dadurch ab und scheidet Wasserdampf aus; dieser ausgeschiedene Wasserdampf aber giebt Wärme frei, welche wieder die Luft erwärmt. Demnach vollzieht sich faktisch die Abkühlung der Luft der Höhe nach langsamer als vorhin angegeben wurde. Die Zahl der 101 Meter wird größer, und zwar umsomehr, je mehr die Luft Feuchtigkeit enthielt. Nachfolgende Zahlen geben die richtigen Größen an: Die Temperatur sei 20 Grad, die Luft sei gesättigt, enthalte also auf den Kubikmeter 17,1 Gramm Wasser in Gasform. Steigt die Luft 3500 Meter hoch, so beträgt der Druck nur noch $^2/_3$ von vorhin, das Volumen ist anderthalbmal so groß, die Temperatur $+4$ Grad geworden. Hier ist sie nur noch imstande, 6,4 Gramm Wasser zu tragen; der Rest wird als Wolke und Regen ausgeschieden. Also hält die Luft in

3500	Meter Höhe	+ 4	Grad,	9,6	Gramm Wasser	und scheidet aus	7,5	Gramm,
4200	„ „	0	„	4,9	„	„ als Schnee	1,2	„
8500	„ „	— 28	„	0,8	„	„ „	6,4	„

Das aus der Luft ausgeschiedene Wasser nimmt die Gestalt kleiner Bläschen an, die nun schwerer als die Luft sind und niedersinken, an der Thaupunktgrenze wieder zu Wassergas werden, welches, leichter als die Luft, wiederum aufsteigt. Auch werden sie von dem aufsteigenden Strom getragen, und so geht das Spiel des Aufsteigens und Sinkens fort, während oberflächlich besehen die Wolke zu ruhen scheint.

(Schluß folgt.)

Jacob Grimm und das Goethedenkmal in Berlin.

Mitgeteilt von Amelie Sohr.



Im Jahre 1860 trat auf Veranlassung des Professors Dr. Märker in Berlin ein Komitee von Männern aus allen Berufs- und gelehrten Kreisen zusammen, welches die endliche Herstellung eines Goethedenkmals in Berlin sich zur Aufgabe stellte und die für deren Erfüllung notwendigen Bedingungen und Vorbereitungen in Erwägung zog. Den Sitzungen wohnte Jacob Grimm als Mitglied des beratenden Geschäftsausschusses bei. In der Frage, wo das Denkmal seinen würdigsten Platz finden solle, trat er sehr warm für den Antrag Märkers ein, Goethes Standbild zur Seite des Schillerstandbildes auf dem freien Platze vor dem Schauspielhause aufzurichten. Zugleich legte er den Entwurf eines Aufrufs an das deutsche Volk vor, in welchem er mit beredten Worten und vom nationalen Standpunkte aus Märkers Antrag näher motivirte.

An den Meinungskonflikten der beratenden Komiteemitglieder, hauptsächlich an den Widersprüchen der unter ihnen tagenden Schillerenthusiasten, scheiterte die Entscheidung der im Sinne Märkers und Grimms gestellten lokalen Frage. Die wahrscheinliche Besorgnis, es könne Goethes Nachbarschaft ihren Helden verdunkeln, maskirte sich durch den Einwand: „es dürfe die Unverträglichkeit der schroffen Gegensätze von Realismus und Idealismus in dem geistigen Leben der beiden großen Männer, eine Unverträglichkeit, die sie oft bei Lebzeiten auseinandergehalten, in der Nebeneinanderstellung ihrer Denkmäler nicht wieder zur Erscheinung gebracht werden.“ (Wörtliche Äußerung eines der beratenden Mitglieder des Komitees.)

Wie Jacob Grimm über diese Bedenken dachte, braucht nicht gesagt zu werden; wie sie an sich haltlos und nichtig waren, ergab sich aus der künstlerischen und individuellen Wirkung von Rietschls Doppeldenkmal der beiden

Digitized by Google

Dichter in Weimar. Länger als bis zum Juni 1861 ertrug der gesinnungsfeste Jacob Grimm nicht die zu keinem Resultate führenden Plänkeleien, bei denen die politischen und persönlichen Parteileidenschaften der Kämpfenden das eigentliche und große Objekt der Diskussion ganz in den Hintergrund drängten. Am 24. Juni 1861 schied er aus und zog seinen Aufruf zurück.

Märker gab nach Grimms Tode das interessante Dokument in das Handschriftenarchiv des Archivrats Kestner in Hannover mit nachstehender Beglaubigung: „Dieses Autograph lege ich in der Sammlung des Archivrats Kestner in Hannover zum dauernden Gedächtnis des mir so teuren Verfassers an der würdigsten Stelle nieder, zugleich mit einem Abdruck der beiden Sonette, welche ich an Jacob Grimm richtete, als er aus dem Komitee schied, und mit seiner Erwiederung darauf. Berlin, den 22. Juni 1866. Professor Dr. F. A. Märker."

Die Abschrift dieses Originalkonzepts von Jacob Grimm, sowie der Sonette von Märker an Grimm und der Erwiederung des letzteren darauf habe ich im Einverständnis mit dem jetzigen Besitzer des Archivs, Herrn Georg Kestner in Dresden, an Ort und Stelle genommen und teile sie im nachstehenden mit.

1.

Jacob Grimms Aufruf.

Die Feier des zehnten Novembers hat tiefen Eindruck hinterlassen. Unwillkürlich keimten Wünsche und stiegen Verlangen auf, die bald nachher sich als laute Wünsche und Verlangen kundgaben. Allen Freunden deutscher Poesie mußte auf das Herz fallen, während Schillers Bildsäule mit lobenswertem Eifer aufzurichten beschlossen wurde, Goethe, dessen Andenken in den ringenden Wirren des Jahres neunundvierzig nur matt und trüb leuchtete, vorbeigegangen zu sehen.

Es wäre ungeschickt und ungerecht, da wo uns obliegt, unsre beiden größten Dichter zu ehren, sie sich gegenüberzustellen und abzuwägen, ob und wo der eine den andern an Armlänge oder Handbreite überrage. Im Leben haben sie zusammengestanden, sich einander erhöhend, ergänzend, erfüllend, beide die göttliche Gabe vor der Welt entfaltet, die ihnen einwohnte. Nur das ist nicht zu verkennen, daß, wie Goethe Schillern zehn Jahre vorausging, er ihn beinahe noch dreißig Jahre lang überlebte. Gegen Schillers auf kürzere Zeit gedrängte, um so gewaltigere und unaufhaltsame Laufbahn erscheint Goethes Einwirkung ruhiger, dauernder.

Eines großen, der Nachwelt geheiligten Mannes Standbild soll im Angesicht der täglich vorüberwandelnden Menge, da wo sich zahllose Schritte begegnen, auf Plätzen volkreicher Städte errichtet werden. In Berlin der Königstadt, wenn sich an ihrem weitesten Raume Schillers Denkmal erhebt, darf das von Goethe nicht unerhoben bleiben, und die Kraft, welche jenes hervorruft, wird auch diesem nicht fehlen. Das fühlen alle, nicht blos in Preußen, in ganz Deutschland. Denn vor diesen Dichtern, die beide unsrer Sprache ein fern-

reichendes Gebiet erobert und sie für immer vergeistiget haben, weicht aller landschaftliche Unterschied zurück. Durch sie sind wir ein vorangehendes Volk geworden.

Sobald die Kosten sich decken, die ein würdiges Denkmal erheischt, können die Künstler auserlesen werden und zu schaffen beginnen. Des Prinzregenten Gnade hat bereits einen ansehnlichen Beitrag verheißen, der als Grundlage alles weiteren muß angesehen werden. Zu diesem darf selbst in unsrer Zeit, die mehr als ein Standbild im Auge hat und damit alte Schulden abträgt, vertrauensvoll aufgefordert werden, weil wir an die Hauptschuld mahnen. Möge die erwünschte Unterstützung, wie nach langer Dürre erquickender Regen triest, mild zufließen.

Berlin, April 1860.

2.

An Jacob Grimm bei seinem Ausscheiden aus dem Goethekomitee am 24. Juni 1861 von F. A. Märker.

Kein größres Standbild wird Berlin errichten,
So lang' es Hauptstadt sich der Preußen nennt
Und für den Ruhm des deutschen Volks entbrennt —
Mag ein Jahrhundert um das andre dichten —
Als Goethes Bild! — Auf, laßt den Streit uns schlichten,
Der sein und Schillers Freunde feindlich trennt.
Ihr alle, die des Geistes Hauch ihr kennt,
Erhebt zum Licht euch aus des Nebels Schichten.
Laßt sich den Freund in Freundes Auge spiegeln,
Vergeßt des winzgen Tags und seiner Sorgen,
Laßt uns der Einheit schönes Denkmal gründen!
So wolltest du der Dichter Bund besiegeln,
Doch keiner hört's — uns ward versagt der Morgen,
Der einst uns sollt' ein Fest des Friedens künden!

* * *

Und du verzichtest, trittst aus unsrer Mitte;
Nichts Halbes will dein männlich starker Geist,
Nichts, dem der Genius Dauer nicht verheißt.
Du magst nicht, daß man leime, flick' und kitte.
O wär' in Deutschland heilig doch die Sitte,
Die jeden Scheinbund augenblicks zerreißt;
Dann höb' ihr Haupt die Falschheit nicht so dreist,
Und keinen gäb's, der für die Lüge stritte!
Den schönsten Namen hast du dir erworben,
Die That der Sieben leuchtet ruhmumkränzt.
Du hast des Zwingherrn falschen Spruch zerrissen,
Und wär' in uns der Mannesmut erstorben,
Mahnt uns dein Vorbild, das so rein erglänzt:
Der höchste Richter bleib' uns das Gewissen!

3.

Erwiederung Jacob Grimms an F. A. Märker.

Hochgeehrter Herr Professor, gestern konnte ich vor lauter Correcturen und Manuscripten-Rüstung nicht dazu kommen, Ihnen zu danken.

Die beiden übersandten Gedichte sollen mich noch späterhin beschwichtigen und fühlen lassen, daß meine Gesinnung und mein Streben von Allen verkannt wird. Es wird noch viel ungeduldiges Wasser die Spree hinablaufen, ehe hier das Land für deutsche Einheit reift und ehe nichts anderes mehr geschieht, als was ihr entspricht.

Erhalten Sie dem Vereine ihre rege Thätigkeit; es soll mich freuen, aus ihrem Munde von Zeit zu Zeit zu vernehmen, wie die Angelegenheit steht und sich fortbewegt.

Hochachtend und ergebenst

Jacob Grimm.

den 26. Juni 1861.

Ein russischer Gesellschaftsroman.



ährend die Welt mit einer aus Spannung und Grauen, Furcht und Hoffnung seltsam gemischten Teilnahme der Entwicklung der russischen Dinge zuschaut und entgegensieht, während das große Reich im Osten von krampfhaften Zuckungen bewegt wird, geht das Leben seinen Gang auch dort weiter, und immer sind es nur einzelne Schreckenstage und Schreckensszenen, welche den Lauf des Alltags und der gesellschaftlichen Gewohnheit unterbrechen. Ob auch die moralischen Grundlagen der Gemüter, ob die realen oder öffentlichen Zustände erschüttert und schwer bedroht sind: „sie essen und trinken, sie freien und lassen sich freien." Weil es nicht anders sein kann und in den heftigsten Katastrophen und Umwälzungen der Weltgeschichte nicht anders gewesen ist, mag sich der flache Sinn selbst den bittern Ernst der Erscheinungen hinwegreden, die in der russischen Welt zu Tage treten. Haben wir doch erlebt, daß uns (freilich vor dem Morde Kaiser Alexanders II.) in Petersburg und Moskau lebende, scheinbar zurechnungsfähige Männer erzählten: das ganze Gerede von tiefgehenden und krampfhaften Bewegungen in der russischen Gesellschaft sei Zeitungserfindung, und nirgend lebe es sich behaglicher, friedlich-geselliger und unbesorgter als in den großen Städten Rußlands. Da es Leute gegeben haben soll, welche die Existenz

Digitized by Google

Friedrichs des Großen leugneten und die Schlachten Napoleons für Lügen erklärten, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß sich Leute finden, welche den Nihilismus, die Verschwörungen, die Korruption, die hilflose Verzweiflung und geschäftige Ratlosigkeit leugnen, die das Leben des heiligen Rußland in der Gegenwart durchsetzen. Wohl aber darf es uns auffallen, wenn ein in seiner Art bedeutender russischer Roman erscheint, der ein breites Stück Leben, und zwar Leben der obern Stände, darstellt und von dem drohenden Hintergrund und bedenklichen Untergrund der ganzen Zustände des Zarenreiches nichts erblicken und ahnen läßt. Es ist wahr, daß ein Vorbericht ausdrücklich hervorhebt, Graf P. A. Walujew habe die Veröffentlichung seines Romans „Lorin"*) erst ein Jahrzehnt nach seiner Niederschrift verstattet. Allein Iwan Turgenjews meiste Romane und Erzählungen, Gogols Schriften sind eine geraume Frist früher entstanden — in ihnen allen ist eine Welt und Gesellschaft geschildert, welche noch nichts von den unbarmherzigen Verschwörern und wilden Fanatikern weiß, die heute Rußland erfüllen. Und doch verstehen wir den Menschenschilderungen der genannten beiden Dichter gegenüber nur zu gut, wie auf und aus diesem Boden alle die Dinge erwachsen konnten, die uns am heutigen Rußland erschrecken und erschüttern. Umgekehrt legt uns Walujews Roman die ernste Frage nahe: Wenn die Zustände der russischen Gesellschaft im allgemeinen so günstige und vortreffliche sind, wie sie „Lorin" schildert, wenn diese Summe von menschlicher Vortrefflichkeit, von ausgezeichneten Kräften und Eigenschaften, von innerer Wahrheit, Charakterfestigkeit und ehrenhafter Zuverlässigkeit, ein paar elende Bruchteile abgerechnet, in der That die Durchschnittssumme der moralischen Elemente im russischen Leben ist, warum ein so gesunder Körper nicht mehr Kraft und Fähigkeit entwickelt, die schlechten Säfte auszuscheiden und sich zu neuer Kraft und Wirkung zu erheben?

Freilich könnte uns der Verfasser antworten, daß die Charaktere seines „Lorin" nichts weniger als Typen sein sollen und daß der Roman vielmehr aus dem tiefsten Bedürfnis heraus gedichtet sei, inmitten der allgemeinen Zerrüttung und Zerstörung, der Korruption und Lüge die liebenswerten Gestalten, die hie und da doch leben, die erfreulichen Einzelschicksale, die auch in einer so gearteten Welt noch möglich sind, um sich zu sammeln, daß er sich und den Leser über die Durchschnittseindrücke der Gegenwart habe hinweghelfen wollen. Der Verfasser unsrer deutschen Robinsonade, der alten „Insel Felsenburg," wußte sich keinen bessern Rat, dem deutschen Elend in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu entrinnen, als daß er ein eignes seliges Eiland im fernsten, unbefahrensten Westteil des atlantischen Weltmeers erschuf, Bernardin de Saint Pierre flüchtete mit seinen natürlichen Gestalten aus dem Treiben von Paris

*) Lorin. Roman von Graf P. A. Walujew. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882. 3 Bände.

Digitized by Google

nach der Isle de France im indischen Ozean — wir aber wissen längst, daß es alles dessen nicht bedarf, daß einsame Stellen echten Glückes und menschlicher Reinheit mitten in unsern großen Städten, mitten in allem Geräusch unsrer Hyperkultur zu finden sind. Wäre alles, was uns der Dichter des „Lorin" sagen wollte, nur, daß er in seinen Umgebungen liebenswerte Menschen und anteilswerte Schicksale genug getroffen habe, so ließe sich kein Einwand erheben. Wir fürchten, daß „Lorin" mehr ausdrücken und auf eine Apologie derselben russischen Gesellschaft hinausgehen soll, welche Turgenjew mit vernichtender Schärfe und Wahrheit dargestellt hat. In diesem Falle bekennen wir, daß uns „Lorin" nicht überzeugt, umsoweniger überzeugt, als sich bei allem Optimismus des Verfassers doch gewisse Charakterzüge und Momente eingeschlichen haben, die der Wirklichkeit näher kommen als die Idyllen, welche Graf Walujew mit Vorliebe malt.

Doch setzen wir alle Beziehungen des „Lorin" zu den vorhandenen und demnächst drohenden Zuständen Rußlands beiseite, fassen den Roman, wie es ja zuletzt ein Recht des Dichters ist, rein als Kunstwerk, so muß zunächst hervorgehoben werden, daß Walujews Werk zu denjenigen Romanen gehört, die weit stärker durch ihre Charakteristik, gewisse charakteristische und geistvolle Einzelheiten namentlich des Dialogs als durch ihre Handlung interessiren. Die Silhouette des Romans ist nicht scharf und die genaueste Wiedererzählung des Verlaufs würde nur einen sehr unvollkommenen Begriff von dem Inhalt und dem Verdienst des „Lorin" gewähren. Der Held, Michael Nikolajewitsch Lorin, Rittmeister und Brigadeadjutant bei den Garden, ein stattlicher junger Offizier von großen innern Vorzügen, einer seltnen Bildung und glänzenden Zukunftsaussichten, hat sich bei Beginn des Romans in ein leidenschaftliches Verhältnis zur Gräfin Iskritzky, einer unglücklich verheirateten Dame der besten Gesellschaft, verstrickt. Gleich das Eingangskapitel „Eine Begegnung" macht klar, daß diese Leidenschaft, so aufrichtig sie ist und so ernst Lorin die Verpflichtungen nimmt, welche ihm daraus erwachsen, das tiefste Herz des jungen Mannes nicht erfüllt. Vielmehr hat ein junges Mädchen von seltnem Liebreiz, aber auch von seltner Reinheit und Charakterstärke, Olga Nikolajewna Ssobolin, einen Lorin zur Zeit noch unklaren Eindruck auf ihn gemacht, einen Eindruck, der dadurch verstärkt wird, daß Lorin in den Fall kommt, der jungen Dame einen Ritterdienst zu leisten, welcher sie zwar einer augenblicklichen Verlegenheit entreißt, dafür aber nach andrer Richtung kompromittirt. Olga Ssobolin ist die Tochter eines Ehepaares, das sich, obwohl zur guten Gesellschaft von Petersburg gehörig und durch treue gegenseitige Liebe beglückt, schwer durchs Leben schlagen muß. Der Mann ist Abteilungschef in einem der Ministerien, einer jener gewissenhaften hohen Beamten, welche unter der Last der Arbeit, die man auf ihre allzubereitwilligen Schultern häuft, beinahe erliegen und nach und nach jeder Lebensfreude, jedem eigentlichen Genuß absterben. Die Mutter, die erst in zweiter Ehe den Mann ihrer Liebe geheiratet hat, ist es allein, die durch ihre sanfte Hingebung,

ihren weiblichen Duldermut die schwindende Kraft und Zuversicht des Gatten aufrecht erhält, die einzige Tochter dieses vom Leben hartgedrückten, wundgeriebenen Paares ist das Licht des Hauses und der Gegenstand besorglicher Hoffnungen. Für Lorin ist es eine wunderlich gepreßte Empfindung, gerade dies Mädchen zum Thema eines bedenklichen, von dem mauvais sujet des Romans, dem Fürsten Tschekalow, geflissentlich verbreiteten und genährten Klatsches gemacht zu haben; da sich aber, wiederum dank dem genannten unritterlichen Fürsten, sein Verhältnis zur Gräfin Iskritzky zu einer Katastrophe zuspitzt, so kann er wenig mehr thun, als durch entschlossenes Einschreiten Tschekalows Lästermaul stopfen und darnach von Olga Ssobolin Abschied nehmen. Denn die Gräfin Iskritzky stellt, indem sie ihre Petersburger Beziehungen abbricht und sich ins Ausland begiebt, ihren Geliebten vor die Wahl, ihr entweder auf der Stelle gänzlich zu entsagen und sie undankbar allen Wirkungen der Verlassenheit und einer gewissen gesellschaftlichen Ächtung preiszugeben, oder ihr unter Verzicht auf seine militärische Karriere und alle seine Zukunftsaussichten nach Homburg zu folgen und fortan neben und mit ihr in einem ungesetzlichen Verhältnis zu leben. Lorin besitzt Pflichtgefühl und auch noch Leidenschaft für die Gräfin genug, um sich nicht lange darauf zu besinnen, daß wer A gesagt hat, auch B sagen muß. Zwar ist es, wie Lorins Freund, der Baron Ringstahl, späterhin zur Iskritzky äußert, „schwer und bitter für den Mann, sich unwiderruflich von der Freiheit seines Willens und seiner Handlungen loszusagen," zwar setzt der Onkel des Adjutanten, der General Andrej Michailowitsch Roschtschin, den Entschlüssen des Neffen den stärksten Widerstand entgegen — Lorin thut dennoch, was er nicht lassen kann, giebt alle seine heimatlichen Verhältnisse auf und geht zur Gräfin nach Deutschland. Während er nun mit ihr in einer jener wenig verhüllten wilden Ehen lebt, welche wir bei reisenden Russen alle Tage wahrnehmen können, bleibt in seinem Innern der tiefe Eindruck lebendig, den er bei seinem Abschied in der Kasanschen Kathedrale noch einmal von Olga Ssobolin empfangen hat. Olga erkrankt infolge der innern Erschütterungen und reist mit einer befreundeten Dame, der Fürstin Belsky, nach Italien, wo sie in Neapel und Rom mit ihrem Stiefbruder, dem Grafen Ratkin, aber auch wieder mit Lorin zusammentrifft. Inzwischen findet ein Briefwechsel zwischen Lorin und seinem in Petersburg zurückgebliebenen Freunde, dem Baron Ringstahl, statt. Letzterer, ein Philosoph innerhalb der guten Gesellschaft und großen Welt, hat von vornherein seine besondern Gedanken über das Bündnis zwischen Lorin und der Iskritzky gehabt und die Überzeugung gehegt, daß die Gräfin nicht seines Freundes wahre und letzte Liebe sein könne. Jetzt erkennt er mehr und mehr, daß es nur Fesseln der Dankbarkeit, der Ehre und des zarten Mitleids sind, welche Lorin an die Gräfin ketten, daß von einer beglückenden Neigung umsoweniger mehr die Rede sein kann, als der Held inzwischen an Olga Ssobolin seine Liebe gestanden hat. Dies ist der kritische Punkt des ganzen Romans; in demselben Moment, wo sich Lorin seiner Ge-

liebten vor der Welt aufs neue verpflichtet und sein Leben abermals an das ihre gebunden hat, obschon sie bereit war, ihn freizugeben, fühlt er sich gedrungen, seine eigentliche und wahre Leidenschaft vor Olga Ssobolin zu enthüllen. Infolge dessen wird die Situation der armen Olga prekärer und die Lage Lorins stets unhaltbarer, bis es endlich durch die Intervention Baron Ringstahls zu einer Trennung zwischen dem jungen Mann und Gräfin Isfritzky kommt. Lorin kehrt nach Rußland zurück, wo inzwischen auch in seinen Verwandten- und Bekanntenkreisen mancherlei Wandlungen vorgegangen sind. Er kann die einst verlassene glänzende Laufbahn nicht wieder antreten und muß sich — da er es für unvermeidlich erachtet — entschließen, sich dem Zivildienst zu widmen. Mit diesem Teil des Romans werden wir dann aus der russischen Hauptstadt und aus jenen Punkten Italiens und Deutschlands, die vornehme Russen gern als Umgebungen von Petersburg ansehen, nach der Kreisstadt und der Provinz geführt, eine ganze Reihe neuer Charaktere, die in den Gang der Geschichte eingreifen, treten auf. Aber alle Episoden können das Schlußresultat, dem „Lorin" zutreibt, nicht aufhalten: der Held findet sich in entscheidender Stunde mit Olga Nikolajewna Ssobolin wieder zusammen und erscheint endlich, nunmehr als der glückliche Bräutigam des Mädchens ein zweitesmal in der Kasanschen Kathedrale, um Dankgebete und geweihte Kerzen für die unverhofft und beinahe, möchte man sagen, unverdient glückliche Wendung seines Lebens darzubringen.

Doch, wie schon gesagt, nicht in der einfachen und ohne besondere Verwicklung oder Spannung verlaufenden Handlung liegt die Stärke des Walujewschen Romans. Die einzelnen Szenen, zu denen der skizzirte Verlauf des „Lorin" Anlaß giebt, sind mit Weltkenntnis, mit feinem Blick auch für die Äußerlichkeit der Dinge, mit gutem Takt und Geschmack dargestellt. Ohne besonders ergreifende oder glänzende Schilderungen versteht Walujew Stimmung zu erwecken, den Vorgängen einen entsprechenden Hintergrund zu verleihen. Die Hauptsache bleibt überall die Charakteristik. Eine reiche Galerie von Gestalten, von denen wir die hauptsächlichsten schon genannt haben, fesselt die Aufmerksamkeit und großenteils auch den persönlichen Anteil des Lesers. Da sind außer Lorin und Ringstahl, den Ssobolins und der unglücklichen Gräfin Isfritzky, vor allem Fürst und Fürstin Belsky, da ist Andrej Michailowitsch Roschtschin, der, nachdem er aus verzeihlichem Ärger seinem Neffen seine väterliche Teilnahme entzogen, in bedenkliche Hände gerät, da sind Fürst und Fürstin Pronsky in Krasnoserk, Fürst Sabelin, Muromsky, der Adelsmarschall und Iwan Lwowitsch Bassargin auf Bassino, lauter Figuren, die verschiedene Lebenskreise repräsentiren und, die optimistische Auffassung und Beleuchtung des Verfassers einmal zugegeben, einen Fond von menschlicher Tüchtigkeit und Vortrefflichkeit enthalten, mit dem man, wenn nicht das Reich, so doch die russische Gesellschaft reformiren könnte. Der Nichtrusse freilich wird auch in dieser optimistischen Schilderung gewisse Züge nur mit skeptischem Blicke betrachten können. So erscheint z. B. der Baron Ringstahl,



kurländischer Abkunft, der inzwischen von seiner deutschen Natur keinen Gebrauch macht und sich ganz an das heilige Rußland hingegeben hat, im allgemeinen als ein blanker Tugendspiegel. In der gesammten übrigen Welt pflegen es sonst gerade nicht die Renegaten ihres Volkstums zu sein, welche alle erdenklichen edeln Charakterzüge in sich vereinigen; in Rußland mag es Ausnahmen geben, obschon vermutlich die kurländischen und liefländischen Edelleute, die Bürger von Riga und die Professoren von Dorpat zu derlei Ausnahmen den Kopf schütteln werden. Wir zweifeln auch, ob die Mehrzahl der nichtrussischen Leser den Grafen Ratkin und ähnliche Gestalten, ja den Helden selbst, in so freundlichem Lichte erblicken wird, als es Graf Walujew gethan, aber bescheiden uns dabei:

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen!

Der Verfasser selbst ist offenbar ein geistreicher Mann, der nicht nur vieles gesehen und beobachtet, sondern auch namentlich über Erscheinungen und Gewohnheiten seiner eignen Gesellschaft besondre und gute Gedanken hat. Einzelne Unterredungen und Briefe innerhalb des Romans zeichnen sich durch Bestimmtheit und Eigentümlichkeit der Anschauung, wie durch lebendige Anmut des Ausdrucks aus; von großer Feinheit sind beispielsweise im ersten Bande die Briefe Lorins aus Homburg an Ringstahl in Petersburg, wo unter dem geistreichen Geplauder über alles Erdenkliche und der wichtigen Verständigung über Lorins Pferd sich die leise, drückende, dem Helden selbst unbewußte Verstimmung über die Gestaltung seiner Verhältnisse geltend macht. Der Dialog ist von großer Beweglichkeit und entspricht durchaus der Redeweise von Menschen, die beständig zwischen ihrer Nationalsprache und französischer Konversation wechseln. Nur im letzten Teile des Romans, in welchem dann auch die Begebenheiten, die Episoden gedrängter sind, zeigt sich der Gesprächston minder sorgfältig und überhaupt der Gesammtstil des Romans ein wenig lässiger als in den beiden ersten Teilen.

Alles in allem haben wir den Eindruck, als ob Walujews Roman nicht der unmittelbaren Gegenwart, sondern einer im Vergleich mit heute harmlosen, glücklicheren Vergangenheit angehörte, welche der Autor nicht als vergangen ansehen mag. Vom heutigen Tage ist die Welt, die „Lorin" schildert, durch eine tiefe Kluft, durch entsetzliche Vorgänge und eine wilde Erregung aller Geister und Lebenskreise getrennt, von der uns kein Landsmann des Schriftstellers zu sagen vermag, was ihr Endresultat sein wird. Haben wir unrecht, sind die Menschen und Meinungen, welche sich im Augenblick für uns auf der Oberfläche der Dinge darstellen, in der That nicht Blasen einer großen Gährung, sondern zufällige widrige Elemente, ist in ihrem Kern und Wesen die russische Gesellschaft so regenerationsfähig, wie es im Symbol der Liebe Lorins und Olgas erscheint, hat der Tschin viele so makellos pflichttreue, unselbstsüchtige Glieder wie den vortrefflichen Ssobolin, so wollen wir herzlich wünschen, daß alles, was hier vor der Hand nur in der Dichtung erscheint, bald siegreich ins Leben trete. Einstweilen weicht die Gesellschaftsschilderung dieses Romans zu entschieden und auffällig von allem ab, was wir selbst gesehen und erlebt, was uns die hervorragendsten russischen Novellisten der Gegenwart dargestellt haben, um sie für eine Spiegelung der Wirklichkeit zu halten. Soll aber „Lorin" ein Idealroman sein, welcher der irrenden und verirrten Gesellschaft wie den einzelnen neue erstrebenswerte Ziele zeigt, so darf man wenigstens sagen, daß diese Ziele nicht zu hoch gesteckt, und die Ideale nicht solche sind, welche auch unsre Herzen schlagen machen könnten. *

Digitized by Google



Der jüngste Tag.

Von Edward Eggleston.

(Fortsetzung.)



Diese Rede that Julien unendlich wohl. Sie zeigte ihr, daß August nicht treulos war, daß sie auf Cynthy rechnen konnte, und daß Jonas ihr Freund war und den Humphreys nicht leiden konnte. Jonas nannte ihn einen Habicht. Das stimmte zu ihrem Traume. Er war ein Habicht und eine Spinne.

Aber Cynthy Ann, ich bekam doch vorgestern Abend einen Brief. Mutter warf mir ihn durchs Fenster herein. In diesem Briefe sagte August, er gäbe mir mein Versprechen zurück. Ich hatte es doch gar nicht zurückhaben wollen. Was wollte er damit?

Herzblättchen, ich wollte, ich könnte dir helfen. Es ist dieser Habicht, wie Jonas ihn nennt, der alle diese Not angerichtet hat. Ich glaube, daß er ihm irgend etwas vorgelogen hat. Ich glaube, daß er ein böser Mensch ist. Ich habe es immer gesagt, daß von jemand, der Gold und köstliches Geschmeide an sich hat und Strippen trägt, nichts gutes kommen kann. Ich fürchte, du treibst Abgötterei mit August Wehle. Thue das ja nicht. Wenn du's thust, so wird Gott ihn dir wegnehmen. Frau Pearson trieb auch Abgötterei mit ihrem kleinen Kinde, küßte und herzte es jeden Augenblick, und ich sagte: Frau Pearson, Frau Pearson, nehmen Sie sich in Acht, treiben Sie keine Abgötterei mit einer sterblichen Kreatur. Und richtig, Gott nahm's zu sich. Er ist eifersüchtig, wenn wir uns einen Abgott machen. Aber ich kann nicht anders, ich muß dir doch helfen. Du bist selbst noch eine Ungläubige, und ich denke, es ist keine Sünde für dich, August zu heiraten. Es gesellt sich ja gleiches zu gleichem. Ich wollte, Ihr wäret beide Christen. Ich werde mit Jonas reden. Ich weiß nicht, was ich thun soll, aber ich werde mit Jonas reden. Er versteht sich sehr gut auf solche Sachen, der Jonas, und er hat das beste Herz, das es giebt. Und —

Cyn—thy A—ann! Es war die energische Stimme Frau Andersons, welche das Haus bei Zeiten wachrief. Jetzt erst merkten Julia und Cynthy

Digitized by Google

Ann, daß das Morgenlicht sich durch das Fenster hereinstahl. Voll Schreck saßen sie mäuschenstill.

Cyn—thy! Die Stimme kam jetzt von der obersten Stufe der Treppe; denn Frau Anderson machte es, wenn Cynthy nicht sofort erwachte, immer wie Mohamed, der zum Berge ging, wenn der Berg nicht zu ihm kam.

Antworte geschwind, Cynthy Ann, sonst kommt sie hier herein! sagte Julia, indem sie hinter das Bett schlüpfte.

Madame! sagte Cynthy Ann, indem sie nach der Thür lief, wo sie mit Frau Abigail zusammenprallte. Ich bin auf, sagte Cynthy.

Gut. Aber was giebst du denn so lange keine Antwort? Du lässest mich die ganze Treppe heraufklettern, wo du doch weißt, daß ich jeden Augenblick an einem Herzschlage sterben kann. Jetzt will ich gehen und Julien wecken.

Ach, lassen Sie die doch noch eine Weile liegen, sagte Cynthy, indem sie sogleich Gewissensbisse wegen der Täuschung empfand.

Frau Anderson zögerte einen Augenblick auf der obersten Treppenstufe.

Ju—li—e! rief sie. Die arme Julie fuhr vom Kopf bis zu den Füßen zusammen. Na, ich denke, ich will sie noch eine Weile schlafen lassen; aber ich fürchte, ich habe das Kind durch Nachsicht schon verdorben, sagte die Mutter, indem sie die Treppe hinabstieg. Sie war nur deshalb etwas milder, weil sie Julien für besiegt ansah.

Kind, ich muß sagen, es ist eine Schande, daß ich dir helfe, deiner Mutter ungehorsam zu sein. Ich fürchte, der Herr wird das nicht ungestraft lassen an uns. Denn Cynthy Ann hatte ihr Gewissen an ihre ziemlich schwächliche Logik gebunden. Besser wäre es gewesen, wenn sie es ihrem edelmütigen Herzen angetraut hätte. Aber bevor sie ihre halb bußfertige Lamentation vollendet hatte, flog Julia schon mit raschen und leisen Füßen über den Gang hin nach ihrer Stube. Hier angekommen, fühlte sie ihr Herz so erleichtert, daß sie beinahe glücklich war. Sie war aber nicht zu bald geflüchtet; denn ihre fleißige Mutter hatte ihre sündhafte Milde rasch bereut, und sie stieg abermals auf die Gefahr hin, ihr stets bedrohtes Leben zu wagen, die Treppe herauf und rief: Ju—li—e!

Sechzehntes Kapitel.

Jonas erläutert den Gegenstand.

Dachte doch, daß ich Sie hier erwischen würde, mein verehrungswürdiger und zuverlässiger Mitbürger! sagte Jonas, als er in das untere Stock der Burg Andrew Andersons trat und August begrüßte, der an Andrews Webstuhle saß. Es war am Abende nach Juliens Zusammenkunft mit Cynthy Ann. Wann gedenken Sie diese Terra Firma zu verlassen und auf einen Eichensproß zu

klettern? Heut Abend schon, he? 's geht wohl nach der Königin der Städte, um ein Dampfbootleben anzufangen in der Hoffnung, durch Auffliegen in höhere Stimmung versetzt zu werden? Nehmen Sie meinen Rat an und beeilen Sie sich nicht auf dem Wege, der hinab zur Vernichtung führt, desgleichen nicht auf dem nach oben. Ein Spiel ist niemals eher zu Ende, als bis es ausgespielt ist, und der amerikanische Adler ist ein Federvieh mit Stahlsporen. Jener holde Sänger Israels, der ein solcher Windbeutel ist, daß er sich mit Strippen an seine Stiefel festankern muß, kennt alle Kniffe und ist intim bekannt mit den Karten, ob es nun Pharo, Euchre oder French Monte zu spielen gilt. Aber ich will Schafskopf heißen, wenn die Vorsehung Ihnen nicht bessere Trümpfe in die Hand gespielt hat, als Sie denken. Niemals desperandum, wie unsre Kongreßherren sagen; denn solange noch das Lämpchen glüht, kanns immer noch geschehen, daß Sie den Gauner in die Pfanne hauen und singen und jauchzen ewiglich. Letzte Nacht ging ich mit dem Gedanken zu Bette, daß dieser Humphreys alle Trümpfe in der Tasche hätte. Diesen Morgen aber fand ich, daß er auf dem besten Wege ist, gehauen zu werden, daß er aus seinen Stiefeln springt, wenn Sie nur Ihren Stand behaupten wie ein Mann und ein genealogischer Abkömmling vom Plymouth-Felsen.*)

Andrew hielt seinen Webstuhl an und sagte, indem er August ansah:

Unser Freund spricht etwas periphrastisch und euphemistisch, aber er spricht — er wird mir's verzeihen — auch ein bischen unverständlich, ein bischen ambiguös.

Mein Liebster, ich gebe die Geschichte auf, wie eines Tages der Fischweih zum kahlköpfigen Adler sagte. Ich kann mit wunderlichen Redensarten und großen Worten prasseln, die ich bei der Feier des vierten Juli, bei Schmäusen im Freien mit ganzgebratenen Ochsen und bei großen Volksversammlungen aufgelesen habe, aber wenn Sie Ihre vierzigpfündigen Bomben von Bücherworten abfeuern, so steig' ich von meinem Baume herunter wie David Crocketts Waschbär. Mag sein, daß ich ambiguös spreche, aber ich habe Ihnen die größte Rede gehalten, die ich in meinem Korbe hatte. Und was meine gute Nachricht betrifft, so denk' ich, daß man seinen ganzen Zucker nicht gerne auf einmal aufißt. Aber ich sage zu unserm jungen und vielversprechenden Freunde von deutscher Abkunft, Liebster, sag' ich, halte dich nur noch ein Weilchen an diesem Aste da fest, und du bist gerettet.

Aber, Jonas, sagte August, indem er Andrews Weife einen Druck gab, daß sie sich umdrehte, langsam und bitter, man läßt sich doch nicht zum Narren halten, auch wenn man ein Dutchman ist.

*) Die Stelle, wo die puritanischen Pilgerväter landeten, von denen die Yankees im Osten der Vereinigten Staaten abstammen.

Digitized by Google

Aber gesetzt, man wäre — gleichviel ob Dutchman oder nicht — gar nicht zum Narren gehalten worden? Gesetzt den Fall, es wäre alles nur eine optische Täuschung von Ihnen? Da haben Sie ein Wort nach Ihrem Geschmack, Andrew, das weder ambiguös noch peri — wie heißt's nur gleich? — ist.

Aber, versetzte August, Betsey Malcolm —

Ach was Betsey Malcolm, sagte Jonas. Schlag' der Donner in Betsey Malcolm! und dann pfiff er sich eins. Machen Sie doch einen Hund zum Wächter eines Korbes mit Fleisch, wenn ihm das Wasser im Maule darnach zusammenläuft. Lassen Sie einen Reiher einen Fischteich in seine Obhut nehmen. Beauftragen Sie eine Katze, Ihre verwaisten Küchlein mit der Milchflasche aufzuziehen. Wählen Sie eine Spinne zur Wärterin einer kranken Fliege, die sich Hartleibigkeit zugezogen, weil sie zuviel Syrup gefressen hat. Lieber will ich einem Hühnerweih ein Volk Rebhühner anvertrauen, als Betsey Malcolm in Ihren Angelegenheiten Vertrauen schenken. Ich bin nicht umsonst auf dem Heimweg aus der Erbauungsstunde hinter Ihnen hergegangen und habe nicht umsonst gesehen, wie sie ihren Kopf drehte wie eine Blauelster und wie ihre Augen funkelten und so weiter, 's ist so gewiß wie was, Betsey ist mehr als die Hälfte schuld an der Geschichte.

Aber sie sagte doch —

Ich scheere mich den Henker um das, was sie gesagt hat, mein unerfahrener Freund. Sie macht sich nichts daraus, was sie sagt, wenn es auch noch so weit von der Wahrheit entfernt ist, wenn es nur in ihren Kram paßt. Und sie hat auf beiden Seiten bedruckte Patentlügen erzählt, die nach dieser wie nach rechts und links ihre Wirkung thaten. Was denken Sie denn, was Julia Anderson dachte, als sie davon erzählen hörte, daß Sie Betsey den Hof machten, wie Betsey ihr selber mit Nicken und Ducken und Kickeriki über ihr Glück berichtete. Nun sehen Sie mal her, August, ich bin Ihr Freund, wie der Bär zum Irländer sagte, als er ihn in seine Arme schloß, und ich möchte Ihnen sagen zu all dem Zeug, das Betsey Ihnen gesagt hat, spucken Sie auf die Tafel und wischen Sie's weg. Es war alles gelogen.

Diese rauhen Worte ließen August ein wunderbares Licht aufgehen. In einem Augenblicke sah er eine Menge Dinge, die er vorher nicht bemerkt hatte.

Es liegt viel rauhe Weisheit in Ihrer Rede, Jonas, sagte Andrew.

Das ist wahr, erwiederte Jonas. Sie und ich wir gingen mit einander beim alten Benefield in die Schule, als ich ein kleiner Junge und Sie schon größer waren. Sie waren immer der erste in Büchern und Übungen im Rechtschreiben. Aber ich glaube, ich kriegte meine Weisheitszähne ebenso zeitig als einige von euch, die sich mehr Gelehrsamkeit in den Kopf gepfropft hatten. Nun aber sage ich zu unserm jungen Freund und Mitbürger, gehen Sie nicht fort, bevor Sie ein tröstendes Wort zu einem Mädel gesprochen haben, das bis in die

Todesstunde an Ihnen hängen wird und dann noch getreu auf ewig die Ihrige verbleibt. Amen.

Woher wissen Sie das, Jonas, sagte August, der nicht umhin konnte zu lächeln.

Woher ich's weiß? Je nun, nach dem Zeugnis einer unbestochenen und uninteressirten Zeugin, meine Herren Geschwornen, wenn es der verehrliche Gerichtshof gütigst erlaubt. Was that Julchen Anderson letzte Nacht? Sie verwendete einige Zeit darauf, Cynthy Ann eine höchst unzeitgemäße Visite abzustatten. Und ich glaube, daß, wenn es irgend eine alte Jungfer in dieser Welt unterm Monde giebt, welche die Wahrheit schnurstracks und ohne alles Brimborium sagt, so ist es diese selbige individuelle, identische Cynthy Ann. Sie lebt in der höchsten Angst, mit Trinken von kaltem Wasser oder Einathmen von frischer Luft eine unverzeihliche Sünde zu begehen. Und die verfolgte junge Taube, die sich für verlassen und verloren hielt, schoß diesen Morgen vor Tagesanbruch in Cynthy Anns Boudoir hinein und erzählte ihr all ihr Herzeleid, und wie Ihr Brief und daß Sie mit Betsey Malcolm gingen — hier ward August verlegen —, sie beinahe dahin getrieben habe, mit den Strippen und Uhrpetschaften davonzulaufen, um Sie und Betsey und ihre treffliche und höchst liebreiche Mutter loszuwerden.

Aber sie sieht mich ja in der Kirche nicht an und schickte mir durch Humphreys beleidigende Botschaft.

Dieser Text, meine Brüder und Mitreisenden in die Ewigkeit, zerfällt in zwei Teile. Um das letzte Kapitel zuerst vorzunehmen, Geliebte, so ermahne ich euch, keinem Gauner zu glauben, es wäre denn unter Umständen, wo er sich in ungewöhnlichem und unwiderstehlichem Grade versucht fühlt, die Wahrheit zu sagen. In diesem Falle rate ich euch nicht, auf die Tafel zu spucken und es wegzuwischen. Zerbrecht die Schieferplatte und werft sie weg. Und zum zweiten Artikel zu kommen, welcher bei meinem Texte der erste ist, wohl aufmerkende Gemeinde. Sie hat Sie in der Kirche nicht angesehen. Nun wissen Sie vermutlich nichts von dem Herzfehler ihrer Mutter. Dieser Herzfehler ist ein Trumpf, den Abigail Anderson bei jeder Gelegenheit ausspielt. Nun denken Sie sich mal ein junges Mädel, die sich einbildet, wenn sie ihrem Liebsten im Beisein ihrer Mutter einen Blick zuwirft, werde sie ihre unschätzbare Erzeugerin durch einen Herzschlag umbringen. Ich für meinen Teil nehme ganz gewiß keine Aktien darauf, daß Frau Abby Anderson jemals am Herzschlage das Zeitliche gesegnet. Könnte mir ebensogut vorstellen, daß ein Walfisch am Brand an den Füßen stirbt.

Nun denn, Jonas, sagte Andrew, welchen Rat geben Sie Ihrem jungen Freunde? Man kann sich auf Ihre Klugheit verlassen.

Je nun, ich rate ihm, mit dem Engel seines Lebens von Angesicht zu Angesicht zu sprechen. Er mag heute Abend in meine Stube steigen. Verlassen

Sie die Gemeinde vor dem Segen — es geht einmal ohne das — und gehen Sie mit Doppelschritten über die Felder und kriechen Sie in mein Studierzimmer in Sicherheit. Weitere Einzelheiten zur angesetzten Zeit.

Siebzehntes Kapitel.

Im falschen Kirchenstuhl.

August sagte sein eigner gesunder Menschenverstand, daß der Rat, den Jonas ihm gegeben, nicht gut war. Indeß hatte er in der letzten Zeit viele Mißgriffe begangen, und so war er gerade jetzt geneigt, andrer Leute Urteil statt des seinen gelten zu lassen. All sein Stolz und all sein Ehrgefühl empörte sich bei dem Gedanken, sich in das Haus eines andern Mannes bei Nacht einzuschleichen. Bescheidenheit ist ohne Zweifel eine Tugend, aber sie ist eine Tugend, die für mancherlei Verstöße verantwortlich ist. Hätte August nicht so großes Mißtrauen in seine eigne Klugheit gesetzt, so hätte ihn nichts überreden können, seiner Liebe zu Julia Anderson durch ein so wenig würdiges Verfahren den Schein von etwas Unrechtem zu geben. Aber hinter Jonas' Meinung stand die Meinung Andrews, dessen Schwäche Donquixotismus war. Er wünschte im Stil der Romanhelden zu leben und andre so leben zu sehen. Es lag in Jonas' Vorschlage etwas Ritterliches, eine Würze von Abenteuerlichkeit, die ihn denselben aus lediglich sentimentalen Gründen billigen ließ.

Je mehr August sich den Plan überlegte und je näher seine Ausführung herankam, desto mehr mißfiel er ihm. Aber ich habe häufig bemerkt, daß Leute von ziemlich ruhigem Temperamente, wie der junge Wehle, in doppelter Weise vis inertiae an den Tag legen; nicht leicht in Bewegung zu setzen, sind sie auch nicht leicht zum Stehen zu bringen, wenn sie einmal in Bewegung sind. Augusts Schnellfüßigkeit war gewöhnlich nicht groß, seine Willenskraft aber war gewaltig, und jetzt, wo er sich den Händen Jonas Harrisons anvertraut und sich zu seinem Unternehmen aufgemacht hatte, war er in seiner ruhigen Art entschlossen, es bis zu Ende durchzuführen.

Natürlich kannte er das Haus, und nachdem er die Familie in der Kirche verlassen, hatte er nichts zu thun als an einem der Pfeiler der Vorderveranda hinaufzuklettern. In diesen arkadischen Tagen waren die Fenster des Oberstocks kaum jemals verschlossen, ausgenommen, wenn das Haus von seinen Insassen auf mehrere Tage verlassen war. Halb oben am Pfosten wurde er von heftigem Zittern ergriffen. Seine Lage rief eine wirre Erinnerung an einen Text aus der heiligen Schrift wach: „Wer da nicht durch die Thür eintritt . . . sondern einen andern Weg hinaufsteigt, derselbige ist ein Dieb und ein Räuber." Unter herrnhuterischen Einflüssen erzogen, glaubte er halb und halb, daß diese Stelle eine übernatürliche Eingebung sei. Einen Augenblick wankte sein Entschluß, aber

die Gewohnheit, ein Unternehmen ganz durchzuführen, trat an die Stelle seines Willens, und er ging blindlings weiter, wie Baker, der Erforscher des Nil, „mehr wie ein Esel als wie ein Mensch.“ Einmal oben auf der obern Veranda, zögerte er nochmals. In dieser Weise in jemandes Haus einzubrechen, war wider das Gesetz. Sein Gewissen beunruhigte ihn. Umsonst versuchte er es damit zu beschwichtigen, daß er sich vorhielt, wie Frau Andersons Despotismus moralisch unrecht und daß diese seine Handlung als Gegenzug gegen denselben recht sei. Er wußte, daß sie nicht recht war.

Ich möchte hier bemerken, daß es viele Lagen im Leben giebt, wo einem ein Gewissen ganz fürchterlich im Wege ist. Es giebt Leute, die schnurstracks vorwärtsgehen und — wenn man so sagen darf — Erfolge haben ohne Hindernisse innerlicher Art, ohne Feuer hinter sich, das von Skrupeln kommt. Nächstens gedenke ich eine Abhandlung „Über die Unbequemlichkeit, ein Gewissen zu haben,“ zu schreiben, worin ich daran gehen werde, zu beweisen, daß es im Laufe von einem oder ein paar Jahren teurer zu stehen kommt, als wenn man sich einen Stall voll Rennpferde hält. Gar mancher Mann, der es sich leisten könnte, mit Dexters und Flora Temples zu fahren, würde durch ein Gewissen zu Grunde gerichtet werden. Aber ich darf die Abhandlung nicht hier schreiben; denn ich halte August in der schädlichen Nachtluft und in seiner Verlegenheit zurück.

August Wehle hatte, wie ich schon gesagt zu haben meine, die Gewohnheit, alles, was er unternahm, bis zu Ende auszuführen. Er hatte eine andre Gewohnheit, und zwar eine sehr unbequeme Gewohnheit, die aber etwas sehr männliches hatte, die nämlich, daß er auf die Stimme seines Gewissens horchte. Und ich glaube, daß diese Gewohnheit ihn selbst jetzt noch zur Umkehr bewogen haben würde, wo er schon die Hand an den Fensterrahmen gelegt hatte, wenn er nicht, als er so da stand und herauszufinden versuchte, was sein Gewissen zu der Sache meine, plötzlich die Stimmen der zurückkehrenden Familie gehört hätte. Es war keine Zeit zu verlieren, in der Veranda gab es kein Versteck; noch eine Minute, und sie mußten in Sicht kommen. Es mußte jetzt vorwärts, denn der Rückzug war ihm abgeschnitten. Er schob das Fenster in die Höhe und kletterte in die Stube, worauf er den Rahmen leise wieder hinter sich herabließ. Da niemand in dieses Zimmer kam außer Jonas, so fühlte er sich genügend sicher. Jonas würde, so dachte er, nach Mitternacht eine Zusammenkunft mit Julien in Cynthy Anns Stube und in Cynthy Anns Gegenwart veranstalten.

Indem August in der Dunkelheit nach einem Stuhle herumtastete, zog er den Vorhang des Giebelfensters zurück, da er so etwas Licht zu gewinnen hoffte. Was? Hatte er sich entschlossen, Blumen in Töpfen zu kultiviren? Hier war auf dem Fensterbrete eine Monatsrose! Aber es war sicherlich die rechte Stube. Er hatte sie während seines Aufenthaltes im Hause selbst innegehabt. Aber er wußte nicht, daß Frau Anderson zwischen seinem Abzug und

dem Eintreffen von Jonas eine andre Einrichtung getroffen hatte. Er bemerkte, daß die Vorhänge nicht dieselben seien. Er zitterte vom Kopfe bis zu den Füßen. Er fühlte nach dem Schreibtisch und erkannte an verschiedenen kleinen Gegenständen, an einem Nadelkissen, einem Einsteckekamm und dem Sonnenhute, der am Fensterrahmen hing, daß er — in der Stube Juliens war. Seine erste Empfindung war kein Aufschrecken. Es war eine Art Ehrfurcht, so rein und feierlich, als sie der Hohepriester am heiligen Orte empfunden haben mag. Alles, was zu Julien gehörte, trug eine eigentümliche Heiligkeit an sich, und dieser Raum war ein Tempel, in welchen einzudringen eine Entweihung war. Aber bald nahm eine praktischere Frage seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Familie war unten hereingekommen, ausgenommen Jonas und Cynthy Ann, die langsam gegeangen waren und sich über ein Zusammentreffen Augusts mit Julien besprochen hatten, und Herr Samuel Anderson, der mit einem Nachbar an der Vorderthüre stand. August konnte hören, wie er mit greller Stimme die siebente Posaune und die tausenddreihundertundfünfunddreißig Tage diskutirte. Es ging nicht, daß er entdeckt wurde, wo er sich befand. Abgesehen von dem Schrecken, den er Julien verursacht hätte, schauderte er vor dem Gedanken zurück, sie in solcher Weise zu kompromittiren. Zurückzugehen hieß sich sicherer Entdeckung aussetzen; denn Samuel Anderson hatte die Frage wegen der Posaune noch nicht halb gelöst. In der That, es war August zu Mute, als ob die Welt eher zu Ende gehen könne als dieses Gespräch. Er hörte, wie Humphreys in sein Zimmer trat. Er war jetzt überzeugt, daß das früher von Julien bewohnte Zimmer jetzt Jonas Stube sein müsse, und er beschloß, sich nach demselben zu begeben, wenn er könnte. Es war ihm schon jetzt, als ob er ein Schurke wäre. Mit Freuden wäre er eher ins Staatsgefängnis gegangen, als daß er Julien kompromittirt hätte. Jedenfalls verließ er Juliens Zimmer, um sich nach dem zu begeben, welches Jonas innehatte. Es war der einzige Weg, der ihm offen stand, und ohne ein unerwartetes Zusammentreffen würde er sein Versteck in Sicherheit erreicht haben; denn die Thür war nur fünfzehn Fuß entfernt.

Um die nun folgenden Ereignisse zu erklären, muß ich den Leser bitten, zu Julien zurückzukehren, sowie zu Ereignissen, die sich zwei Stunden vorher begeben hatten. Bisher war sie zu den gottesdienstlichen Versammlungen und zum Singen mit Humphreys gegangen und ebenso mit ihm zurückgekehrt. Es wurde das als eine Sache der Höflichkeit betrachtet. An dem in Rede stehenden Abende hatte sie sich entschieden geweigert, mit ihm zu gehen. Ihre Mutter fand, daß Drohungen ebenso vergeblich waren wie gütliches Zureden. Selbst ihre Drohung, sie werde auf der Stelle am Herzschlage sterben, umgebracht durch den Ungehorsam ihrer Tochter, konnte Julien nicht bewegen, welche sich sogar weigerte, mit der „Spinne“ zu sprechen. Ihre Mutter nahm sie mit sich allein in die Wohnstube und sprach mit ihr.

Digitized by Google

So, also dies ist die Art, wie du anständige Herren an der Nase herumführst, he? Vorgestern Abend verlobst du dich mit Herrn Humphreys, und jetzt willst du nicht mit ihm sprechen? Denken zu müssen, daß meine Tochter sich als herzlose Kokette aufführt!

Ich fürchte, daß in Juliens Gemüte der unkindliche Gedanke aufstieg, daß nichts der gewöhnlichen Ordnung der Dinge mehr entsprechen würde, als wenn die Tochter einer Kokette auch eine wäre.

Du wirst mich auf der Stelle umbringen, ganz sicherlich wirst du das. Julia wurde ängstlich; denn ihre Mutter machte den Eindruck, als ob sie in hysterische Krämpfe verfallen wollte. Aber sie streckte den einen Fuß vor und schüttelte den Kopf auf eine Weise, welche sagte, eher könnten alle ihre Freunde sterben und die Welt in Stücke gehen, als das sie nachgäbe. Frau Anderson hatte noch eine Reserve. Sie entschloß sich, diese aufmarschiren zu lassen. Sie ließ Julien allein und ging zu ihrem Gatten.

Samuel, wenn dir an meinem Leben was gelegen ist, so geh und sprich mit deiner Tochter. Sie hat ganz und gar deinen halsstarrigen Willen. Sie ist ganz wie du, sie will durchaus ihren Kof durchsetzen. Ich werde darüber sterben. Und Frau Abigail Anderson sank in einen Stuhl mit unverkennbaren Symptomen eines hysterischen Anfalls.

Ich weiß, daß ich bis jetzt den Leser nicht ein Wort von Samuel Andersons Äußerungen habe hören lassen. Er hat eine ziemlich unbedeutende Rolle in der Geschichte gespielt. Nichts konnte mehr comme il faut sein. Unbedeutendheit war sein charakteristisches Merkmal. Es war nicht so sehr, daß er klein von Statur war. Es ist nichts so schlimmes, ein kleiner Mann zu sein. Aber klein und unbedeutend zugleich zu sein, ist schlimm. Es giebt nur eins, was schlimmer ist: groß und unbedeutend zu sein. Wenn jemand klein und unbedeutend ist, so kann er übersehen werden, seine Unbedeutendheit und alles andre. Aber wenn einer groß und unbedeutend ist, so ist er eine zudringliche Null, ein großer Tölpel, den man nicht leicht aus den Augen los wird.

Von seiner Frau angerufen, machte Samuel Anderson sich bereit, sein Ansehen als Haupt der Familie zur Geltung zu bringen. Er verfügte sich mit Würde zu Julien. Diese hatte wirkliche Liebe zu ihrem Vater, und nichts verdroß sie mehr, als zu sehen, wie er wie eine von ihrer Mutter gelenkte Drahtpuppe agirte und doch eitel genug war, um sich für unabhängig und maßgebend zu halten. Sie würde schier in jedem andern Punkte nachgegeben haben, um sich das widerwärtige Gefühl zu ersparen, ihren Vater den Narren spielen zu sehen; aber jetzt war sie entschlossen, lieber zu sterben und alle andern sterben zu lassen, als mit einem Menschen zu gehen, dessen Wesen ihr verderbt erschien, und dessen Berührug Befleckung war. Ich behaupte nicht, daß sie imstande war, ein genaues Inventar über die Gründe, weshalb er ihr mißfiel, zu entwerfen oder ihre Gefühle zu analysiren. Sie hätte nicht sagen können, warum

sie eigentlich eine so tiefe und starke Abneigung dagegen hatte, mit diesem Manne tausend Schritt weit bis zum Schulhause zu gehen. Sie folgte eben nur jenem starken Instinkt eines wahrhaftigen und reinen Gemütes, welcher der sicherste Führer ist.

Julia, meine Tochter, sagte Samuel Anderson, du mußt mir als dem Haupte des Hauses wirklich nachgeben und diesen Herrn höflich behandeln. Ich dachte immer, du achtetest ihn und liebtest ihn, und er sagte mir, daß du eingewilligt hättest, ihn zu heiraten, und daß du ihm gesagt, er solle mich um meine Einwilligung zu ersuchen.

Indem er dies sagte, hob und beugte sich „das Haupt des Hauses“ in seinen knarrenden Stiefeln vorwärts und rückwärts und sprach in pomphafter Weise und mit dem Versuch, eine dünne Weiberstimme zu einem Baßton anzuschwellen, was ihm aber nicht ganz gelang. Julia setzte sich hin und weinte vor Verdruß und Widerwillen. Herr Anderson sah das als Unterwerfung an, drehte sich um und ging in das nächste Zimmer.

Herr Humphreys, meine Tochter wird sich freuen, Sie um Verzeihung zu bitten. Sie ist über ihre kleine Verstimmung hinweg, Liebesleute leiden immer an Verstimmungen. Selbst meine Frau und ich, wir waren seinerzeit bisweilen verschiedener Meinung. Julia wird sich freuen, Sie im Wohnzimmer zu sehen.

Humphreys zog seine inwendigen Drähte und versetzte sein Gesicht in das breiteste und parallelogrammartigste Lächeln, verbeugte sich vor Herrn Anderson und schritt auf den Gang hinaus. Aber als er das Wohnzimmer erreichte, wünschte er, er wäre weggeblieben. Julia hatte seinen Tritt gehört und stand wieder mit vorgestrecktem Fuße da. Ihre Augen waren sehr schwarz und weit geöffnet. Sie hatte etwas von dem Feuer, aber glücklicherweise nichts von der Niedrigkeit der Gesinnung ihrer Mutter. Es ist schwer zu sagen, ob sie sprach oder zischte.

Machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie Spinne! Ich hasse Sie! Ich sagte Ihnen, daß ich Sie haßte, und Sie sagten den Leuten, ich liebte Sie und wäre mit Ihnen verlobt. Gehen Sie Ihrer Wege, Sie abscheuliche Spinne, Sie. Ich will lieber hier auf der Stelle sterben, als mit Ihnen gehen.

Aber der kriechende Humphreys ging auf sie zu, sprach besänftigende Worte und versicherte ihr, es walte ein Mißverständnis ob. Julia schoß an ihm vorüber in die gute Stube und ergriff den Arm ihres Vaters.

Vater beschütze mich vor diesem — dieser Spinne! Ich hasse ihn!

Herr Anderson stand einen Augenblick unschlüssig da, und sein Auge suchte ratlos ein Verhaltungszeichen bei seiner Frau. Sie löste die Schwierigkeit selbst. Im ganzen hatte sie beschlossen, nicht gleich am Herzschlag zu sterben, sondern vorher Julien nach ihrem Geschmack verheiratet zu sehen, und da sie vor sich einen Berg gefunden, durch den sie nicht hindurchgehen konnte, ging sie um ihn herum. Indem sie Juliens Arm mit mehr Energie als Liebe ergriff, zog sie

mit ihr ab oder führte sie sie vielmehr in düsterem Schweigen ab, während Herr Anderson Humphreys Gesellschaft leistete.

Ich hielt es für's beste, August die ganze Zeit über, während ich dem Leser diese Dinge auseinandersetzte, damit er das folgende verstehe, in der Thüre zu Juliens Stube stehen zu lassen. In der Wirklichkeit aber machte August nicht Halt, sondern schritt hinaus auf den Gang und in schwere Verlegenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Der Optimismus des Sokrates bei Xenophon und Platon gegenüber den pessimistischen Stimmen in der älteren griechischen Literatur von Dr. Gustav Benseler. (Chemnitz, 1882.)

Diese in bescheidenster Form auftretende Beigabe zum diesjährigen Osterprogramme des königlichen Gymnasiums zu Chemnitz ist eine wahre Fundgrube eingehendster Belehrung über den Geist des althellenischen Lebens. Sie bestätigt durch reiche Belege den Ausspruch Boeckhs, daß die Hellenen im Glanze der Kunst und in der Blüte der Freiheit unglücklicher waren, als die meisten glauben. Alle Richtungen, die in unsern Zeiten durch Unzufriedenheit und Widerspruch gegen die bestehenden Verhältnisse hervorgerufen sind, finden sich bei Dichtern und Philosophen der alten Zeit in reichem Maße vertreten. Die Abkehr von der Gegenwart, die romantische schwärmerische Vorliebe für eine phantastisch konstruirte Vergangenheit bis zur pessimistischen Verachtung alles Bestehenden war den Hellenen so wohl bekannt wie uns, ja vielleicht in noch höherem Maße. Denn ihre Versuche, sich von den Plagen und der Verzweiflung über das Elend des menschlichen Lebens zu befreien durch Weisheit und Vertiefung in Philosophie, tragen alle noch den Stempel der Unreife. Selbst Sokrates und Platon streifen in dem Bemühen, der zerfahrenen, durch falsche Gelehrsamkeit und Halbbildung pessimistisch und skeptisch gesinnten Menschheit innern Halt und ethische Kraft wiederzugeben, doch nur an dieselben Fragen heran, die erst das Christentum endgiltig gelöst hat. Namentlich durch die Auffassung der Sklaverei und der Geringschätzung der Weiber bleiben auch sie trotz der besten Bestrebungen weit hinter der Lehre Jesu zurück, die dann freilich erst in noch elenderen Zeitverhältnissen ihren Ursprung nahm, als Platon sie erleben konnte.

Aus Hellas. Fünf antike Erzählungen von Peter Mariager. Leipzig, Bernhard Schlickes Verlag (B. Elischer), 1882.

Die fünf „archäologischen" Erzählungen, welche der Lesewelt hier dargeboten werden, sind nicht deutsche, sondern dänische Schöpfungen und unter Beihilfe des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt. Der Verfasser, hoffentlich ein im Anfange seiner Laufbahn befindlicher Schriftsteller, hat dem Zuge der Zeit zur Verwendung aller nur denkbaren wissenschaftlichen Studien für belletristische Zwecke nicht widerstehen können. Über die Inszenesetzung einer Reihe von Forschungen zur griechischen Geschichte und Kulturgeschichte äußert er selbst: „Die Kinder des Altertums, die wir belauschen wollen, sind weder die Helden noch die Heroen — diese überlassen wir dem eigentlichen Epos; was wir erkunden wollen, das ist die bunte Menge, welche zwischen den Säulenbauten des Marktes, in den Bogengängen und auf den

Übungsplätzen einher wogte, dies sind mit einem Wort die schlichten Bürger. Diesen wollen wir Schritt für Schritt nachgehen, um das Familienleben zu ergründen, welches in den Mauern des antiken Hauses sich abspielte, und zu erfahren, wie die Männer und Frauen jener Tage geartet waren, wie sie gingen und standen, dachten und fühlten. Wir wollen in diesen Blättern denn der alten Zeit um ein gewisses näher zu rücken suchen, als dies gewöhnlich sonst der Fall. Und ohne Anstrengung, fast wie im Spiel, soll unser Verständnis des Altertums dabei größer werden, ohne daß unsre Liebe zu demselben sich verringert." Da wären wir denn also wiederum mitten in dem Irrtum, daß die Poesie noch andre als poetische Zwecke haben könne. Ob man ihr nun moralische, politische oder wissenschaftliche Belehrung im allgemeinen zuweist, immer verrät sich, wie niedrig man die höchste Wahrheit, die poetische, schätzt, wie sehr man bemüht ist, dem unempfänglichen Gaumen des Publikums die poetische Speise durch allerhand fremdartige Zuthaten genießbar zu machen. Wenn die Erzählungen „Aus Althellas" etwas vor altassyrischen und altägyptischen, vor gothischen und byzantinischen, normannischen und altisländischen Geschichten voraus haben, so liegt dies darin, daß über aller historischen Erinnerung an Griechenland ein gewisser poetischer Hauch und Zauber schwebt, und daß es fast unmöglich ist, sich selbst zu ganz außerpoetischen Zwecken in die Vergangenheit von Hellas zu versenken, ohne, sofern nur einiges poetische Talent vorhanden ist, auf poetische Motive zu stoßen. Die fünf Erzählungen sind daher eben in dem Maße ungleich, als der Verfasser bald ein wahrhaft poetisches Motiv ergreift, bald einen Stoff wählt, an dem er nur seine philologischen Kenntnisse, seine Belesenheit erproben kann. Das letztere ist zumeist der Fall bei der Erzählung „Zeus Hypsistos," einer Frauenraubsgeschichte aus der pelasgischen Zeit, wie es scheint, nur zu dem Zweck entworfen, die eigentümlichen Kulturanfänge dieser Zeit zu schildern. Der Widerspruch, welcher sich notwendigerweise zwischen den geschilderten Äußerlichkeiten und der psychischen Vertiefung ergiebt, ohne welche wir ein Interesse an Menschengestalten gar nicht zu nehmen vermögen, wird auch flüchtigen Lesern kaum entgehen. Das athenische Sittenbild „Die Hetärie" setzt sich musivisch aus Stellen des Lukianos, Thukydides, Heliodor, aus mancherlei Lesefrüchten des Verfassers von der Schilderung der Stadt selbst bis zur Schilderung der Gefängnisse, in denen die zum Tode verurteilten den Schierlingsbecher trinken müssen, zusammen, bringt es aber eben darum nicht zu einer einheitlichen Wirkung. Auch in „Lykon mit der großen Hand" überwiegt das kulturhistorische Material die poetische Gestaltung und Belebung bei weitem. Besser steht es um zwei andre Erzählungen des dänischen Dichters: „Die Allzuglücklichen," eine Seeräubergeschichte, die guten Zug und lebendige Anschaulichkeit hat, und um das Meisterstück der Sammlung „Der Sykophant," eine Novelle von solcher Kraft, Eigentümlichkeit, inneren Wahrheit und Schönheit, daß sie allein erweist, Mariager könne auch ohne die Bettlerkrücken des archäologischen oder kulturhistorischen Zweckes seinen poetischen Weg finden. Im „Sykophanten" ist das Rechte getroffen; das Motiv beruht auf spezifisch hellenischen Voraussetzungen und schließt doch wiederum so viel ewiggiltige menschliche Wahrheit und warme Unmittelbarkeit ein, daß diese kleine Erzählung als eine wahrhafte Talentprobe ausgezeichnet zu werden verdient. Die Übersetzung läßt stellenweise zu wünschen übrig, die Ausstattung des Buches ist ansprechend.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google



Gambettistische Velleitäten.



Bis vor kurzem hätte man in Deutschland meinen können, die Franzosen seien auf gutem Wege, sich über die Ereignisse, deren Hauptgedächtnistag wir am 2. September wiederum gefeiert haben, zu beruhigen, die Niederlage, die ihr Ehrgeiz und Eroberungstrieb 1870 erlitten, mehr als Lehre denn als Unbill zu empfinden und uns trotz Elsaß-Lothringen getreue Nachbarn zu werden. In den letzten Wochen aber haben verschiedene Ereignisse stattgefunden, die an dieser Meinung irrezumachen geeignet waren, indem sie zeigten, daß es in Frankreich wenigstens eine Partei giebt, die das Bedürfnis der großen Mehrzahl der Bevölkerung nach Ruhe und Frieden nicht fühlt und ihren Durst nach Revanche bei jeder Gelegenheit laut werden läßt und andern mitzuteilen sucht. Wir würden ihrer Demonstration, da sie in der Minderheit ist, hier nicht Erwähnung thun, wenn sie nicht in Sphären hineinreichte, die noch vor wenigen Monaten die Ministerstellen in Paris innehatten und diese Stellen unter Umständen wiedergewinnen können, ja wenn wir nicht annehmen müßten, die Partei empfinge aus diesen Sphären ihre Impulse und Weisungen.

Am 6. August hielt Paul Bert, Anfang d. J. Unterrichtsminister unter Gambetta, im Trocadero eine Rede, in welcher er auf eine Proklamation des Prinzen Friedrich Karl aus dem Jahre 1870 Bezug nahm, die zur Vertilgung Frankreichs und des französischen Volkes aufgefordert haben sollte. Der Zweck war klar: der Haß gegen die deutschen Barbaren sollte warm gehalten und frisch geheizt werden. Die Proklamation aber war eine Erfindung, von der man sich nur fragte, ob man mehr über ihre Plumpheit oder über ihre Unverschämtheit zu staunen habe, und die sich im Munde eines Staatsmannes, der zu dem „großen Ministerium“ gehört hatte, ganz besonders unerfreulich ausnahm.

Wenige Wochen nach dieser Leistung der Gambettisten folgte eine zweite. Am 26. August wollte der deutsche Turnverein zu Paris in einem Kaffeehause der Rue St. Marc ein Bankett zu Ehren eines seiner Mitglieder abhalten. Aus Versehen war dazu der Vorsitzende der französischen patriotischen Liga eingeladen worden, die sich der Pflege des Deutschenhasses befleißigt. Dieser betrachtete die Sache im Lichte einer Herausforderung und war im Begriffe, mit seiner Gesellschaft in dem betreffenden Lokale zu erscheinen und den Turnern eine Schlacht mit Fäusten und Prügeln zu liefern, die vermutlich Sedan wettzumachen bestimmt war. Indeß erfuhr die Polizei von dem Plane, untersagte die Versammlung und schloß das Café einstweilen. Doch hatten die „Patrioten" später die Genugthuung, dort, im Lager des Feindes, tafeln und enthusiastische Reden halten und anhören zu dürfen.

Alles das wäre nicht sehr verwunderlich, wenn zu der Liga nicht der Gouverneur von Paris, ein Admiral und mehrere gambettistische Senatoren und Deputirte gehörten, und wenn die Presse des Exdiktators nicht die Gelegenheit ergriffen hätte, die Deutschen mit Schmähungen der ärgsten Art zu überschütten und gegen dieselben nach Kräften zu hetzen.

Viele Journale brachten eigne Leitartikel über den Vorfall, in welchen die „Ligue des Patriotes" wegen ihres Verhaltens beglückwünscht und dringend aufgefordert wurde, den nunmehr begonnenen Feldzug gegen die in Frankreich lebenden deutschen „Spione" energisch fortzusetzen. Die „France" benutzte einen vor Monaten erschienenen Bericht über den französischen Ausfuhrhandel, um die Fabrikanten und Kaufleute gegen die Deutschen aufzuregen. „Die deutsche Industrie, so klagte sie, hat sich einer Menge von Erzeugnissen bemächtigt, die bisher das Monopol der französischen zu sein schienen," was dann weiter ausgeführt und mit Ermahnungen begleitet wurde, keine Deutschen anzustellen, in keinem deutschen Laden zu kaufen und dergleichen. Ebenso wurde der Brotneid von Blättern der Provinz aufgestachelt und zur Entlassung der in französischen Geschäften angestellten Deutschen aufgefordert. „Wenn Betrug und Feigheit aus der übrigen Welt verbannt werden, ließ sich das »Journal de Roubaix« vernehmen, so werden sie im Herzen der Deutschen ihre letzte Zuflucht suchen und finden. . . Wir begreifen nicht, und niemand wird begreifen, daß die Regierung solche Versammlungen duldet, und daß sie die Banden von Schmarotzern, die sich an uns ansetzen, wie Ungeziefer an arme Teufel, nicht schon längst über die Grenze geschafft hat." Auch der „Siècle," das Organ des Kammerpräsidenten Brisson, des einzigen Konkurrenten Gambettas bei der nächsten Wahl eines Präsidenten der Republik, schloß sich den Blättern an, welche, den wahren Verhalt der Angelegenheit, das Versehen oder Mißverständnis bei der Einladung des Vorsitzenden der Patriotenliga, absichtlich übersehend, sich beeilten, die Deutschen mit Grobheiten zu überhäufen. „Daß sie aus einem Lande fliehen, in welchem der Despotismus ihnen keinen Wohlstand gewährt, heißt es da, daß

Digitized by Google

sie Arbeit, Gedeihen und Freiheit auf dem Boden Frankreichs suchen, welches sie gemartert haben, wollen wir hingehen lassen. Daß sie in unsre Fabriken und Werkstätten eintreten, um uns unsre Kunstgriffe und Zeichnungen abzulauschen und uns dann in der Rheinprovinz oder in Sachsen eine mehr oder minder ehrliche Konkurrenz zu machen, wollen wir gleichfalls übersehen. Daß sie aber, nachdem sie uns ausgeplündert, unsre Städte verwüstet, unsre Grenzen verstümmelt und unsre Gefangenen haben verhungern und erfrieren lassen, jetzt nach Paris kommen und hier die »Wacht am Rhein« singen, das überschreitet alles Maß, und soweit darf unsre Höflichkeit nicht gehen, daß sie solche Herausforderungen duldete. Die Gastfreundschaft legt dem, der sie empfängt, Pflichten auf, und der Fremde, der sich gegen seinen Gastfreund vergeht, ist ein Flegel oder ein Barbar, der keine Schonung verdient."

In ähnlichem Tone erging sich ein erheblicher Teil der Gambetta geneigten Presse. Indeß fehlte es auch nicht an Stimmen, die sich mehr oder minder entschieden gegen diese Hetzereien aussprachen. Sehr verständig sagte der weitverbreitete „Figaro": „Ist es nur möglich, daß vernünftige Menschen sich mit solchen Albernheiten vergnügen, und giebt es in Paris wirklich Leser, welche glauben, daß die jungen Leute, die von ihren Angehörigen aus Berlin, Frankfurt, Mainz und Dresden hierher geschickt sind, um den Handel und Gewerbfleiß Frankreichs kennen zu lernen, ihre Zeit damit ausfüllen, Pläne der neuen Forts aufzunehmen und Artilleriestellungen für eine neue Beschießung von Paris auszuwählen?" Nachdem das Blatt weiter auseinandergesetzt, daß man mit Gewimmer über die deutsche Spionage die Wiedererstarkung Frankreichs nicht herbeiführen werde, und daß der deutsche Turnverein sich nicht entfernt Tadelnswertes habe zu Schulden kommen lassen, schließt er seine Betrachtung mit den Worten: „Drängt man den Parisern nicht eine sehr wenig anständige Rolle auf, indem man sie als Jagdhunde erscheinen läßt, die fortwährend auf der Jagd nach dem ersten besten Deutschen sind, der ihnen aufstößt? Hütet euch, daß ihr mit den grundlosen Klagen, die ihr jetzt so zu lieben scheint, nicht dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfallt. Ahmt die deutschen Offiziere, die militärische Zucht, vielleicht auch die deutschen Gesetze nach, die Beamten der Eisenbahnen und andrer Anstalten. Studirt die Deutschen in Deutschland, das wird für unser Land bessere Folgen haben, als wenn wir ohne Unterlaß über preußische Auskundschaftung schreien." Auch der „Pays" hat sich überzeugt, daß die Affäre der Rue St. Marc „eine heillos dumme Geschichte" ist, und meint: „Nicht die Deutschen haben mit uns Händel gesucht, sondern wir haben sie leichtfertig herausgefordert. Dieser Chauvinismus ist in dem Zustande der Verkommenheit, in welchem sich das nach Frieden dürstende Frankreich befindet, durchaus nicht an der rechten Stelle und kann uns eine garstige Verlegenheit zuziehen. Man wird sehen, daß der »eiserne Kanzler« nicht unterlassen wird, von unsrer Regierung Entschuldigungen und vielleicht Entschädigungen zu fordern. [Sicherlich weder das eine noch das andre.]

Digitized by Google

In solche Lage bringen uns die Freunde Gambettas; denn dieser ist in der Person seines Freundes Déroulède [des Präsidenten der Patriotenliga] der wahre Chef jener Gesellschaft." Recht energisch zogen endlich auch die Organe der Radikalen gegen die Deutschenfresserei der Gambettisten zu Felde. Der „Intransigeant" bemerkte scherzend: „Alles ging gut, da erzittert auf einmal die Erde, und der Olymp setzt sich in Bewegung. ... Angstvoll harren die Völker, Pulvergeruch durchdringt die Luft, und ein kriegerischer Hauch weht über das Land. Was ist passirt? Eine Einladung des Präsidenten der deutschen Patrioten ist, sei es durch einfachen Irrtum oder einen Spaßvogel, an den Präsidenten der Teutonenfresser gelangt. Es hat sich ereignet, daß die französischen Patrioten darin eine blutfordernde Beleidigung des verstümmelten Vaterlands erblickt, daß sie einen Eid geschworen, eher zu sterben als diese Schmach ungerochen zu lassen, und daß sie beschlossen haben, das feindliche Kaffeehaus in hellen Haufen zu berennen, eine offene Feldschlacht zu wagen und in der Passage des Panorama fürchterliche Rache für Sedan zu nehmen. Wohlan denn, ich bitte die von den Dichtungen des Herrn Déroulède berauschten Revanchetraumer um Verzeihung, aber ihr ganzes Benehmen ist eine schauderhafte grautiche Lächerlichkeit!" Die „Lanterne" aber bemerkt dem genannten kriegswütigen Poeten kurz und bündig: „Unser Patriotismus besteht nicht darin, daß wir »Nach Berlin!« schreien. Wir wollen den Krieg des Herrn Gambetta nicht; denn wir erinnern uns noch sehr wohl, was uns der Krieg der Kaiserin gekostet hat. Der eine wäre des andern wert. Wir sind keine lärmenden Chauvinisten. Auch wir haben das schreckliche Jahr nicht vergessen, noch weniger aber die furchtbaren Lehren, die es uns erteilt hat." Ähnlich die „Vérité," der „Radical" und der „Citoyen," die im wesentlichen so urteilen wie Broglies Organ, der „Français," welcher sich genötigt sieht, „die Gambettisten nochmals dringend aufzufordern, Frankreich nicht in kleine Händel zu verwickeln, zum Troste dafür, daß sie es nicht haben zu ernsten Abenteuern [in Ägypten] fortreißen können."

Mit diesen Widerlegungen der Gambettistischen Thorheiten eines Teils der Pariser Presse durch andre französische Blätter können wir uns zufrieden geben. Doch scheinen uns noch einige Bemerkungen am Platze zu sein.

Das deutsche Volk wünscht nichts sehnlicher als Erhaltung des Friedens und guter Nachbarschaft vor allem mit den Franzosen. Seine Regierung hat es an Anstrengungen in dieser Richtung seit dem Sommer 1871 niemals fehlen lassen und alles vermieden, was in Paris hätte reizen können. Die französische Landbevölkerung und ein sehr großer Teil der Städtebewohner teilen den Wunsch der Deutschen, das Ministerium Freycinet unterhielt durchaus gute Beziehungen zum Berliner Kabinet, und die Mehrheit der Deputirtenkammer stand dabei hinter ihm. Wir dürfen annehmen, daß sie gegen jeden Versuch der Nachfolger Freycinets und seiner Kollegen, einen Konflikt mit Deutschand aufs Tapet zu bringen, mit größter Energie auftreten würde.

Digitized by Google

Insofern hat die Lage nichts beunruhigendes. Aber Gambetta ist der Krieg, die Franzosen sind, wenigstens in den Städten, veränderlich, oft schon (man denke an die Beherrschung des Landes durch die verhältnismäßig nicht zahlreichen Jakobiner) sind sie durch geringe Minoritäten bestimmt worden, die rührig und rücksichtslos waren, und Gambetta und seine Getreuen sind ebenso rührig und rücksichtslos. Seitdem Gambetta die gefälschte Depesche über das Protektorverhältnis des Fürsten Bismarck zu Freycinet in der Deputirtenkammer verbreiten ließ, haben seine Organe fast jeden Tag die deutsche Politik und die Deutschen in gehässiger Weise besprochen. Die Lügen Berts und das absurde Toben der chauvinistischen Presse über die deutschen Turner waren nur Fortsetzung dieses Spieles. Duclerc und Genossen mögen nicht die Avantgarde des wieder emporrückenden Gambetta sein, wie früher das Ministerium Ferry, sondern die Nachhut auf seinem Rückzuge; die Möglichkeit, daß es ihm einmal gelingt, wieder Premier, ja Präsident der Republik zu werden, ist damit nicht ausgeschlossen, und so werden wir so lange vor Frankreich auf der Hut sein müssen, als Gambetta überhaupt noch eine Rolle spielt und eine Partei für sich hat. Für diesen Fall halten wir unser Pulver trocken, immer aber mit dem Wunsche, nicht in die Lage versetzt zu werden, es verschießen zu müssen.

Richard Wagners Parsifal.

Von Hermann Kretzschmar.



Das Theater, welches Richard Wagner in Bayreuth hat erbauen lassen, hat am 26. Juli nach sechsjährigem Verschlusse zum zweitenmale seine Pforten aufgethan. Ein neues Werk Richard Wagners, sein „Parsifal," wurde aufgeführt und den Monat August hindurch — dreimal in der Woche — kamen immer neue Zweitausend aus aller Herren Ländern, um die neueste Schöpfung Wagners an der Quelle kennen zu lernen.

Als im Jahre 1876 das Wagner-Theater in Bayreuth fertig geworden und eröffnet, als das erste Festspiel „Der Ring des Nibelungen" glänzend verlaufen war, gingen die Pläne und Hoffnungen Wagners und seiner begeisterten Anhänger ins weite und große. Jedes Jahr sollten in Zukunft die Festspiele in Bayreuth wiederholt und neben den Werken Wagners auch die Opern unsrer Klassiker in mustergiltiger Weise dargestellt werden. Man beabsichtigte in Bayreuth eine „Stilbildungsschule" zu gründen und trug sich — alles in allem —

mit der Idee, in die klausnerische Abgeschiedenheit des Fichtelgebirges den Mittelpunkt der musikalischen Kunst und der musischen Künste Deutschlands zu verlegen.

Diese Pläne haben sich bis jetzt nicht verwirklicht, und sie haben auch, trotz der idealen Motive, die ihnen mit zu Grunde liegen, wenig Aussicht, jemals verwirklicht zu werden. Immerhin liegt schon in der einen Thatsache, daß dieses abgelegene Bayreuth wieder auf längere Zeit das Interesse aller an sich zieht, welche sich diesseits und jenseits des Ozeans um Theater und Musik ernstlicher kümmern, so viel außerordentliches, daß auch die Grenzboten von den dortigen Vorgängen Notiz nehmen dürfen.

Die Stellung dieser Blätter zu Richard Wagner erscheint einigermaßen bestimmt durch die monumentalen Kritiken, welche Otto Jahn hier seinerzeit über den „Tannhäuser" und den „Lohengrin" veröffentlichte. Ein großer Teil der von Jahn gegen Wagner und die Grenzen seiner Individualität ausgesprochenen Bedenken gilt noch heute nach fast dreißig Jahren. An etlichen Punkten aber würde jetzt selbst der berühmte Verfasser der epochemachenden Mozartbiographie sein Urteil über die Kunst Wagners geändert haben. Nicht etwa gebeugt durch die Macht des äußern Erfolges, sondern darum, weil sich die Kunst Wagners selbst geändert hat. Zwischen „Lohengrin" und „Tristan" hat Wagner eine bedeutende Entwicklung durchgemacht und namentlich als Musiker erstaunlich viel hinzugelernt. Wenn damals der Versuch Wagners, einen Teil der Handlung vom Orchester darstellen zu lassen, unserm Jahn kaum mehr wert erschien als eine prätensiöse Stümperei, so war der scharfsinnige und wissensreiche Kritiker doch weit davon entfernt, die Methode an sich verwerfen zu wollen. „Soll — so lauten Jahns Worte — ein künstlerischer Organismus zustande kommen, so müssen die zu wiederholenden Motive nicht fix und fertig dazu gethan, sondern von neuem in Fluß gebracht werden, um dem Bedürfnis der Form gemäß modifizirt, mit der Umgebung verschmolzen, kurz verarbeitet zu werden." Um solche Bedingungen erfüllen zu können, hat sich Wagner ohne Zweifel manches Semester strengster musikalischer Arbeit auferlegt. Seine bisherigen Biographen, die leider nur als Panegyriker auftreten, erzählen von diesen ehrenden Perioden stillen Fleißes allerdings nichts, aber um so unwiderleglicher thun dies seine Werke von den „Meistersingern" ab. Was durch die meisterhafte Verwendung der Instrumentalmusik auch für die Oper zu gewinnen ist, das hat der spätere Wagner deutlich und für alle Zeiten unanfechtbar bewiesen, am glänzendsten wohl in jener ersten Szene der „Walküre," wo das Orchester den Übergang vom Mitleid zur Liebe schildert, der sich im Innern der Sieglinde vollzieht. Das ist ein vollendetes Stück, in welchem Musik und Drama vollständig in einander aufgehen, einer jener Fälle, wo sich die Situation durch nichts anderes als durch Musik voll aussprechen kann, und zwar durch keine andre Musik als durch Instrumentalmusik, wenn nicht der dramatische Fortgang beeinträchtigt

Digitized by Google

werden soll. Und der musikalische Kern jener Szene ist ein einziges Motiv, das nach dem Gange der Stimmung „verarbeitet“ wird.

In der freieren und reicheren Verwendung der Instrumentalmusik zu dramatischen Zwecken besteht nach unsrer Meinung das historische Verdienst, welches sich Wagner um die Oper erworben hat. Die ganze Entwicklung der Instrumentalmusik hat zu diesem Schritte hingedrängt, und hätte ihn nicht Wagner gethan, so wäre früher oder später ein anderer gekommen und hätte ihn ausgeführt. Das System der angewendeten Instrumentalmusik lag in der Luft. Für das Lied ist es in ausgedehntem Maße von Schubert, nach diesem von Schumann benutzt worden, ja schon, wenn auch nur schüchterner, von älteren Liederkomponisten, wie dem Magdeburger Herbing. Bach und Händel namentlich haben in ihren Arien manches poetische Motiv von den Instrumenten ausführen lassen, welches der Singstimme nicht erreichbar war. Auch in der Oper lassen sich die Spuren dieses Systems weit zurückverfolgen, namentlich in der komischen Oper. Sind sie auch nicht zahlreich, so sind sie doch da. Wir wiederholen es nochmals: das Prinzip, durch Instrumentalmusik innere oder äußere Vorgänge darstellen zu wollen und seine ausgedehnte Anwendung auf die Oper ist berechtigt. Wagner hat diesen letztern Prozeß durch seine Werke nachdrücklich angeregt, eine spätere Zeit wird ihn zum vollen Abschlusse bringen. Wir stehen jetzt mitten drin und haben dadurch das unangenehme Schicksal, die Wirren und Streitigkeiten ertragen zu müssen, welche mit jeder Neubildung im geistigen Leben, sei sie noch so klein, verknüpft sind. Daß dieses — sagen wir einmal — Wagnersche Prinzip, die dramatischen Vorgänge durch Instrumentalmusik zu glossiren und auszumalen, neben seinen unbestreitbaren Vorteilen auch Veranlassung zu starken Mißbräuchen bietet, werden wir im Verlaufe unseres Berichtes über den „Parsifal“ zu zeigen reichliche Gelegenheit haben.

Man kann ruhig behaupten, daß diese Benutzung des Orchesters für die Oper den Ausgangspunkt der Reformen bilde, welche Wagner für das musikalische Drama aufgestellt hat. Jedenfalls liegt in ihr der wichtigste Teil seiner Neuerungen; ja — für die kunstgeschichtliche Betrachtung wenigstens — erscheinen dieser einen Idee gegenüber alle die andern Theorien des modernen Opernrebellen von untergeordneter Bedeutung. Diese Auffassung erhält durch die Thatsache eine gewisse Bestätigung, daß Wagner der Praktiker zu guter Stunde gar keinen Anstand genommen hat, den Theoretiker Wagner zu desavouiren. Als begeisterter Sophist hat er jede Art von geschlossener Form und von Emsembles für verwerflich, ja in seiner heißblütigen Art fast für niederträchtig erklärt. Als Komponist der „Meistersinger“ und der „Walküre“ hat er hinterher einige ausgeführte und geschlossene Sätze in Liedform, hat er Emsembles und Chöre geschrieben, auf denen ein Hauptteil des mächtigen Eindruckes beruht, welchen jene Werke auf das große Publikum ausüben. Eine Zeit lang durfte nach Wagner nur im Stabreim gedichtet werden, heute scheint er ihn wieder aufgegeben

Digitized by Google

zu haben. In seinen Büchern erklärt Wagner die Sage für das ausschließliche und einzig mögliche Stoffgebiet des musikalischen Dramas, und zwar deshalb, weil nur in der Sage sich einfache, menschliche Verhältnisse bieten. In seinem „Ring des Nibelungen" aber entwickelt er eine Sage von solcher Kompliziertheit, daß man ganze Kommentare studiren muß, um nur über den nackten Inhalt und Gang der Handlung klug zu werden. Ähnlich verhält es sich auch mit dem „Parsifal."

Jeder gebildete Mann weiß, daß die Geschichte des Parsifal schon einmal von einem großen deutschen Dichter ausgeführt worden ist, von Wolfram von Eschenbach, und die rite eingeschworenen Interpreten Richard Wagners haben sich eifrig bemüht durch Vergleiche zwischen dem Epos Wolframs und dem Drama Wagners den großen mittelalterlichen Dichter von Eschenbach zu einer Folie des lebenden Meisters von Bayreuth herabzudrücken.*) Das war mindestens unnötig. Denn die Fabel vom „Parzival" — so lautet die allgemein übliche Schreibart — reicht weit hinter die Tage des Wolfram von Eschenbach zurück. Sie gehört zu dem ältesten Familienschatze der indogermanischen Völker und weist auf eine Periode zurück, wo die Verehrung der Naturmächte noch die Religion der Menschheit bildete. Parzival ist einer jener Sonnenjünglinge, welche der Macht des Lichtes zum Siege über die Finsternis, über Nacht und Tod verhelfen.

Nach der Einführung des Christentums erfuhr auch die Sage vom Parzival eine dogmatische Umgestaltung. Aus der Sonnenkugel wurde eine leuchtende Schale, der „Gral" genannt, welche mit der Passionsgeschichte des Heilands in unmittelbaren Zusammenhang gebracht wurde. Nach einer Version war in ihr das Blut des Gekreuzigten aufgefangen worden, nach einer andern hatte aus dieser Schale Christus das Abendmahl gespendet. In einem wunderbaren Schlosse des fernen Ostens wurde der „Gral" aufbewahrt, und eine Schaar auserlesener Ritter hatte sich dort zu seinem Dienste versammelt. Der Glanz der heiligen Schale weihte ihnen Speise und Trank und verlieh ihnen ewiges irdisches Leben. Unter den Gegendiensten, durch welche die Ritter der Gnade des Grals würdig wurden, war unbedingte Reinheit des Lebenswandels die erste Forderung. Wie bei den römischen Vestalinnen der Fehltritt einer Priesterin das Erlöschen des heiligen Feuers nach sich zog, so hörte der Gral auf zu leuchten, wenn seine Ritter sündigten.

In einem solchen kritischen Momente der Gralsgenossenschaft ist es, wo Wolfram von Eschenbach seinen Parzival die Burg des Grals — Munsalväsche genannt — betreten läßt. Amfortas, der König, hat sich sträflicher Liebe hin-

*) Gründliches und Objektives über das Verhältnis Wagners zu Wolfram und den ältern Quellen erfährt man aus einem Aufsatze R. Bechsteins in der „Neuen Zeitschrift für Musik," Jahrgang 1881.

gegeben und liegt dafür nun an einer schmerzlichen Wunde darnieder, die ihm den Dienst des Grals aufs äußerste erschwert. Die Ritterschaft und der Gral kommen dadurch in Gefahr. Heilung und Erlösung, nebenbei aber auch der Verlust des Thrones ist dem Amfortas verheißen, „wenn ein Fremder nach seinen Leiden teilnehmend fragen würde, ohne darauf hingewiesen zu sein."*) Die Frage liegt dem Parzival auf der Zunge, aber er erinnert sich, daß ihm Gurnemanz, sein ritterlicher Lehrer, als eine der ersten Lebensregeln eingeprägt hat, so wenig als möglich zu fragen. Er fragt also nicht, und diese Unterlassungssünde trägt für ihn die schlimmsten Folgen. Er geht seiner bisher errungenen Ehren verlustig, und es beginnt für ihn ein Leben voll Schmach, Mühen und Anfechtungen, die ihn in Zweifel an Gott und in die heftigsten innern Kämpfe stürzen. In Jahren überwindet er diese Anfechtungen und wird aus einem abenteuernden Ritterjüngling ein fester und frommer Mann. So erscheint denn am Schlusse wieder die Gralsbotin, welche den Parzival, als er seinerzeit die Frage unterlassen, verflucht hatte, und verkündet ihm, daß er zum Gralskönig erwählt sei.

Das ist nach den Hauptpunkten eine kurze Skizze des Epos vom Parzival, wie es Wolfram von Eschenbach darstellt. Es ist das Lebensbild eines jungen Mannes von der Kindheit bis zum Eintritt der vollen Charakterreife. In der Darstellung der innern Entwicklung des Helden liegt die Größe von Wolframs Dichtung. Im äußerlichen Verlaufe gleicht die Geschichte des Parzival bei Wolfram dem Gange andrer Ritterromane. Sie ist nach dem Geschmack des dreizehnten Jahrhunderts zusammengewunden aus heroischen Abenteuern und Wundern. In der Innigkeit, der Kühnheit und dem Reichtum der Phantasie, mit welcher Wolfram dergleichen schildert und erzählt, unterscheidet er sich von Dichtern niedern Ranges. Zu diesem modischen und zeitgemäßen Beiwerk gehört im „Parzival" halb und halb auch die Hereinziehung des „Gral." Den eigentlichen Angelpunkt der Dichtung bildet er kaum mehr als der phantastische Artushof, den Parzival ebenfalls wiederholt betritt, oder das Zauberschloß (Schaftelmarveil) des wunderlichen Ritters Klinschor, an welchem Parzivals Freund Gawan die Hauptproben seines Heldentums ablegt.

Daß Parzival dafür so hart gestraft wird, weil er in der Gralsburg zu fragen versäumt, ist unverständlich. Wenn man gesagt hat, es sei wohlverdient, weil Parzival die Rücksichten der ritterlichen Etikette über die Gebote des Herzens gesetzt habe, so ist damit noch nichts erklärt. Warum ein junger Mensch, der aus Schüchternheit ein Versehen begeht, aus der Gesellschaft ausgestoßen und ins Unglück getrieben werden soll, vermag man nicht einzusehen. Höchst wahrscheinlich liegt in der vom Gral gestellten Forderung des Fragens ein märchenhaftes Motiv, dessen Herkunft und ursprüngliche Bedeutung bis heute noch nicht genügend aufgeklärt ist.

*) Vgl. G. Bötticher, „Parsifal" und „Parzival." Preußische Jahrbücher, 1882. Juliheft.

Wagner hat an dieses Fragen angeknüpft und sich aus demselben ein ethisches Motiv herausgeschält, dessen starke Anziehungskraft ihn überhaupt zuerst veranlaßt haben mag, die an und für sich sehr wenig zum Drama geeignete Fabel vom Parzival für die Bühne zu bearbeiten.

Der Gral, mag sich Wagner gesagt haben, verlangt von dem Fremden die Frage, weil der, welcher fragt, dadurch bezeugt, daß er von den Leiden des Königs ergriffen und gerührt ist, daß er also ein teilnehmender Mensch mit warmem Herzen ist, daß er Mitleid besitzt. Also nicht die Frage ist es, nach Wagners Auffassung, was der Gral verlangt, sondern das, was sie veranlaßt, das Mitleid. Diese Interpretation ist nicht unanfechtbar, aber sie ist sehr hübsch, menschlich gewinnend. Sie bietet für ein Drama eine Grundidee, deren Wärme ein ganzes Stück wohlthätig durchziehen kann, und wir wissen alle, daß in dem klaren Hervortreten solcher einfachen ethischen Grundideen ein großer Teil der Macht beruht, welche die meisten der Wagnerschen Bühnendichtungen auf die Gemüter äußern.

Der Wagnersche Parsifal ist also der Held des Mitleids. Diese Tugend tritt bei ihm auf in Verbindung mit einer großen Unerfahrenheit in weltlichen Dingen, mit einer gewissen täppischen Einfalt, die auf einem vollständig naiven und reinen Herzen beruht. Diesen Zug hat der Wagnersche Held mit dem des Wolframschen Parzival gemein. Wagner glaubte dieser Thorheit zu liebe — nebenbei bemerkt — die Görressche Schreibart „Parsifal," die übrigens allgemein verworfen ist, wählen zu sollen. Zu ihrer Deutung ist das Persische herangezogen; Wagner erklärt daraufhin:

Dich nannt' ich, thör'ger Reiner, „Fal parsi",
Dich, reinen Thoren: „Parsifal."

Die außerordentliche Fülle von Personen und Begebenheiten, welche uns im Epos des Wolfram entgegentritt, hat Wagner auf das Notwendige reduzirt. Einzelne Momente des mittelalterlichen Gedichtes sind von ihm in freiester Weise benutzt worden; hier hat er zusammengezogen, dort erweitert oder anders gestellt. Am wichtigsten ist die Änderung, welche Wagner mit dem Wolframschen Klinschor vorgenommen hat. Dieser ist im Epos eine episodische Figur, bei Wagner aber tritt er bedeutend in den Vordergrund. Sein Zauberschloß bildet die Gegenmacht zum Gral, es ist die Hochburg der sinnlichen, weltlichen Lust, von welcher aus ein verschlagener, teuflischer Kampf gegen den Gral, als den Hort des frommen, reinen Christentums, geführt wird, ein Kampf, dessen Preis der Besitz der Alleinherrschaft über Erde und Welt bildet. Klingsor ist bei Wagner von einem glänzenden Hofstaat zauberhaft schöner Frauen umgeben — Blumenmädchen genannt —, welche die Ritter des Grals in ihre Netze locken und dem Gral für immer abwendig machen.

Durch diese Erweiterung, welche Wagner mit der Figur des Klingsor vornahm, gewann er dasjenige Element, welches für das Drama unentbehrlich ist:

Digitized by Google

den Gegensatz, den Konflikt zweier Mächte. Der „Parsifal" ist darnach ein Drama, welches den Kampf zwischen der reinen, gläubigen Frömmigkeit und der verführerischen Sinnenlust behandelt, ein Motiv also, welches in der Oper schon oft und in den vielfachsten Spielarten ausgeführt worden ist, noch jüngst ziemlich handgreiflich in Goldmarks „Königin von Saba," ja mutatis mutandis schon von Wagner selbst in seinem „Tannhäuser." Einer besondern Beliebtheit erfreut sich dieses Motiv bei den Operndichtern in der Nüance: Christentum gegen Heidentum mit ihren vielfachen Unterarten.

Wir treffen bei Wagner mit Aufgehen des Vorganges den Konflikt bereits in vollem Gange. Die Sachen stehen nicht gut für die Gralsritter. Sogar ihr eigner König ist durch die List des Klingsor schon geschädigt. Ist er auch den Händen des Zauberers wieder entrissen worden, so schmerzt ihn doch eine schwere Wunde, die ihn für den Dienst des Grals halb unfähig macht, und eine der wichtigsten Reliquien des Grals, der heilige Speer — das ist die Lanze, welche am Kreuze in die Seite des Heilands gestoßen wurde —, ist drüben im Zauberschloß zurückgeblieben, als der König vom Sinnentaumel umnachtet war. Unlängst hat der kranke König inbrünstig um Erlösung gebetet; da ist ihm eine geheimnisvolle Verheißung geworden:

Durch Mitleid wissend
Der reine Thor,
Harre sein,
Den ich erkor.

Dieser „reine Thor" scheint jetzt gefunden zu sein. Im Walde draußen haben die Ritter des Grals einen jungen Menschen ergriffen, der ihnen einen der gehegten Schwäne erschossen hat. Dieser junge Mensch sieht nicht ein, was er für ein Unrecht begangen haben soll, er kennt keinen Unterschied von Gut und Böse. Er ist von zu Hause fort, vorbeireitenden, glänzend gerüsteten Männern nachgelaufen, weiß aber nicht, wo seine Heimat ist, nicht wie sie heißt, nicht den Namen seines Vaters, nicht seinen eignen, nur den seiner Mutter: Herzeleide (Herzeloyde bei Wolfram). Als ihm Kundry, eine Dienerin des Grals, mitteilt, seine Mutter sei inzwischen gestorben, will er Kundry wegen dieser Mitteilung umbringen. Genug, der junge Mensch — es ist Parsifal — scheint nach Thorheit und Einfalt der Mann des Orakels zu sein und wird deshalb mit hinaufgenommen zur Gralsburg. Dort wohnt er einer Feier des Liebesmahls bei und einer Enthüllung des Grals. Er sieht die Herrlichkeit des Kultus und sieht die Leiden des Amfortas, bleibt aber scheinbar unberührt. Man führt ihn deshalb wieder zur Burg hinaus und überläßt ihn seinem weitern Schicksale.

Parsifal setzt seine Fahrten fort und kommt in deren Verlauf auch nach dem Zauberschlosse des Klingsor. Kurz vor dem Ersteigen der letzten Mauern schlägt er ein beträchtliches Quantum von Rittern nieder, die zur Teufelsburg gehören, und kündigt sich schon durch dieses Entree für deren Herrscher als einen

ungewöhnlichen und gefährlichen Gast an. Klingsor beschließt deshalb, gegen den Ankömmling seinen stärksten Trumpf auszuspielen und ihn den Künsten der schönsten unter seinen Frauen, den Künsten seiner „Urteufelin“ zu überweisen. Diese ist — Kundry, dieselbe Kundry, welche wir schon im ersten Akte als Dienerin des Gral getroffen haben. Nachdem sich die „Blumenmädchen,“ welche zunächst Parsifal in Beschlag genommen hatten, als unwirksam erwiesen haben, tritt Kundry ihr Amt an. Sie verfährt teuflisch genug. Sie erzählt dem reinen Jüngling zuerst von seiner Mutter und von seinem Vater, von der Liebe der Eltern. Um kurz zu sein: Parsifal widersteht der Verführung. Im kritischen Momente, als ihm eben Kundry einen Kuß von echt Wagnerscher Länge aufgedrückt hat, reißt er sich los. Parsifal gedenkt mit einemmale dessen, was ihm über die Ursache von Amfortas' Wunde erzählt worden ist. Das Mitleid mit diesem Unglücklichen erwacht in ihm in vollster Stärke; er will nur eins, will hin zu ihm, und alle weiteren Versuche der Kundry, ihn an sich zu fesseln, prallen wirkungslos ab. Mit diesem festen Widerstande ist der Zauber Klingsors gebrochen. Auf das Geschrei der Kundry eilt dieser selbst herbei und versucht das letzte Mittel. Den Parsifal, den er nicht zu seinem Diener machen kann, will er jetzt töten und schleudert deshalb den heiligen Speer gegen ihn. Da geschieht ein Wunder: der Speer bleibt in der Luft über Parsifals Haupte stehen. Dieser ergreift ihn und schlägt damit das Zeichen des Kreuzes gegen Klingsor. Mit Donner und Beben versinkt darauf das Zauberschloß und die ganze teuflische Pracht.

Die Hauptaktion ist hiermit beendigt. Für den dritten Akt bleiben nur noch Formalitäten zu erledigen. Er spielt wieder in zwei Szenen, wie der erste: eingangs im Walde vor der Gralsburg, dann in der Burg selbst in deren sogenanntem Speisesaale. Parsifal kehrt zurück und bringt den heiligen Speer, wird zum Könige gesalbt, heilt den kranken Amfortas und übernimmt das Amt als oberster Hüter des Grals.

Nach dieser Darstellung ist die Handlung des „Parsifal“ unschwer zu übersehen, und man kann nicht recht begreifen, warum viele Kritiker, und darunter die erklärtesten Anhänger Wagners, über Unverständlichkeit geklagt haben. Einer unter dieser letzteren Klasse, der Referent der Indépendance Belge, geht so weit, die Vermutung auszusprechen: Wagner habe sich mit dem Parsifalstoff lediglich einen Spaß machen und einmal probiren wollen, wieviel sich wohl das Publikum bieten lasse.

Die Empfindung, vor einem verworrenen Süjet zu stehen, kommt lediglich von der einen Figur der Kundry her, mit welcher Wagner seinem Bestreben, allerhand tiefsinnige Beziehungen in seinen Personen zu verkörpern, die Zügel in einer maßlosen Weise hat schießen lassen. Über diese Kundry existirt bereits eine kleine Bibliothek, und die unbedingten Bewundrer des eigentümlichen Tondichters haben es an nichts fehlen lassen, uns zu beweisen, daß in dieser Gestalt

Digitized by Google

eine dichterische Leistung voll höchster Kraft der Phantasie und des Gedankens erblickt werden müsse. Käme diese Kundry in einer rein phantastischen Umgebung vor, ungefähr wie die Helena im zweiten Teile des „Faust," so wäre sie nicht zu beanstanden. Aber im „Parsifal," welcher in seinem ersten und dritten Akte sich in Verhältnissen bewegt, die so gut wie historisch erscheinen, wird diese Kundry immer ein Stein des Anstoßes bleiben.

Im Epos ist die Kundry die treue Botin des Grals und weiter nichts. Sie ist vom Dichter als sehr häßlich geschildert, hat Ohren wie ein Bär, ein rauhes Antlitz, ihre Hände haben Affenhaut, und ihre Fingernägel gleichen den Klauen des Löwen. Im übrigen ist sie treu und gut, und Wolfram verweilt bei ihr mit humoristischem Behagen. Diese Kundry, ein halbwildes Weib, eine Art weiblichen Kaspar Hauser, hat Wagner für seinen ersten Akt herübergenommen. Im zweiten aber hat er sie mit der Orgeluse Wolframs, einer von Klinschors Zauberfrauen, zusammengeschmolzen. So ist denn Kundry, die Botin des Grals, bei Wagner zugleich auch ein Werkzeug des Klingsor. Diesen einen Zwiespalt zu erklären, brauchte es eines besondern Dramas „Kundry." Wagner findet sich nebenbei mit ihm ab, indem er die Kundry im zweiten Akte ihre Geschichte dem Parsifal erzählen läßt. Darnach ist ihr Loos ein ähnliches wie das des ewigen Juden, wie das des fliegenden Holländers. Sie hat am Heilande selbst gefrevelt; sie hat ihn verlacht, als er auf dem Wege nach Golgatha an ihr vorüberschritt. Zur Strafe dafür kann sie nicht sterben und muß von Zeit zu Zeit der Teufelei verfallen und dem Klingsor ehrbare Helden verführen helfen. Wenn ihr einer widersteht, wird sie erlöst. Wahnsinn ergreift sie mitten in der Höllenaktion: sie hält die Opfer von Klingsors Zaubermechanik für den Heiland selbst; „da kehrt mir das verfluchte Lachen wieder: ein Sünder sinkt in meine Arme" schließt sie die mysteriöse Autobiographie.

Wir wollen uns auf eine Erklärung der Beinamen, welche Wagner dieser Kundry noch giebt, nicht einlassen: er nennt sie „Herodias, Gundryggia" und trägt damit vielleicht nach seiner Meinung zur Vertiefung dieses an sich schon schwer ergründlichen Wesens bei. Berechnet man das Alter dieses Weibes, welches im zweiten Akte vor uns in allen Reizen der Jugend und Schönheit prangt, so ergeben sich, schlecht gemessen, praeter propter 800 Jahre.

Die endgiltige Meinung wird wohl eines Tages dahin gehen, daß diese Kundry eine jener dichterischen Leistungen sei, in welchen die sterbende Hyperromantik ihre letzten Zuckungen gethan hat, bevor sie vollständig aus der Literatur und der Kunst überhaupt verschwand. Heil uns!

An den übrigen Charakteren des Dramas ist vieles bemängelt worden. Amfortas sei zu schwankend, um Interesse erregen zu können; heute wolle er den Gral enthüllen, morgen wieder nicht. Diese Unbeständigkeit des Charakters soll und kann aber dazu dienen, den Zustand seiner Krankheit, die Größe seines Leidens zu illustriren, und wenn man nicht bloß nach dem Textbuche kritisirt,

Digitized by Google

sondern die Musik mit zu Rate zieht, hat der Dichterkomponist hier erreicht, was er wollte. Auch Parsifal, der Held des Dramas, giebt zu Ausstellungen Anlaß. „Denn — sagt man — was thut er denn eigentlich? Er läßt sich nicht verführen." Wir halten es für eine wohlberechtigte dramatische Pointe, daß Wagner seinen Parsifal in einem einzigen Augenblick zum Helden herauswachsen läßt. Die Erleuchtung kommt mit einem Ruck über ihn, wie über Saulus, der bei Damaskus zum Paulus wurde. Die eine große Idee des Mitleids erwacht in ihm und macht ihn stark und thatkräftig. Im übrigen aber muß man den Einwand gelten lassen, daß aus der Handlung keine Notwendigkeit ersichtlich sei, weshalb Parsifal Gralskönig wird.

Alles in allem ist „Parsifal" — den Vorbehalt für Kundry ausgenommen — ein wirksames und mit tiefen, menschlich ergreifenden Zügen ausgestattetes Bühnenstück. Um auf den angeregten Vergleich zwischen Wolfram und Wagner zurückzukommen, so erscheint uns der Unterschied zwischen beiden mehr für ihre Zeit charakteristisch als für die Dichter selbst. Wolfram benutzte im erzählungslustigen Mittelalter die Parzivalsage zu einem Epos. Wagner extensirte daraus für das der Kürze und der Pointe zugethane neunzehnte Jahrhundert ein Drama. Beide legten ihren Dichtungen eine große Idee unter: Wolfram giebt die Charakterentwicklung eines kräftigen Menschen, Wagner schildert die Macht des Mitleids. Über den Wert dieser beiden Ideen zu streiten, scheint uns unbillig. Die Idee, die Moral giebt nicht den Ausschlag für die Güte einer Dichtung, sonst müßte man in Gellerts Fabeln die größten poetischen Kunstwerke erblicken.

Wenn an dem Drama von den Wagnerianern besonders der christliche Charakter hervorgehoben worden ist, so wollen wir über diesen Punkt uns keine Entscheidung anmaßen. Der christliche Charakter, welcher wohl auch den ungewöhnlichen Titel des Stückes „Bühnenweihfestspiel" veranlaßt hat, war durch die Einführung des Grals gegeben und kommt in zwei Momenten zu einem besondern Ausdruck: in der Liebesmahlsfeier der Gralsritter, welche im ersten und im dritten Akte stattfindet, und in der Klage um den Speer, in der Schilderung der heiligen Reliquien, welche fast sämmtliche Szenen des Werkes in der einen oder andern Tonart durchzieht.

Christliche Dramen sind an und für sich nichts neues. Im Mittelalter ist die Passionsgeschichte oft genug auf die Bühne gebracht worden, wie man noch heute aus den Spielen in Oberammergau sehen kann. Daß das heilige Süjet in der modernen Oper zu Grunde gelegt worden sei, ist meines Wissens nicht nachweisbar. Märtyrergeschichten kommen vor als Gegenstand des musikalischen Dramas; noch Gounod hat in seinem Polyeucte eine solche benutzt. Der Behauptung, daß Wagner mit der Hereinziehung des Liebesmahls und der Passionsgeschichte nur etwas neues, nur einen ungewohnten Theatercoup habe bringen wollen, muß im Interesse der Gerechtigkeit entgegengetreten werden. Dem Manne, welcher seit Jahrzehnten des Glaubens lebt, die deutsche Kultur lasse sich vom

Theater aus regeneriren, darf man wohl zutrauen, daß er ernstlich meint, von der Bühne aus auch auf das religiöse Bewußtsein seiner Zeitgenossen fördernd wirken zu können. Zudem könnte es bekannt sein, daß Wagner schon in einer viel früheren Periode sich mit einer Oper „Christus" getragen hat. Über die Lauterkeit von des Dichters Absichten ist deshalb, nach unsrer Meinung, kein Zweifel erlaubt. Ein andres ist es um die Frage über die Wirkung. Da gehen die Meinungen auseinander. Es hat etwas bedenkliches, einen Vorgang zum Gegenstande theatralischer Darstellung zu machen, der selbst schon eine Zeremonie ist, wie die Feier des Liebesmahles, das doch eben — nur in verschämter Bezeichnung — das Sakrament des heiligen Abendmahles bedeutet. Jedenfalls ist dies ein sehr delikater Versuch. Wagner hätte, indem er die Regie dafür entwarf, vielleicht besser gethan, die Gralsgenossen beim Aufgang des Gralssaales bereits sitzen zu lassen in einer Gruppirung, ähnlich wie sie Leonardo da Vinci bringt. Das Aufmarschiren der Ritter in zwei Zügen — jüngere und ältere — hat etwas von opernmäßigem Prunk, namentlich wenn der Marsch in einer solchen Art von Hahnentritt ausgeführt wird, wie der, dessen sich die ältern Ritter in Bayreuth bedienten. Das sind Kleinigkeiten, die aber doch aus der Stimmung herauswerfen. Außerdem wurden die Gesänge beim Liebesmahle zum Teile gar nicht in dem weihevollen Tone ausgeführt, den sie verlangen. Die Männer nahmen einen situationswidrigen Ansatz für dei höhern Stellen, der mehr für einen Attakegesang blutdürstiger Landsknechte gepaßt hätte. Auf den Schreiber dieses Berichtes hat die Liebesmahlsszene von der Bühne herab einen weit wenigerer greifenden Eindruck gemacht als bei der Lektüre im Klavierauszuge.

Wir sind hiermit unvermerkt zur Musik des „Parsifal" gekommen. Nach den Versicherungen der Wagnerianer erscheint in ihr Wagner in einem ungeahnten, neuen Stil. Das ist insofern etwas selbstverständliches, als der Stoff, d. h. sein christlich-dogmatischer Teil, bisher weder von Wagner noch einem andern in die Oper eingeführt worden ist und eben als solcher eine seinem Charakter entsprechende Betonung verlangt. Einzelne Momente dieser Musik, wie die sogenannte „Heilandsklage" und die „Verwandlungsmusik," sind nun allerdings von ganz eigenem Gepräge: groß im Ausdrucke und dabei doch meistens fassungsvoll gehalten. Wer aber im allgemeinen auch aus diesen frommen Partien nicht den Komponisten des Pilgermarsches im „Tannhäuser," der Gralsmusik aus „Lohengrin," der Friedensboten im „Rienzi," der Fliederszene in den „Meistersingern" und namentlich des „Liebesmahles der Apostel" herausmerkt, von dem dürfen wir vermuten, daß er selbst „seinen Wagner" herzlich schlecht kennt.

Der religiöse, halbkirchliche Charakter der Musik ist im ersten und im dritten Akte vorwiegend. Dort erscheint er mit einer stark pathetischen Schattirung, hier im Stile lieblicher Genrebilder. Der zweite Akt quillt über von Leiden-

schaft und Ekstase; er am meisten trägt die exaltirte Haltung, welche für die Individualität Wagners im allgemeinen charakteristisch ist. In ihrer Vermengung mit gläubiger Zerknirschtheit wirkt sie in diesem zweiten Akte des „Parsifal" in gesteigertem Maße befremdend und mag wohl imstande sein, manchen Kunstfreunden das ganze Werk vollständig zu verleiden. In der That hat der Referent des Pariser „Figaro" seine Kritik über den „Parsifal" ungefähr in das Verdikt zusammengefaßt: „Sechsfache Übertreibung!"

Wenn man die formelle Anlage der Parsifalmusik in Betracht zieht, so findet man, daß „Parsifal" im Vergleich zu den ihm vorausgehenden Werken, zum „Ring des Nibelungen" nämlich und zum „Tristan," einfacher, leichter verständlich und fester gegliedert ist und daß er viel mehr Abwechslung bietet. Namentlich die ziemlich zahlreichen und imposanten Chöre wirken als willkommene Erfrischungsstationen. Nur im Vorbeigehen wollen wir bemerken, daß von der dramatischen Notwendigkeit dieser Chöre, welche die Wagnerianer natürlich behaupten, keineswegs an allen Stellen die Rede sein kann. Namentlich der reizendste dieser Chorsätze, die Szene der Blumenmädchen, ist für das Drama wohl entbehrlich. Indeß danken wir es dem Komponisten, daß er den Musiker in sich seinen eignen Prinzipien zum Trotze hat zum Worte kommen lassen. Diese rechtzeitige Nachgiebigkeit hat noch an mehreren Stellen des Werkes blühende instrumentale Früchte eingetragen, auf welche wir noch besonders hinzuweisen Veranlassung haben werden.

Was die Behandlung des Recitativs betrifft, worin das punctum saliens des Wagnerschen Systems liegt, so zeigt sich darin Wagner im Vergleich mit dem besten, was er auf diesem Gebiete geleistet, im „Parsifal" sehr ungleich, im Gesammtdurchschnitte vielfach geradezu äußerlich und gehaltlos. In der Harmonik ist er der Alte geblieben; in der Ökonomie der Orchesterfarben weist der „Parsifal" eine auffallende Sparsamkeit und Zurückhaltung auf.

Lassen wir nun den musikalischen Teil des „Parsifal" in seinen Einzelheiten an uns vorübergehen.

Das Werk hat wieder ein Vorspiel, welches in der Form dem Sonatinensatze sehr nahe kommt. Sein erstes Thema ist die Hauptmelodie der Liebesmahlsfeier. Das zweite besteht aus zwei Motiven, welche sich wie Vorder- und Nachsatz zu einander verhalten. Das vordere Motiv — „Gralsmotiv" benannt — ist einer bekannten liturgischen Formel, dem sogenannten Dresdner „Amen," wie aus dem Auge geschnitten, demselben, welches auch Mendelssohn, wenn wir nicht irren, in seiner Reformationssymphonie verwendet hat. Bei seinem Eintritt scheint sich Wagner, der Virtuos des Orchesterklanges, über den Effekt der Instrumentirung getäuscht zu haben. Die Trompeten, welche das Thema führen, klingen nicht feierlich, sondern ordinär. Das andre Motiv des zweiten Themas ist poetisch nicht sehr stark und wirkt nur durch einen wuchtigen Vortrag. Es heißt „Glaubensmotiv" und wird in recht langen Sequenzen unerbittlich

Digitized by Google

wiederholt. Die Durchführung ist sehr kurz und nimmt eigentlich nur einen Anlauf, wie überhaupt in dem ganzen Vorspiele an die Stelle von Arbeit und Entwicklung das System der nackten Repetition tritt. Trotzdem erreicht dieses Vorspiel an seiner Stelle seinen Zweck, eine fromme Stimmung vorzubereiten, und wird über kurz oder lang wohl auch in den Konzertsälen seinen Platz ausfüllen.

Die erste Szene bietet ein wunderschönes Landschaftsbild. Von uralten, hohen und breiten Waldbäumen umgrenzt, glänzt, soweit das Auge reicht, ein See im ersten Morgenlicht. Gurnemanz, ein alter Ritter vom Gral, und zwei Knappen erheben sich und beten zunächst. Das eigentliche Gebet hört man in einem Orchestersatz, dessen Kosten das Glaubensmotiv und das vom Gral bestreiten. Bald darauf kommt Kundry an, sehr gut charakterisirt durch ein heftig aufwärts dringendes Motiv, das zu einem kleinen Sätzchen ausgeführt wird und mit einer rasenden Sechzehntelfigur jäh abbricht. Kundry hat als Gralsbotin aus fernem Lande einen Balsam für den kranken König gebracht, den sie wortkarg übergiebt, um sich ferner nur mit kurzen Brocken an der Szene zu beteiligen. Jetzt beginnt eine längere Erzählungspartie, in welcher Gurnemanz erst die Geschichte der Kundry, soweit er sie kennt, dann die des Grals vorträgt. Sie wird unterbrochen durch einen Aufzug von Rittern, welche in einer Sänfte den kranken König Amfortas nach dem See zum Bade tragen. Der König verweilt einen Moment auf der Szene, und hier entwickelt sich eine der schönsten Partien des Aktes. Rührend ist der milde, leidensvolle Krankenton im Gesange des Königs ausgedrückt, und die Gefühle, welche den Armen nach der langen schlimmen Nacht überkommen, als ihn die Waldesmorgenpracht erquickt, drückt ein selbständiger Orchestersatz entzückend schön aus, nach unsrer Ansicht mindestens ebensogut und dramatisch vorteilhafter als das durch eine Arie oder einen andern Gesangsatz des Königs hätte geschehen können. Als der König fort ist, geht die Erzählung des Gurnemanz von neuem an. Sie ermüdet alle Zuhörer, die sich nicht vorher fest vorgenommen haben, alles schön zu finden und durch Memoriren der ganzen Partie des Urteils verlustig gegangen sind. Für den bei der Ausführung beteiligten Künstler ist dieses Verfahren kaum zu vermeiden; für andere wird es auf die Dauer schädlich. Hier bereits wird auf die Zauberei des Klingsor angespielt. Das Motiv, welches hierzu benutzt wird, ist von einer quälerisch hinschleichenden Natur und wirkt durch das ganze Werk immer wie ein böser Kobold.

Bei diesen Erzählungen geht es nichts weniger als knapp zu, der Hergang von Amfortas' Verwundung wird uns gleich zweimal vorgetragen. Es ist ganz ersichtlich: Wie Mattheson vom Komponisten verlangte, daß er jeden Thorschreiberzettel in Musik zu setzen verstehen müsse, wie Rameau sich rühmte, die Holländische Zeitung komponiren zu wollen, so setzt auch Wagner seinen Stolz darein, gerade den sprödesten Stoffen Musik abzutrotzen, und verweilt bei ihnen fast mit Vorliebe. Er hat auf diesem Gebiete sehr vieles erreicht und die

Digitized by Google

Opernkomposition mit neuen Ausdrucksmitteln bereichert. Was Wunder, daß ihn die Vorsicht und der Zweifel an seinem instrumentalen Genie nicht mehr beschleicht, und daß er gerade solche trockene, chronistische Partien besonders leger hinwirft?

Eben ist Gurnemanz soweit gekommen, die Knappen von der Mitteilung der mysteriösen Verheißung „Durch Mitleid wissend ꝛc." in Kenntnis zu setzen, und eben singen diese die dunklen Worte sinnend nach, da erhebt sich vom See her ein Lärm. Ritter bringen einen verwundeten Schwan und bald darauf auch den Übelthäter, der das Tier erlegt hat, unsern Parsifal.

Das führt zu einem der frischesten Sätzchen des Aktes. Die Ritter tumultuiren in kurzen, heftigen Phrasen, Gurnemanz fragt, Parsifal antwortet dreist und naiv. Lebhaft geht es weiter. Gurnemanz redet dem jungen Sausindiewelt ins Gewissen und schildert ihm das glückliche Leben, welches solche Schwäne führen. Dazwischen brechen die Knappen nach dem Bade auf, um den König mit zurückzugeleiten, und Parsifal beginnt von sich zu berichten.

Ganz besonders hervortretend ist in dieser Partie ein ausgeführter Orchestersatz, welcher die Idylle der Schwanenfamilie schildern soll. Gurnemanz giebt dazu die Erklärung. In diesem erfindungsreichen, flotten und stimmungsvollen Zuge geht es auch weiter, als Parsifal seine Jugendgeschichte vorträgt. Vorher drückt die Musik noch sehr schön den Übergang aus vom Trotz zur Reue, welchen Parsifal durchmacht, während Gurnemanz den getöteten Schwan beklagt. Als ihn der alte Ritter fragt: „Sag, warum thatest du das?" antwortet er kleinlaut, aber edel: „Ich wußte es nicht." Wirklich romantische Farbe hat das kleine Orchesterbildchen, zu welchem Parsifal die Schilderung der Ritter bringt, denen er nachgelaufen ist.

Dann kommt in der Komposition wieder eine Kuriosität. Kundry geht, um für Parsifal, dem die Nachricht vom Tode seiner Mutter eine Ohnmacht zugezogen hat, Wasser zu holen. Dazu spielt nun die Musik sechs Takte lang dieselben Motive, mit welchen Kundry in die Szene eingeführt wurde. Kennen wir denn die Kundry nocht nicht? Wozu hier die Visitenkarte? Gurnemanz, für den es passend wäre, hier ein Wort zu sagen, steht in Schweigen da. Ob die Musik zu dem augenblicklichen Vorgange gehört oder zum folgenden, weiß man nicht. Wahrscheinlich soll letzteres der Fall sein, denn alsbald melden sich die ominösen Zaubermotive, und Kundry versinkt in ihren metamorphosischen Schlaf.

Gurnemanz und Parsifal aber brechen auf nach der Gralsburg, um dem Liebesmahle beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit ist ein Maschinenstückchen neuerer Erfindung zur Anwendung gekommen, nämlich die sogenannten Wandeldekorationen. Die Akteurs sieht man hierbei schreiten. In Wirklichkeit bleiben sie stehen und die Dekorationen gehen von der Stelle. In Bayreuth war dieser Effekt nicht konsequent vorbereitet und erreichte deshalb nicht die volle Wirkung.

Die Musik, welche diese Verwandlung begleitet, ist marschartig und ernsten, feierlichen Charakters. Es sind breite, klagende Melodien hinein verwebt, und sie ist in gewaltigen Steigerungen geführt, einer der imposantesten, gehaltvollsten Teile des Werkes. Am Schlusse dieser Verwandlungsmusik tritt ein veritables Glockengeläute hinzu, das leider, weil verstimmt, in Bayreuth seine Wirkung peinlich verfehlte. An und für sich ist dieser Effekt hier ganz an seinem Platze, und es braucht niemand seinethalben zu befürchten, daß nun in Zukunft keine Opern mehr ohne Glocken geschrieben werden oder daß dann gar die Kanonen an die Reihe kommen.

Die Herrlichkeit des Gral — ein Motiv, das vielleicht für die Wahl des Stoffes mitbestimmend war — zu schildern, that Wagner völlig Recht, alle verfügbaren Mittel der modernen Kunst in Bewegung zu setzen. Nicht wenig hat ihm dabei seine architektonische Phantasie und die Geschicklichkeit der Dekorationsmeister unterstützt, die den Entwurf zum Gralssaale herstellten und ausführten. Dieser Saal ist eine Basilika mit Kuppelbau, in der Farbe streng gehalten und nur mit einem Sternenmotiv dekorirt. Als er erscheint, liegt Dunkelheit darauf, dann beginnen die Marmorsäulen zu glänzen, und weiter und höher wächst der erhabene Bau.

Die Musik prangt hier mit dreifachen Chören einher, welche weihevolle Sätze von teilweise choralmäßiger Einfachheit zu singen haben. Zwischen der Einleitung und dem Vollzug der Gralsfeier liegt eine Soloszene des Amfortas, der in dem Momente, wo er den Gral enthüllen soll, von seinen Schmerzen übermannt in einen Ausbruch der Verzweiflung verfällt. Bis auf die Zitate des Orchesters ist diese Partie nicht sehr inhaltsvoll, sie beginnt und verläuft eine große Strecke in rein äußerlicher Leidenschaftlichkeit; erst gegen den Schluß hin stellen sich glaubhafte Accente und größere Innerlichkeit ein.

Kurz vor dem Ende kommt noch eine Stelle, aus welcher man wieder ersehen kann, daß ein Wagnersches Textbuch unter Umständen nur eine Skizze der eigentlichen Dichtung ist. Gurnemanz stößt dort den Parsifal zum Gralssaale mit den Worten hinaus:

> Laß du mir künftig die Schwäne in Ruh
> Und suche dir, Gänser, die Gans.

Sie sind die letzten Worte, die in dem Akte vorkommen, und setzen für den Leser an den frommen Anfang ein sehr burleskes Ende. Kommt aber die Musik hinzu, so erhält die Stelle einen vollständig andern Charakter. Die polternde Verwünschung des Gurnemanz ist dort nur eingeflochten, der Akt klingt ganz anders aus, nämlich mit Orchestermusik in dem frommen Tone der Liebesmahlszene.

Der zweite Akt wird mit der Beschwörung Kundrys eröffnet. Diese Beschwörung geht in einem phantastischen Thurmzimmer von Klingsors Schlosse vor sich. Kundry kommt aus der Versenkung herauf in bläulichem Lichte und mit einem kalten Totengesichte. Es entspinnt sich zwischen ihr und Klingsor

ein sehr unfreundlicher Dialog, in dessen Anlage sich Wagner als Mytholog eine wahre Güte gethan hat. Die beiden sprechen in Rätseln und berühren sehr pikante Dinge.

Die Musik dieser Szene gehört für den Referenten zu den abstoßendsten Partien des Werkes. Sie steht im Mißverhältnis zur Situation. Diese gehört zum Bereiche des Phantastischen, Wagners Komposition aber zieht sie herüber ins Hochtragische. Klingsor und Kundry, beide berichten in den härtesten und gewaltigsten Accenten und mit steineerweichendem Geschrei von ihrem übergroßen Wehe. Man kann es niemandem verdenken, wenn er sich durch diesen hier übel angebrachten Alfrescostil an die Weihnachtspantomimen der englischen Zauberbühnen und andre Kinderspektakel erinnert fühlt, wenn er lacht, statt ergriffen zu sein. Dazu kommt noch, daß Wagner der Kundry eine Reihe von „gräßlichsten Schreien“ und „entsetzlichem Lachen“ vorgeschrieben hat, über deren allzu strikte Ausführung wir hierdurch mit Schrecken quittiren. Es war, als befände man sich in einem Operationssaale, und unter der brutalen Realistik dieser Szene haben nicht bloß Damen, sondern auch kräftige Herren förmlich physisch gelitten.

Nachdem Kundry und Klingsor endlich die ganze Akrobatik des musikalischen Ausdrucks erschöpft und ihre gegenseitigen Beziehungen geordnet haben, kommt Parsifal an. Man hört von draußen frische Klänge, die den Klingsor ans Fenster rufen. Parsifal hat nach und nach unter fröhlich kühnem Spiele des Orchesters die Ritter niedergestreckt, und die Szene verwandelt sich in einen Zaubergarten, den Schauplatz der dramatischen Hauptpartie, der Verführungsszene. Dieser Zaubergarten war dekorativ nicht sehr zauberisch, er stand voll gewöhnlicher Herbstblumen von vorherrschend dunkler Färbung, die nur durch ihre Größe ungewöhnlich waren. Die bald darauf eintretenden Blumenmädchen blieben mit ihren Köpfen weit unter den Kelchen dieser Blumen. Diese Mädchen sind zunächst durch die Besorgnis um die Ritter herbeigelockt. Sie haben Kampfeslärm gehört und suchen nun nach ihren Geliebten. Bald beruhigen sie sich. Als Parsifal über die Mauer kommt, empfangen sie ihn etwas unwirsch, aber beginnen dann mit ihm ein schäkerndes Spiel. Dieses Spiel streckt sich ziemlich lang hin, aber man wird dessen nicht müde.

Diese Chorsätze der Blumenmädchen sind das Reizendste an Sirenenmusik, was Wagner selbst je geschrieben hat. Um Originalität der Motive hat sich Wagner dabei nicht bemüht. Dem Rohmaterial der Gesänge begegnet man in dem Rheintöchterterzett der Götterdämmerung; es kommt ähnlich vor in Verdis Aida, und selbst in Brülls „Goldnem Kreuz“ findet sich für eine der hier eingereihten Episoden ein Urbild: „Was zankest du — weil ihr auch streitet“ im „Parsifal,“ „Nein, nein, nein, nein — das darf nicht sein“ im „Goldnen Kreuz.“ Der Hauptsatz der Szene ist ein einfacher Walzer. Aber der Zauber des Klangs, welcher über diesem Musikbilde liegt, die Feinheit und Elastizität,

Digitized by Google

mit der das alles gemacht ist, die entzückende Reichhaltigkeit, der Wechsel der Form, die Lebendigkeit, mit der das vorübergeht, läßt sich nicht beschreiben. Zum Schwelgen schön wird das Bild da, wo sich die Mädchen mit Blumenhüten schmücken. Da beginnt das holdeste Kosen und Wiegen, der Chor schwebt in langen Melodien daher, darüber flattern Solostimmen in zierlichen Triolen, andre halten süße Töne hoch aus. Es ist diese Szene ein wahrer Nachtigallenhain, und sie hat, wie es scheint, bei der Ausführung den stärksten sinnlichen Eindruck hinterlassen. Sie gelang ganz vollendet, was den beteiligten Damen — gegen dreißig an Zahl und darunter Primadonnen deutscher Hoftheater — und dem Herrn Heinrich Porges, der sie einstudirt hat, zu großer Ehre gereicht. Denn leicht ist dieser Emsemblestil mit dem ewigen Einsetzen und Aufhören nicht, und es will etwas heißen, wenn die Stimmen mit ihren kurzen und in sich noch schweren Phrasen so ineinandergreifen, als sänge nur eine einzige.

Die Blumenmädchen werden durch eine Stimme vertrieben, die aus dem Haine heraus „Parsifal" ruft. Es ist die Kundrys, welche jetzt jung und schön auf einem Ruhebette liegend, in die Szene hereingleitet. Die Verführungsstunde hat geschlagen. Die erste größere Hälfte dieser Verführungsszene ist von bedeutender musikalischer Schönheit und gehaltvoll. Unter die hervortretendsten Züge rechnen wir das kurze Instrumentalsätzchen, mit welchem sie beginnt. Es schildert sehr sinnreich und fein Parsifals Verworrenheit, in dem es Themen der Blumengesänge mit solchen aus der Liebesmahlsszene kunstvoll kombinirt. Ferner gehört darunter Kundrys Erzählung von Parsifals Mutter. Das Glück, das ihr der Anblick des flotten, muntern Buben bereitet, wie sie mit ihm spielt, ihr Schmerz, als er fort ist — das ist in den Instrumenten nicht bloß verständlich, sondern auch schön und fesselnd ausgedrückt. Auch die Klage Parsifals, der den Verlust der Mutter jetzt frisch empfindet, ist rührend und natürlich. Nur eine geschraubte Stelle begegnet uns hier: wo Kundry trösten will mit den Worten: „Die Not nun büße im Trost, den Liebe dir beut." Wo die Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein — sagt Goethe, und dieses Wort ist hier „büßen."

Wieder sehr gut und schlagend ist der Kampf dargestellt, den Parsifal zwischen Sinnenlust und Mitleid durchficht, nachdem er den Kuß empfangen und des Amfortas gedacht hat. Das sind Stellen, an denen man den Wert des Wagnerschen Systems empfindet. So die innere, psychologische Entwicklung des Dramas von Schritt zu Schritt zu begleiten, ist mit den geschlossenen Formen der alten Oper unmöglich. Da hat Wagner etwas geniales gethan, indem er die Instrumentalmusik zu Hilfe zog.

Parsifal beginnt, nachdem er sich der Gefahr, in der er sich befindet, bewußt geworden, zu beten. Daß in dieses Gebet sich nun immer Motive der Kundry und der Zauberei einmischen, scheint aufdringlich und äußerlich. Sobald an diese

Elemente nur gedacht werden kann, kommen ihre Leitmotive leibhaftig und trocken. Das ist doch nur ein Wink für ganz plumpe Naturen. Es zersplittert die Aufmerksamkeit und hindert die Zuhörer an der Vertiefung in der Situation, die an dieser Stelle auch dem Komponisten gefehlt hat. Denn das ist die Schattenseite des Wagnerschen Orchestersystems: es verleitet zu mechanischem, äußerlichem Glossiren.

Dagegen wirkt die Verarbeitung des Kundrymotives eindrucksvoll und fördernd bei der nun folgenden Vision, in welcher vor Parsifals Seele das Bild jenes Augenblickes aufsteigt, in dem Amfortas der Sünde erlegen ist. „Das war dasselbe Weib," sagt Parsifal, und das Orchester führt nun der Phantasie die ganze Szene vor, wie das zauberische Weib den armen Amfortas umstrickt; immer glühender und leidenschaftlicher wird das Werben und Minnen, immer höher wächst daneben das Entsetzen des Parsifal, bis er sich entschlossen gegen Kundry aufrichtet: „Verderberin, weiche von mir!" Die Musik läuft von dem Auftreten Kundrys ab bis hierher ohne Absatz. Trotzdem scheint sie nicht zu lang. So verschiedenes sie in sich begreift, sie verschmilzt es — von einigen schadhaften Stellen abgesehen — zu einem einzigen Ganzen und faßt eine bedeutende Entwicklung in die rechte, verdeutlichende Form. Die Anlage ist etwas neues, speziell Wagnerisches, und sie bedeutet einen Fortschritt in dem formellen Teile der Opernkomposition. Auch an diesem Punkte, von dem wir eben sprechen, ist in der Musik der Szene noch kein Abschnitt. Wenn sie von hier an aber, für unser Empfinden, im ganzen uninteressant wird, so liegt dies teilweise daran, daß jetzt das Drama vom rechten Wege weicht. Denn Kundry beginnt ihre fabelhafte Geschichte zu erzählen. Daß diese Kundry nun gerade mit dem Heiland in persönliche Berührung gekommen sein muß, ist ein wirklicher fataler Einfall des Dichters, kein genialer, wie seine Leibinterpreten sagen.

Wie dichterisch ausschweifend und gewaltsam, so ist auch die jetzt folgende Musik mit extremen und äußerlichen Mitteln bestritten und sucht in irrer Raserei ihre natürlichen Grenzen zu durchbrechen. Wagner strebt hier, sich mit dem outrirtesten Material zu helfen. Das Entsetzen auszudrücken, welches Kundry über ihr eignes Lachen empfindet, muß sie vom hohen h zum tiefen cis hinabsteigen, und ihre verzweifelte Energie äußert sich in roh pochenden Rhythmen des Gesanges. An solche realistische Behelfe gebunden, hat der Komponist sich sogar einer der schönsten Wirkungen begeben, die ihm der Dichter vorgearbeitet hatte. Es ist die Stelle, wo Parsifal zu Kundry sagt: „Auch dir bin ich zum Heil gesandt." Seine musikalische Ader war hier so unglücklich unterbunden, daß er diesen ergreifenden Moment ganz spurlos hat vorübergehen lassen. Nicht der Komponist beherrschte hier die Leitmotive, sondern die Leitmotive den Komponisten. Und so geht die Szene musikalisch im äußerlichen, unfruchtbaren Ringen weiter und scheint bis zum Schlusse, selbst da noch, wo wieder in die Handlung eine neue Bewegung kommt, wo Kundry flucht, Klingsor schießt und

die Erde tracht, invita Minerva weitergeschrieben. Nur kurz vor dem Ende will sich die Phantasie noch einmal aufraffen.

Es ergiebt sich hiernach für den zweiten Akt, daß der Anfang und das letzte Ende desselben die üble Seite des Dichterkomponisten repräsentiren. Die mittlere Partie enthält im ersten Teile der Verführungsszene ein Meisterstück dramatischer Musik und in der Szene der Blumenmädchen eine der fesselndsten Schöpfungen musikalischer Situationsmalerei.

Mit dem zweiten Akte ist das eigentliche Drama zu Ende. Der dritte ist ein Nachspiel und trägt als solches den entsprechenden Charakter. Eine still-feierliche, fromm gesammelte Sonntagsabendsstimmung ist in ihm vorwiegend.

Er beginnt mit einem Vorspiele, welches schwermütig, ernst und klagend gehalten ist. Es deutet auf die traurige Lage beim Gral, ebensogut auch auf den Gang durch Irre und Öde, den Parsifal nach der Zerstörung der Zauberburg antreten mußte. Dieses Motiv der Irre war für Wagners Drama entbehrlich, der Dichter scheint es aber Wolfram zu Liebe aufgenommen zu haben.

Die Szene ist dieselbe Waldgegend wie beim Beginn des ersten Aktes, mit farbiger Betonung des Frühlingscharakters. Gurnemanz, jetzt sehr greisenhaft, tritt auf und findet Kundry. Sie hat wieder die Kleidung als Gralsdienerin und schläft im Gebüsch. Ihr Erwachen ist sehr schön von der Musik begleitet. So eine kleine Malerei an einem einzigen Punkte nimmt sich mitunter vortrefflich aus. Hier ist sie bei dem Worte Lenz, als Gurnemanz sagt: „Erwach', der Lenz ist wieder da." Auch der ganze Charakter des Orchestersatzes ist stimmungsvoll und formell vollendet; die Motive aus der Szene der Blumenmädchen sind dazu benutzt, aber entsprechend umgebildet, breit und ernst gefaßt. Dann kommt aber gleich wieder bloße Dekorationsmusik, als sich Kundry erhebt. Daß uns das Orchester durch das Zitat von Kundrys Eintrittsmotiv erst darauf aufmerksam machen will, wie Kundry früher, d. h. im ersten Akte, war, scheint doch nahezu beleidigend. Was müssen das für Leute sein, die einen solchen Hinweis nötig haben!

Bald erscheint Parsifal. Über sein Auftreten breitet die Musik einen Schimmer von Hoheit. Die lustigen Rittermotive des ersten Satzes sind ins Düstere und Erhabene gewendet, das Orchester geht daraus über in fromme Weisen, erhaben und erhebend. Parsifal betet. Einigermaßen stört dabei der Gesang des Gurnemanz, welcher der Orchesterpartie sichtlich aufgeklebt ist. Gurnemanz berichtet dem Parsifal über den jetzigen Zustand im Gral. Dabei werden die vielen trocknen Zitate von Leitmotiven in ihrer ursprünglichen Fassung wieder lästig. Kaum ist vom Gral die Rede, von Titurel, von Amfortas, da kommt auch das Motiv buchstäblich wie bei der ersten Einführung dieser Personen. Als Parsifal ruft: „Zu ihm, deß tiefe Klage ich einst vernahm" — richtig,

Digitized by Google

da müssen wir wieder den ganzen Satz anhören, mit dem im ersten Akte Amfortas zuerst auf der Szene erschien. Wir wissen es doch schon, und Gurnemanz hat es obendrein noch erzählt, daß Amfortas noch krank ist. Diese Methode zu komponiren erlaubt stückchenweises Arbeiten. Sie ist die bequemste von der Welt und in ihrem mechanischen Wesen um kein Haar besser als die von Wagner mit Recht gegeißelten Kategorien der Judenmusik und der Kapellmeistermusik. Von Geist oder gar von Kunst ist dabei keine Spur mehr.

Schön ist dann wieder im Orchester die kleine Stelle, wo Parsifal sein Irren schildert. Hier setzt die Instrumentalmusik etwas auseinander, wovon wir noch nichts wissen, und sie kann gerade dieses besser und dramatisch vorteilhafter thun als der Gesang.

Kaum ist dies vorbei, so wird schon wieder das Gralsmotiv in sinnloser Freigebigkeit hingespritzt. Es ist wirklich recht schwach! Und das geht so fort, so lange Gurnemanz bei der Not der Gralsritter verweilt. Zudem ist die ganze Textfassung schon an sich unnötig breit. Wenig gehaltvoll ist auch die Selbstanklage des Parsifal, der sich die Schuld des Elends auf Montsalvat beimißt. Schön dagegen ist wieder die Stelle, wo Gurnemanz den Speer begrüßt, wozu die Musik einen kleinen Satz spielt, der nicht bloß das Motiv des Speers trocken zitirt, sondern entwickelt.

Hierauf folgt eine Reihe lyrischer Instrumentalbilder, auf denen der Eindruck des Aktes wesentlich mit beruht. Auf der Szene geht folgendes vor: Parsifal wird gesalbt und Kundry wäscht ihm die Füße. Darauf empfängt sie von Parsifal die heilige Taufe, und zum Schlusse hält Parsifal Umschau über die Landschaft und giebt seinen Gefühlen über die herrliche Frühlingsnatur und den stillen Frieden des Tages — es ist Charfreitag — Ausdruck. Das begleitet nun das Orchester mit drei lieblichen, friedevollen und zarten Sätzchen. Der erste, welcher zu der Salbung erklingt, nimmt einen höhern Gralcharakter an. Der schönste ist aber der dritte, welchen Herr H. von Wolzogen in seinem Leitfaden zum Parsifal „Blumenaue“ benannt hat. Wagner hat sich hierbei ganz als Musik ergehen lassen. Denn dramatisch ist weder die „Blumenaue“ an sich erforderlich, noch weniger aber ihre Repetition. Letztere ist im Texte hübsch und geschickt umumkleidet als Frage und Antwort zwischen Parsifal und Gurnemanz.

Die zweite Szene des dritten Aktes wird wieder durch die Verwandlungsmusik eingeleitet, welche uns aus dem ersten Akte schon bekannt ist. Wie dort, spielt die Schlußszene im Gralsaale. Wieder ist das Liebesmahl zu feiern. Amfortas, der sich des Dienstes seit langem geweigert, will heute, wo sein Vater begraben wird, noch einmal und zum letztenmal das heilige Gefäß enthüllen. Als der Moment da ist, weigert er sich wieder, aber noch leidenschaftlicher als im ersten Akte. Die Ritter drängen. Er reißt das Gewand auf, entblößt die Wunde und fordert den Tod. Da erscheint Parsifal mit dem heilenden Speer.

Digitized by Google

Das Finale dieses Aktes ist der Situation nach mit dem des ersten sehr verwandt. Wagner hat aber seine Steigerung zu finden gewußt und dem Schlusse des Ganzen einen lebhafter bewegten Charakter gegeben. Die Chöre der Ritter, welche auf den Amfortas eindringen, und Amfortas' verzweifelte Einreden geben eine gespannte dramatische Situation, welche von der Musik ausgezeichnet unterstützt wird. Die Chöre haben einen kurzen, tumultuarischen Charakter, die Partie des Amfortas ist für die Momente der Verzweiflung jedenfalls besser als im ersten Akte erfunden und, wenn auch ohne eigentliche Inspiration, doch mit musikalischem Bemühen geschrieben. Schön ist die Stelle, wo Amfortas den Leichnam des Vaters im geöffneten Sarge erblickt. Da stimmt das Orchester eine überwältigende Klage an und bleibt im Zuge. Es steigert sich bis zu der Stelle, wo der Sohn zum toten Vater betet: „Einz'ge Gnade," die zu den innigsten, wärmsten Bestandteilen nicht bloß des „Parsifal," sondern des gesammten Opernschatzes gehört.

Nachdem Parsifal das Amt übernommen, schließt das Werk rasch, mit frommen Klängen und stimmungsvoll.

Wir schließen unsern Bericht über das Bühnenweihfestspiel mit dem kurzen Resümee, daß der „Parsifal" vieles große und eigentümlich bedeutende enthält. Er ist namentlich durch lyrischen Reichtum ausgezeichnet. Aber er legt auch die Schwächen der Wagnerschen Kunst in einer größeren Offenheit bloß, als dies in den Werken der Fall ist, welche dem „Parsifal" zunächst vorangehen.

Was die Ausführung betrifft, so war sie nicht bis zum höchsten Grade und in allen Punkten musterhaft und vollendet, jedoch in Anbetracht der Schwierigkeit des Werkes äußerst lobenswert. Zu der Vorstellung des „Nibelungenringes" waren die Vorbereitungen vielleicht eingehender gewesen, und wir glauben, daß damals eine größere und allseitigere Reinheit des Stiles in der Darstellung erzielt worden ist. Diesmal waren einzelne Repräsentanten nicht ganz frei von den Gewohnheiten der Schablone. Selbst die beiden Darsteller des Parsifal, welche wir sahen, die Herren Winkelmann und Gudehus, blieben in der eigentlich künstlerischen Darstellung, der mimischen wie der höhern musikalischen, auf einer ganz bescheidenen Stufe stehen. Die Kundry wurde, soweit sie als verwildertes Wesen aufzutreten hat, von Fräulein Brandt mit großer Genialität repräsentirt. Die beiden Künstler, welche die Ehre des deutschen Sängertums bei dieser Gelegenheit in vollem Maße vertraten, waren die Herren Karl Hill und Emil Scaria. Schade, daß der erstere auf die undankbare Partie des Klingsor beschränkt war. Über die Leistungen der Chöre haben wir unsre Bemerkung schon abgegeben. Das Orchester der Münchener Hofkapelle, unter der Leitung Hermann Levis, zeigte das Streichquintett als seinen bessern Teil.



Digitized by Google

Charlotte von Kalb und Jean Paul.



Es war im Februar 1796, in dem ersten Winter, in dem sich Nord- und Mitteldeutschland unter dem Schirm des Basler Friedens und der preußischen Demarkationslinie in unsicherer Sicherheit wiegten. Das altgewohnte Leben, das ohnehin durch die aufregenden Kunden von den Schrecknissen der französischen Revolution und die kriegerischen Aktionen am Rhein nur wenig unterbrochen worden war, kehrte völlig in die friedlichen Geleise zurück; über die Enge und die gelegentliche Langeweile des Daseins in den kleinern deutschen Städten suchte man sich mit idealen geistigen Vorstellungen, mit eifriger Lektüre bedeutender und unbedeutender Bücher zu erheben. An tausend Orten hatte man keine Vorstellung einer andern Existenz; an einigen wenigen besann man sich, daß vor einem Jahrzehnt und noch früher das Dasein bewegter, fröhlicher, genußreicher und schwungvoller gewesen sei, und murrte hörbar über die graue, eintönige Gegenwart. Zu den wenigen gehörte in erster Linie Weimar, dermalen die kleingroße Residenz des Herzogs Karl August und im Verein mit der benachbarten Universität Jena das deutsche Athen. Hier konnte man sich, vom Hofe an abwärts, nicht in die fühlbare Veränderung finden, welche gegenüber den genial bewegten Tagen, den poetischen Lebensstimmungen der siebziger und achtziger Jahre, in dem täglichen Thun und Treiben, im persönlichen Verkehr und im geistigen Genießen eingetreten war. Man fügte sich widerwillig in den ernsteren, gehaltneren Ton, in die reizloseren Pflichten, in die strengeren Anschauungen, die namentlich durch den Einfluß der Kantischen Philosophie in den Geistern herrschend wurden, man sah mit Verwunderung und Groll die intime Freundschaft, welche sich zwischen Goethe und dem noch in Jena lebenden Schiller seit noch nicht zwei Jahren zu bilden begonnen hatte. Je entschiedener Goethes Abgeschlossenheit und Zurückhaltung seit der Rückkehr aus Italien gewesen war, je weniger man sich in die Wandlung seines ganzen Wesens wie seiner persönlichen Verhältnisse zu schicken vermochte, und je mehr man andrerseits doch fühlte, daß er der wichtigste und größte Mann dieser kleinen Welt bleibe, umsomehr wuchs die Verstimmung in den verschiedensten gesellschaftlichen Kreisen. Man empfand das Bedürfnis, den beiden Herren, die so unbeirrt und unbeugsam ihren eignen Weg verfolgten und die Weimarische „Gemütlichkeit“ auf so harte Proben stellten, hie und da einen kleinen Verdruß zu bereiten oder wenigstens andre Götter anzubeten neben ihnen.

Von dieser Stimmung der weimarischen Gesellschaft erfüllt war ein Brief, den unter dem 29. Februar 1796, also an einem Schalttage, Frau Charlotte

Digitized by Google

von Kalb, geborne Marschalk von Ostheim, an den jungen Schriftsteller Johann Paul Friedrich Richter in Hof, der sich „Jean Paul" nannte, abgehen ließ und der also lautete: „In den letzten Monaten wurden hier Ihre Schriften bekannt, sie erregten Aufmerksamkeit und vielen waren sie eine sehr willkommene Erscheinung. Mir gaben sie die angenehmste Unterhaltung, und die schönsten Stunden in dieser Vergangenheit verdanke ich dieser Lektüre, bei der ich gerne verweilte, und in diesem Gedankentraume schwanden die Bildungen Ihrer Phantasie gleich lieblichen Phantomen aus dem Geisterreiche meiner Seele vorüber. — Oft ward ich durch den Reiz und Reichtum Ihrer Ideen so innigst beglückt, dankbar ergriff ich die Feder. Aber wie unbedeutend wäre dies einzelne Zeichen von einer Unbekannten gewesen! Also untersagte ich mir, an Sie zu schreiben, bis in einer glücklichen Stunde ich Ihr Lob von Männern hörte, die Sie längst kennen und verehren. Dann ward der Vorsatz von neuem in mir rege. Jetzt ist es nicht mehr die einzelne Blume der Bewunderung, die ich Ihnen übersende, sondern der unverwelkliche Kranz, den Beifall und Achtung von Wieland und Herder Ihnen wand! — Wieland hat vieles im Hesperus und Quintus ausnehmend gefallen, er nennt Sie unsern Yorik, unsern Rabelais; das reinste Gemüt, den höchsten Schwung der Phantasie, die reichste Laune, die oft in den anmutigsten, überraschendsten Wendungen sich ergießt, dies alles erkennt er mit inniger Freude in Ihren Schriften. — Vor einigen Tagen lasen wir in Gesellschaft das Programm vom Rektor Freudel. Sonst wirken Satiren, auf mich wenigstens, beschränkend. Mit kaltem Sinn, selbst in der Dämmerung, schwingen die meisten die Geißel der Satire willkürlich, oder der gereizte Affekt bewaffnet ein Vorurteil gegen das andere. — Ihrem Blick hingegen hat sich ein weiter Horizont eröffnet, Ihr Herz achtet jedes Glück der Empfindung, jede Blume der Phantasie. Es ist eine helle Fackel, mit der Sie die Thorheiten und Unarten beleuchten, und Scherz, Gefühl und Hoffnung folgen stets diesem Licht Ihres Geistes. — Sie finden hier noch mehrere Freunde, deren Namen ich Ihnen auch nennen muß: Herr von Knebel, der Übersetzer der Elegien von Properz in den Horen, Herr von Einsiedel und von Kalb. — Ihre Schriften gehören zu ihrer Lieblingslektüre, die noch lange ihr Lesepult zieren. Ja wir hoffen, daß bei dieser Empfänglichkeit für Welt- und Menschenkenntnis und diesem Talent, seine Individualitäten zu zeichnen, Sie uns noch viele Werke Ihrer Feder schenken. — Leben Sie wohl, beglückt durch die Freuden der Natur, erhöht durch die Genüsse der Kunst, und machen uns mit Idealen bekannt, die den Dichter ehren und den Leser veredeln werden!"

Dieser enthusiastische Brief konnte als reiner Ausdruck der Freude an Jean Pauls geist- und phantasievollen Erstlingsschriften gelten, und würde auch eine für Huldigungen minder empfängliche Natur, als die des jungen Schriftstellers war, in freudige Erregung versetzt haben. Jean Paul verstand zwischen den Zeilen zu lesen und erblickte in dem Briefe eine Einladung, sich an dem Musen-

Digitized by Google

sitze einzufinden und als neu aufgehendes Gestirn den Dioskuren der Horen, die so entschieden die Unzufriedenheit ihrer Freunde erregten, entgegengestellt zu werden. Zwar hatte Goethe eben erst „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ publizirt, aber diese bewegten sich ja in zu niedrigen Regionen, um den Geschmack, namentlich des Herderschen Kreises, befriedigen zu können. Freilich sah Goethe bereits wieder die herrlichen Gestalten von „Hermann und Dorothea“ vor Augen und in der Seele, und Schiller zog die Grundlinien zur großen Wallensteintragödie. Aber davon wußten sie nichts, und wenn sie es gewußt hätten, sie wollten davon nichts wissen. Diese Kunst war ihnen zu streng, die Forderung des Vortrefflichen zu hart, und — alles in allem — sie sehnten sich, neue Götter anzubeten und schufen sich einen solchen „neuen Gott“ in Jean Paul.

Der Verfasser des „Hesperus“ und des „Quintus Fixlein“ kam nach Weimar; er ward mit einer Art von Rausch, mit stürmischer Freude empfangen, in der zuviel Absicht und Tendenz unterlief, um eine völlig wohlthuende Wirkung zu hinterlassen. Die trocknen Sarkasmen in dem Briefwechsel Goethes und Schillers thun hie und da Jean Paul, vielleicht auch manchem seiner Verehrer, Unrecht. Goethe wie Schiller waren beide im Augenblick nicht in der Stimmung, die besondern Vorzüge der Jean Paulschen Schriften zu würdigen, und von dem Enthusiastenkreise wurde es ihnen nicht leicht gemacht. Die Situation war eine gedrückte, schwüle. Die Briefe Charlottens von Kalb an den Verherrlichten geben auch davon Zeugnis. Unter dem 19. Juni 1796 berichtet Charlotte aus Jena, wohin sie zur Pflege einer kranken Tante gereist war: „Ich war ernst, ging zu Schillern. Man fragte mich nach Weimar; ich sagte, Richter sei da. Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt, und sie kann es nicht. Das wußte ich schon, im Ton merkte ichs wieder. Ich sagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Tone: er ist sehr, sehr interessant. Ja, sagte Schiller, ich verlange auch ihn kennen zu lernen. Über dies mündlich. So bald müssen Sie ihn nicht besuchen. Er muß Sie erwarten und der Eindruck, den Sie auf die Menge machen, muß ihn von dem Geist und beglückenden Sinn Ihres Wesens überzeugen, nein, ich streiche es wieder aus, so ist er nicht, aber sehr von seiner Individualität — mehr mündlich.“

Die zweifelhafte Diplomatie dieses Briefes, der gereizte Ton und der unwillkürliche Durchbruch der besseren Einsicht und edleren Überzeugung von Schillers Wesen sind allesammt gleich charakteristisch für die Schreiberin dieser Zeilen. Wenn unsre Feuilletonisten wiederum mit löblichem Eifer betonen sollten, daß durch die Briefe Charlottens an Jean Paul allerhand Menschlichkeiten unsrer klassischen Literaturperiode zu Tage träten, so mögen sie dabei nur nicht vergessen, von welcher Seite zuerst die Harmlosigkeit und das einfache menschliche Vertrauen verleugnet worden war. Es war eben nicht rein zufällig, wenn Charlottens erster Brief alle Elemente der Opposition nennt, welche sich in Weimar gegen den Freundschaftsbund und gegen die Kunstbestrebungen

Digitized by Google

Goethes und Schillers zusammenschloß, nicht zufällig, wenn sie Jean Paul und seinen Freund von Örtel mit Herders, Böttiger und Knebel zur Mittagstafel lud, nicht zufällig, wenn sie Jean Paul den bildenden Eindrücken Weimars zu entziehen trachtete und ihm dafür das damalige — Leipzig empfahl. Für Jean Paul war es offenbar ein Mißgeschick, daß er zwischen die kleinen Parteiungen von „Weimar-Jena der großen Stadt" hineingeriet. Goethe und Schiller kann dabei viel weniger ein begründeter Vorwurf treffen, als die allzueifrigen, allzugeschäftigen Freunde und Freundinnen, die Richter fand. Unter den letztern war Charlotte von Kalb die bedeutendste, gewiß aber auch diejenige, welche den unglücklichsten Einfluß auf Jean Paul ausübte.

Während die Sammlung und Veröffentlichung der Briefe andrer Persönlichkeiten völligen Aufschluß über ihren Charakter und ihr Wesen giebt, erscheint Charlotte von Kalb auch nach den neuesten zum Teil höchst vertraulichen Mitteilungen,*) den interessantesten Selbstschilderungen, als eine vielfach rätselvolle, in sich so wenig zur Klarheit wie zum Glücke gediehene Frauennatur. Ganz abgesehen von der ruck- und sprungweisen Art ihrer Empfindung und ihres Ausdrucks, dem bald sibyllinischen, bald kapriziösen, zuletzt aber doch mehr kapriziösen Verhalten zu ihren Umgebungen, dem seltsam hastigen Wechsel zwischen dem leichten Ton der Weltdame und dem gewichtigen der poetischen Seherin, scheint sich Frau von Kalb selbst über ihre äußern Verhältnisse die Wahrheit jederzeit verhehlt und verhüllt zu haben. Es ist Jean Paul gegenüber unendlich viel von der bedenklichen Lage einer der beklagenswertesten Frauen in diesen Briefen die Rede, aber niemand, der nicht anderweit über die Situation unterrichtet wäre, würde je aus diesen Briefen eine Einsicht in die schweren Bedrängnisse der Ärmsten gewinnen können.

Charlotte von Kalb als Tochter der alten fränkischen Familie Marschalk von Ostheim am 25. Juli 1761 geboren, war ein Opfer der gesellschaftlichen Zustände am Ende des vorigen Jahrhunderts. Ein paar Generationen hindurch hatte der deutsche Adel im großen Stil in immer zunehmender Verschwendungssucht gelebt, der Maßstab für die Ausgaben wurde durchaus den standesmäßigen Anforderungen und einem unsrer Zeit schier unglaublich dünkenden Selbstgefühl, beinahe nie aber den thatsächlichen Vermögensverhältnissen entnommen. Vor einem raschen wirtschaftlichen Bankrott war man in der Regel durch tausend Privilegien, Begünstigungen, die Rechtsgewohnheiten und die Lebensanschauung der ganzen Zeit gewahrt, aber tausende von hochadlichen Familien waren seit Jahrzehnten ruinirt und wußten es noch nicht, andre tausende suchten mit allen, oft auch den schlimmsten Mitteln die Katastrophe hintanzuhalten und hinaus-

*) Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin. Herausgegeben von Dr. Paul Nerrlich. Mit zwei Facsimiles. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1882.

Digitized by Google

zuschieben. Zu den Familien dieser Art scheint auch die Kalbsche gehört zu haben, in welche Charlotte Marschalk von Ostheim wenig älter als zwanzig Jahre hineinheiratete, oder besser gesagt, hineinverheiratet ward. Der Präsident von Kalb auf Kalbsrieth (in der goldnen Aue an der Unstrut gelegen) hatte zwei Söhne, von denen der eine als der herzoglich weimarische Kammerjunker von Kalb jener Kavalier war, dessen Ausbleiben im Oktober 1775 Goethe beinahe von Frankfurt nach Italien, statt von Frankfurt nach Weimar geführt hätte, und mit welchem der Dichter dann am Morgen des 7. November in seiner künftigen Heimat eintraf, derselbe Kalb, den Herzog Karl Augusts Freundschaft zugleich mit Goethe in eine wichtige Ehrenstellung erhob und der dann die Erwartungen und Hoffnungen seiner Freunde so gründlich täuschte, daß Goethe sein Verhalten als „abscheulich" charakterisiren mußte. Der andre war der Major Heinrich von Kalb, Charlottes Gemahl, ein gebildeter Offizier im Sinne seiner Zeit, den wir in französischen, herzoglich zweibrückenschen und demnächst in kurpfälzischen und kurbairischen Diensten sehen. Die Persönlichkeit des Mannes wird uns aus einer der zahlreichen Veröffentlichungen klar, welche über seine Gattin erfolgt sind. Er scheint bis zu einem gewissen Punkte ein Abenteurer gewesen zu sein, wenigstens behält seine militärische Karriere, sein Hin- und Herreisen an den verschiednen Höfen, sein rasches Auf- und jähes Herabsteigen, sein tragisches Ende (er erschoß sich 1806 in München) für uns viel des Rätselhaften, schlechthin Unverständlichen. In seiner Ehe scheint von Haus aus der stärkere Wille seiner Frau entschieden zu haben, ein Wille, der an alles mögliche, nur niemals an die Klarstellung der wunderlich verworrenen Verhältnisse gesetzt wurde. Die Zeugnisse, welche Schiller, Jean Paul und andre über den unglücklichen Mann abgeben, sind zu lückenhaft, vor allem zu sehr von momentanen Stimmungen und Beziehungen abhängig, um ihnen großen Wert beilegen zu können. Heinrich von Kalb muß liebenswürdige Seiten besessen haben; was aber seine Frau an ihn fesselte, waren offenbar nicht diese, sondern die leidigen äußern Verhältnisse, denen gegenüber sie rat-, hilf- und gelegentlich haltlos gewesen zu sein scheint. Es ist eine peinliche Thatsache, daß die furchtbare Zerrüttung der Kalbschen Familienzustände und die harten Prüfungen, denen die geistvolle Frau ausgesetzt war, tausendfach öffentlich erörtert wurden, aber unsers Wissens noch niemand den Versuch gemacht hat, diese erschütternde Tragödie wirklich aus ihren Anfängen zu entwickeln und mit allen handelnden und leidenden Gestalten in einer guten, klaren Darstellung vorzuführen. Schonend zu verschweigen ist da nichts mehr, psychologisch zu erklären wäre vieles.

Gewiß bleibt, daß Charlottes Ehe jedesmal dann in die Beleuchtung einer harten Zwangsehe tritt, wenn eine bedeutende Erscheinung ihren Lebensweg kreuzt. Als sie, erst kurze Zeit verheiratet, 1784 Schiller in Mannheim kennen lernte, trat ihr zum erstenmale der Gedanke nahe, das wunderliche Band zu lösen, 1787, als Schiller auf ihren Wunsch von Dresden nach Weimar über-

Digitized by Google

siedelte, wäre es beinahe Ernst damit geworden. Aber die Leidenschaft für Schiller, deren letzte Wirkungen unerfreuliche Schatten in den Briefwechsel des Dichters mit seiner Braut Charlotte von Lengefeld warfen, hatte der Frau von Kalb eine herbe und, wie wir fürchten, sehr tiefgehende Enttäuschung gebracht. Eine kaum minder harte, aber schwerer verständliche und — schwerer verzeihliche erwuchs ihr gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts aus einer neuen Leidenschaft für Jean Paul.

Es ist kein Zweifel, daß der Dichter des „Siebenkäs" und des „Titan" eine dämonische Anziehungskraft, einen außerordentlichen Zauber auf Frauen ausübte, cum grano salis etwa, wie in unsern Tagen hervorragende Musiker, wie Mendelssohn oder Liszt. Charlotte von Kalb scheint durch den Umgang mit Jean Paul, durch ihre Versenkung in seine Romane zu neuer Jugendlichkeit entflammt worden zu sein. Es kam zu leidenschaftlichen Szenen und Erklärungen, Jean Paul schwankte einige stürmische Wochen und Monate, ob er sich der Leidenschaft der nahezu vierzigjährigen Frau überlassen solle, die ihm zwischen den Paroxysmen ihrer eignen Empfindung zu einer schlichtbürgerlichen Ehe bald mit diesem, bald mit jenem Mädchen riet. Am letzten Ende riß er sich los und objektivirte sich in seiner Weise Charlottes Erscheinung, indem er sie als „Titanide" Linda im Roman „Titan" darstellte.

Gleichwohl kam es nicht zu einem eigentlichen Bruch, Frau von Kalb, die in den nächstfolgenden Unglücksjahren mehr und mehr verarmte und daneben vereinsamte, hatte das Bedürfnis, von den alten Freunden festzuhalten, was sich irgend festhalten ließ, und obschon es nicht an Empfindeleien, Verstimmungen und langen Pausen fehlte, erstreckten sich Charlottes Briefe bis zum Jahre 1821, wo sie, völlig erblindet, durch Vermittlung der Prinzeß Wilhelm von Preußen Aufnahme und Zuflucht für ihre alten Tage im Berliner königlichen Schlosse fand. Die Briefe wurden in spätern Jahren teilweise an Karoline Richter, Jean Pauls Gattin, geschrieben.

Es ist eine seltsame Natur und Unnatur, welche uns aus diesen Briefen wiederum entgegentritt, eine Bildung, die im Guten und Bösen der Bildung unsrer Tage so fremd wie nur immer möglich ist. Die geistige Tiefe, der lebendig leidenschaftliche Anteil an tausend Dingen, die Beweglichkeit und der Schwung und daneben die formelle Unfertigkeit, die keine Sprache völlig beherrscht, deuten auf eine wunderliche Art der Erziehung hin. Charlotte von Kalb sagt selbst in einem ihrer interessantesten Geständnisse: „Einige spotten zwar über das gemeine mißbrauchte und vertändelte Leben der Frauen, aber sie glauben nicht, daß mit einer echten Geisteskultur auch die praktische Thätigkeit an Einsicht, Reinheit, Zweckmäßigkeit und richtiger Würdigung der Dinge nur allein gebildet werden kann. Ich hatte in diesem Betracht eine sonderbare Lage in der Jugend: ein Buch in der Hand und lesend; in der Küche, Keller, Boden, Kinderstube und am Krankenbette immer Beobachtung der Wirklichkeit;

thätig und ordnend stand ich einem Hauswesen vor, wo mehr als dreißig Personen Nahrung und Aufsicht forderten. Mir schien jede Thätigkeit im Leben und selbst das Sterben so leicht, daß ich nichts für schwer achtete und fürchtete als die Geduld. Und dieser ernsten, strengen, stummen, lieblosen und tötenden Gewalt habe ich mein Lebelang dienen müssen."

Wird mit dieser Äußerung manches in Charlottes hastigem, sprunghaftem aus dem Schwungvollen ins Triviale zurückfallendem Wesen klar, so bleibt vieles auch darnach noch unverständlich. Die eigentümliche Art von Unnatur, die wir bei dieser Frau bis in ihren pretiösen, geschraubten Stil hinein wahrnehmen, muß ihre ganz besondern Ursachen haben. Charlotte repräsentirt hier eine Seite der Sturm- und Drangperiode, welche bei dem allgemeinen Rufe nach Natur und Wirklichkeit nicht sehr zur Geltung gekommen war und welche im Grunde erst in Jean Pauls Romanen oder besser in den empfindsamen und überschwänglichen Partieen dieser Romane ihre Rechnung fand. Sie vermochte daher Jean Pauls Talent als ein völlig kongeniales aufzufassen; nichts spricht mehr dafür als die Briefreihe aus den Jahren 1798 und 1799, den eigentlich kritischen in dem wundersamen Verhältnis. Gewisse Stellen in jenen Briefen scheinen zu gleicher Zeit von tiefster Empfindung und von krankhafter Sucht nach Ungewöhnlichem diktirt zu sein. „Selige Amöne! glücklicher Otto," schreibt sie im Januar 1799. „Wenn mein Traum Wahrheit wurde und dreimal glücklich und selig ich! Ohne Euch werde ich bald von seinem Herzen verbannt sein. Er tritt in eine andere Welt, die meiner nicht bedarf, die ich nicht bedarf. Er tritt in eine Welt, die schon geschaffen ist, und nicht allbeseligt. Er kann eine Welt schaffen, die er beseligen kann, und wir brauchen keine Götter neben ihm. Er erkennt die Geister, die waren und sein werden. Aber ich vernehme auch den leisesten Laut, aus welcher Tiefe der Seele er auch entschlüpft. Darum bin ich so gern allein, weil ich ganz andere Dinge höre, wie die Getäuschten oder die Unbescheidenen anzeigen. Nur bei Euch werde ich aufgenommen, von Euch werde ich erkannt sein, nur von Euch wird er geliebt. — — Sollen die uns fremden, die er sein nennen wird, mit Gunst und Gnade auf uns, auf mich blicken? Soll das heiligste zum frechen Spott werden wie es schon ist? Denn ich höre den leisesten Laut, der aus der Tiefe der Seele kommt!!" Und am 6. Januar: „Ich lese in meinen Briefen, ich mag schreiben was ich will, nur die Worte: Halte meine Seele fest, dann will ich den Flug ins Unendliche wagen! Ich will nichts, aber Dir will ich das Ölblatt und den Myrtenzweig bringen und Violen und Rosen um Dein Haupt winden. Die Sorge soll entfliehen und die Innigkeit soll jeden Augenblick des Lebens — er mag Namen haben wie er will, mit gleichem Wort fassen; und Dein Vertrauen, Deine Erinnerungen, die Du mir giebst, sollen gleich einer Perlenschnur seliger bereichernder Ideen in meiner Seele verwahrt sein. Und nur Du sollst mich immer schöner dadurch geschmückt erblicken." Dann im Februar: „Nenne mich

Digitized by Google

nicht Titanide! Man fühlt wenig Mitleid, Liebe und Schmerz für das Kühne, Sonderbare. Denke, daß das Leiden und die Freuden der Wesen sich nach ihren Kräften messen, und daß die Ruinen eines Pantheons noch trauriger an die Ungleichheit erinnern, als die einer ruhigen Hütte. Schon bemerkst Du die mächtigen Stürme der Seele, die meinem Wesen vorübergingen. Gebiete ihnen zu schweigen und fasse jetzo auf ewig die noch liebende Seele! Ich bin zufrieden und nicht traurig, aber mein Geist schwebt immer auf der Höhe, wo er in bodenlose Abgründe oder in die lichte Sternenhöhe des neuen Lebens schaut."

Bei solchen Aussprüchen empfindet Jedermann, daß ein Element der Unnatur, daß eine künstliche Seelensteigerung und Überhitzung mit wirksam ist. Herders Wort über Charlotte von Kalb: sie habe zwar eine gewaltige Einbildungskraft, eine ungewöhnliche Elastizität des Gemütes, aber sie sei behindert die Wirklichkeit zu sehen, wie sie ist, und erhalte dieselbe immer nur in schwankenden Bildern gezeigt, gewinnt hier seine Bedeutung. Der Widerspruch in Charlottes Wesen machte sich übrigens auf dem platten Boden der Alltäglichkeit geltend. Diese Frau, welche so kühn über Rechte des Herzens dachte, welche bereit war, den amtlosen Schriftsteller Schiller und den äußerlich nicht sicherer gestellten Schriftsteller J. P. F. Richter zu heiraten, welche es Jean Paul beinahe verübelte, daß er einen Legationsratstitel des Herzogs von Meiningen angenommen hatte („Du sollst den Namen Deines Gottes nicht mißbrauchen; das heißt, du sollst Dir keine Titel geben lassen. — Jeder ausgezeichnete Mensch raubt sich jeden Rang und bekennt einen Unglauben, der sich einen Titel geben läßt. — Ein Titel ohne Amt ist mir so widerwärtig wie ein hölzernes Schaugericht. — Ich mag nicht den Herrn Rat Richter bekomplimentiren") sie, der es gelegentlich „schwante," daß „Titel, Rang, Adel und Prinzen nicht lange mehr genannt werden würden," sie hing andrerseits hartnäckig an gewissen Vorurteilen ihrer aristokratischen Erziehung, besann sich plötzlich harmlosen und liebenswürdigen Naturen gegenüber, daß sie eine geborne Marschalk von Ostheim war, und schloß sich in Berlin bis zur Vernichtung in ihrem Zimmer ein, weil „eine Frau, die in einer großen Stadt keine Equipage hat, nur in ihrem Zimmer existiren kann." Sie vermochte, als sie ihr Vermögen verlor, mit heroischer Ausdauer und Aufopferung für sich und die ihrigen weibliche Arbeiten anzufertigen und sich die härtesten Entbehrungen ohne Murren aufzuerlegen. Aber sie vermochte sich nicht in ein Gleichgewicht zu setzen und einen Zustand um sich zu schaffen, bei dem ihr wohl und warm geworden wäre.

Am auffälligsten ist die zähe Expansivkraft und leidenschaftliche Wandlungsfähigkeit ihrer Seele. In den Briefen an Jean Paul findet sich einer vom Februar 1802, auf dem Gute Waltershausen geschrieben, der gegenüber den heißen und liebevollen Ergüssen ihrer Seele aus den vorhergehenden Jahren wie ein Sturz eisigen Wassers auf den Empfänger gewirkt haben muß. „Sie werden ein etwas schmerzliches in den Zeilen finden, die Sie vielleicht schon mit der

Post erhalten haben. Jedes Bekenntnis ist Erleichterung und so ist es auch jetzo etwas gemindert. Nun zur Entstehung dieser Stunden! — Sie waren mir, als ich nach Meiningen kam, schon seit zwei Jahren wie eine mir fremde, zwar vom Schicksal hingeworfene Erscheinung wie auch ich — um Geist und Gemüt durch Leiden zur Entwicklung zu bringen und eben dadurch dem Schicksal einen schnelleren Gang zu geben, damit das unbedeutende Spiel des Lebens schneller abrolle. Mehr Konsequenz konnte ich dieser unsrer gewesenen Bekanntschaft oder Unbekanntschaft nicht abgewinnen. Ein Brief, den ich aus dieser Zeit zwei Jahre habe, wird Ihnen mehr von dieser Stimmung sagen, wenn Sie ihn einmal lesen wollen. Ich sah Sie und Sie waren mir bei dem zweitenmal weit unbekannter, als Sie mir bei dem ersten Sehen waren, ob ich Sie zwar damals anredete: »Sie sind — sind Sie denn der J. P. R.?« Ich hätte diesen Zweifel meiner Seele nie merken sollen. Sie sagten mir nichts, aber ich ahndete es; oder habe ich mich betrogen, so sagen Sie mirs. Noch nie hatte Ihre Seele kalt zwar, und nur beobachtend — aber doch ist der Wunsch der Gegenwart um Charlotte in Ihnen. Dieser Wunsch ist nicht in mir, es sei denn, daß über uns gegenseitig alles beantwortet werde und daß eine neue Wurzel des Daseins entstehet. Ich bin gerne in meiner Einsamkeit. Ich wurde in Meiningen krank, durch Versteinerung u. s. w. Das viele Reden in den Stunden, wo ich um Sie war, was ich nicht gerne mag und in meiner Natur nicht liegt, das Wort: Sie kannten mich und mir würde die Linda gefallen, die ich so innig haßte, wenn ich mir die Mühe geben möchte, selbst eine Idee zu fassen. — Ich habe eine Tiefe in der Gesinnung, die vielleicht nur ein Paskal und vielleicht u. s. w. verstehen würde. Den Abend und den letzten Morgen kam so vieles über mich wie Hagelschlag. Ich fuhr einsam, wie immer, den Winter weg und trat ins Zimmer. Kalb war freundlich, aber er sagte: Hast du deinen Verehrer (auch jetzo mit mehr Umschreibung, aber wie oft und viel habe ich es schon hören müssen) gesehen? Also dieser Gedanke ist auch in ihm, wie er in so vielen ist, die mich sehen. Wir müssen uns sprechen und bald und in Gegenwart von Kalb, wo nicht aller, doch vieler. — An einem Wintertage kann dieses am besten beredet werden. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen einmal die Pferde schicken. Schaden kann dieser Schritt nicht, aber inkonsequente Empfindung werden wir gewiß nicht verschwenden, Gerechtigkeit, insofern der Geist gekleidet in diese Vergänglichkeit, sie über drei Wesen aussprechen kann." —

Man traut seinen Sinnen nicht, wenn man dergleichen mit den frühern Aussprachen zusammenhält. Und doch war es nur die Wiederholung eines unseligen Verhaltens, welches Charlotte von Kalb im Jahre 1790 bei Schillers Verheiratung mit Lotte von Lengefeld beobachtet und welches Schiller den Ausruf abgepreßt hatte, sie sei nie wahr gegen ihn gewesen außer etwa in einer leidenschaftlichen Stunde, sie betrage sich nicht edel und nicht einmal höflich genug, um ihm nur Achtung einzuflößen. Die bemitleidenswerte Frau scheint

Digitized by Google

aber völlig unter der Herrschaft ihrer Affekte gestanden zu haben, gleichviel ob dieselben gute oder schlimme waren. Sie entbehrte jenes Gleichmaaßes, dessen Mangel auf die Länge niemals einer Frau verziehen wird. Wir haben den unheimlichen Eindruck, daß auch die Aufnahme der hier mitgeteilten spätern Briefe bei Jean Paul eine durchaus andre war, als die Schreiberin hoffen konnte. Denn selbst nachdem Charlotte sich (wie früher Schiller gegenüber) gefaßt und gefunden hatte, bleibt sie ein vulkanisches, eruptives Wesen, und der ungeheure faustische Wiederspruch zwischen ihrem Begehren und ihrer Existenz muß allen Freunden und Bekannten weh gethan haben. Ihr eigentümliches Pathos mag der Zeit nicht so fremd gewesen sein, als es uns dünkt, doch läßt sich nicht denken, daß die Geschraubtheit desselben völlig unempfunden geblieben sei. Um die einfache Thatsache auszudrücken, daß sie von Gestalten wie Jean Pauls Lenette und überhaupt von vielen realistischen Momenten in ihres Freundes Dichtungen nicht beglückt sei, schreibt sie (Berlin, den 19. März 1815) „Aber keine Satire oder vielmehr üble Laune über Frauen nehme ich nicht auf, man giebt dadurch nur dem Leumund Worte und der Schwäche Waffen. Die Lieblichkeit und die Jugend der Sitten keimt allein in der Ruhe des Gemüts und in der Seligkeit eines liebenden Willens; aber wie schwer ist es, bis jeder Affekt gesondert ist. In diesem klaren Licht nur schaut eine Seele eine Seele."

Wir haben im Großen und Ganzen tausendfach Ursache, unsre klassische Literaturperiode um ihre Männer und Frauen, um den stolzeren Schwung der Seele und die schlichtere Bescheidung in äußeren Lebensforderungen und Genüssen zu beneiden. Die Eigenart von Geist, welche uns aus dem Leben und den Briefen Charlottes von Kalb entgegentritt, dünkt uns minder beneidenswert, obschon sie ohne Frage von der echten Farbe des achtzehnten Jarhunderts und einer Periode ist, in welcher die fessellose Entwickelung der Individualität allgemeine Losung war, und in welcher es auf Naturanlage, Schicksal, Glück und Selbstzucht ankam, wie die Entwickelung schließlich ausfallen sollte. Bei der Austeilung all dieser Voraussetzungen ist Charlotte von Marschalk jedenfalls schlimm gefahren. Sie nahm sich selbst unter den Menschen ihrer Zeit trotz glänzender Geistesgaben und eines dunkeln Dranges zum Rechten und Wahren (eines Dranges freilich, der sich niemals zum festen Willen wandelte) „wie eine Erscheinung aus einem andern Planeten" (Charlotte von Schiller) aus und muß der Nachwelt vollends so erscheinen. Ein mit Bewundrung gemischtes Mitleid ist auch bei der Lektüre ihrer Briefe an Jean Paul die Grundempfindung, die in uns zurückbleibt und die bei der Mehrzahl der wenigen Leser, welche wir diesen Briefen zu prophezeien wagen, erweckt werden wird.



Der Regen.

Von Fritz Anders.

I. Wasser und Wärme.

(Schluß.)



hre Gestalt verdankt die Wolke ihrem Feuchtigkeitsgrade, dem Wehen des Windes und der Gestalt der Luftschicht, in der sie sich bildet. Mit den altherkömmlichen Namen Strati, Cumuli, Nimbi wollen wir uns nicht aufhalten, sondern nur die Wolken der untern und obern Schicht unterscheiden. Zu der untern gehören die schweren regenführenden Wolken verschiedener Gestalt, zu der obern die bekannten Federwolken, dünne Schleiergebilde, die in den höchsten Regionen aus Eisnadeln, in tieferen aus Nebelstreifen von verhältnismäßig geringem Feuchtigkeitsgehalt gewebt sind.

Die wasserreichen Wolken nehmen häufig die Gestalt von Bergen an, die aus zusammengeballten Kugeln zu bestehen scheinen. Wir erklären diese Erscheinung aus demselben Gesetze, der die Erde ihre Kugelgestalt verdankt. Schwere ist gegenseitige Anziehung. Wenn es möglich wäre, eine Schaufel voll Sand so hoch zu schleudern, daß sie aus der Anziehungssphäre der Erde gelangte, so würde diese Masse sich in Kugelgestalt, in der die gegenseitigen Schwerebeziehungen sich am vollkommensten ausgleichen, gruppiren. Wenn ich einen Theelöffel voll Rüböl in ein Gefäß gieße, das ein Gemisch von Wasser und Spiritus von dem spezifischen Gewichte des Öls enthält, so nimmt dieser Tropfen volle Kugelgestalt an. Das von der Luft getragene Heer von Wasserbläschen gruppirt sich ähnlich, nur wird die vollkommenste Gestalt nie erreicht, da sich eine Reihe von Zentren dicht neben einander bilden. Wiederum zieht die ganze Wolkenmasse die benachbarten Dunstmassen an sich, so daß sie sich zusehends vergrößert. Nicht selten ist das, was man für den Zug eines Gewitters hielt, nichts anderes als das Anwachsen der Gewitterwolken, was natürlich nach derjenigen Seite am auffälligsten sich zeigt, wo sich die wasserreichsten Dunstmassen befinden.

Anders gestalten sich die Wolken, die sich an der Grenze verschieden erwärmter Luftmeere bilden. Diese haben die Gestalt von Schichten. Häufig jedoch befindet sich oberhalb der wagerecht abgeschnittenen Schichtung eine unabsehbare Gebirgsszenerie von sich aufthürmenden Wolkenbergen, wie man es von hohen Bergen aus beobachten kann. Diese Wolkengebilde bringen meist das schlechteste Wetter, und wehe dem Touristen, wenn er sie von irgend einer Jochhöhe aus heranrücken sieht.

Digitized by Google

Die federigen Wolkengebilde, Cirri genannt, gehören den hohen Luftschichten an. Von den höchsten Bergen aus hat man sie ebenso unerreichbar hoch über sich gesehen, wie vom Thale aus. Sie bestehen, wie schon gesagt, aus Eisnadeln. Eine besondre Art sind die sogenannten Polarbanden, parallele Wolkenstreifen, die sich über den ganzen Himmelsbogen hinwegziehen und in der Richtung des magnetischen Meridians liegen. Wenn sie aus einem Punkte auszustrahlen scheinen, so ist das nur die Wirkung der Perspektive. Ihr Auftreten soll mit magnetischen Störungen zusammenhängen, doch ist die Sache noch zu wenig aufgeklärt, um eine einigermaßen sichere Meinung aussprechen zu können. Diese Cirruswolken haben in der neuern Meteorologie eine große Bedeutung gewonnen, da sie durch ihre Gestalt und Bewegung den Zug der obern Luftschicht verraten.

Haben die sich dichter und dichter gruppirenden Wasserbläschen eine gewisse Schwere erlangt, so daß sie von der Luft nicht mehr getragen werden können, so fällt das Wasser als Regen, Schnee, Schloßen oder Hagel zu Boden. Die letztere Niederschlagsform müssen wir näher ins Auge fassen, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß eine völlig befriedigende Erklärung noch nicht gegeben werden kann.

Daß der Hagel nicht in den bekannten großen Stücken längere Zeit von der Luft getragen werden kann — auch nicht mit Hilfe der Elektrizität —, ist einleuchtend. Auch kann er nicht aus Schnee oder kleinen Eiskörnern zusammengeballt sein, da sich feste, konzentrisch gefrorene Eisschichten deutlich nachweisen lassen. Bemerkenswert ist, daß sich im Innern des Hagelstückes ein undurchsichtiger Kern, ein sogenanntes Graupelkorn, zu befinden pflegt, und wir irren wohl nicht, wenn wir in diesem Korne eine Veranlassung der Erscheinung suchen. Denke ich mir einen stark mit Wasser beladenen, kräftig aufsteigenden Luftstrom, so muß dieser bei einer gewissen Höhe die Eisgrenze überschreiten. Hier würde also das Wasser gefrieren müssen. Doch kann auch diese Grenze unter Umständen überschritten werden, ohne daß es geschieht. Die wasserhaltige Luft wäre hier aus dem thermischen Gleichgewichte, wie sie durch lokale Erhitzung auch aus dem statischen Gleichgewichte kommen kann. Um letzteres wieder herzustellen, entstehen Strömungen, welche Tromben, Wirbel, Cyklone bilden; um ersteres wieder herzustellen, findet ein momentanes Gefrieren statt. Man kann das Experiment im Winter mit einem Waschbecken voll Wasser machen, welches sich, ruhig beiseite gestellt, bis weit unter Null abkühlt, ohne zu frieren. Läßt man auch nur ein Fädchen hineinfallen, so gefriert das Wasser sofort, und zwar derart, daß die Nadeln sich zuerst an dem Fädchen ansetzen. Ähnlich würde die Erscheinung des Hagels zu erklären sein. Die mit reichlichem Wasserdampf angefüllte Luft schießt mit großer Gewalt bis über die Eisgrenze hinaus und kommt aus dem thermischen Gleichgewichte. Aus den höhern Teilen der Wolke fallen zu gleicher Zeit Graupelkörner — Eisnadelbällchen — herab, welche dem

Digitized by Google

momentan gefrierenden Wasser als Krystallisationspunkte dienen. Je kräftiger aber der Auftrieb der Luft und je gesättigter diese selbst mit Wasserdampf war, desto größer fallen die Hagelkörner aus.

Es ist das ein Erklärungsversuch. Für ihn spricht, daß eine andre beim Hagel beobachtete Erscheinung leicht eingefügt werden kann. Man hat besonders durch Beobachtungen, die in der Schweiz gemacht wurden, konstatirt, daß kahle Abhänge dem Hagel ganz besonders ausgesetzt sind, während Wald einen ziemlich sichern Schutz gewährt; natürlich, denn der Wald ist feucht und absorbirt durch die Verdunstung Wärme, während der kahle Abhang sich bedeutend erwärmt und einen aufsteigenden Luftstrom verursacht.

Was den Regen betrifft, so galt es früher für ausgemacht, daß es in der Tiefe mehr regne als in der Höhe, also auf dem Marktplatze mehr als auf dem Thurme nebenan. Man erklärte die Erscheinung damit, daß der fallende Tropfen im Fallen Wasser aufnehme und sich dadurch vergrößere. Neuerdings wird die Richtigkeit der Beobachtung bestritten; damit würden denn auch die Schlüsse hinfällig werden.

Die Luft kann zur Wolkenbildung und zum Niederschlage auch durch mechanische Ursachen gezwungen werden, wenn sie nämlich in ihrem Flusse durch Gebirge aufgehalten und genötigt wird, diese Berghöhen zu übersteigen. Sie kommt beim Aufstiege in geringeren Druck, kühlt sich ab und scheidet Wolken und Regen aus. Hier ein Beispiel. An der Westküste von Irland liegen die Berge von Killarney. Wenn ein mit Wasserdampf beladener Südweststrom an diese Berge trifft, so wird er gezwungen, dieselben und zu gleicher Zeit seine Grenze des Thaupunktes zu übersteigen. Er bildet Regenwolken, die ihren Überschuß an Wasser an den westlichen Hängen des Gebirges abwerfen. In zwei kleinen Orten diesseits und jenseits des Gebirgskammes, deren irländische Namen auszusprechen wir nicht versuchen wollen, hat man die jährliche Regenmenge gemessen und gefunden, daß der westlichere Ort die dreifache Regenmenge des östlicheren aufzuweisen hat.

So ist also auch die Gestaltung der Erdoberfläche von großem, noch lange nicht genug gewürdigtem Einflusse auf die Menge und Häufigkeit der Niederschläge. Daß Gebirge regenreicher sind als das flache Land, ist allerdings bekannt genug; wer hätte es nicht schon erlebt, wenn er im Thüringer Walde oder im Harz eingeregnet war und auf und davon ging, daß er unmittelbar vor dem Rande des Gebirges ganz erträgliches Wetter und nicht weit davon Sonnenschein fand? Der Vorgang war genau derselbe wie im Killarneygebirge. Dem gleichen Umstande verdankten Floröe und nächstdem Bergen, beide in Norwegen, die Auszeichnung, die verregnetsten Städte Europas zu sein. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß eine nur drei Meilen vom Meere gelegene Bergmasse, die über 1250 Meter Höhe hat, gleichsam eine Regenbarriere bildet. Und wenn der Volksmund von Heidelberg singt:

Digitized by Google

O Heidelberg du schöne Stadt,
Wenns dort mal nicht geregnet hat,

so wissen wir wohl, warum; die Lage am westlichen Fuße des Odenwaldes ist daran schuld. Die schauderhafteste Regenecke Europas aber sind die westlichen Gebirgsthäler Schottlands. Dort regnet es „immer."

Andrerseits zeichnen sich Gegenden, welche nach den Regenseiten durch Berghöhen gedeckt sind, durch Mangel an Niederschlägen aus; man sagt in einem treffenden Bilde: sie liegen im Regenschatten dieses oder jenes Gebirges. Die goldne Aue in der Gegend von Sangerhausen und Nordhausen ist ein solches Regenschattenland, da nach Norden und Nordwesten der Harz, nach Westen das Eichsfeld und nach Südwesten der Thüringer Wald vorgelagert sind.

Natürlich finden die stärksten Niederschläge dort statt, wo auf der Erde die größten Mengen von Wärme und Wasser zu finden sind, also in den Tropen und zwar in den Küstenländern der Tropen. Die Wassermassen, welche von der Luft aufgenommen werden, stürzen dort als Regen mit einer Gewalt nieder, von der wir uns keine Vorstellung machen können, es regnet dort im wahren Sinne des Wortes „Stricke." Die Regenzeit entspricht daher auch nicht unserm Winter, sondern findet zur Zeit der Sonnenhöhe statt und ist mit den Regenperioden unseres Sommers zu vergleichen. Dieser Regengürtel rückt mit der Sonne nördlich und südlich und passirt die Linie im Jahr zweimal — hier giebt es also jährlich zwei Regenzeiten —, gestaltet sich aber nicht so regelmäßig und liegt auch im ganzen zehn Grad nördlicher, als man theoretischer Weise annehmen müßte. Die Astronomen andrer Gestirne nehmen diesen Regengürtel jedenfalls als ein sich verschiebendes glänzendes Band deutlich wahr. Es wäre interessant, zu erfahren, was sie sich für eine Theorie aus dieser Erscheinung gebildet haben.

Die unter der Linie erwärmte Luft fließt in regelmäßigem Strome nordöstlich und südöstlich ab und bringt so die über dem Meere gesättigte Luft ins Land. Der nördliche Teil von Südamerika erhält bis zu den Anden regelmäßigen und reichlichen Regen, der südliche Teil der Pampas, welchem nach Nordosten die brasilianischen Gebirge vorgelagert sind, ist regenärmer, die Westküste, im Regenschatten der Anden gelegen, hat fast nie Regen.

Nördlich und südlich von dem Gürtel der Äquatorialregen ziehen sich um die Erde regenlose Gebiete, die bis zu den Wendekreisen des Krebses und Steinbocks reichen. In diesen Gebieten senkt sich die unter dem Äquator aufgestiegene und polwärts abgeflossene Luft wieder zur Erde nieder, wobei sie sich erwärmt und — ohnehin schon abgeregnet — nun erst recht nicht zu Niederschlägen gelangt. In dem nördlichen dieser Gebiete liegen die großen Wüstenländer der Erde, die Sahara, Arabien, Persien und Zentralasien. Das letztere Gebiet liegt außerdem im Regenschatten der zentralasiatischen Randgebirge. In der südlichen regenlosen Passatzone liegt der größere Teil von Australien, abermals

Digitized by Google

wüstes Erdreich, und Südafrika. An die regenlosen schließen sich zwei regenreiche außertropische Gebiete an.

Asien hat seine besondern Regenverhältnisse, welche von dem jährlich wechselnden Monsum abhängen. Wenn nämlich durch starke Erwärmung die Luftschichten über Asien sich gelockert haben, strömt aus dem indischen Ozean ein wasserhaltiger Südwestwind in das Landgebiet ein, um besonders vor dem Himalayagebirge, das diese Luftmassen übersteigen müssen, gewaltige Regenfluten niederzuwerfen. Hier sind quantitativ gerechnet die regenreichsten Orte der Erde. So erreicht die Regenmenge in Cherrapoonjee, 1250 Meter über dem Meere, die Jahreshöhe von 14 200 Millimeter, während die Jahreshöhe in der Sierra Leone, einem berüchtigten Regenlande an der Westküste Afrikas, 4800 Millimeter, in dem schon erwähnten cumbrischen Gebirge 3060 Millimeter und in Petersburg 450 Millimeter beträgt.

Eine Karte von Deutschland, in welcher die jährlichen Regenmengen mit Farben eingetragen sind, sieht ungefähr so wie eine Höhenschichtenkarte aus. Man hat das Bild sämmtlicher Gebirge vor sich, nur daß die mehr westlich gelegenen Gebirge eben wegen ihrer größeren Nähe des Meeres höher erscheinen als sie sind. So haben die Argonnen, der Harz und der Thüringer Wald größere Regenhöhe als die Sudeten, während letztere einen Höhenvorzug von mehr als 1000 Fuß besitzen.

Die durchschnittliche Regenmenge beträgt für Zentraleuropa im nördlichen Tieflande 613, im mitteldeutschen Berglande 690, im süddeutschen Berglande 825 Millimeter; Klausthal im Harz hat 1427, Baden im Schwarzwalde 1445, Santa Maria in den Lombardischen Alpen 2483 Millimeter. Regenarme Gegenden sind die Rheinebene von Mainz bis Straßburg, das thüringische Hügelland und die goldne Aue, der innere Teil von Böhmen und merkwürdigerweise auch ein großes Gebiet, welches Vorpommern, das nördliche Sachsen, die östliche Hälfte der Mark Brandenburg und Teile von Posen und Westpreußen umfaßt, während Polen wieder regenreicher ist. Liegt das vielleicht an dem berüchtigten Sandboden, der sich im Sommer so stark erwärmt, daß Regenströme über ihn dahin ziehen, ohne so leicht wie anderwärts zur Regensättigung gelangen zu können?

Alle diese Dinge sind die konstanten Faktoren unsrer Witterungserscheinungen. Sie sind wichtig, da sie der einzelnen Ortschaft ihr allgemeines Gepräge geben. Zur Erklärung des Wetterverlaufes, wie er in unsern Breiten charakteristisch ist, bedarf es jedoch eines bis jetzt von uns noch nicht ins Auge gefaßten Elementes, der rotirenden Luftströmung. Davon soll in einem zweiten Aufsatz: „Wind und Wetter“ die Rede sein.





Der jüngste Tag.

Von Edward Eggleston.

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Das Zusammentreffen.

Unmittelbar vor dem Augenblick, wo August aus Juliens Stube trat, hatte er Humphreys in sein Zimmer auf der andern Seite des Ganges hineingehen hören. Humphreys hatte sich eine Zigarre angezündet und war auf dem Wege nach der Veranda, wo er seine Verdrießlichkeit hinwegzurauchen gedachte, als er plötzlich August begegnete, der aus Juliens Thür auf der entgegengesetzten Seite kam. Die Kerze in Humphreys' Zimmer warf ihr volles Licht auf Augusts Gesicht, so daß einer Wiedererkennung nicht zu entgehen war, und Wehle war zu stolz, um die Flucht zu ergreifen. Er schloß die Thür von Juliens Stube und starrte, mit dem Rücken gegen die Wand stehend, Humphreys an, der nicht unterließ, in boshaftester Weise zu lächeln.

Ein Dieb! Ein Dieb! rief Humphreys.

Augenblicklich kamen Frau Anderson und Julia die Treppe heraufgelaufen, und ihnen folgten Herr Anderson, der, als er den Schrei gehört, die Sache mit der Apokalypse unentschieden gelassen hatte, und Jonas und Cynthy Ann, die soeben angelangt waren.

Das wußt' ich doch, sagte Frau Anderson, indem sie sich an die tötlich erschrockene Julia wandte. Niemals habe ich einen Dutchman oder irgend einen Ausländer gekannt, der nicht gestohlen hätte. Nun siehst du, was du kriegst, wenn du einen Narren an einem Dutchman gefressen hast. Und jetzt siehst auch du, fügte sie, zu ihrem Manne gewendet, hinzu, was du bekommst, wenn du einen Dutchman ins Haus nimmst. Ich habe dich immer gebeten, du möchtest doch weiße Leute und nicht Dutchmen oder Spitzbuben mieten.

Ich bitte um Verzeihung, Frau Anderson, sagte August mit sehr weißen Lippen, ich bin kein Dieb.

So, kein Dieb? Was that er denn, Herr Humphreys, als Sie ihn zuerst entdeckten?

Er kam aus der Stube von Fräulein Anderson, sagte Humphreys mit höflichem Lächeln.

So, ladest du Herren auf deine Stube ein? sagte das wütende Weib zu Julia, indem sie sich mit einem Schlage zu rächen und zugleich die Halsstarrigkeit ihrer Tochter für alle Zeit zu brechen gedachte. Aber Julia war zu besorgt um August, um die schamlose Beleidigung zu beachten.

Frau Anderson, sagte August, dieser Besuch erfolgte ohne eine Einladung von seiten Juliens. Ich that Unrecht daran, auf diese Weise Ihr Haus zu betreten, aber nur ich bin dafür verantwortlich, und ich dachte, es wäre die Stube, wo Jonas wohnt. Ich wußte nicht, daß Julia dieses Zimmer inne hat. Ich bin zu tadeln, sie nicht.

Und weshalb brachen Sie ein, wenn Sie keinen Diebstahl vorhatten? Es ist alles aus zwischen Ihnen und Julien; denn ich habe Ihren Brief gesehen. Ich werde Sie morgen wegen Einbruchs verhaften lassen. Und ich denke, man sollte Sie durchsuchen. Herr Humphreys, wollen Sie ihn nicht hinauswerfen?

Humphreys trat auf August zu, bemerkte indeß einen grimmen Blick in dessen Augen und zwei gewaltige deutsche Fäuste, die geballt waren, und so kehrte er um.

Diese Diebe sind fast immer bewaffnet, sagte er. Ich thäte besser, mir ein Pistol aus meinem Koffer zu holen.

Ich habe keine Waffen bei mir, und Sie wissen das, elender Feigling, versetzte August. Ich werde von niemand hinausgebracht werden, sondern hinausgehen, sobald der Herr dieses Hauses mich dazu auffordert und ihr andern mir zum Gehen Platz macht.

Jonas, wirf ihn hinaus! kreischte Frau Anderson.

Könnte ich nicht, sagte Jonas, brächte ich nicht fertig, wenn ichs versuchen wollte. Sind zu viel Knochen und Muskeln in seinen Armen, und überdies ist er ein Ehrenmann. Ich bat ihn, mitunter zu kommen und mich zu besuchen, und er ist gekommen. Es ist wahr, er kam ziemlich spät, aber vermutlich dachte er, seit wir hier soviel Uhrpetschafte und Hosenstrippen herumlaufen sehen, wären wir so vornehm geworden, daß wir Besuche nur zu den Stunden annähmen, die Mode sind. Jedenfalls glaube ich, daß er nichts böses im Schilde führte, und er ist mein Besuch, wie Sie sehen. Er wollte durchs Fenster zu mir hereinsteigen, weil er wußte, daß die Thür vor ihm geschlossen war. Und er wird sich von niemand hinauswerfen lassen, es müßte denn ein Mann sein, der mehr als ein halb Dutzend Uhrpetschafte am Leibe hängen hat, um sich Gewicht und Ansehen zu geben.

Digitized by Google

Samuel, willst du dulden, daß man mich in dieser Weise beleidigt? Willst du diesen Einbrecher aus dem Hause entfernen?

Das „Haupt des Hauses“ versuchte, auf diese Art zur Hilfe gerufen, wichtig auszusehen, er versuchte, größer zu erscheinen und mutiger aufzutreten, als er war. Aber August anzurühren, wagte er nicht.

Herr Anderson, sagte August, jetzt bitte ich Sie um Verzeihung. Ich hatte kein Recht, so hereinzukommen, wie ich gekommen bin. Hätte ich nicht gewußt, daß dieser feige Laffe — ich weiß nicht, was er sonst noch ist — mir durch seine Lügen schadet, so würde ich nicht hergekommen sein. Wenn es ein Verbrechen ist, eine junge Dame zu lieben, so habe ich ein Verbrechen begangen. Sie haben nur Ihr Ansehen als Herr dieses Hauses zu gebrauchen und mich aufzufordern, zu gehen.

Dazu fordere ich Sie wirklich nun auf, Herr Wehle.

Es war das erstemal, daß Samuel Anderson ihn Herr Wehle genannt hatte. Es war ein unfreiwilliger Tribut an das würdige Benehmen des jungen Mannes, der sich hier zu verantworten hatte.

Herr Wehle, in der That! sagte Frau Anderson.

August hatte gehofft, Julia würde ein Wort zu seinen Gunsten sagen. Aber die grimmige Leidenschaft ihrer Mutter hatte sie zu sehr eingeschüchtert. So ging August Wehle wie ein ins Gefängnis gehender Verbrecher, wie ein Mann, der zu seinem eignen Begräbnis geht, den Gang entlang auf die Treppe zu, welche hinter ihm war. Humphreys retirirte instinktmäßig auf sein Zimmer. Frau Anderson warf dem jungen Manne, als er an ihr vorüberging, einen wutfunkelnden Blick zu, aber er wandte den Kopf selbst dann nicht, als er Julien passirte. Seine Hoffnung und sein Mut waren ganz dahin, in seiner Demütigung und Niederlage schien ihm als Stütze nichts geblieben als sein ungebrochner Stolz. Er war zwei oder drei Stufen hinabgestiegen, als Julia plötzlich hinter den andern vorschlüpfte und mit bebender Stimme sagte: Du wirst doch nicht gehen, ohne mir Lebewohl zu sagen, August?

Julie Anderson, was meinst du damit? schrie ihre Mutter. Aber der Gang war dicht bei der Treppe, und Jonas, der dicht neben Cynthy Ann stand, richtete es offenbar ganz unabsichtlich so ein, daß er Frau Abigail den Weg vertrat, sonst würde sie gewaltthätig Hand an ihre Tochter gelegt haben.

Als August seine Augen erhob und ihr Gesicht voll Zärtlichkeit sah, und sie ihm über das Geländer die Hand reichte, schien er plötzlich aus der Verdammnis zur Seligkeit entrückt zu sein. Die Thränen liefen ihm unaufhaltsam über die Wangen, er griff hinauf nach ihrer Hand.

Lebe wohl, Julie! Gott segne dich! sagte er mit halberstickter Stimme, und dann ging er hinaus in die Nacht, trotz alledem glücklich.

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel.

Die Mutter.

Er ging zur Thür hinaus, glücklich trotz aller Mißgriffe, die er begangen, und trotz des Strichs, den ihm der üble Verlauf seines Abenteuers durch die Rechnung gemacht hatte, glücklich auch trotz der ihm angedrohten Verhaftung wegen Einbruchs. Fast eine Minute lang war August Wehle völlig glücklich, wie Leute von ruhigem Temperamente glücklich zu sein pflegen — glücklich ohne Aufregung. Aber bevor er das Hofthor passirte, hörte er ein Aufkreischen und ein tolles hysterisches Lachen, er hörte heftiges Hin- und Herrennen von Füßen und sah Lichter sich bewegen. Gern wäre er umgekehrt, um zu erfahren, was es gegeben, aber er besann sich, daß er hinausgewiesen worden war, und daß er nicht zurückgehen durfte. Das Gefühl, aus dem Frieden des Hauses verbannt zu sein, mischte sich mit dem Gefühl der Beängstigung. Er fürchtete, daß Julien etwas zugestoßen sein könnte, er zögerte und lauschte. Humphreys kam heraus auf die obere Veranda und blickte scharf die Straße hinauf und hinab. August empfand instinktmäßig, daß er der Gegenstand des Suchens war, und schlüpfte verstohlen in eine Ecke der Umzäunung, indem er sich erinnerte, daß er jetzt ein Einbrecher war und von der Gnade des Menschen abhing, dessen Gesicht allein zur Genüge zeigte, daß er unversöhnlich war.

Bald darauf drehte sich Humphreys um und ging hinein, und dann kam August aus dem Schatten hervor und eilte hinweg. Als er ein paar tausend Schritte gegangen war, hörte er das Getrappel von Pferdehufen, und wieder verbarg er sich in einem Gefühle von Feigheit, das er bisher nie gekannt hatte. Aber als er fand, daß es Jonas war, der auf einem von zwei Pferden ritt und das andre neben sich am Zügel führte, wahrscheinlich, um Doktor Ketchup, den Dampfdoktor, zu holen, sprang er hervor.

Jonas, Jonas, was ist los? Wer ist krank? Ist's Julia?

Das wußt' ich doch, mein hochgeehrter Kamerad, daß Sie zuerst nach Julien fragen würden. Aber 's ist nur einer von den abgeschmackten Anfällen der Alten, und Sie wissen ja, daß die neunzehn Leben hat. Leute mit Katzennaturen haben immer so viel. Sie thäten jetzt gescheidter, an sich selber zu denken. Ich habe Sie in diese Patsche gebracht, und ich will sehen, wie ich Ihnen heraushelfe, wie der Hund zur Beutelratte in ihrem Loche sagte. Fix hinauf auf dieses vierbeinige Quadruped und kommen Sie mit, soweit ich gehe auf dieser Straße zu Frieden und Sicherheit. Denn ich sage Ihnen, der Habicht hat ein höllisch gutes Geschäft mit Ihnen, mein Küchlein, gemacht, und er ist im Begriffe, herabzustoßen, und wenn er stößt, so sehen Sie sich um nach schnellen Federn. Schlafen Sie ja nicht unter den väterlichen Schindeln, wie man sagt. Gehen Sie nach Andrews Burg, und er wird Ihnen hinüberhelfen

über den Fluß in den glorreichen Staat Alt-Kentucky, bevor ein Haftbefehl zu Ihrer Einspündung erwirkt werden kann. Dachte niemals daran, daß man Sie einmal einspünden würde. Aber eilet zum Frieden und säumt nicht, wie die Prediger sagen. Die Zeit ist kurz, und das menschliche Herz ist verzweifelt gottlos und voll Tücke und Unsicherheit.

So weit Jonas Augusts Weg verfolgte, nahm er ihn auf dem Schimmel mit. Dann eilte Wehle über die Felder nach der Hütte seines Vaters. Die kleine Wilhelmine saß mit dem Gesichte dem Fenster zugekehrt dort und wartete auf seine Rückkunft.

Wo bist du gewesen, August? Hast du das hübsche Mädchen bei Andersons gesehen?

Er blieb stehen und küßte sie, aber ohne ein Wort mit ihr zu sprechen, ging er hinüber, wo seine Mutter saß und den letzten eines ganzes Korbes voll Strümpfe stopfte. Alle andern schliefen schon, und als er sich dessen versichert hatte, nahm er sich einen niedrigen Stuhl, stemmte seinen Ellbogen auf seine Knie, legte den Kopf auf seine Hand und erzählte das ganze Abenteuer des Abends seiner Mutter. Dann ließ er den Kopf auf ihren Schooß sinken und weinte still vor sich hin. Und die Mutter, die müde herrnhuterische Mutter mit den schönen, sanften Augen, legte ihre beiden Hände auf sein Haupt und betete, und Wilhelmine kniete instinktmäßig neben ihren Bruder hin.

Vielleicht giebt es keinen Gott. Oder vielleicht ist er so groß, daß unser Beten keine Wirkung hat. Vielleicht ist dieser laute, innige Aufschrei unsrer Herzen in unsrer äußersten Not kein Beweis dafür, daß er bereit ist, uns zu erhören. Möge der, welcher in Zweifel dahinleben kann, so dahinleben! Lasse man mich glauben, daß das zärtliche Mutterherz und das liebende Schwesterherz in jener kleinen Hütte wirklich hinaufdrangen zu dem großen Herzen, das über uns in väterlicher Liebe schlägt, daß sie echten Trost für sich fanden, und daß sie wirklich ein stärkendes und heiligendes Etwas auf das Haupt des jungen Mannes herabflehten, der nunmehr stracks erquickt aufstand und in die Nacht hinauseilte. Hinter ihm blieben Mutter und Schwester zurück und strengten ihre Augen an, ihm nachzuschauen in der schwarzen Finsternis, während er Gedanken und Erinnerungen mit sich nahm und — wer wird daran zweifeln? — eine echte himmlische Eingebung, die ihn in den Prüfungen rettete, in denen wir ihm demnächst begegnen werden.

Um zwei Uhr in dieser Nacht stand August Wehle in Gesellschaft Andrew Andersons, des Hinterwaldsphilosophen, am Ufer des Ohio. Andrew schwenkte einen Feuerbrand nach dem Dampfboot „Isaak Shelby," welches eben um die Krümmung herumkam. Und der Kapitän schlug dreimal mit seiner Glocke an und stoppte seine Maschine. Dann führte das Boot die beiden Männer an Bord, und zwei Tage später kehrte Andrew allein zurück.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Dampfdoktor.

Kehren wir ins Haus Samuel Andersons zurück.

Kaum war August zur Thür hinausgegangen, als Frau Anderson von einem Ausbruch ihrer Hysterie befallen wurde und erklärte, jetzt werde sie an ihrer Herzkrankheit sterben. Ihre Zeit wäre endlich gekommen. Sie wäre ermordet. Ermordet von der Undankbarkeit und dem Ungehorsam ihrer Tochter. Zu Boden geschlagen in ihrem eignen Hause. Und was sie am meisten gräme, wäre, daß sie es nun nicht erleben werde, das Ende der Welt zu sehen.

In der That sah es aus, als ob sie im Sterben läge. Nichts ist entsetzlicher als ein guter, tüchtiger hysterischer Anfall. Cynthy Ann, die sich innerlich verurteilte, wie sie das immer that, hob die von Krämpfen ergriffene Patientin, welche ihre letzten paar Atemzüge zu thun schien, auf und trug sie mit Herrn Andersons Hilfe hinunter in ihre Stube, und während Jonas die Pferde sattelte, setzte Herr Anderson seinen Hut auf und schickte sich an, nach dem Doktor zu gehen.

Samuel, o Samuel! Ach, ach, oh! schrie Frau Abigail mit steigenden und fallenden Modulationen der Stimme, die selbst der geduldige Doktor Rush nicht zu analysiren imstande gewesen wäre. Sie lachte wie wahnsinnig und weinte jämmerlich, beides in einem Atem, ja mit demselben Worte, ließ dies die Tonleiter wie toll auf- und ablaufen, heulte wie eine Wilde und schluchzte dann wieder wie mit dem letzten Atem jemandes, der an gebrochenem Herzen stirbt. Samuel, Samuel, o Samuel! Hahahahaa! Ach, o-o-o-oh! Du wirst doch nicht gehen und mich doch nicht allein sterben lassen! Nachdem ich dir eine solche Frau gewesen bin, wirst du mich doch im Sterben nicht verlassen! Nein, nein, nein! Hu-hu-uh! Das darfst du nicht. Das wirst du nicht. Schicke Jonas und bleibe bei mir. Denke — hier ging ihr der Atem aus, und einen Augenblick schien sie wirklich am Sterben zu sein. Denke mal, ächzte sie, nach Luft schnappend, und sank dann wieder hin. Nach einer Minute öffnete sie die Augen und nahm mit charakteristischer Hartnäckigkeit den Satz just da wieder auf, wo sie stecken geblieben. Sie hatte während der Periode ihrer Bewußtlosigkeit sorgfältig ihre Rolle festhalten. Aber jetzt sprach sie nich nach Athem schnappend, sondern mit jenem schrillen, unnatürlichen Fisteltone, der ein Merkmal der Hysterie ist, mit jener Stimme, die ein halbes Gekreisch ist und mit ihrem Mißklang dem Zuhörer durch Mark und Bein schneidet. Denke doch, o-o-oh, Samuel! Warum willst du nicht daran denken, was für eine Frau ich dir gewesen bin? Hier hab' ich mich geplackt und geschunden und habe mich abgequält alle diese Jahre als ein getreues und fleißiges Weib und niemals meine Pflicht vernachlässigt. Und jetzt — o-o-oh — jetzt allein

gelassen in meiner — hier hörte sie wieder für eine Weile zu atmen auf. In meiner letzten Stunde zu sterben ohne — ohne — o-o-oh! Ohne was Frau Anderson sterben sollte, gab sie niemals an. Herr Anderson hatte Jonas gewinkt, als er hereinkam, und dieser würdige Mann hatte sich in gemächlichem Trott aufgemacht, um den „Dampfdoktor" zu holen.

Doktor Ketchup war Grobschmied gewesen, aber harte Arbeit paßte nicht zu seiner Leibesbeschaffenheit. Er fühlte, daß er zu etwas besserem erschaffen war als zum Beschlagen von Pferden. Dieser ehrgeizige Gedanke wurde ihm zuerst durch die Zunahme seiner Körperfülle eingegeben, die, während sie ihm das Bücken über einem Pferdehufe beschwerlich machte, bei ihm andrerseits den Eindruck hervorrief, daß seine Aldermansgestalt einen der gelehrten Stände schmücken würde. So kaufte er sich denn eines jener kleinen Handbücher, welche der Gründer des Thomsonschen Systems spottbillig zu zwanzig Dollars das Exemplar verkaufte, und welche Anweisung erteilten, wie man in jedem einzelnen Falle die Patienten zu kuriren oder umzubringen habe. Die Besitzer dieser wichtigen Schatzkammern voll köstlicher Belehrung waren verpflichtet, die darin enthaltenen tiefen Geheimnisse, die unergründliche Weisheit, welche sie belehrte, wie sie in jedem gegebenen Falle zu entscheiden hatten, ob Ginseng oder ein Schwitzbad mit Mais die gehörige Medizin sei, gegen jedermann zu verschweigen. Und die zwanzig Dollars, welche der schlaue Grobschmied in der Sache angelegt hatte, trugen ihm recht hübsche Zinsen.

Hallo! schrie Jonas in echt westlichem Stil, als er vor Doktor Ketchups Hause draußen vor dem Städtchen Brayville seine Pferde zum Stehen gebracht hatte. Hallo da drin! Aber der Doktor schlief bereits. Kostet höllisch lange Zeit, so einen fetten Schlingel zu wecken, bemerkte Jonas mit sich selbst redend. Hat sich so dran gewöhnt, sich schnarchen zu hören, daß er den Unterschied zwischen Schnarchen und Donner nicht mehr herausfindet. Hallo! Hallo da drin! Ich sage: Hallo Grobschmiedswerkstatt! Doktor Ketchup, was stehen Sie denn nicht auf? Hallo! Mais-Schwitzbäder und Kalmus! Hallo! Juchhe! Ein Hurrah für Jackson und Doktor Ketchup! Hallo! Donnerwetter! Haltet den Dieb! Feuer! Feuer! Feuer! Mordjo! Mordjo! Hilfe! Hilfe! — Hurrah, da hätten wir den Waschbär endlich aus dem Baume heraus.

Dieser letzte Ausruf begrüßte das Erscheinen des Gesichtes des Doktors Ketchup am Fenster.

Sind Sie denn besoffen, Jonas Harrison? Machen Sie, daß Sie fortkommen mit Ihrem Hallogebrüll, oder ich lasse Sie einstecken, sagte Ketchup.

Das wird Ihnen schwerer fallen als das Schustern für Gäule, mein verehrter Freund und Mitbürger. Ich werde Sie einstecken lassen, weil Sie so fest schlafen und so laut schnarchen, daß die ganze Schöpfung und Ihre übrigen Nachbarn dadurch aufgestört werden. Ich habe Sie die ganze Zeit über gehört, seit ich von Andersons Farm wegritt, und dachte, es wäre ein Dampfboot.

Kommen Sie, mein Freund, und fahren Sie rasch in Ihre Kleider und Ihre sonstige Montur; denn Frau Anderson liegt im Sterben oder thut, als ob Sie sterben wollte, und Sie sollen ihr eine Tasse Ginsengthee oder ein Maisschwitzbad oder ein anderes Gebräu der Heilkunst bereiten. Kommen Sie, ich habe zwei Pferde mitgebracht, damit Sie keine Zeit damit verlieren sollen, daß Sie das Ihrige satteln, obschon ich nicht daran zweifle, daß die Alte wieder gesund werden würde, wenn Sie ihr auch niemals das Licht Ihres freundlichen Gesichts zuwendeten. Sie würde zum Trotze wieder gesund werden und dann einen Kalomeldoktor annehmen, rein um Sie vor Ärger toll zu machen. Ich möchte ebensogewiß und noch ein bischen gewisser annehmen, daß eine weibliche Wespe am Herzschlage sterben könnte als die.

Der Kopf Doktor Ketchups war etwa in der Mitte dieser Rede aus dem Fenster verschwunden, und der Rest derselben ergoß sich rein durch die Kraft innern Druckes wie der Strom eines artesischen Brunnens.

Doktor Ketchup kam mit gesträubter Würde heraus, sorgfältig gekleidet. Seine untadelige Kleidung und sein feierliches Gesicht waren die beiden Hälften des Kapitals, mit dem er arbeitete. Unter den Kleidern lag Ketchup, der Grobschmied, begraben, und unter dem weise dreinblickenden Gesichte verbarg sich Ketchup, der Nichtswisser. Er war ein Nichtswisser, aber kein Dummkopf. Als er mit Jonas zurückritt, holte er den letzteren mit Fragen aus. Konnte er von Jonas die Umstände des Krankheitsfalles erfahren, so wollte er thun, als hätte er sie aus den Symptomen erraten, und so den Glauben an sich verstärken.

Was veranlaßte diesen Anfall, Jonas?

Glaube, sie selber veranlaßte ihn. Geschieht in der Regel so, mein Freund, erwiederte Jonas.

War etwas vorgekommen, was sie aufregte?

Na ja, glaube, sie haben sie aufgeregt. Bedeutend, wenn nicht noch mehr.

Was war's denn?

Na, sehen Sie, sie war in Hankinsen seinen Predigten gewesen. Nun glaube ich, mein ärztlicher Freund, daß das jüngste Gericht keine angenehme Aussicht für jemanden ist, der den einen Bruder beiseite gestoßen hat, um den andern zu freien, und der dann den beiseite gestoßenen um seinen Anteil am Erbgute des vielbeklagten Vaters belämmert hat. Denken Sie nicht auch so, mein gelehrter Freund?

Aber Doktor Ketchup war nicht sicher, ob Jonas nicht seinen Schabernack mit ihm trieb, und so sprach er von etwas anderm.

Nettes Pferd, dieser Braune, versetzte der „Doktor."

Nun ja, sagte Jonas. Glaube nicht, daß Sie jemals einem bessern Gaule Schuhe angepaßt haben die ganze Zeit über, wo Sie Hufschmied waren. Oder war es anders, mein medizinischer Freund?

Nein, ich denke nicht, erwiederte Ketchup verdrießlich und schwieg fortan.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google



Die Konferenzgerüchte und der ägyptische Krieg.

Wenn in der letzten Woche das Gerücht durch französische Blätter ging, man (einige sagten, Deutschland) gehe mit dem Plane um, demnächst einen Kongreß zur Regelung der ägyptischen Angelegenheit anzuregen, so war das nur, soweit die Berliner Politik damit in Verbindung gebracht wurde, eine Ente, sonst aber ein Fühler. Die Ente hatte wohl den Zweck, Deutschland als stets zur Einmischung geneigt, stets nach der Führerschaft in Europa strebend darzustellen, der Fühler aber ist sicher nicht von Berlin, wohl aber möglicherweise von italienischer, vielleicht auch von russischer Seite ausgegangen. Aber Italien und Rußland sind noch nicht Europa, und wir haben Ursache, zu glauben, daß Deutschland und Österreich die Sache in einem andern Lichte sehen, als jenes Gerücht vermuten läßt. Sie werden weder jetzt einen derartigen Kongreß anregen, noch später, nachdem der Krieg Englands gegen Arabi und seine Anhänger beendet sein wird.

Die Gründe dieser Enthaltung liegen auf der Hand. Deutschland und das mit ihm verbündete Österreich-Ungarn haben an der schließlichen Gestaltung der Dinge am Nil ein weit geringeres Interesse als Rußland, Italien, Frankreich und die Pforte, und dieses Interesse wird von England, welche Stellung es auch am Suezkanal als Preis für seine Anstrengungen beanspruchen wird, voraussichtlich nicht beeinträchtigt werden. Mit der bei den mitteleuropäischen Mächten befreundeten Pforte hat England sich endlich verständigt. Wenn andre Mächte sich bedroht und gefährdet sehen, so mögen sie auf diplomatischem oder auf anderm Wege Vorkehrungen gegen Schaden treffen. Wir haben nicht die Aufgabe, für sie zu handeln und ihnen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Und wir fühlen nicht das mindeste Bedürfnis, in Europa den Hegemon zu spielen, unverlangt Rat zu erteilen oder gar zudringlich unsere Meinung und unsern

Willen geltend zu machen. Die Macht, die das seit 1871 geeinte, seit 1879 mit Österreich-Ungarn verbündete Deutschland besitzt, diente bisher nie aggressiven Zwecken und wird solchen auch ferner nicht dienen. Sie hat einzig und allein die Erhaltung des Friedens für den gesammten Weltteil im Auge. Österreich-Ungarn und Deutschland werden, wenn der jetzt ausgebrochene Kampf in Ägypten zu Ende ist, und England und die Pforte sie ersuchen, sich den übrigen Großmächten anzuschließen, um die Zukunft des Nillandes festzustellen, sich ohne Zweifel bereit zeigen, dieser Aufforderung nachzukommen und als Vermittler ihr Bestes thun, damit ein alle Teile möglichst zufriedenstellendes, fernere Bedrohung und Störung des Weltfriedens ausschließendes Arrangement zustande komme. Selbst aber die Initiative zu ergreifen, werden sie keinesfalls geneigt sein, und ebenso sicher erscheint, daß, wenn in jenem Falle die Gesandtenkonferenz in Konstantinopel mit der Aufgabe betraut werden sollte, ein Projekt zu endgiltiger Regelung der Stellung Ägyptens auszuarbeiten, England und die Pforte, deren Interessen dabei in erster Linie abzuwägen wären, und die den Krieg allein geführt hätten, bei der Beratung der Sache eine hervorragende Rolle zu spielen berufen sein würden, und nicht unwahrscheinlich ist die Vermutung, daß sie sich bereits durch einen geheimen Vertrag neben dem öffentlichen miteinander verständigt haben.

Mit dem Vorstehenden ist bereits die vom „Temps" in mehreren Artikeln verfochtene Ansicht, England leiste mit seiner Expedition nach Ägypten den französischen Interessen dankenswerte Dienste, wenigstens teilweise widerlegt, und zwar in der zweiten und wichtigeren Hälfte. Das Blatt meint zunächst, England fördere damit das französische Interesse, weil es die Türkenherrschaft von Afrika fernhalte und das Erstarken des muselmännischen Elements dort hindere, das den Franzosen andernfalls in Tunis und Algerien gefährlich werden könne. Wir lassen das dahingestellt. Dagegen erklären wir es für Thorheit, wenn ein andrer Artikel desselben Journals die Meinung ausspricht, Englands Auftreten in Ägypten nütze Frankreich, weil es den Einfluß und die Macht Deutschlands verdunkle. Der Verfasser des Aufsatzes spricht von „germanischer Omnipotenz," gegen die er ein Bündnis zwischen Frankreich und England empfiehlt, welches den Druck jener Allmacht aufwiegen werde. Wenn ein deutsches Blatt vor etwa fünfzehn Jahren über die herrschsüchtige Omnipotenz Frankreichs geklagt und zur Paralysirung derselben durch eine englisch-deutsche Allianz aufgefordert hätte, so würde man seine Klage begründet gefunden haben; denn nie hat sich eine Macht mehr in andrer Leute Angelegenheiten gemischt, mehr ihren Rat aufgedrungen, mehr zensirt, mehr die Protektormiene angenommen und mehr den Interessen- und Tugendwächter im Bereiche seiner Nachbarn und darüber hinaus, bis nach Polen und Mexiko, gespielt, als Frankreich unter dem dritten Napoleon. Aber Deutschland — man greift sich an den Kopf —, hat Deutschland jemals Anlaß zur Klage geboten, daß es seine Macht fühlen lasse? Hat es etwa den

Digitized by Google

Franzosen, als sie sich in Tunis festzusetzen begannen, Halt geboten, hat es auch nur leise dagegen protestirt, oder hat es sich nicht sogar enthalten, selbst nur anzudeuten, daß es die Erwerbung des Landes gestatte? Ist es während der ägyptischen Verwicklung jemals aus der Rolle der Macht herausgetreten, die hier kaum ein andres Interesse hat, als die Erhaltung des Weltfriedens? Hat es den Pariser Politikern oder dem Kabinet Gladstone Stellung zu der Sache anzuweisen oder ein Mandat zu erteilen versucht? Nichts von alledem, im Gegenteile, die deutsche Politik ist in diesen Fragen wie in andern von Anfang bis zu Ende mit der Schonung des Selbstgefühls andrer und mit der weisen Mäßigung aufgetreten, die ihre Regel allenthalben und selbst da ist, wo deutsche Interessen auf dem Spiele stehen. Gewiß ist das deutsche Reich mächtiger und der politische Blick unsers Reichskanzlers schärfer, als es den französischen Chauvinisten angenehm ist, aber diese Macht und dieser Scharfblick beschränken sich in vornehmer Bescheidenheit auf die Wahrung ihres eignen Rechtes und Interesses und denken nicht daran, sich frevelnd als Allmächtige anstaunen zu lassen und durch Überhebung den Neid zu wecken.

Wir gehen so weit, zu sagen: die Franzosen, welche Vorwürfe der Art erheben, glauben selbst nicht daran, sie verbergen hinter solchen Behauptungen nur ihren Verdruß darüber, daß unsere heutige Macht uns vor ihren Rachegelüsten sichert, ihre aussichtslose Sehnsucht, das verloren gegangene übergroße Ansehen wiederzuerlangen, und ihre Scham darüber, daß sie aus Furcht vor uns — aus ganz und gar grundloser Furcht vor uns — auf die Geltendmachung ihrer Interessen in Ägypten bis jetzt verzichtet haben. Frankreich war anfänglich bereit, mit den Engländern in Ägypten Hand in Hand zu gehen, während die Pforte zögerte. Da begab sichs plötzlich, daß man sich in Paris entschloß, von jeder Beteiligung an militärischen Maßregeln Abstand zu nehmen. Jetzt erklärt sich dieser Umstand damit, daß man englischerseits in Frankreich die Besorgnis wachzurufen gewußt hatte, man wünsche die französische Armee nur zu beschäftigen, um desto besser seine eignen Pläne verfolgen zu können. Niemand war genannt, aber die französischen Politiker glaubten zu wissen, wer gemeint war, und die Andeutung genügte, so wenig wahrscheinlich sie auch war. War doch ohnehin die Meinung in Frankreich ziemlich verbreitet, der Feldzug nach Tunis und die Besitznahme dieses Landes sei nur eine spanische Fliege gewesen, die Bismarck der französischen Politik gesetzt habe. Man beschloß daher, sich kluger Zurückhaltung zu befleißigen, und that damit dem englischen Kabinet den größten Gefallen. Denn wäre am Nil eine französische Streitmacht als mit der englischen verbündet aufgetreten, so wäre es sehr schwer gefallen, sie nach gethaner militärischer Arbeit wieder aus dem Lande hinauszubringen. Aus der Krim konnte man sich gemeinsam zurückziehen, weil keine von beiden Mächten dort Gebiet zu erwerben beabsichtigte. In Ägypten aber hat England offenbar von Anfang an daran gedacht, wenigstens den Kanal in seinen Besitz zu bringen.

Digitized by Google

Und nun der Vorschlag einer englisch-französischen Allianz, die ihre Spitze gegen Deutschland richtet. „Nichts ist nützlicher als das Bündnis des Menschen mit dem Pferde," sagte Metternich 1835 zu St. Aulaire, als sie von dem englisch-französischen Zusammengehen sprachen, „aber man muß der Mensch sein und nicht das Pferd." Wer aber war im Krimkriege der Mensch und wer das Pferd? Weiß der Verfasser des Artikels im „Temps" nicht, daß England nur Bündnisse zu ganz bestimmten Zwecken schließt, die mit seinen Interessen zusammenfallen, und daß eine Schwächung und Herabdrückung der Macht und des Einflusses Deutschlands, wie sie die Franzosen wünschen, durchaus nicht im Interesse der Engländer liegt? „Großes Heil ist der Welt wiederfahren!" rief ein hervorragender britischer Staatsmann, als er den Abschluß des Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn erfahren hatte, und England sollte sich gegen dasselbe mit Frankreich zu alliiren gewillt sein? Eine dualistische Spaltung Europas, welche die Westmächte als geschlossene Macht der Gruppe der drei Ostmächte gegenüberstellte, würde das politische Gleichgewicht offenbar mehr gefährden als erhalten; es wäre die erste, aber zugleich die bedenklichste Untergrabung der europäischen Friedensbürgschaften, da es nicht schwer sein würde, als Seele der westlichen Gruppe den Revanchegedanken zu erkennen. Wolle man in Frankreich doch das Kapitel von der internationalen Klugheit nachlesen. Man wird da finden, daß, während Frankreich mit Nutzen, jedenfalls ohne Schaden alle möglichen Defensivbündnisse abschließen kann, eine Allianz zu aggressivem Vorgehen, an die der „Temps" doch wohl denkt, immer eine sehr bedenkliche Sache für das Land sein würde. Frankreich ist stark und sicher, so lange Europa und vor allem Deutschland an seine Liebe zum Frieden glauben kann. Jede Erschütterung dieses Glaubens würde die vielen Schwächen, mit denen die junge Republik jenseits des Wasgenwaldes noch behaftet ist, sehr bald hervortreten lassen.

Verständige französische Blätter erkennen das auch an. So sagt im Gegensatz zum „Temps" und zum „Journal des Débats," das ähnliches Gerede wie dieser vorbringt, der „National": „Die Chimäre, daß wir unser Ansehen in der Welt durch diplomatische Allianzen wiedergewinnen könnten, halten wir für den gefährlichsten Irrtum, den wir zu begehen vermöchten. Fürwahr, wenn wir auf irgend ein Land zählen dürfen, weil Gewalt der Interessen, Mißgunst und Haß es gegen Deutschland treiben, so ist es Rußland. Aber heute wie gestern weisen wir eine unmittelbare Verständigung mit dieser Macht entschieden zurück; wir haben dem ehrlich gemeinten Entgegenkommen des Generals Skobeleff so wenig Gehör schenken wollen als den zweideutigen Versprechungen des Fürsten Gortschakoff... Warum uns die Hände binden? Seitdem die alten monarchischen Traditionen verloren gegangen sind, giebt es besondere Annäherungen zwischen den Völkern nur für bestimmte Fälle und Zwecke... Was hätten wir hier von England und welche Gegenleistung hätten wir England zu bieten? Wir sehen wohl,

Digitized by Google

daß der Beistand unsrer Soldaten für England höchst wertvoll gewesen wäre; wir sehen aber auch, daß wir, indem wir ihm behilflich waren im Oriente vorzudringen, es ihm erleichterten, für den Occident gleichgiltig zu bleiben. Wenn jetzt Verwicklungen am Rhein einträten, was kümmerte das England, welches jetzt seinen Suezkanal und Ägypten und die Straße nach Indien hätte? Es würde sich zurückziehen, oder nur platonische Verwahrung dagegen einlegen. Wir haben somit nicht den geringsten Grund, ihm bei seinen Eroberungen förderlich zu sein, und bei ernsten Konjunkturen wird es uns niemals nützen. . . . Wenn die Furcht vor Deutschland uns blindlings in die Arme Englands getrieben hätte, so hätten wir unsern Lohn für diese naive Gefälligkeit dahin gehabt. Das zweite Kaiserreich hat hunderttausend Soldaten und sechzehnhundert Millionen Franks geopfert, um in der Krim zu verhindern, was jetzt in Ägypten unvermeidlich erscheint; welchen Gewinn hat es daraus gezogen? Wir werden also fortan nur zur Verteidigung einer rein französischen Sache ins Feld rücken. . . . Nur in diesen Grenzen will die Nation Kosten und Gefahren auf sich nehmen, und was die Aufgeregten auch thun mögen, die über den Verfall unsers nationalen Mutes jammern, sie werden bei dem praktisch gewordenen Volke nichts andres durchsetzen." Hoffen wir das, es wird auch Frankreich wohl bekommen.

Über die Zukunft Ägyptens zu reden oder gar auf einem Kongreß zu beschließen, wäre es übrigens heute wohl noch zu früh. Die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn zuvor. Die Engländer haben die erstrebte Beute noch nicht und werden sie dem Anscheine nach auch in dieser und der nächsten Woche noch nicht gewinnen. Am 12. September hofften ihre Offiziere in Kairo zu sein, aber sie haben heute, zwei Tage vor diesem Termin, noch nicht den einen entscheidenden Schlag führen können, der sie dahin führen sollte. Bonapartes rascher Sieg über die ägyptischen Türken scheint sich nicht wiederholen zu wollen. Arabi hat weit mehr Truppen zur Verfügung, als die Pforte bei Abukir und unter den Pyramiden hatte, und wenn die Qualität seiner Soldaten, besonders die der aus den Fellahin rekrutirten, nicht so gut ist als die der Türken, welche die Mameluken gegen die Heerschaaren der ersten französischen Republik ins Feld führten, so wird er dafür durch andre Umstände begünstigt. Die Ägypter unternahmen 1875 und 1876 Feldzüge gegen die Abessinier. Der erste, mit viertausend Mann unternommen, wurde mit einem einzigen gewaltigen Streiche beendigt, d. h. das ägyptische Heer wurde in der ersten Schlacht beinahe bis auf den letzten Mann zusammengehauen. Ismail entsandte darauf eine fast dreimal so starke Armee gegen das tapfere Bergvolk, aber dieselbe wurde im offnen Felde kläglich geschlagen, dann in einem verschanzten Lager eingeschlossen, und wenn sie schließlich mit geringen Verlusten sich nach Massaua rettete, so dankte sie das nur dem Umstande, daß die Mehrzahl ihrer Gegner nach Ablauf ihrer Verpflichtungen zum Kriegsdienste auseinanderlief und in die Heimat zurückkehrte. Endlich haben sich die ägyptischen Truppen 1877 und 1878 in Bul-

Digitized by Google

garien ebensowenig ausgezeichnet; nur die Negerregimenter thaten sich durch Mut und Ausdauer hervor. Immerhin kann Arabi den fünfzehn- oder sechzehntausend Engländern Wolseleys ungefähr die doppelte Anzahl entgegenstellen; er ist ihm auch an Geschützen überlegen, und dieselben werden von einer tüchtigen Artillerie bedient und stehen hinter gewaltigen und geschickt angelegten Schanzwerken, die namentlich bei Tel El Kebir formidabel sein sollen. Seit 1801 ferner, wo Bonaparte so rasch Erfolge erfocht, ist Ägypten reicher und zivilisirter geworden. Ismail allein erbaute binnen zwölf Jahren Eisenbahnen von einer Gesammtlänge von 260 deutschen Meilen, die jetzt Arabis Generalstab für seine Operationen zu Gute kommen. Desgleichen schuf Ismail mehr als hundert neue Kanäle zu Bewässerungszwecken und gegen fünfhundert Brücken, die der Verteidigung des Landes dienen werden, nachdem der Nil dasselbe zu überschwemmen begonnen hat. Die ägyptische Kavallerie ist bei weitem nicht so gut als die englische, die Infanterie aber ist wenigstens so gut bewaffnet als die, über welche der britische Obergeneral verfügt. Sie ist mit dem Remingtongewehr versehen, welches nicht so leicht in Unordnung gerät als das Henry-Martinigewehr, das namentlich in einer mit Wüstenstaub erfüllten Atmosphäre leicht versagt. An Waffen und Munition fehlt es nicht. Ismail hat davon so ungeheure Vorräte aufgehäuft, daß er der Pforte während ihres letzten Krieges mit Rußland ganze Schiffsladungen mit Patronen zur Aushilfe senden konnte. Die schwarzen Soldaten aus dem Sudan sind schwer zu disziplinieren, geben aber, wenn es gelungen ist, eine treffliche Truppe ab, und es ist anzunehmen, daß Arabi als praktischer Militär dies weiß, und den größern Teil seiner Negerregimenter da konzentrirt hat, wo die größte Gefahr droht, also im verschanzten Lager zwischen Zagazig und Kassasin im Wadi Tumilat. Wie viel Leute dort stehen, ist mit Sicherheit nicht zu sagen, doch wird man nicht irre gehen, wenn man annimmt, Arabi werde am Tage der Entscheidung fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Reguläre und etwa fünftausend Beduinen, die als leichte Reiterei dienen, dort zu konzentriren imstande sein.

Einen Ansturm der Engländer in offenem Felde wird diese Armee schwerlich aushalten. Ebensowenig aber werden, wie es scheint, die Engländer die Schanzen der Araber im ersten Anlauf zu nehmen vermögen, und eine Umgehung der Stellung Arabis ist nach der Beschreibung derselben kaum möglich. Sir Garnet Wolseley wird somit bei Tel El Kebir ein schweres Stück Arbeit zu bewältigen haben, und wenn nicht alles täuscht, was wir von der Sache zu wissen glauben, so wird ein dort erfochtener Sieg erstens viel englisches Blut kosten, sodann aber vermutlich nicht so entscheidend sein, daß er dem Aufstand gegen den Chedive sofort ein Ende machte. Die Verfolgung wird bei der Schwerfälligkeit der Engländer nicht sehr rasch vor sich gehen, bei Zagazig und weiterhin können (sollten wenigstens) andre Schanzen zur Aufnahme der geschlagenen Ägypter sein, und wenn auch diese genommen wären, bliebe bei einer resoluten und zähen Ver-

Digitized by Google

teidigung immer noch Kairo zu bewältigen, eine Stadt von dreimalhunderttausend Einwohnern, fast durchaus aus Stein erbaut und wie zu einem Barrikadenkampfe geschaffen. Wolseley wäre dann stark geschwächt, viele Meilen weit von seiner Operationsbasis, dem Suezkanal, entfernt und im Norden, Westen und Süden von den Trümmern der ägyptischen Armee umgeben, die ihm wenigstens die Verproviantirung und Verstärkung seiner Leute beträchtlich erschweren könnten.

Bei alledem wird freilich vorausgesetzt, daß Arabi genügenden moralischen Mut besitzt, um auch nach einer ersten größeren Niederlage — die, während wir dies schreiben, schon erfolgt sein kann — noch den Kopf oben zu behalten und weiter Widerstand zu leisten, und daß er sich für diesen Fall vorgesehen hat. Auch müßte sein Heer durch die Erstürmung der Schanzen von Tel El Kebir sich nicht demoralisiren lassen und die Einwohner der Hauptstadt ihm treu bleiben. Treffen diese Voraussetzungen zu, so wird England mit den jetzt zur Niederwerfung Ägyptens abgesandten Truppen nicht ausreichen, sondern noch mindestens zehntausend Mann nachschicken müssen, und das wird nicht leicht sein. Daß es zuletzt die Oberhand behalten wird, soll dadurch nicht in Zweifel gezogen werden.

Börse und Publikum.

1.

Man wird es kaum noch als zufällige Erscheinung betrachten wollen, daß mit der Ausdehnung, welche in unsrer Zeit die Börse gewonnen hat, und mit der Zunahme ihres Einflusses auf alle wirtschaftlichen Verhältnisse gerade in den ihr zunächst stehenden Kreisen die Mißachtung fremden Eigentums bis zur völligen Negation desselben angewachsen ist. Es haben sich in den der Börse nahestehenden Kreisen förmliche „Üsancen" in dieser Richtung ausgebildet — Üsancen, welche sich hauptsächlich in die Mängel unsrer bürgerlichen und Handelsgesetzgebung eingenistet haben, nicht selten in der präzisesten Form auftreten und gelegentlich, obgleich sie ganz offenbar wenigstens dem Geist des Rechts und der Gesetze widersprechen, sogar von den Richtern respektirt werden.

Hiermit Hand in Hand geht ein seltsames Zutrauen des Publikums zu den Organen der Börse (den Begriff im weitesten Sinne genommen), das höchst merkwürdig absticht gegen den Zug des allgemeinen Mißtrauens, der sonst die gesellschaftlichen Verhältnisse trennt und zum Teil schon geradezu verwirrt hat. Während man dem besten Freunde, dem als völlig zutrauenswürdig erkannten

Nachbar keinen Pfennig anvertrauen würde ohne die größte reale Sicherheit, giebt man blindlings alles an jene Organe, ohne allen Rückhalt und zu Bedingungen, die oft so unbegreiflich unverschämt sind, daß sie dem Gläubiger formell schon von vornherein sein Eigentum entreißen und es zur höchsten Ehrlichkeit und rühmenswertesten „Coulanz“ stempeln, wenn nicht auch faktisch diese Entreißung stattfindet.

Eine solche Erscheinung, die so allgemein und umfassend auftritt, wäre unerklärlich, wenn wir in ihr nicht das Symptom einer tiefen sozialen Krankheit sehen müßten, welche durch die Gestaltung unsrer sozialpolitischen Verhältnisse verursacht und genährt wird. „Millionendiebe“ sind überall jetzt eine ganz gewöhnliche Erscheinung geworden, und da sich an ihnen ein allbekanntes Sprichwort außerordentlich bewährt, so ist nicht zu erwarten, daß die Spezies so bald aussterben wird, insbesondre da die Gründerthätigkeit wieder flott geht und ein Aktiengesellschafts- oder ein Genossenschaftsdirektor, der seine Aktionäre bestiehlt, nach dem Stande unsrer Gesetzgebung vollständig im Rechte ist.

Wir haben binnen zwei Jahren in Deutschland die Fälle großartiger Kapitalräubereien, deren letzte Ursache an der Börse zu suchen ist, nach Dutzenden zu zählen. In diesem Augenblick beschäftigen allein drei Berliner Fälle die öffentliche Aufmerksamkeit: die Fälle Rahl, Levenstein-Hollander und Berliner Handelsgesellschaft. Dabei ist die zweite Börsenstadt Deutschlands, Frankfurt, kaum über die Fälle Sachs, Schottländer und Deutsche Handelsgesellschaft (Mayer-Welcker) hinaus. Luxemburg hatte seinen Bankkrach, dessen Folgen die Steuerzahler des Landes zu tragen haben, während Stuttgart, München und verschiedene kleinere Städte ihren Genossenschaftskrach erlebten und noch nicht wissen, wie sie das Unheil, das dadurch angerichtet wurde, nur leidlich überwinden sollen.

Hier läßt die Gesetzgebung, wie gesagt, die gefährdete Gesellschaft fast vollständig im Stiche. Die neuesten Berliner Fälle beweisen, wie leichtfertig aber auch zugleich das besitzende Publikum mit seinem Besitz umgeht. Denn es ist doch wohl eigentlich unbegreiflich, wie verständige Leute dem bloßen Kassenboten eines Bankgeschäfts, also noch nicht einmal dem letzteren selbst, obwohl schon dies riskant genug gewesen wäre, die erstaunlichsten Summen anvertrauen konnten. Noch ist über den Umfang des Rahlschen Schwindels wenig bekannt, aber schon weiß man, daß dabei sehr bedeutende Kapitalbeträge in Frage kommen. Der zweite Berliner Fall, der Levensteinsche, bei dem es sich um Millionen handelt, unterscheidet sich von dem erstern nur dadurch, das der Betrüger als „Bankier“ auftrat und durch fortgesetzte Reklamen in den Zeitungen, à la Voßsche Katarrhpillen, das Publikum anlockte. Dabei war er ein bösartiger Gründer und hatte allen Ernstes vor, in die Reihen der „Großen,“ wie Landau u. Co., einzutreten, aber er hatte entweder zu wenig Geschick oder zu wenig Glück bei aller Unverschämtheit, und jetzt wird er wegen Unterschlagung und Betrug steckbrieflich verfolgt.

Digitized by Google

Typisch für derartige Vorgänge, welche zunächst nur durch das unbegreifliche Zutrauen des Publikums möglich sind, ist und bleibt der Fall Sachs u. Co., der zugleich den Umfang des Einflusses der Presse auf das große Publikum in erstaunlicher Weise zum Ausdruck bringt. Der „publizistische" Grundsatz, daß stetige Wiederholung ein und derselben Sache und ein und desselben Namens in der Presse wirksam sein müsse, hat sich hier in wahrhaft erschreckender Weise bewahrheitet. Fast in allen Betrugsfällen bei Sachs u. Co. konnte die Geschäftsanknüpfung der einzelnen Personen mit den Frankfurter „Bankiers" auf die Wirkung der Anzeigen, welche sechs Jahre lang sich in den gelesensten Blättern unausgesetzt wiederholten, zurückgeführt werden, und dasselbe wird die Untersuchung auch hinsichtlich des Berliner Falles Levenstein konstatiren.

In finanziellen Dingen wird dies umso gefährlicher, als das Publikum der Wahrnehmung derselben mit einer wahrhaft unverbesserlichen Naivetät gegenübersteht. Sobald es sich um Anlegung von Geldern handelt, sind die meisten Menschen stets geneigt, sich dem ersten besten, wenn derselbe nur glaubhaft zu machen versteht, daß er nicht selbst das Geld brauche, sondern dessen „vorteilhafte Anlegung" nur vermitteln wolle, blindlings in die Hände zu geben. Das ungeheure Umsichgreifen des Kommissions- und Agentenwesens hat für unsern Geschäfts- und insbesondre auch für den Kapitalverkehr einen förmlichen Nebel geschaffen; und nur vermöge dieses Nebels sind Dinge, wie sie die Gebrüder Sachs in Frankfurt, Levenstein und Konsorten in Berlin vollbracht haben, möglich.

Sicher hätte niemand den Gebrüdern Sachs einen Pfennig geborgt, wenn sie angezeigt hätten: Wir brauchen Geld für unsre Spekulationen und suchen solches zu leihen. Denn dann hätte sicher jeder Geldbesitzer die genauesten Nachforschungen nach ihnen angestellt, und er hätte bald erfahren, daß jene erst nach Frankfurt gekommen waren, nachdem sie im Wiener Krach ebenfalls mit zusammengebrochen waren. Ebensowenig hätte Herr Levenstein in Berlin auf dem Wege des Darlehnsgesuchs irgend einen nennenswerten Erfolg gehabt. Aber den Gebrüdern Sachs fiel es nicht ein, Geld bei den Leuten leihen zu wollen; sie erboten sich lediglich als Sachs u. Co. zur Besorgung von Geldgeschäften — und zwar unentgeltlicher Besorgung.

Erstaunlich muß es dennoch erscheinen, daß auf einen solchen Köder ein so kolossaler Fischzug gemacht werden konnte. Aber auch hier sehen wir nur einen allgemein bemerklichen Zug der Zeit sich grotesk äußern — den Zug, der darauf hinausläuft, alle Arbeit möglichst schlecht, am liebsten gar nicht zu bezahlen. Auch bei Besorgung finanzieller Geschäfte handelt es sich um mancherlei Geschäfte, die Zeit und Aufwand, also Geld kosten, und die darum von den Interessenten zu bezahlen sind. Gerade darum aber glückte es so mit dem Köder der unentgeltlichen Besorgung. Um „Ersparung" eines kleinen Betrages willen, denn es handelt sich in der That bei finanziellen Besorgungen meist um ver-

hältnismäßig kleine Beträge, ließ man sich verlocken, jenen ganz unbekannten Leuten, von denen man nur wußte, was sie selbst in der Zeitung von sich zu sagen für gut fanden, oft sein ganzes Vermögen anzuvertrauen. Dann ließ man sich von diesen Leuten jahrelang hinhalten, nahm die vagsten Versicherungen statt Geld oder statt der „besorgten“ Werttitel und schlug dann, als die Katastrophe eintrat, die Hände über dem Kopfe zusammen.

Ebensowenig fiel es dem Herrn Levenstein und fällt es den Genossen, die das gleiche Geschäft treiben, ein, vom Publikum Geld für sich borgen zu wollen. Auch sie bieten ihre Dienste und „Erfahrungen“ an — ihre Erfahrungen auf dem Börsengebiet, die sie in uneigennützigster Weise dem großen Publikum zur Verfügung stellen! Sie bieten sich an als Führer auf dem Gebiete der Spekulation und überwinden, wenn das Publikum sich bedenklich zeigt, diese Bedenklichkeit durch das Anerbieten von Spekulationsgeschäften mit „beschränktem“ Risiko.

Dies „beschränkte“ Risiko in Spekulationsgeschäften ist aber ebenso wie die „unentgeltliche“ Besorgung, wie leicht einzusehen ist, ein bloßer Köder. Ist nur erst einmal der gläubige Börsenlaie in ein derartiges Spekulationsgeschäft mit „beschränktem“ Risiko verwickelt, so wird es dem „befreundeten Bankier“ nicht schwer, seinem Klienten das unbeschränkteste Risiko aufzuladen und ihn womöglich mit seinem ganzen Vermögen festzureiten. Das Publikum freilich bildet sich ein, der zuvorkommende Geschäftsmann werde einen Teil des Risikos der Spekulationen, in die es sich von ihm führen läßt, auf seine Schultern nehmen; ebenso wie es geglaubt hatte, der andre werde ihm seine Geschäfte unentgeltlich besorgen.

In allen derartigen Fällen zeigt sich nun immer, daß der allgemeine oder der geschäftliche Bildungsgrad des Publikums auf sein Verhalten solchen Manipulationen gegenüber völlig einflußlos ist. Leute aus allen Bildungs- und Gesellschaftskreisen fallen der „unentgeltlichen“ Besorgung von Finanzgeschäften und dem „beschränkten“ Risiko bei Spekulationen zum Opfer. So war es im Falle der Gebrüder Sachs und so findet es sich auch bei Herrn Levenstein. Und wie die Gerichtsverhandlungen im Prozeß Sachs zeigten, daß, nachdem einmal die Opfer in das Garn der „unentgeltlichen“ Besorgung gegangen sind, sie nicht mehr aus demselben entkommen können, ebenso wird es hinsichtlich des „beschränkten“ Risikos sich zeigen, wenn dies einmal zu einem Straffall führt. Die Leute, welche einmal ihrer Unüberlegtheit — wie man im besten Falle sagen kann — zum Opfer gefallen sind, lassen sich von den „Bankiers“ das erstaunlichste bieten. Im Prozeß Sachs wurde festgestellt, daß einmal ein Geprellter, der sein Geld unbedingt wiederhaben wollte, beschwichtigt wurde durch die Perspektive, demnächst als Teilnehmer in die Firma eintreten zu können! Diesen „Bankiers“ scheint das Publikum eben alles zu glauben!

Ein Pfarrer im Thüringischen — die Gebrüder Sachs streckten ihre Fänge bis zur russischen Grenze aus — war durch die Zeitungsanzeigen in das

Digitized by Google

Sachssche Netz gelockt worden. Nachdem er sein Vermögen diesen „Bankiers" in die Hände gegeben hatte und durch das Gebahren derselben wohl hätte aufmerksam werden können, ließ er sich gar noch verleiten, seine Verwandten zu veranlassen, ihre Sparpfennige den Gaunern anzuvertrauen und war dann wie vom Donner gerührt, als er aus denselben Zeitungen, deren Anzeigen ihn gefangen hatten, die Flucht der Gebrüder Sachs erfuhr. Und die Gebrüder Sachs hatten sich bei diesem Fang nicht einmal sonderliche Mühe gegeben. Als sie die Pfandbriefe, wegen deren „unentgeltlichem" Umtausch (da sie ausgelost waren) sich der Pfarrer an die Gebrüder gewandt hatte, einmal in Besitz und selbstverständlich auch sofort versilbert oder einem „ehrlichen Makler" in Pfand gegeben hatten, machten sie dem Pfarrer weiß, daß er das Erträgnis seines Besitztums außerordentlich vermehren könnte (obgleich es sich, wie der Pfarrer ausrechnen konnte, um nur wenige Mark an Zinsen handelte), wenn er, anstatt neue Pfandbriefe zu kaufen, „Russen" nehmen würde. Da aber die Russen augenblicklich sehr hoch im Kurs seien, so wollten sie gern das Geld einstweilen in deposito nehmen (wie freundlich und gefällig!) und — damit der Geschäftsfreund ja keinen Verlust erleide — sogar mit fünf Prozent verzinsen, um einen günstigen Zeitpunkt zum Ankauf der „Russen" abzuwarten. Der Pfarrer ist natürlich von solcher Freundlichkeit ganz gerührt. Als dann freilich die Zeit bis zum günstigen Russenkurs sich sehr in die Länge zu ziehen droht, erfolgt eine schüchterne Anfrage, auf die es heißt, die „Firma" habe „selbstverständlich" die Sache „fortwährend im Auge" gehabt, indeß sei jetzt die Lage so, daß sie die Russen in nächster Zeit kaufen zu können hoffe; leider runde sich die empfangene Summe nicht gut ab; es empfehle sich daher womöglich noch eine Geldsendung. Und da war es denn, wo der Pfarrer seine Verwandten veranlaßte, auch ihre Sparpfennige flüssig zu machen!

Es ist wirklich ein grotesker Zug, der sich in dieser Vertrauensseligkeit gegen den „Vermittler" — die ja auch auf andern Gebieten die erstaunlichsten Blüten treibt — geltend macht, während andrerseits fast alles Vertrauen im direkten Verkehr verschwunden ist. Denn der angeführte Fall ist thatsächlich nur ein Beispiel, das sich dutzendfach wiederholt. Von den 108 Gläubigern, die sich zur Sachsschen Konkursmasse angemeldet hatten, waren nur einige wenige gleich beim ersten Geschäft klug geworden, obgleich die Gebrüder Sachs ziemlich plump vorgingen und da, wo neue Kupons zu besorgen waren, stets auch die Obligationen verlangten, die in der Regel nicht nötig sind. Da, wo größere Fänge zu machen waren — die Betrügereien, welche insgesammt den Betrag von nahezu zwei Millionen Mark erreichten, stiegen in einzelnen Fällen auf 50 000 Mark und mehr —, ging man vorsichtiger vor, zahlte unter Umständen auch etwas zurück. Immer aber blieb das Geschäftsgebahren plump, und die Absicht, den Leuten nur das Geld abzunehmen, tritt stets so stark hervor, daß es keines besondern Scharfsinnes bedurft hätte, um sie zu durchschauen.

Digitized by Google

Freilich die Anzeigen in „berühmten" Zeitungen gingen ununterbrochen weiter; sie dienten vielleicht zur Beruhigung für viele, die schon anfingen, ängstlich zu werden, bestimmten sie wohl gar, noch abzuwarten. Die meisten der Geschädigten beriefen sich darauf, daß sie nicht hätten glauben können, daß die Zeitungen derartige Anzeigen bringen würden, wenn dieselben baarer Schwindel wären!

Wenn man auch oft genug von den Zeitungen sagen hört: Sie lügen alle, so befindet sich doch das Publikum ihnen gegenüber in derselben naiven Anschauung wie gegenüber der Börse und den „Bankiers"; daß insbesondre die Finanzblätter und diejenigen, welche große politische Prätensionen nur als Deckmantel für den finanziellen Raub benutzen, ausschließlich für die Börse arbeiten, davon hat das Publikum gar keine Ahnung; es steht derart im Banne der Reklame, daß jeder, der dieselbe nur mit der gehörigen Ausdauer betreibt, ein Geschäft damit machen wird, „inklinire" er nun für „Voßsche Katarrhpillen" oder für schwindelhafte „Sachssche Pfandbriefe."

Wer die Notwendigkeit, den politischen und insbesondre den finanziellen Blättern das Recht der Inseratenaufnahme zu entziehen, noch bezweifeln wollte, durch die Ergebnisse der Affäre Sachs ist diese Notwendigkeit schlagend dargethan worden. Wenigstens ist es unbedingt geboten, eine materielle Verpflichtung der Blätter, welche schwindelhafte Anzeigen bringen, zum eventuellen Schadenersatz gesetzlich festzustellen. Denn dem Schaden, den jene Blätter durch ihre übeln Manipulationen zum Zwecke der Geldschneiderei anrichten, steht kein Nutzen für das Publikum gegenüber. Weder die Gebrüder Sachs noch Herr Levenstein sind gestürzt worden durch die Finanzpresse. Beide kamen — und wir machen nochmals darauf aufmerksam — zum Sturz in dem Augenblicke, wo sie für sich selbst vom Publikum Geld verlangten, wo sie ihre Vermittler-, ihre „Bankiers"-Rolle, der gemäß sie nur Geldanlagen „besorgten" und damit nur dem Publikum „dienten," abstreiften, um ihren persönlichen Kredit zu erproben.

Die Idee der Gebrüder Sachs, endlich einmal auf ihrem persönlichen Kredit zu reiten, war in ihrer Ausführung gelungen genug. Die Schwindler trauten offenbar diesem persönlichen Kredit noch nicht so ganz und hielten es für nötig, demselben einen Mantel umzuhängen. Sie ließen also förmliche Obligationen mit Kupons und auf abgerundete Beträge lautend drucken. Die Erfahrungen, welche sie bisher mit dem Publikum gemacht hatten, versprachen ihnen auch jetzt die besten Erfolge. Aber da kamen sie schön an. Kaum daß sie einige solche Obligationen ins Publikum geschmuggelt hatten und kaum daß die Betreffenden lasen, daß Sachs u. Co. hier in optima forma als Schuldner auftraten, da wurden sie stutzig und verlangten sofort ihr Geld zurück. Dieselben Leute also, welche ohne weiteres ihr Eigentum in die Hände der „Bankiers" gegeben hatten, solange diese ihnen einen Schwindel vorgemacht, wollten nichts mehr von ihnen wissen, sobald dieselben begannen, ihnen etwas reineren Wein einzuschenken!

Digitized by Google

Man kann behaupten, daß in dieser allgemein herrschenden Anschauung, unter welcher der soziale Zusammenhang immer mehr zerbröckelt, die Quelle einer ungezählten Menge materieller Verluste liegt. Die unbegreifliche Neigung, bei der Kapitalanlage über das Bekannte hinwegzugehen und nach dem Unbekannten zu greifen, ist für den Schwindel eine Handhabe, die nie abbrechen zu wollen scheint. Hiervon leben die „Emissionäre“ fremder Anleihen — amerikanischer Eisenbahnbonds, spanischer, türkischer, egyptischer und andrer ähnlicher —, hiervon leben und machen Kapital die „Ratengeschäfte“ und die Vermittler zum Börsenspiel, hiervon leben die „Remissiers“ und halten ihre Equipagen, und hieraus treiben ihren heillosen und in erster Linie sozialgefährlichen Schwindel die sogenannten „Kreditgenossenschaften,“ durch welche das Mißtrauen im direkten Verkehr und der Spekulationsschwindel geradezu gezüchtet wird.

Indeß ist es nicht allein diese düstere Seite, über welche die jüngsten „seriösen“ Finanzaffären Licht verbreitet haben. Die schon erwähnten Preßverhältnisse, die Verquickung der „seriösen“ Finanzpresse mit dem Schwindel, die zum Teil auch unbewußte Abhängigkeit der Tagespresse im allgemeinen von dem letztern, die sowohl bei dem Fall Sachs als bei dem Fall Levenstein erscheint, ist ebenso arg.

Die den Gebrüdern Sachs nachgewiesenen Besitzentfremdungen erreichen nahezu den Betrag von 2 000 000 Mark. Bei Levenstein dürfte sich kaum weniger herausstellen. An der Börse verspekulirt hatten die Gebrüder innerhalb der letzten zwei Jahre ihres Treibens nahezu 1 000 000 Mark (auch die nachgewiesenen Betrügereien fallen meist in die letzten zwei Jahre.) Indeß sind von den zahlbaren Differenzen nur etwa die Hälfte wirklich gedeckt worden. Es fehlt der Nachweis über den Verbleib eines Betrages von nahezu 1500000 Mark. Hiervon ist ohne Zweifel ein sehr erheblicher Teil in den Händen der Makler, die „Kredit“ gewährten, hängen geblieben. Ein nicht minder erheblicher Teil wurde aber sicher von den saubern Gebrüdern beiseite geschafft, als sie gewarnt worden waren und zwar öffentlich durch die ebenso „berühmte“ als ehrenwerte „Frankfurter Zeitung,“ das Blatt des Reichstagsabgeordneten Sonnemann!

Dieser Fall ist ebenso unglaublich als für die Verhältnisse der Finanzpresse charakteristisch. Er erläutert aber auch in drastischer Weise die Ursachen der an Stupidität grenzenden Urteilslosigkeit des Kapitalistenpublikums, welches seine geistige Nahrung und seine materielle Belehrung aus derartigen Blättern schöpft.

Als jener süddeutsche Privatmann, der in der That die Entlarvung herbeiführte, die Schuldscheine, um wieder zu seinem Gelde zu kommen, einem Frankfurter Advokaten einsandte, wodurch die Sache zuerst an der Börse ruchbar wurde, brachte die „Frankfurter Zeitung“ alsbald folgende merkwürdige Warnung:

Digitized by Google

(Pseudo-Obligationen.) An der heutigen Börse wurden Schuldscheine einer hiesigen Firma herumgereicht, welche nicht geringes Aufsehen erregten. Dieselben haben auf den ersten Anblick den Anschein einer Staats- oder Eisenbahn-Obligation sowohl in der Art des Papiers als im Druck, in der ganzen äußern Erscheinung; sie sind sogar mit Zinsabschnitten versehen. Der Inhalt besagt, daß die betreffende Firma dem Herrn N. N. den dem Papier vorgedruckten Betrag schulde, ihn mit $4^1/_2$ % verzinst und nach dreimonatlicher Kündigung zurückbezahlt. Abgesehen davon nun, daß die Ausstellung derartiger Papiere durch eine Privatfirma unsers Erachtens gesetzwidrig (vgl. Gesetz vom 17. Juni 1833; die Kupons lauten auf Inhaber), liegt es auf der Hand, daß dadurch allerlei Irreführung ermöglicht ist. Wir erachten uns zunächst verpflichtet, darauf aufmerksam zu machen, daß die in Rede stehenden Papiere nicht das sind, was sie dem Unerfahrenen scheinen können; daß sie also nichts anderes sind, als einfach Schuldscheine der in Rede stehenden Firma. Firmen von unbedingter Sicherheit, wie z. B. die Frankfurter Bank, vergüten gegenwärtig für derartige Baareinlagen 2 Prozent.

Schwerlich kann man geschäftsfreundlicher und verdeckter — wie es hier im Interesse der Gebrüder Sachs lag — andeuten: „Ihr seid am Ende mit Eurem ABC; Ihr geratet offen mit dem Gesetz in Konflikt; es ist Zeit für Euch, einzupacken.“ Scheinbar wird das Publikum gewarnt vor den Schuldscheinen der Gebrüder Sachs. Aber abgesehen davon, daß nach dieser Richtung eine Warnung garnicht nötig war, da das Publikum ohnehin von jenen Schuldscheinen nichts wissen wollte, wird die Firma nirgends in der angeblichen „Warnung“ genannt; an der Börse wußte man freilich den Namen, denn er stand ja auf den Schuldscheinen aufgedruckt. Aber an der Börse hat die Zeitung doch nur einige hundert Abonnenten, während die übrigen von den „34 800,“ deren sie sich sogar in ihren Reklamen vor Gericht rühmt, außerhalb der Börse zerstreut sind. Ebenso wußte die Zeitung sehr genau, daß an der Börse sich niemand von Sachs düpiren ließ, wohl aber außer der Börse die Leute in Menge. Vor der unentgeltlichen Besorgung finanzieller Geschäfte wäre zu warnen gewesen. Eine ehrenhafte Zeitung mit großem Leserkreis würde sogleich, wenn ähnliches in ihrem Rayon sich aufdringlich machen wollte, ihrem Publikum gesagt haben: „Unentgeltliche Besorgung von Finanzgeschäften giebt es nicht, weil sie unmöglich ist; solche unentgeltliche Besorgung kann nur ein Köder sein, um das Publikum zu anderweitiger Ausbeutung heranzuziehen.“ Hierdurch würde nicht nur dem Publikum, sondern auch dem soliden Geschäft gedient werden — welchem zu dienen derartige Blätter sich ja fortwährend rühmen.

Jener Wink wurde aufs beste benutzt. Die Gebrüder Sachs verstanden ihn so gut wie neuerdings Herr Levenstein den Wink des „Kleinen Journals,“ der ihm ebenfalls ohne Namensnennung zuging, verstanden hat. Aber die Gebrüder Sachs nutzten, mit Hilfe der befreundeten Presse, die Situation bis zuletzt aus. Fast vierzehn Tage nahmen sich die Herren Zeit, zusammenzupacken und noch an sich zu ziehen, was möglich war. Nur einiges davon ist wieder erlangt worden. Während dieses ganzen letzten Zeitraumes aber lud

Digitized by Google

die „Frankfurter Zeitung“ Tag für Tag noch das Publikum ein, seine Finanzgeschäfte „unentgeltlich“ von Gebrüder Sachs besorgen zu lassen! Selbst an dem Tage, wo die Zeitung melden mußte, daß die Gebrüder Sachs davongegangen waren — was sie that, ebenfalls ohne den Namen zu nennen! — prangte auf derselben Seite noch die Einladung der Gebrüder Sachs an das Publikum, seine Geldgeschäfte bei ihnen „unentgeltlich“ besorgen zu lassen!

Man wird zugeben, daß das Licht, welches hier auf die Verquickung der Finanzpresse mit dem Schwindel geworfen wird, ein krasses ist. Jeder Abonnent einer derartigen Zeitung, der auf ihren Inhalt nur das mindeste giebt — und er muß wohl etwas darauf geben, sonst würde er nicht sein schweres Geld dafür aufwenden —, ist verraten und verkauft. In der Erwartung, daß er nur das Empfehlenswerte und Solide dort empfohlen finden werde, ist er von vornherein betrogen, für Geld wird dort alles untergebracht. Die Anzeigegebühren für die neunundzwanzig Anzeigen — Einladungen zu unentgeltlicher Besorgung von Geldgeschäften — der Gebrüder Sachs, welche die Zeitung Sonnemanns noch nach der „Warnung“ und bis zur Flucht jener brachte, betragen nahezu sechshundert Mark! Nur die eine täglich erscheinende Hauptanzeige kostete täglich neunzehn Mark, was für die letzten 4 ½ Monate allein fast dreitausend Mark ausmacht. Da nun das Inseriren der Gebrüder Sachs — die auch sonst ihre Inserate massenhaft über ganz Deutschland schleuderten — während der ganzen sechs Jahre ihres Schwindelbetriebes in der „Frankfurter Zeitung“ unausgesetzt und in nicht geringerm Durchschnitt als zuletzt stattfand, so kann man den Betrag, den der Reichstagsabgeordnete Sonnemann aus dem erschwindelten Gelde der Gebrüder Sachs an sich zog, getrost auf 50—60 000 Mark veranschlagen — wonach wohl für jedermann hinsichtlich der Geschäftsfreundschaft, die zwischen Schwindel und Finanzpresse besteht, und über die letzte Ursache dieser Freundschaft ein Licht aufgehen wird. Der Charakter dieser „Geschäftsfreundschaft“ ist aber immer derselbe. Die Beteiligung der Finanzpresse an den Ausbeutungsresultaten, die mit ihrer Hilfe erreicht werden, ist allgemein üblich, und als im vorigen Jahre durch die Presse eine Notiz lief, daß soeben eine Beteiligungsverteilung durch ein Berliner Gründungshaus stattgefunden habe, fanden sich nur einige Blätter, die erklärten, daß sie mit dieser Verteilung nichts zu schaffen hätten!

Die Gebrüder Sachs verloren während der letzten zwei Jahre ihres Treibens, wie schon bemerkt, nahezu 1 000 000 Mark im Börsenspiel, wovon sie nur die Hälfte deckten, und die Makler verdienten an diesen „Geschäften“ ungeheure Beträge. Es gab Spekulationstage, wo sich die Maklergebühr auf tausende von Mark belief. Ebenso begreiflich wie die Freundschaft der Börsenpresse ist daher die Beflissenheit der Makler, den Gebrüdern dienstlich zu sein. Daß es sich bei allen Spekulationen der letzteren nicht um eignes Geld, sondern um fremdes handelte, darüber konnten die Makler keinen Zweifel haben; denn die Firma Sachs u. Co. hatte am Platze selbst keinen Kredit.

Digitized by Google

C. v. Noordens Europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert.



Von Carl von Noordens „Europäischer Geschichte“ liegt seit kurzem der dritte Band vor, der die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges bis zum Jahre 1710 führt.*) Ein vierter Band, dessen Erscheinen, wie der Verfasser hofft, nicht allzulange auf sich warten lassen soll, wird die Epoche dieses Krieges und damit die erste Abteilung des ganzes Werkes zum Abschluß bringen.

Es ist eine weit angelegte Aufgabe, die Carl von Noorden sich gestellt hat. Freilich lag ihm, wie er ausdrücklich selbst betont, nichts ferner als die Absicht, in handbuchartiger Stoffgruppirung die übersichtliche Geschichte Europas im achtzehnten Jahrhundert zu behandeln. Vielmehr geht sein Plan dahin, „die leitenden Ereignisse der europäischen Politik während der ersten vierzig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts im Zusammenhange darzustellen.“ In dieser Beschränkung liegt zugleich eine Vertiefung der Aufgabe. Nicht ein Handbuch, auch nicht eine Kulturgeschichte — oder beides zusammen wie einst Schlosser — wollte Noorden liefern, sondern eine Geschichte der europäischen Politik.

Ein Vergleich, angestellt zwischen Noordens Werk und Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts wird mit dieser Verschiedenheit der Anlage zu rechnen haben. F. C. Schlossers Geschichtschreibung gehört der Vergangenheit an. Er sah „Wert und Nutzen eines Werkes über so bekannte Geschichten, wie die des vorigen Jahrhunderts sind, weniger in der Forschung als in der Auswahl und Stellung der Thatsachen.“ Seine Hauptbemühung wandte er der Darstellung des geistigen Lebens der Völker und seiner Entwicklung zu. So kam es, daß er der „Bildungsgeschichte“ einen unverhältnismäßig großen Raum zumaß, dagegen im Charakter historischer Kompendien die Darstellung der politischen Geschichte in einer Weise andeutend und zusammenfassend behandelte, welche ihm z. B. ermöglichte, den spanischen Erbfolgekrieg, der bei Noorden nun schon drei stattliche Bände füllt und noch einen vierten füllen wird, auf kaum hundert Seiten abzuhandeln. Von archivalischer Forschung sind dementsprechend bei Schlosser nur die dürftigsten Anfänge vorhanden. Gerade nach dieser Seite aber liegt der Schwerpunkt der Noordenschen Arbeit. In solchem Unterschiede der Methode und der Anlage verbirgt sich der tiefgreifende Unterschied zweier

*) Europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert von Carl von Noorden. Erste Abteilung. Der spanische Erbfolgekrieg. Dritter Band. Leipzig, Duncker und Humblot, 1882.

Digitized by Google

ganz heterogenen Geschichtsauffassungen. Von den universalhistorischen Träumereien einer Epoche der Geschichtschreibung, als deren Hauptvertreter in diesem Jahrhundert Schlosser angesehen werden kann, sind die modernen Historiker zurückgekommen. Nicht eine Menschheitsgeschichte in dem Sinne einer zusammenfassenden Darstellung der gesammten menschlichen Kulturentwicklung ist fernerhin das utopische Ziel, welches sie sich gesteckt haben. Der Begriff des Staates ist an Stelle des Begriffs der Menschheit getreten, und in der Staatsgeschichte, die ihrer Natur nach vorwiegend politisch ist, ohne jedoch die Faktoren des sittlichen und geistigen Lebens außer Rechnung zu lassen, hat die geschichtliche Wissenschaft das natürlich begrenzte Gebiet ihrer Thätigkeit wiedergefunden. Darum nicht mehr das Vorwiegen allgemeiner Gesichtspunkte, nicht mehr jene Gleichgiltigkeit, ja jenes Mißachten der auf die Feststellung der einzelnen historischen Thatsache gerichteten Forschung. Im Gegenteil. Unsre heutige Geschichtsforschung ist in erster Linie exakte Quellenforschung. Sie verlangt eine möglichst vollständige Sammlung des erreichbaren Materiales, sowie eine peinliche kritische Sichtung des gewonnenen, sie verlangt insbesondre von dem Geschichtschreiber, dessen Feder die Weiten der neueren Geschichte durchmißt, die umfassendsten archivalischen Studien.

Und gerade darin liegt, wie gesagt, eine Stärke von Noordens Werk. Alle die großen europäischen Archive, welche Akten, Gesandtenberichte und vertraute Korrespondenzen aus jener Epoche bergen, sind von ihm besucht und durchforscht worden. Wien, Berlin, London und Paris, vor allem aber holländische Archive haben ein reiches Material beigesteuert, sodaß nach dieser Richtung, soweit das von menschlicher Leistung überhaupt gesagt werden kann, Noordens Werk als abschließend gelten darf.

Mit Meisterschaft hat Noorden dies gewaltige Quellenmaterial bewältigt. Die Darstellung ist getragen, dabei knapp und gedrungen, die Sprache energisch, bisweilen mehr, als man wünschen möchte, gefeilt und pointirt, stets edel. Feinsinnig und tief durchdacht sind die Charakteristiken, scharf umrissen springt das Bild der Persönlichkeiten aus dem Rahmen ihrer Handlungen heraus. Gleiche plastische Gegenständlichkeit zeichnet die Schlachtenschilderungen aus.

Bei aller Energie, welche die Darstellung durchpulst, ist das Urteil des Historikers ein maßvoll besonnenes und weise abwägendes. Jedem Standpunkt sucht er gerecht zu werden, in jede Individualität sich hineinzudenken. Nur wo sittliche Niedertracht und geistige Impotenz ihm begegnen, schwingt er das Schwert des unerbittlichen Richters.

Mit großer Kunst baut sich die Erzählung auf. Es war keine leichte Aufgabe, in dem Gewirr politischer und militärischer Ereignisse, welche eine Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges darzustellen hat, das einheitliche Zentrum der Darstellung festzuhalten. Dieses Zentrum war für Noorden die allgemeine europäische Politik. Vorwiegend danach, ob die einzelnen Mächte und Staaten-

gruppen in den großen Fragen der europäischen Politik die entscheidende Rolle üben, hat er Umfang und Interesse bemessen, welches sie in seiner Darstellung zu beanspruchen haben.

Für die Epoche des spanischen Erbfolgekrieges steht naturgemäß England im Vordergrunde der Erzählung. Ein englischer König war der Träger des Gedankens, welcher die europäischen Kabinette zu einheitlichem Widerstande gegen das französische Übergewicht verband, englische Staatsmänner so gut wie englische Subsidien haben im Verlaufe des großen Krieges diesen Gedanken am wirksamsten aufrecht erhalten. Mit Recht wird darum Krone und Parlament, Gesellschaft und Wirtschaft, kirchliches und geistiges Leben auf dem englischen Inselreiche von Noorden einer besonders eingehenden Betrachtung unterzogen. Diese Partien gehören zu den glänzendsten seines Werkes.

Aber auch sonst wird das innere Staatsleben und die geistige wie die materielle Entwicklung der Nationen nicht hintangesetzt. Nur freilich ist die Schilderung der Kulturentwicklung nicht Selbstzweck, sie wird nur soweit in die Darstellung gezogen, als sie die Wandlungen der politischen Lebensäußerungen bedingt. Erst damit aber ist jene organische Verbindung zwischen politischer und „Bildungsgeschichte“ hergestellt, welche die universalhistorische Richtung der Geschichtschreibung gänzlich vermissen ließ.

Es ist hier nicht der Ort, auch nur in den Grundzügen auszuführen, wie viel des neuen die Forschung Noordens ans Licht gefördert hat. Jedes Kapitel, jede Seite legt Zeugnis davon ab, und man kann ohne Übertreibung behaupten, daß wir erst jetzt einen tieferen Einblick in die geheimen politischen Motive gewonnen haben, welche die kriegführenden Teile hüben und drüben bestimmten. Wo sich Schlosser und neuere landläufige Darstellungen mit moralischer Beurteilung des Geschehenen und der Handelnden begnügten — wie denn so häufig, wo die Erkenntnis politischer Triebfedern dem Historiker versagt, das moralische Urteil an die Stelle tritt —, da lernen wir jetzt an der Hand vertrauter Instruktionen und Korrespondenzen das politische Wollen auf beiden Seiten verstehen und würdigen. Nur ein Beispiel möge herausgehoben sein. Man hat die verbündeten Mächte von jeher scharf getadelt, daß sie die weitgehenden Friedensanerbietungen Ludwigs XIV. in den Jahren 1709 und 1710 nicht annahmen, sondern unersättlich jedes seiner Zugeständnisse und Angebote durch eine neue Forderung überboten, zuletzt gar verlangten, er solle mit eignen Waffen seinen Enkel aus Spanien vertreiben. Nicht bloß „einen großen Mangel an Voraussicht und Staatsweisheit“ wollte man darin sehen, auch „Leidenschaft und Befangenheit“ und „hochmütiges Selbstvertrauen“ (F. v. Raumer in der Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts). Der bald darauf eintretende Umschwung der politischen Verhältnisse, der die Lage zu Gunsten Ludwigs verwandelte, erschien dieser Auffassung wie ein Akt göttlicher Nemesis. „Es war, als wollte die göttliche Strafgerechtigkeit nunmehr auch

Digitized by Google

den Übermut der andern züchtigen, auf daß der Mensch Mäßigung lerne" (Weber, allgemeine Weltgeschichte). An dem Abbruch der Verhandlungen aber trugen die Hauptschuld der kaiserliche Gesandte Sinzendorf nebst dem preußischen und savoyischen Gesandten, welche sich „nicht einmal auf Ludwigs Anerbieten, zur Vertreibung seines Enkels durch Subsidien zu helfen, einlassen wollten" (Schlosser, achtzehntes Jahrhundert). So die hergebrachte Auffassung. Eines andern belehrt uns die Noordensche Forschung. Nicht die verblendete Siegestrunkenheit der Verbündeten war es, die einen dem Abschluß nahen Vergleich scheitern machte, sondern die Frage nach den Bürgschaften, die Ludwig für den Verzicht des spanischen Enkels liefern werde. „Auf dem Papiere hatte der Monarch den Haager Verbündeten das transpyrenäische Königreich abgetreten. Aber mit überlegener Waffenmacht behauptete Philipp von Anjou den spanischen Thron. Nur eine Handbreit spanischer Erde gehörte dem Österreicher. Wie wollte Ludwig XIV. verpfändete Gutsage einlösen? Was würde von seiten Frankreichs, was von seiten der Koalition zu beginnen sein, wenn der spanische Bourbon, großväterlichem Befehle ungehorsam, nicht vom Flecke wich? Eine Frist, das erkannten die Verbündeten an, mußte man Philipp zur Räumung Spaniens, der französischen Krongewalt zum Drucke auf den Madrider Hof gewähren. Inzwischen hatten die Waffen zu ruhen. Aber, hieß es nun, wird die feindliche Staatsgewalt zu vermögen sein, während der Dauer dieses Interims, bevor dem Waffenstillstand der Friede entspringt, die Auslieferung der niederländischen, der deutschen, der piemontesischen Barriere zu vollstrecken? Welches Unterpfand, knüpfte sich das ernstere und entscheidungsschwere Bedenken an, will der Gegner uns einhändigen, an dem wir uns schadlos halten, falls der Herzog von Anjou die ihm gesetzte Frist überschreitet oder was der Großvater zugesichert, gänzlich verwirft? Von französischem Gesichtsfelde aus zutreffend erläuterte Torcy, wie sein König mit Anerkennung des habsburgischen Erzherzogs als rechtskräftigen Besitzers von Gesammtspanien dem österreichischen Erbschaftsanspruch volles Genüge leiste, zugleich bis zur äußersten Grenze des eignen Könnens vorschreite. Selbstverständlich werde Ludwig XIV. mit Eintritt des Waffenstillstandes seine Hilfstruppen vom spanischen Kriegstheater abberufen, soweit die Vorschrift des Familienhauptes eine Kraft zu entfalten vermöge, den gegenwärtigen Inhaber des spanischen Königreiches zur Annahme der Übereinkunft bestimmen. Doch damit sei das Thunliche erschöpft. Jedes weitere, was zur Einsetzung eines habsburgischen Königs von Spanien noch etwa erforderlich, sei Sache der Verbündeten. Dagegen erhoben Holländer, Engländer und Österreicher den, wie sie urteilten, ebenfalls wohlbegründeten Einwurf: so werde der Koalition, nachdem sie mit seinem Gegner einig geworden, die beschwerliche Last eines Kampfes um Spanien verbleiben, Frankreich unterdessen die Wohlthat des Friedens genießen und neue Kriegsmittel sammeln. Man stritt bis in die Nacht, man haderte während des ganzen folgenden Tages über das Maß der Ver-

Digitized by Google

pflichtung, die, auf Grund eines Waffenstillstandes, der französischen Regierung zur sofortigen Auslieferung des spanischen Königreiches zu erwachsen oder nicht zu erwachsen habe. Man erörterte eine auf diplomatischem Wege nimmermehr zu schlichtende Frage."

Es ist das Verhängnis der großen Allianz geworden, daß ihre Lenker, indem sie das spanische Königreich auf den niederländischen und italienischen Schlachtfeldern zu fällen gedachten, dem spanischen Kriegsschauplatze zu wenig Aufmerksamkeit und Kräfte zugewandt haben. Die Friedensverhandlung mit Ludwig stellte das Mißverhältnis heraus, daß der eine Teil fordern mußte, was der andre auch bei gutem Willen zu geben nicht imstande war. Selbst die Subsidienzahlung, zu der sich Ludwig an die Verbündeten verstehen wollte, für den Fall, daß der König von Spanien seinen Thron nicht gutwillig aufgeben würde, war für diese unannehmbar. „Ein derartiges Verträgnis ließ die Wendung zu, daß Ludwig XIV. nach kurzer Erholungspause in der Rolle des Schiedsrichters zwischen die Parteien trat, um zuletzt den Verbündeten in die Weiche zu stoßen." „So glichen — urteilt Noorden zusammenfassend von den Friedensverhandlungen —, weil der thatsächliche Eigner des spanischen Königreiches abseits stand, Rede und Gegenrede zu Gertruidenberg dem Flugsand, der von Düne zu Düne streicht."

Nur einen Ausweg aus dieser Verwicklung gab es: ehrlichen Verzicht der Verbündeten auf ein Reich, das ihre Waffen nicht erobert hatten. Dafür hätte man Philipp V. merkantile Zugeständnisse, Ludwig XIV. weitere Bürgschaften und Abtretungen abnötigen können. Zu rechter Zeit von England, der führenden Macht, vorgeschlagen, würde dieser Ausweg weder in Holland noch am kaiserlichen Hofe Widerspruch gefunden haben. Beiden Teilen war der spanische Krieg seit Jahren ein lästiges Ungemach. Nur auf ihre Barriere kam es den Niederländern, nur auf den Besitz Italiens kam es dem Kaiser an. Für England aber war es gleich, ob ihm ein bourbonischer oder ein habsburgischer König von Spanien Handelsprivilegien und Flottenstationen im Mittelmeer zugestand. Marlborough wäre vielleicht der Mann dazu gewesen, diesen Ausweg gangbar zu machen. Aber als die Unterhandlungen gepflogen wurden, war seine heimische Stellung schon erschüttert, seines eignen politischen Daseins nicht sicher, beobachtete er und schwieg er. So ging die große Koalition ihrer Auflösung entgegen, doch nicht Verblendung und maßloses Überfordern bereitete ihr das Ende, sondern eine Verkettung politischer Verhältnisse, welche zu bewältigen nicht in der Macht ihrer Häupter stand. Ihre Aufgabe hatte sie darum nicht minder erfüllt, nämlich die Zertrümmerung französischer Vorherrschaft in Europa.



Digitized by Google

Die Heilslehre Richard Wagners.

Von W. Freudenberg.



iele Verehrer der Wagnerschen Kunst begnügen sich nachgerade nicht mehr damit, dem Genie und den Werken des Meisters die ihnen ohne Zweifel gebührende ästhetische Würdigung zu Teil werden zu lassen und dafür einzutreten, sondern schreiben ihnen eine weit über das Künstlerische hinausgehende sozialpolitische und sogar ethische Bedeutung zu.*) Nun kann man ja auch alle andern Kunstwerke vom Standpunkte der Ethik oder sozialer Anschauungen aus betrachten und die Frage aufwerfen, ob und in welcher Weise diese Werke einen Einfluß auf die ethischen Anschauungen und die sozialen Verhältnisse ihrer Zeit gehabt haben oder aus ihnen hervorgegangen seien, und man wird gewiß leicht überall eine gewisse Wechselwirkung zwischen den verschiedenen gleichzeitigen Strömungen des geistigen Lebens nachweisen können. Aber das genügt dem richtigen Wagnerianer nicht. Für ihn soll die Wagnersche Kunst der Ausgangspunkt einer neuen Kultur sein, sie soll ein neues Evangelium enthalten, das die Menschheit einem neuen Ziele des Heils zuzuführen vermöge, und soll insofern gleichsam den Abschluß des bisher teilweise im Ungewissen tappenden Suchens nach dem wahren Licht der Erkenntnis bilden.

Angesichts derartiger Verheißungen, die an jedes neue Werk Wagners eine neue Entwicklung nicht nur der Kunst, sondern womöglich gleich der ganzen Nation anknüpfen möchten, muß man doch einmal ernstlich nach den Grundideen der Wagnerschen Kunst, nach den Ideen, die darin zur Darstellung gelangt sind, suchen. Denn in diesen Ideen muß das weltbewegende und erlösende Element liegen — die Art der künstlerischen Gestaltung kann hierbei zunächst außer Betracht bleiben.

Bis jetzt kennt man nur zwei Wege, der Menschheit das verlorene Heil wiederzugewinnen und die ewige Sehnsucht nach demselben zu stillen: die Nächstenliebe und die freiwillige Entsagung von der Welt, die Verneinung des Willens zum Leben, wie Schopenhauer sagt. Die Liebe ist das einzige praktische Mittel, um die Unvollkommenheit der Welt — biblisch gesprochen der Sünde — zu neutralisiren, die Entsagung die letzte Möglichkeit, sich ihr zu entziehen. Einen

---

*) Bei dem Interesse, welches die Bestrebungen Wagners gerade im Augenblicke wieder — und wer weiß wie lange noch? — infolge der Aufführungen seiner neuesten Oper erregen, schließen wir den vorstehenden vortrefflichen Aufsatz sofort an den im letzten Hefte abgedruckten sachkundigen Bericht über die Bayreuther Parsifalvorstellungen an.

D. Red.

Digitized by Google

dritten Weg, der zu denselben Zielen führte, giebt es nicht. Wohl aber steht im Gegensatz zu beiden das Bestreben, sich das Leben, in dem man nun einmal ist, so angenehm wie möglich zu machen und alles, was diesem Bestreben hinderlich ist, aus dem Wege zu räumen. Das ist der Standpunkt des natürlichen Egoismus. Während die Liebe den Egoismus opfert, um sich zum Werkzeug für das Wohl andrer zu machen, ist dem Egoismus alles außer ihm selbst nur Mittel zum Zweck des eignen Wohls. Es ist, um wieder an Schopenhauer anzuknüpfen, der Standpunkt der Bejahung des Willens zum Leben.

Sehen wir nun zu, wie Wagner, der ja verschiedentlich eine Übereinstimmung mit Schopenhauerscher Philosophie kundgegeben hat, dessen Nibelungentrilogie man sogar eine Tragödie der Weltverneinung genannt hat, zu den obigen drei Fundamentalstandpunkten, an die doch jeder Versuch einer neuen, ethischen Weltanschauung im bejahenden oder verneinenden Sinne anknüpfen müßte, sich stellt.

Seiner Unzufriedenheit mit den Zuständen, in denen er die Menschheit vorfand, hat Wagner ganz offen Ausdruck gegeben, und von dem Moment, wo der Zwiespalt zwischen seiner Empfindung und den äußern Verhältnissen ihm zum Bewußtsein gekommen war, beginnt auch sein Suchen nach neuen Idealen. Daß diese Ideale nicht rein künstlerisch waren, sondern auch sozialpolitische — letzteres sogar in weit höherem Grade als ersteres —, geht teils aus Wagners Schriften, teils aus seinen Versuchen, in die revolutionäre Bewegung der vierziger Jahre einzugreifen, hervor. Die bei dieser Gelegenheit gemachten Erfahrungen mußten ihn aber einerseits überzeugen, daß er auf dem eingeschlagenen Wege nichts erreichen würde, andrerseits aber auch ihn über die Gesellschaft, der zu Liebe er sich in revolutionäre Umtriebe eingelassen hatte, enttäuschen, sodaß er sich davon abwandte und sich auf den schriftstellerischen und künstlerischen Kultus seiner Ideale beschränkte. Immer aber war es nicht das Ideal eines vollkommenen Kunstwerkes, welches ihn zum Schaffen antrieb, sondern vielmehr ein Ideal menschlicher Zustände und menschlicher Beschaffenheit, das er zu erkennen und in seinen Werken auszudrücken strebte. Daher interessirte ihn die Kunst nur soweit, als sie ihm zur plastischen Gestaltung seines Menschheitsideals dienlich war, woraus sich seine Kunsttheorien leicht erklären lassen.

Wie sieht denn nun das Ideal aus, nach dem Wagner sucht, oder das er gefunden hat, um die Menschheit damit zu beglücken? Es hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen, und erscheint zuerst als etwas anscheinend allbekanntes — die Liebe.

Von den verschiedenen Arten der Liebe ist es hauptsächlich eine, welche in Wagners Dichtungen mit einem jeden Vergleich ausschließenden Übergewicht die erste Rolle spielt — die sinnliche Geschlechtsliebe. Dies geschieht meistens in der Weise, daß ein Held durch irgend eine Fügung des Schicksals mit einem Fluche oder Mißgeschick behaftet ist, aus der ihn nur die unbedingte Aufopferung

Digitized by Google

des Weibes erlösen kann. Wagner hat eine förmliche Theorie von der Erlösung durch das Weib, durch das „Weib der Zukunft,“ aufgestellt, die dem Sinne nach auf eine gänzlich willenlose Unterwerfung des sich hingebenden Weibes unter den „männlichen Egoismus“ hinausläuft (wie man in seiner Selbstbiographie nachlesen kann), und so hat er diesen offenbaren Lieblingsgedanken auch künstlerisch in stets neuen Variationen bearbeitet, jedenfalls mit der Nebenabsicht, daß diese neue Heilstheorie von allen übrigen Menschen, als zur Erlösung der Menschheit förderlich, gebilligt und angenommen werde. Nun erfreut sich die Wagnersche Liebespoesie in der That vielfacher Anerkennung, und es giebt eine Menge von Wagnerverehrern beiderlei Geschlechts, die in den Liebesverhältnissen Wagnerscher Personen Offenbarungen höchster Poesie erblicken. Manche junge Gemüter, die durch den berauschenden Eindruck der künstlerischen Darstellung gefesselt werden, thun dies ganz in gutem Glauben, ohne viel über die Sache nachzudenken. Namentlich für den männlichen Teil der Jünger der neuen Theorie hat es etwas verführerisches, wenn sich die Aussicht eröffnet, daß eine nach so glänzend verherrlichten Beispielen wohl nicht ausbleibende Zunahme der Aufopferungsfreudigkeit unter dem weiblichen Geschlecht auch ihnen zu Gute kommen könnte, und da die eigentümliche Erlösungstheorie durch das Weib in Wagners Werken mit der größten Ernsthaftigkeit und meist unter den Klängen einer berückenden, berauschenden Musik praktisch exemplifizirt zu werden pflegt, so ist es kein Wunder, daß selbst ganz sanfte, aber sensible Gemüter, die unter dem Druck der Konvention leiden, in hochgradige Erregung versetzt werden und es als eine Art von Erlösung empfinden, daß die Triebe der sinnlichen Menschennatur von dem Banne und der Acht, die Moral und Religion über sie ausgesprochen, wieder befreit sind und kühn erhobenen Hauptes nach unbeschränkter Befriedigung trachten können. Hat doch auch Wagner die Befreiung der sinnlichen Menschennatur von der unnatürlichen „Askese,“ wie sie das Christentum verlangt, gepredigt. (Siehe Oper und Drama.) Die Wirkung, welche Wagners Werke nach dieser Seite hin ausüben, hat etwas fascinirendes, etwas von der dämonisch packenden Kraft, wie sie mitunter in religiösen Sekten die Begeisterung zum Fanatismus zu steigern vermag. Jedenfalls ist die Begeisterung, in welche die Wagnersche Kunst versetzt, nicht jene aristotelische Katharsis, jene Weihe und Reinheit der Seelenstimmung, in welcher das Gefühl der Erhabenheit über alles Irdische oder die Vergänglichkeit alles Lebens die eignen Gelüste zum Schweigen bringt, sondern im Gegenteil eine Art gehobener Zuversicht, in der man die Erfüllung auch der extravagantesten Wünsche näher gerückt sieht. Die menschliche Natur empfängt aus den Werken Wagners eine indirekte Aufforderung zur Lösung jeder durch Konvention oder sonstige Rücksichten auferlegten Fesseln, und zwar nicht nur im Verkehr mit dem andern Geschlecht, sondern auch hinsichtlich aller übrigen Lebensbeziehungen. „Selig in Lust und Leid läßt die Liebe nur sein“ — nicht die Liebe zum

Digitized by Google

Nächsten, nicht die Liebe zum Guten, nein, nur die Liebe des Naturmenschen zur Person des andern Geschlechts und zu sich selber. Dieser Liebe gegenüber verliert alles, was der Mensch von sozialer Ordnung geschaffen, seine Berechtigung. Die Liebe selbst aber ist bezüglich der Wahl ihres Gegenstandes dem Wechsel unterworfen, und wenn man sie als oberstes Bildungsprinzip menschlicher Verhältnisse und Beziehungen anerkennt, so folgt daraus, das jeder nur dann das richtige thut, wenn er thut, was er will. Was bisher als höchste Tugend galt, die Selbstüberwindung, die um der Liebe (im christlichen Sinne) zu den andern willen ein Gebot der Moral ist, erscheint nun als Lug und Trug, weil es mit der Wahrheit der Empfindung nicht im Einklang steht, und nur der ist der wahre, ideale Mensch, der von Skrupeln zwischen seinen sinnlichen Trieben und der Moral ganz frei, sich den ersteren rücksichtslos überläßt, etwa wie Siegfried, der ja ausgesprochenermaßen als Menschheitsideal von Wagner gedacht ist.

Es ist unrichtig, zu glauben, die Operndichtungen Wagners seien dramatische Bearbeitungen der alten nationalen Sagen. Wenigstens sind sie es nur in ganz äußerlichem Sinne, als Mittel zum Zweck. Irgend ein auf seine eigne Entwicklung bezüglicher Hintergedanke ist der Punkt, von dem Wagner stets ausgeht. Diesen seinen jeweiligen Standpunkt zu einem allgemein giltigen zu gestalten, ist die Tendenz der künstlerischen Bearbeitung, der man fast überall anmerkt, daß sie mit bewußter Absichtlichkeit gegen die Grundideen der menschlichen Kultur polemisirt. Nur im „Parsifal" ist der Ansatz eines neuen Standpunktes bemerkbar, eines Standpunktes, der zu dem Tenor der früheren Wagnerschen Dichtungen in einem gewissen Gegensatze steht und deshalb für die Beurteilung von Wagners persönlicher Entwicklung bedeutsam ist; aber die Konturen der Handlung, die Motive, unter deren Einfluß die Personen stehen, sind von einer so weitgespannten Symbolik, daß man über den Grundgedanken des Werkes zwar sehr vieles sagen kann, aber nichts, dem man nicht auch wirksam widersprechen könnte. Die erlösende Kraft des Mitleids ist eine unbezweifelbare Thatsache, aber ob Parsifal aus Mitleid mit Amfortas der Versuchung durch Kundry widersteht, oder weil er fürchtet, es möchte ihm ähnlich gehen wie dem Amfortas, dessen er sich plötzlich erinnert, das wird, wie so manches andre, nicht klar. Jedenfalls ist der „Parsifal" noch mehr als alle übrigen Werke Wagners eine symbolische Handlung, und die alten Sagen eignen sich durch die Dehn- und Deutbarkeit ihres Inhaltes ganz besonders zu einer Umarbeitung in Tendenzstücke, wobei sie außerdem den Vorteil gewähren, ihres nationalen und populären Charakters wegen auf viele, die zunächst gar nicht ahnen, um was es sich handelt, eine große Anziehungskraft auszuüben und über eine zweite Eigenschaft der Wagnerschen Operndichtungen hinwegzutäuschen, die unter andern Verhältnissen, d. h. in weniger mythischen Handlungen, jedermann sofort störend auffallen würde. Diese zweite Eigenschaft ist die Monotonie der Charakter-

Digitized by Google

zeichnung. Eigentlich müßte man sagen, daß es an Charakterisirung der Individualitäten in Wagners Dichtungen (die „Meistersinger" teilweise ausgenommen) fast ganz fehle. Wagner schildert keine Charaktere, sondern nur Empfindungen und Situationen. Einen bestimmten Namen und eine bestimmte Rolle führen die betreffenden Figuren nur aus äußerer Notwendigkeit. Daß diese Figuren aber keine Charaktere im Sinne menschlicher Individualitäten sind, kann sich jeder klar machen, wenn er sich dieselben als Menschen zu denken versucht, unabhängig von der Handlung, in welche sie zufällig vom Dichter verflochten sind. Was bleibt dann von einem Siegfried, einer Walküre, einem Lohengrin, einem Tannhäuser, einem Holländer? Figuren, von deren Lebensinhalt man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Siegfried vollends und neuerdings Parsifal sind so primitive Erscheinungen, daß sie unwillkürlich an Kaspar Hauser erinnern. An der Inhaltlosigkeit dieser Charaktere (die zu ihrer tendenziösen Bedeutsamkeit in gar keinem Verhältnis steht) rächt sich die falsche Behandlung der richtigen Theorie vom Reinmenschlichen. Das Reinmenschliche ist nämlich nur im Gegensatz zum Konventionellen und historisch Gewordenen interessant, aber nicht in gänzlicher Ablösung von allem Kulturhintergrunde; denn dann unterscheidet es sich nur wenig vom Reintierischen und ist ziemlich inhaltsleer. Die Kultur, beziehentlich das Historische, giebt dem menschlichen Leben erst Inhalt und bringt den Menschen zum Bewußtsein seiner selbst, erhebt auch das Walten der reinmenschlichen Empfindungen, das Durchbrechen des Urprinzips alles Lebens, des Willens, in eine höhere Sphäre, indem es die Zahl der Motive für die Bethätigung desselben ins Unendliche vermehrt, ohne dadurch der Wesenheit des Willens irgend Abbruch zu thun. Bei Wagner erscheint aber das Reinmenschliche fast nur als die unbeschränkte Willkürherrschaft primitivster Empfindungen, und das intellektuelle Leben der einzelnen Figuren ist auf ein solches Minimum reduzirt, daß man, wie gesagt, sich kaum vorstellen kann, womit ein Siegfried, ein Tannhäuser, ein Lohengrin, ein Holländer, eine Sigelinde und Brunhilde die Zeit hinbringen, wenn sie sich im Normalzustande befinden.

Und doch versagt dieser Versuch nie bei den Charakteren andrer großen dramatischen Dichter. Man kann sich jede einzelne Figur bei Shakespeare, Goethe, Schiller als Menschen denken, der ein voll ausgebildetes individuelles Leben führt, und nur unter der Voraussetzung, daß es wirkliche Menschen sind, die in die tragische Verwicklung eines Trauerspiels hineingezogen werden und gelegentlich darin zu Grunde gehen, kann doch auch eigentlich nur von einer wahrhaft menschlichen Teilnahme des Zuschauers die Rede sein.

Wenn die Personen der Wagnerschen Opern nun keine menschlichen Individualitäten in diesem Sinne sind, was sind sie denn? Sie sind Personifikationen einzelner Züge. Wie bei einer gewissen Art russischer Militärmusik jeder Musiker nur einen Ton zu blasen braucht, wenn die Reihe an ihn kommt, so haben die Wagnerschen Personen immer nur einen Gedanken zu vertreten, und wie man

aus dem Blasen jenes einen Tons nicht schließen kann, ob der Bläser auch noch andre Töne blasen kann, ob er überhaupt ein Musiker und nicht nur auf den einen Ton abgerichtet ist, so merkt man auch den Figuren der Wagnerschen Dramen nicht an, ob ihr ganzes Sein in dem dramatischen Pensum aufgeht, oder ob es auf der breitern Basis eines menschlichen Lebens beruht. Trotz der fragmentarischen Beschaffenheit der Einzelfiguren ist aber das Ganze bei Wagner stets bedeutsam, ebenso wie das Musikstück, in dem der einzelne nur einen bestimmten Ton bläst, als Ganzes recht schön sein kann. Nur ist das Ganze, soweit es sich um Wagnersche Dramen handelt, eben nicht als ein idealisirtes Spiegelbild menschlichen Lebens bedeutsam, wie es die Shakespeareschen und andre Dramen sind, sondern als dramatisirte Abschnitte rein persönlicher Entwicklung. Wenn Wagner sich nach einer weiblichen Seele sehnt, die aus Liebe zu ihm bereit ist, Leben und Seligkeit zu opfern, so dichtet er sich die Erfüllung dieser Sehnsucht im „Fliegenden Holländer." Wenn ihn das „liederliche" Leben, dem er eine Zeit lang gehuldigt, anekelt, und er sich darnach sehnt, die Fesseln einer Leidenschaft, die ihn nur herunterzieht, abzustreifen, so dichtet er sich die Erfüllung seines Wunsches, und die Absolution seiner Sünden durch Fürbitte eines reinen weiblichen Gemüts, im „Tannhäuser." Wenn er, nach Vollziehung dieses Läuterungsprozesses, sich nach einer idealen weiblichen Liebe sehnt, die ihn durch Übereinstimmung der Seelen und vertrauensvolle Hingebung beglücken soll, so dichtet er sich die Erfüllung dieses Wunsches im „Lohengrin," nur mit dem ebenfalls für ihn persönlich sehr charakterischen Zusatze, daß ein solches Verhältnis deshalb auf die Dauer nicht möglich ist, weil auch das beste, reinste weibliche Gemüt die Hoheit seines künstlerischen Genius nicht begreifen kann. Für ihn ist es ein tragisches Verhängnis, daß dem Weibe als solchem die Größe seines Genius nicht ganz verständlich ist, und so muß der „arme" Lohengrin wieder abziehen, weil Elsa durch ihre Frage einen leisen Zweifel an seiner Erhabenheit zu verraten scheint, während ihre Frage doch in Wirklichkeit auf der allerverzeihlichsten Neugierde beruht. Wer an der Richtigkeit dieser Darstellung zweifelt, lese in dem Vorwort an seine Freunde nach, was Wagner selbst über den Sinn der Handlung des „Lohengrin" sagt. Höchst scharfsinnig und scharfsichtig hat Wagner sich als Repräsentanten des unbedingte Unterwerfung und blindes Vertrauen, sowie gleichzeitig geistige Ebenbürtigkeit vom Weibe fordernden, dabei höchst übelnehmischen Liebhabers den sagenhaften Gralsritter Lohengrin auserſehen, dessen mystische Ordensregeln zu einer symbolischen Behandlung des etwas sonderbaren Auftretens ein Material liefern, wie es günstiger gar nicht gedacht werden kann. Die Gralsherrlichkeit ist das Symbol der Geistesgröße; das Gebot, daß die Gralsritter unerkannt bleiben sollen, beruht darauf, daß es andern Sterblichen doch nicht möglich wäre, sich von der Art eines solchen Ritters eine richtige Vorstellung zu machen; der Gralsritter, der sich soweit erniedrigte, sich mit andern Menschen auf die gleiche Verkehrsstufe zu versetzen, würde da-

Digitized by Google

durch seine Hoheit einbüßen, er kann also nur dann sich mit andern Menschen einlassen, wenn ihm dieselben blinde Unterwerfung und bedingungslose Anerkennung zollen. Auch das idealste Weib macht davon keine Ausnahme. Man sieht, die Lohengrinsage war ihrer ganzen Anlage nach den Bedürfnissen Wagners so auf den Leib geschnitten, daß man sein Entzücken begreift, womit er ausruft, daß er im „Lohengrin" geradezu die tragische Idee der „Gegenwart" getroffen habe. Die „Gegenwart" ist nämlich für Wagner das, was er gegenwärtig empfindet. Nun ist die Musik zu „Lohengrin" so schön, das Textbuch für szenische Wirksamkeit so geschickt gemacht, der Ton des Ganzen ist ein so warmer, wie ganz natürlich bei einem Dichter und Komponisten, dem seine persönlichen Angelegenheiten so wichtig sind, wie es eben bei Wagner der Fall ist, daß man sehr wohl begreift, wie jemand, der von der wahren Bedeutung der vorgeführten Handlung keine Ahnung hat und nur die dramatisirte Sage darin sieht, viel Freude und Genuß an dem Werke haben kann. Andrerseits ist es ebenso begreiflich, daß jemand, der weiß, zu welchem Zweck Wagner sich diese Sage zurecht gemacht hat, und der sich des Marionettenhaften der einzelnen Personen bewußt wird, trotz der vielen und großen Schönheiten des Werkes eine gewisse Abneigung dagegen empfindet. Denn reines künstlerisches Wohlgefallen kann nur da gedeihen, wo der Künstler in seinen Geschöpfen aufgeht, aber nicht da, wo die Geschöpfe in ihrem Schöpfer aufgehen und — eigner Individualität entbehrend — gleichsam stets mit dem Finger auf den Autor weisen, als wollten sie sagen: nicht ich, nein, dort ist der Mann, um den sichs handelt. Dies ist der Punkt, worin sich Shakespeares und Wagners Dramatik diametral gegenüberstehen; in welchem Sinne, braucht nach dem vorhergehenden nicht weiter ausgeführt zu werden.

Dieses Verfahren der Selbstdramatisirung geht durch sämmtliche Werke Wagners hindurch, den „Parsifal" nicht ausgeschlossen. Daraus erklären sich alle Eigentümlichkeiten der Wagnerschen Kunst. Sie gewährt das Bild der Entwicklung eines großartig angelegten Geistes von außergewöhnlichem Schaffensdrange und ebenso außergewöhnlicher Produktionskraft. Weil aber das Thema seiner Kunst stets er selbst ist, und die Verarbeitung dieses Themas meist so beschaffen, daß sie den unbefangenen Zuhörer in den Sturm der entfesselten Leidenschaften und das Schwelgen in der eignen Herrlichkeit mit fortreißt, so haben die Ansprüche auf eine mehr als bloß ästhetische Würdigung, wie sie von den Wagnerfanatikern erhoben werden, eine höchst verfängliche Nebenbedeutung.

Es findet sich nämlich in den sämmtlichen künstlerischen und schriftstellerischen Werken Wagners nirgends auch nur ein Anklang an den Gedanken, daß es eine Moral giebt, die das Recht hat, vom Individuum Selbstbeschränkung zu fordern. Es existirt kaum eine Person in seinen Werken, die über etwas anderes nachdächte, als über die Mittel und Wege, ihre Absichten zu erreichen, und diese Absichten sind stets auf die schrankenlose Bethätigung des Willens gerichtet.

Digitized by Google

Auch die leidenschaftlichsten Liebesversicherungen zwischen Liebenden hinterlassen bei keinem der Beteiligten irgend einen Zustand ethischer Gehobenheit; sobald der „reinmenschliche" Zweck der erotischen Beziehungen erreicht ist, fängt das Liebesband an sich zu lockern, wenigstens in der Nibelungentetralogie, und wer noch an der Armut der geistigen und ethischen Speise zweifeln sollte, mit der die Beziehungen der Liebenden bei Wagner genährt werden, der vergleiche Gespräche und Vorgänge zwischen den Wagnerschen Liebespaaren und denen von Shakespeare, Goethe, Kleist u. a. Bei Wagner kommen die Liebenden aus dem rein sinnlichen Wohlgefallen an einander, das sich meist bis zur Brunst steigert und in der sinnlichen Hingebung endet, nicht heraus. Bei den genannten Dichtern treibt die Liebe, die im tiefsten Grunde natürlich auch ihre sinnliche Seite hat und an sinnlicher Glut in der Regel nichts zu wünschen übrig läßt, die schönsten Blüten geistigen Lebens; der Intellekt, der allezeit willfährige Diener des Willens, erschließt einen Reichtum der Gedanken von bezaubernder Natürlichkeit; er adelt die Liebesempfindung durch die sophistische Verwebung derselben mit den höchsten ethischen Idealen und träumt sich in einen Himmel voll Seligkeit hinein, während der Wille ahnungslos dem Verderben entgegensteuert. Von der Tragik, die in diesen reich entwickelten seelischen Beziehungen und ihrem Untergange steckt, weisen die Wagnerschen Liebespaare sehr wenig auf, denn ihr Geistesleben ist unentwickelt, und da die letzten Trümpfe immer gleich von vornherein ausgespielt werden, so würde es gewiß sehr schwierig sein, durch Fortsetzung der Beziehungen der Gefahr der Langeweile zu entgehen. Daher denn entweder Tod oder Abwechslung, um, wie in der Nibelungentetralogie, dasselbe Spiel in einer andern Weise zu wiederholen. Es ist, als wenn es dem Dichterkomponisten hauptsächlich darum zu thun wäre, die Gewalt der Schilderung, über die er gerade bei dem genannten Thema in hinreißender Weise verfügt, zu bethätigen, und diese Genialität der Darstellungskraft ist es auch, die den Zuhörer fesselt und selbst dem Widerwilligen Bewunderung abnötigt. Aber steckt in dieser Wagnerschen Liebestragik irgend ein ethischer Gedanke? Ist etwas von der Stimmung darin enthalten, die in Schopenhauers Theorie von der Weltverneinung eine so herrliche Schilderung erfahren hat? Wer verneint denn die Welt bei Wagner? Auch nicht ein einziger, alle bejahen sich bis zum letzten Atemzuge, Tristan und Isolde vor allem. Und nun gar die Helden des „Nibelungenringes"! Eine Gesellschaft, die weniger imstande wäre, sich zu der Höhe des Standpunktes der Willensverneinung emporzuschwingen als diese, kann man garnicht finden. Man denke: Siegfried und Willensverneinung, oder Brünhilde und Willensverneinung, oder Wotan, Siegmund, Siegelinde ꝛc. und Willensverneinung! Diese Leute denken alle viel mehr an Mord und Totschlag, sobald ein andrer ihrer Rücksichtslosigkeit in den Weg tritt, als an Verneinung des eignen Willens. Nicht einmal im Moment des Todes entringt sich irgend einem dieser Vertreter des Reinmenschlichen ein Seufzer der Entsagung. Wenn schließlich jemand sieht,

Digitized by Google

daß ihm die Gewalt aus den Händen gewunden wird und es mit seiner Herrschaft zu Ende geht, so kann man die Dämmerung dieser Einsicht doch nicht Weltverneinung nennen. Da sind die Tragödien Shakespeares zum Teil viel mehr Tragödien der Weltverneinung als die Wagnerschen. Wenn ich also in den Werken Wagners nichts finden kann, was die Übereinstimmung des Standpunktes mit demjenigen der Schopenhauerschen Philosophie zu beweisen imstande wäre, so ist dagegen leicht zu beweisen, daß die Moral, die Wagner vorgeschwebt hat, teils eine sehr zweifelhafte, teils eine ganz triviale ist. Für die letztere Behauptung ist namentlich der „Ring des Nibelungen" anzuführen, in welchem der Satz illustrirt wird, daß das Streben nach Macht und Besitz, wenn mans übertreibt, nicht nur sich mit der Liebe (notabene der Liebe zum Weibe) nicht verträgt, sondern auch aus andern Gründen zu einem schlimmen Ende führen kann. So richtig dies nun auch sein mag, so ist doch dies so wenig wie alles andre, was Wagner von Ideen und Prinzipien teils schriftstellerisch verfochten, teils künstlerisch gestaltet hat, geeignet, als gleichsam neue Weltanschauung von ethischer Tragweite oder Bedeutsamkeit hingestellt zu werden. Oder ist die an ihrer Armseligkeit zu Grunde gehende Götterwelt des „Nibelungenringes" etwa als Verneinung des Willens aufzufassen? Gewiß nicht, denn gleich, nachdem Brünhilde den Untergang Walhalls verkündet, weist sie der Welt ihres heiligsten Wissens Hort zu mit Worten, in denen u. a. folgendes vorkommt:

Nicht trüber Verträge
Trügender Bund,
Noch heuchelnder Sitte
Hartes Gesetz:
Selig in Lust und Leid
Läßt — die Liebe nur sein!

natürlich die weder durch trüber Verträge trügenden Bund, noch durch heuchelnder (!) Sitte hartes (!) Gesetz bedrängte Liebe. Und weiter:

Fühl meine Brust auch,
Wie sie entbrennt:
Helles Feuer
Faßt mir das Herz;
Ihn zu umschlingen,
Umschlossen von ihm,
In mächtigster Minne (!)
Vermählt ihm zu sein ꝛc.

Klingt das wie Verneinung des Lebens oder der Welt? Wahrlich nicht, und wer Schopenhauersche Philosophie einigermaßen kennt und mehr als bloß die „Parerga" gelesen hat, der weiß garnicht, was er zu der dreisten Behauptung sagen soll, der „Ring des Nibelungen" sei eine Tragödie der Weltverneinung. Sie ist im Gegenteil eine Tragödie der Willensbejahung, die sich am Schlusse des Stücks in den oben angeführten Versen offenbar damit tröstet, daß sie den Schau-

Digitized by Google

platz ihrer Thätigkeit aus einer untergehenden Welt in eine neue, der Seligkeit durch Liebe günstigere verlegen kann. Also die rechte Bethätigung der Bejahung des Willens zum Leben wird erst in Aussicht gestellt.

Was ist nun eigentlich das Ethische in der Wagnerschen Kunst? Es ist meiner Ansicht nach eine durch alle Werke hindurchziehende Aufforderung zu einer rücksichtslosen Bethätigung des Willens zum Leben, ein Auflehnen gegen allen der menschlichen Natur durch die Kultur auferlegten Zwang, eine indirekte Aufforderung zum Kampf aller gegen alle. Die einzige Ausnahme macht Parsifal, insofern als er die erlösende Kraft des Mitleids veranschaulichen soll, eine Aufgabe, durch die es bedingt wird, daß Parsifal sich selbst ein Opfer, ein Leiden auferlegt, um das Leiden andrer zu lindern und es aufzuheben. Hier erscheint es auch glaubhafter, daß Wagner von einer Schopenhauerschen Idee beeinflußt worden ist; nur muß ich sagen, daß die Umsetzung dieser Idee in dramatisches Leben mir durchaus mißlungen zu sein scheint, denn in dem geistesleeren, „thörichten" Parsifal fehlt jede Vorbedingung für eine tiefe ethische Erregung, daher nimmt sich seine Heldenthat der Kundry gegenüber gekünstelt und zugleich oberflächlich aus.

Die Gewalt der Darstellung, die glühende Wärme der Musik, die Kenntnis szenischer Effekte, in denen Wagner unvergleichlich erfinderisch ist, täuschen eben hier wie überall in seinen Werken über so vieles innerliche Leere, unwahres Pathos und unlautere Empfindung, sodaß der ergriffene Zuhörer seine Freude an dem, was so mächtigen Eindruck auf ihn macht, unwillkürlich auch auf das überträgt, was nicht erfreulich ist. Er hat auch an dem Schönen und Großartigen, was die Werke Wagners bieten, so viel zu genießen, daß er die bedenklichen Beschaffenheiten des eigentlichen Kerns gar nicht merkt. Was man aber vom ethischen Standpunkte über die Kunst Wagners sagen muß, ist das, daß sie äußerst bedenklich, vielfach sogar roh ist. Ihrem ethischen Gehalt nach erreicht sie nicht die Höhe des ersten besten philosophischen Moralsystems, geschweige denn daß sie als ein Quell gelten könnte, aus dem sich ein neues Evangelium schöpfen ließe, ähnlich wie das christliche Evangelium der Liebe. Die Grundbegriffe einer geläuterten Moral werden weder in Wagners Kunstwerken noch in seinen Schriften bemerkbar, wohl aber überall das Gegenteil.

Bewundern wir also das Genie des außerordentlichen Mannes, studiren wir das interessante Bild seiner Entwicklung, aber seien wir nicht so gedankenlos, uns als eine neue Weltanschauung, als ein neues Evangelium Dinge einreden zu lassen, die nur beweisen, daß der Autor das bessere, was wir in der Art von großen Philosophen und Religionsstiftern bereits besitzen, entweder nicht genügend kennt oder nicht genügend verstanden hat. Die Religion der Rücksichtslosigkeit und des Egoismus braucht keine neuen Propheten mehr, und etwas andres ist doch die Wagnersche Heilslehre nicht, mag sie nun sich als Verfechterin der „Liebe" oder des „Reinmenschlichen" oder des „idealen Menschen"

Digitized by Google

geriren. Sie hat deshalb auch nicht den geringsten ethischen oder philosophischen Wert, sondern ist nur interessant in ihrer Verknüpfung mit einer gewaltsamen und genialen künstlerischen Produktionskraft, für die sie den Hintergrund abgiebt. In diesem Zusammenhange kommt ihr auch eine subjektive Wichtigkeit zu, da man Wagners Werke nicht richtig verstehen würde, wenn man über die Ideale, die zeitlebens das Herz des Dichterkomponisten bewegt haben, nicht im klaren ist. Dagegen dürfte es nicht zum Ziele führen, wenn man durch allgemeine praktische Anwendung dieser Ideale die Menschheit zu erlösen versuchen wollte. Was bei einem solchen Versuche herauskommen würde, kann man sich leicht ausmalen, und es ist gewiß keine Verkennung des eigentümlich gearteten Wagnerschen Genies damit verbunden, wenn man gegen die Zumutung, aus Wagners Theorien oder Werken neue Erkenntnisquellen für ethische oder soziale Probleme abzuleiten, als eine gänzlich unberechtigte protestirt.

Keineswegs soll aber dieser Protest so gedeutet werden, als richte er sich gegen das Vorhandensein der Werke Wagners selbst. Daß ein Künstler die Empfindungen und Ideen, die den Inhalt seines Wesens ausmachen, in der Form von Kunstwerken auszusprechen sucht, ist ein ewig unveräußerliches Recht des Künstlers, ja es ist sogar sein eigentlicher Beruf, seine Bestimmung, und in diesem Sinne sind sämmtliche Werke Wagners von hervorragender Bedeutung, als Werke einer titanisch angelegten Natur, die man auch in ihren Ungeheuerlichkeiten noch um so lieber zu bewundern geneigt ist, je weniger unverständige Anbeter für das nur subjektiv Wichtige und Bedeutsame eine objektive Giltigkeit verlangen, die ihm nicht zukommt.

Man versuche es einmal wieder mit der alten Liebe, die den Nächsten liebt wie sich selbst, und die Herren Wagnerianer mögen mit gutem Beispiele vorangehen. Wir würden uns gerne bemühen, dem guten Beispiele zu folgen, umsomehr, als wir ohnehin überzeugt sind, daß diese alte Lehre noch für lange Zeit ausreicht.

Vom Reisen.



ätten nicht alle Bildungsmittel nur einen relativen Wert, so müßten wir uns auf dem geraden Wege zur menschlichen Vollkommenheit und schwerlich mehr weit vom Ziele befinden. Wie Kranke, die sich selbst kuriren wollen, gebrauchen wir alles durcheinander, was die populäre Wissenschaft als nützlich für den Verstand, das Gemüt, die Phantasie, den Geschmack, den Charakter empfiehlt. Lesen bildet, und

alle lesen alles; das öffentliche Leben bildet, und jedermann baut auf seine Art mit an dem besten Staate; die Kunst bildet, und wir versäumen keine Gemäldeausstellung und kaufen illustrirte Ausgaben klassischer und nichtklassischer Bücher; Reisen bildet, und wer reiste nicht? Zudem hat das Wort reisen einen ganz andern Sinn bekommen. Eine Fahrt von fünfzig oder achtzig Meilen machen, was ehedem ein Ereignis für das ganze Leben blieb, fällt heute garnicht mehr unter jenen Begriff. „Er ist verreist." — „Auf längere Zeit?" — „O nein, nur mit dem Vergnügungszuge zu den Katarakten des Nil oder nach Hammerfest, er wird bald wieder da sein!" Das Reisebeschreiben wird eine brotlose Beschäftigung. Wenn der Autor nicht wenigstens von den Höhen des Himalaya oder aus dem Innern von Afrika kommt, so empfängt ihn ein allgemeines: „Kennen wir aus eigner Anschauung!" und er darf seine Erlebnisse nicht einmal ausschmücken, weil jedermann ihn zu kontroliren vermag. Auch wessen Sache es eigentlich nicht ist, sich tagelang im Eisenbahnwagen schütteln zu lassen, der macht es schandehalber mit, weil er sich nicht der Beschämung aussetzen will, eingestehen zu müssen, daß er Paris, Rom und Petersburg nicht „kennt." Denn Gott sei Dank! wir kennen das alles, mit einem Rundreisebillet von sechs Wochen Giltigkeit kann man viel abmachen. Wie erweitert sich der Horizont, wenn man sich überzeugt, daß unter allen Breitengraden mit Wasser gekocht wird!

Ohne Ironie: es ist eine herrliche Sache um die Möglichkeit, in derselben Zeit und mit denselben Kosten, wie dereinst „von Memel nach Sachsen," nun die zehnfache Entfernung zurücklegen zu können; aber Talent zum Reisen gehört auch dazu. Das hat nicht jeder, verschiedenen ist es in verschiedenem Maße verliehen, und es kann ausgebildet werden, wie jedes Talent. Deshalb sind die Früchte des Reisens oft sehr problematischer Natur. Gerade die jetzige Art zu reisen mit fünf Minuten Aufenthalt, dies gedankenlose, zwecklose Herumfahren in der Welt, unvorbereitet, ohne Muße, etwas ordentlich anzusehen, ohne den Willen, sich über irgend einen Gegenstand zu unterrichten, ist wohl als ein neues Förderungsmittel der Oberflächlichkeit zu betrachten. Das alte Wanderleben der deutschen Handwerksburschen hatte gewiß allerlei übles im Gefolge, besonders seit der Zunftverband seine wahre Bedeutung eingebüßt hatte, zur überlebten Formsache geworden war; aber für sein späteres Leben brachte es dem Gesellen entschieden mehr Nutzen, daß er den Ranzen auf dem Rücken ein Stück Welt und mancherlei Lebensgewohnheiten und Arbeitsgebräuche kennen lernte, anstatt ein viel größeres Stück vom Waggonfenster aus zu sehen und in den großen Städten Unterricht in sozialrevolutionären Doktrinen zu nehmen. Was aber die Vergnügungs- und Bildungsreisen betrifft, so haben die Fortschritte des Verkehrswesens gewissen alten Spottreimen nicht ihren Stachel genommen:

Es flog ein Gänschen übern Rhein
Und kam als Gikgak wieder heim.

Oder:

Digitized by Google

Als Herr von Quist von seinen Reisen
Nach Hause kam, erzählte Herr von Quist:
In Frankfurt ist
Im Roten Hause gut zu speisen.*)

Von mehr als dem Küchenzettel weiß oft auch der moderne Reisende nicht zu berichten, und dabei bleibt noch fraglich, ob er mit solchem Verständnis urteilt wie Herr v. Quist, denn in der Regel verlangt er, daß die ganze Welt kochen, backen und brauen solle, wie er gewohnt ist, und verachtet die Barbaren, welche sich ihrem Klima, ihrer Vegetation und ihrer Beschäftigung entsprechend nähren.

Um zu erfahren, daß es Menschen giebt, welche nicht den allermindesten Beruf zum Reisen haben, braucht man sich selbst gar nicht von seinem Wohnorte zu entfernen; sie begegnen einem überall, langweilen und ärgern sich überall, und machen jedem Menschen und jeder Sache Vorwürfe, als ob sie heimtückischer Weise von zu Hause weggelockt worden wären, um für ihr schönes Geld schlecht zu fahren, schlecht zu wohnen, schlecht zu speisen, Städte und Landschaften zu sehen, die sie gar nicht interessiren, eine unverständliche Sprache oder einen ungebildeten Dialekt zu hören u. s. w. Zur Erhöhung des Übels ist diese Sorte unverbesserlich. Man sollte glauben, daß jedes Mitglied einmal und nie wieder sich über das Weichbild der Geburtsstadt hinauswagen würde; aber nein, sie scheinen die Aufregung alljährlich zu brauchen wie eine Frühlingskur, und es bleibt daher nichts andres übrig, als sich vor ihnen zu flüchten, so weit die Füße tragen.

Eine andre Spezies hat eine gewisse beschränkte Empfänglichkeit und Genußfähigkeit und begeht nur den Fehler, sich nicht innerhalb dieser Grenzen zu halten. Es ist ja niemand ein Vorwurf daraus zu machen, wenn er nur für Naturschönheit Sinn hat, oder auch nur für solche in einem bestimmten, ihn anheimelnden Charakter oder einer bestimmten Kategorie, Gebirge, Ebene, Meer u. s. w.; oder wenn er überall nur den Menschen sucht und sieht, sich in fremde Art nicht zu finden weiß, oder umgekehrt ihm nichts absonderlich genug vorkommen will. Aber hierüber sollte doch jeder bald mit sich ins Reine kommen und darnach als Reisender seine Schritte lenken. Allein auch diese Art von Menschen zwingt sich so gern zu Genüssen, die von andern gepriesen werden, und plagt damit überflüssigerweise sich selbst und die Mitreisenden. Da werden unzulässige Vergleiche angestellt zwischen den Alpen und dem Meeresufer, zwischen

*) Die Beobachtung des Herrn von Quist war ohne Zweifel richtig. Goethe schreibt 1797, d. 26. April, an Schiller: „Mit dem Frieden [von Regensburg] hat es seine Richtigkeit. Eben als die Franzosen wieder in Frankfurt einrückten und noch mit den Österreichern im Handgemenge waren, kam ein Kurier, der die Friedensnachricht brachte; die Feindseligkeiten wurden sofort eingestellt und die beiderseitigen Generale speisten mit dem Bürgermeister im Roten Hause. Die Frankfurter haben also doch für ihr Geld und ihr Leiden einen Theatercoup erlebt, dergleichen wohl nicht viel in der Geschichte vorkommen."

Karlsruhe und Antwerpen, da hat man sich alles ganz anders vorgestellt, kann den Schwaben nicht verzeihen, daß sie schwäbisch, den Engländern nicht, daß sie englisch sprechen, den Tirolern nicht, daß sie durchweg ein apartes Wesen haben, und den Italienern nicht, daß sie sich wie andre Menschenkinder kleiden, anstatt so, wie man sie vom Maskenballe her kennt. Und wer in die Empörung nicht mit einstimmen will, der ist ein Heuchler, der affektirt, der ist ein Anbeter alles Fremden.

Wie viel Geld und wie viele Enttäuschungen könnten dergleichen Leute sich ersparen, die einen, wenn sie zu Hause blieben, die andern, wenn sie nur ihrer Neigung folgten, und — wie viel angenehmer würde für noch andre das Reisen!

Besonders in Italien hat man stets neuen Anlaß, den Gsell-Fels mit seinem „Italien in 60 Tagen," die Gesellschaftsreisen zum Vesuv und die wohlfeilen Rundreisebillets zum Teufel zu wünschen. Den Belehrungen über Geld, Verkehrsmittel, Sprache und Kunstgeschichte, welche die Reisebücher erteilen, sollte als wichtigstes vorangestellt werden eine Abhandlung über die persönlichen Eigenschaften, die notwendig sind, um das Land mit irgendwelchem Nutzen zu bereisen und über alles das in der Natur, in der Bauart, in den Lebensgewohnheiten, was den Nordländer, der zum erstenmale über die Alpen kommt, unter allen Umständen fremd anmuten muß. Denn gerade in diesen Dingen völlig unvorbereitet kommen alljährlich Schaaren in Italien an, und während dieser nicht wagt zu gestehen, daß das, was er sieht, zu seinem Phantasiebilde schlecht stimmt, ist jener bei dem Betreten des fremden Bodens schon mit seinem Urteil fertig und findet, je weiter er vordringt, nur lauter Bestätigungen desselben. Waren früher die reisenden Engländer verrufen und Gegenstand des Spottes, so fangen, wie jeder unparteiische Beobachter einräumen wird, unsre lieben Landsleute an, ihnen heftige Konkurrenz zu machen. John Bull steht uns oft im Wege, langweilt oder ärgert uns durch sein rücksichtsloses Benehmen, amüsirt aber auch, namentlich bei heerdenweisem Vorkommen, wenn der Leithammel die Beschreibung eines Kunstwerkes oder einer Ansicht aus dem Murray laut vorliest und alle übrigen gewissenhaft nachlesen, ohne dem Objekt einen Blick zu schenken. Unter den Deutschen aber grassirt die Unsitte, alles, was ihnen durch den Kopf geht, mit schmetternder Stimme zum besten zu geben, ob sie unter sich sind oder zusammen mit hunderten. Man glaubt nicht, wieviel (beiläufig bemerkt) diese Manier unser aller Verhältnis zu den Franzosen erschwert. Ohne die Thorheiten, zu welchen die Franzosen seit dem Kriege stets aufgelegt sind, im mindesten entschuldigen zu wollen, muß doch zugegeben werden, daß ihnen das Auftreten vieler Deutschen die Rückkehr zu einer vernünftigen Ansicht der Dinge unmöglich macht. Das Jahr 1878, welches tausende nach Paris führte, hat notorisch den Ingrimm der Besiegten neu geschürt, da so viele Deutschen sich nicht wie Gäste, sondern wie Eroberer zu fühlen schienen, und das Idiom, welches dem Franzosen

Digitized by Google

niemals sympathisch gewesen, seit 1870 verhaßt ist, an allen öffentlichen Orten mit einer nicht bloß den Eingebornen verletzenden Aufdringlichkeit sich geltend zu machen suchte. Die geflissentliche oder gewohnheitsmäßige Vernachlässigung von Formen, deren Beobachtung nur eine geringe Aufmerksamkeit erheischt und zu nichts verpflichtet, wird — und nicht einzig den Franzosen gegenüber — ein politisches Moment, welches volle Beachtung verdiente. Die eiserne Hand soll bekanntlich im Sammthandschuh stecken, das schlimmste aber ist, wenn im eisernen Handschuh eine weiche Hand gespürt wird!

Die Italiener sind nicht so empfindlich. Seit langem gewöhnt, forestieri aller Gattungen ihr Wesen treiben zu sehen, zu belachen und gelegentlich an ihrem Geldbeutel büßen zu lassen, haben sie jetzt auch keine Ursache mehr, an der deutschen Sprache oder an deutschem Italienisch besondern Anstoß zu nehmen. Umsomehr duldet der Deutsche selbst durch die Nachfolger des einst mit Unrecht verketzerten königlich preußischen Auditeurs Gustav Nikolai. Mit Unrecht ist er verketzert worden, denn er legte mit aller Offenherzigkeit dar, mit welchen Vorstellungen der Durchschnittsdeutsche nach Italien geht und wie gründlich und bitter seine Enttäuschung sein muß. Zur Warnung seiner Landsleute schrieb er „Italien, wie es wirklich ist," und es wäre verdienstlich, wenn in eine von den vielen Sammlungen älterer, halbvergessener Schriften, die jetzt veranstaltet werden, auch diese, vielleicht in zweckmäßiger Kürzung, Aufnahme fände. Manches hat sich allerdings seitdem geändert. Eiserne Bettstellen sind bis in die kleinsten Gasthöfe vorgedrungen, und sie nebst polvere insetticida, Räucherkerzchen und rechtzeitigem Fensterschluß sichern gegen die so gefürchteten „Nachtigallen," Zanzaren und andres Insektengezücht; sich mit Vetturinen herumstreiten zu müssen, hat der gewöhnliche Reisende kaum noch eine Gelegenheit, die Reinlichkeit wenigstens auf Gassen und Plätzen hat unter piemontesischem Regiment geradezu erstaunliche Fortschritte gemacht (nur auf vatikanischem Gebiet besteht noch die unumschränkte Freiheit des bisogno), und wenn auch das eingewurzelte Bettelwesen nicht so bald gänzlich auszurotten sein wird, so steckt man ihm doch Grenzen, und wieviel die Fremden zu dessen Ausbreitung beigetragen haben, gewahren wir in Gegenden, die von Touristen selten berührt werden, und wo der Unfug in viel geringerem Grade, oft gar nicht lästig fällt. Die Neigung aber, die Unkenntnis der Sprache, der Verhältnisse, vielleicht sogar des Geldes bei einem Ausländer sich zu Nutze zu machen, gedeiht nicht ausschließlich unter dem Himmel Hesperiens. Somit fällt eine ganze Reihe von Klagepunkten des guten Nikolai teils gänzlich weg, teils ist sie von geringerer Bedeutung. Wer nur einigermaßen sich zu akklimatisiren und zu akkommodiren versteht, reist heute in Italien wohlfeiler und angenehmer als in vielen andern Ländern. Doch wollen eben zu viele nicht den leisesten Versuch in dieser Richtung machen. Was ihnen ungewohnt ist, ist ihnen unangenehm, unerträglich, darauf schelten sie ungebührlich, verlangen Dinge, die der Italiener nicht kennt, gewöhnlich noch in

einem bitterbösen Italienisch: kann man es auffallend finden, daß ihnen dafür kein freundliches Gesicht gezeigt, keine Gefälligkeit erwiesen, aber wohl mehr Geld abgenommen wird? Wem die italienische Kost nicht zusagt, der ist allerdings übel daran, aber sicherlich ist oft starke Einbildung mit im Spiele, z. B. wenn Leute behaupten, in Oberitalien das Gebratene nicht vertragen zu können, weil sie wissen, daß es mit — meist vortrefflichem, frischem — Olivenöl zubereitet ist, hingegen an dem Rindsschmalz in Rom keinen Anstoß nehmen. Wie dem auch sei: bist du der Ansicht, daß jede andre Küche, als die deine, des gebildeten Menschen unwürdig sei, so bleib Italien fern, oder begnüge dich mit den größten Städten und den internationalen Hotels derselben, zahle dreifach, und kehre nach Hause zurück, ohne italienisches Leben kennen gelernt zu haben.

Italienisches Leben — daß dies noch immer die originellsten, anziehendsten Schauspiele gewährt, unterliegt keinem Zweifel, vorausgesetzt den Sinn für das Charakteristische, Malerische, wirklich Nationale. Aber ältere Reiseschilderungen und alberne Novellen verschulden, daß Michel Sauerkraut auf Schritt und Tritt neapolitanische Fischermädchen und (unschädliche) Kalabresen, Saltarello und Tarantella zu sehen erwartet, und für die stets wechselnden Genrebilder auf Fisch- und Gemüsemärkten, in Kirchen und Osterien kein Auge hat.

Und nun die Landschaft! Nikolai fragt wiederholt, was die gepriesensten Gegenden vor dem deutschen Walde voraus hätten, und erinnert sich beim Anblick der Häuser wehmütig der Villen im Berliner Tiergarten. Darüber hat man viel gespottet, und dennoch spricht er im Namen von Tausenden. Es gehört ja in der That eine Schulung des Auges dazu, um die Schönheit der Oliven- und Cypressenhaine, der tiefer gestimmten Färbung der Vegetation, der Gebirgsformationen, mit einem Wort der südlichen Natur zu erfassen; und es ist gewiß, daß Jahr für Jahr viel Entzücken erheuchelt wird von Neulingen, die just über den Brenner oder den Gotthard gekommen sind. Es handelt sich auch da wieder um die Fähigkeit, zu sehen und Fremdes unbefangen auf sich wirken zu lassen, und wer fest entschlossen ist, nur Buchenwälder und saftgrüne Wiesen als „Natur“ anzuerkennen, dem hat Italien keine Natur zu bieten, der verbringt seine Ferien viel besser im Thüringer Walde oder im Salzkammergut.

Endlich wäre wohl nicht zuviel verlangt, daß jemand, der die Pilgerschaft nach Italien antreten will, sich vorher prüfe, ob er irgendein Verhältnis zur bildenden Kunst hat oder nicht, ob er weiß, was alte Kunst ist, oder wenigstens es lernen möchte. Es ist zum erbarmen, die guten Leute mit dem Reisebuch in der Hand vor Giotto oder Mantegna stehen oder durch das Lateranische Museum wandern zu sehen, ernstlich gewillt, alles das zu entdecken, was ihnen in Zitaten aus Cavalcaselle oder Burckhardt rc. berichtet wird, das ganze Gesicht ein Fragezeichen der Hilflosigkeit. Doch der Ärger fängt erst an bei den Überlegenen, welche entweder durch die witzige Frage: „Muß man das auch schön finden?“ uns in die Enge treiben wollen, oder ihren Maßstab der Un-

Digitized by Google

kenntnis mit Brutalität anlegen. Welche Sentenzen werden einem da unverlangt aufgetischt! Was wollen Personen in Italien, die auf der Höhe von S. Miniato ausrufen: „Alles kein Berlin, weiß Gott!" und in der Arena zu Padua: „Der Mann hat ja gar nicht zeichnen können"? Beide Äußerungen sind historisch. Ausnehmend günstig für derartige Studien ist Verona, eine der am meisten italienischen Städte, lebhaft, in unvergleichlicher Lage und unerschöpflich an Kunstschätzen jeder Art und aus den verschiedensten Zeiten. Auf den Empfänglichen pflegt es, an der Grenze nordischer und südlicher Natur, germanischen und romanischen Wesens gelegen, beinahe berauschend zu wirken; und welche Dinge bekommt man eben dort zu hören! „Was ist das?" fragte ein augenscheinlich den gebildeten Ständen angehörender junger Mann, als um Mitternacht der Wagen des Hotel San Lorenzo den Triumphbogen passirte. „So? Na, wenn die Römer nichts besseres gekonnt haben. . .!" — „Also Giardino-Giusti-Garten heißt das? Na, viel ist nicht dran. Muß man da oben auch 'rauíklettern?" Der Cicerone setzte zungenfertig auseinander, das werde allerdings nötig sein, an dem klaren Oktobertage sei die Aussicht ebenso weit als schön — aber die Gesellschaft ließ sich dadurch nicht verlocken, womit wir, von oben das Gespräch mit anhörend, sehr zufrieden waren. Eine Dame erzählte ganz enthusiastisch von ihrem ersten Ausfluge nach Oberitalien. Mailand und Venedig, Lionardo und Tizian, Bramante und Sansovino, alles hatte sie in acht Tagen gründlich studirt. Und Verona, ob das keinen Eindruck gemacht habe? „O ja," antwortete sie gedehnt, „das Amphitheater ist recht interessant." Ich könnte noch lange so fortfahren.

Vor einiger Zeit wurde halb scherzhaft, aber im Grunde mit allem Recht und allem Ernst vor der Mode gewarnt, Italien zum Ziel von Hochzeitsreisen zu machen. Allerdings ist dieser äußere Anlaß ein erschwerender Umstand für diejenige Klasse von Menschen, welche überhaupt nicht für das Reisen geschaffen sind oder doch in Italien nichts zu suchen haben. Die Warnung muß aber allgemeiner gefaßt werden. Eines schickt sich nicht für alle. Man verlangt ja auch nicht von einem Bookmaker, daß er sich für alte Handschriften interessiren oder von einem Gelehrten, daß er auf den Turf gehen solle. Und wer es seiner Stellung schuldig zu sein glaubt, auch dem Reisesport, und zwar mit der Richtung nach Süden, Opfer zu bringen, der beauftrage Mittellose, das Geschäft für ihn zu besorgen, so kann beiden Teilen — und noch andern geholfen werden.

γλ.





Der jüngste Tag.

Von Edward Eggleston.

(Fortsetzung.)



Frau Anderson war über das lange Ausbleiben des Doktors ungeduldig geworden. Samuel! O-o-oh! Samuel! ich sterbe. Dem Jonos ist's einerlei. Er hat keine Eile. Ich wundere mich, daß du dem trautest. Wenn du im Sterben gelegen hättest, so würde ich selber nach dem Doktor gelaufen sein. O-o-oh! Ach! Wenn ich sterben sollte, würde niemand darüber betrübt sein.

Abigail Anderson war nicht zu tadeln, daß sie mit dem letzten Satze die Wahrheit so genau sagte. Es war ein Zufall. Sie hätte es wahrscheinlich widerrufen, wenn nicht in diesem Augenblicke Doktor Ketchup hereingetreten wäre.

Er fühlte ihr den Puls, besah ihre Zunge, sagte, es sei ein Anfall von Herzgespann, hervorgerufen durch Aufregung. Er glaube, es müsse religiöse Aufregung sein. Man solle ihr ein Schwitzbad mit Mais und einen Thee aus Oblatenasche zurechtmachen. Das Schwitzbad würde als tonisches Mittel wirken und das Pericardium stärken. Die Oblatenasche würde das Blut nach dem Kopfe aufsteigen lassen und so den Druck auf die Pfortadern mildern. Cynthy Ann lauschte in andächtigem Staunen auf die ihr unverständlichen Orakelsprüche Doktor Ketchups, schüttete dann eiligst einen halben Scheffel Maiskolben in den großen Waschkessel, welcher, da man dieses Rezept schon erwartet hatte, bereits mit heißem Wasser gefüllt war, und setzte die Oblatenasche ans Feuer, damit sie zöge.

Julia hatte bis jetzt, zitternd vor Angst, draußen vor der Thür ihrer Mutter gestanden und nicht gewagt, einzutreten. Sie sehnte sich darnach, etwas zu thun, wußte aber nicht, wie es aufgenommen werden würde. Jetzt, wo die tiefe, sonore Stimme Ketchups die Aufmerksamkeit aller in Anspruch nahm, schlich sie sich herein und trat an das Fußende des Bettes ihrer Mutter. Frau

Digitized by Google

Abigail, die sich gerade von ihrem zwanzigsten tötlichen Anfalle erholt hatte, sah sie.

Führt sie weg! Sie hat mich umgebracht! Sie will, daß ich sterbe. Ich weiß es. Bringt sie weg!

Und Julia ging auf ihr eignes Zimmer und schloß sich ein in Dunkelheit und Bekümmernis; aber in dieser ganzen unseligen Nacht kam sie auch nicht ein einzigesmal Reue darüber an, daß sie dem scheidenden August ihre Hand gereicht hatte.

Die Nachbarinnen kamen herein und geberdeten sich, als ob sie etwas für die Kranke thun wollten, aber in Wahrheit setzten sie sich an den Küchenofen und pumpten Cynthy Ann und den Doktor aus, richteten sich die Sache so zurecht, daß Julia in Verbindung mit der Krankheit ihrer Mutter gebracht wurde, und schüttelten die Köpfe. So geschah es, daß, als Julia um Mitternacht sich die Treppe herabschlich, in der Hoffnung, nützlich sein zu können, sie fand, daß man sie mit Inquisitorblicken maß, und daß sie so sehr Gegenstand der Aufmerksamkeit war, daß sie gern den Rat Cynthy Anns befolgte und wieder in ihrer eignen Stube Zuflucht suchte. Auf der Treppe begegnete sie Jonas, welcher zu ihr im Vorübergehen sagte:

Härme dich nicht ab, kleine Turteltaube. Gieb nichts auf das Gefasel des alten Ketchup. Deine Mutter wird nicht sterben, sie wird auch nicht einmal auf den Wolken seines Maisschwitzbades zur Herrlichkeit der Kinder Gottes emporschweben. Du hast heute abend deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit gethan wie einer von Foxens Märtyrern und wie George Washington mit seinem Kirschbäumchen und seiner kleinen Axt. Und du wirst deinen Lohn empfangen, wo nicht in der zukünftigen Welt, so doch in der hienieden.

Julia legte sich eine Weile hin und richtete sich dann auf und blickte in die Finsternis hinaus. Vielleicht zürnte ihr Gott, weil sie August liebte, vielleicht trieb sie Abgötterei mit ihm. Als Julia auf den Gedanken kam, daß ihre Liebe zu August im Widerstreit mit ihrer Liebe zu Gott stünde, so zögerte sie nicht, für wen sie sich entscheiden sollte. Alles, was das beste in ihrem Wesen war, war treu mit August verbunden, den sie „gesehen hatte,“ wie der Apostel Johannes es ausdrückt. Sie konnte es sich nicht mit Vernunftgründen klar machen, aber ein Gott, der gegen die reinste und beste Regung ihres Herzens auftrat, war ein Gott, den sie nicht lieben konnte. August und die Liebe Augusts waren bekannte Quantitäten. Gott und die Liebe Gottes waren unbekannte, und der Gott, von welchem Cynthy sprach (und von welchem mancher Prediger mißverständlich gesprochen hat), der eifersüchtig auf die Liebe Frau Pearsons zu ihrem Kinde war und es sterben ließ, weil es sein Nebenbuhler war, war kein Gott, den sie lieben konnte, ohne Verrat an allem dem Guten zu üben, das Gott in ihr Herz gelegt hatte. Der Gott, der August von ihr fernhielt, weil er eifersüchtig auf das einzige Schöne in ihrem Leben war, war

Digitized by Google

ein Moloch, und sie beschloß nach reiflicher Überlegung, daß sie den nicht verehren und nicht lieben wolle. Der wahre Gott, der ein Vater und nicht die höchste Selbstsucht ist, die alles für ihren Ruhm und ihre Herrlichkeit thut, wie manche Menschen fälschlich behaupten, der wahre Gott, der alle Dinge zum Besten andrer schafft und thut, liebte sie ohne Zweifel dafür, daß sie sich weigerte, die konventionelle Gottheit anzubeten, die ihrer Seele auf jene Weise vorgehalten wurde. Denn er hat ja mit mancher Mutter Erbarmen gehabt, die sich gegen den Regierer des Alls auflehnte, weil man ihr sagte, der Regierer des Alls habe ihr in kleinlichem Streben nach Bewahrung seiner eignen Herrlichkeit ihre „Abgötter“ weggenommen.

Aber Julia blickte empor in die Tiefen des Himmelsraums zwischen den Sternen und fühlte, wie groß Gott sein müsse, und ihre Auflehnung wider ihn erschien ihr als ein Kampf, der sehr geringe Aussichten für sie hatte. Und dann erschreckte sie das Gefühl der Allgegenwart Gottes und daß sie hier mit ihm allein war, dermaßen und ließ sie ihre furchtbare Vereinsamung, ihr Verwaistsein und ihren Widerstand gegen Gott so schwer empfinden, daß sie es nicht länger ertragen konnte, und um zwei Uhr ging sie wieder hinunter. Aber Frau Brown sah Frau Orcutt mit einem Augenzwinkern an und sagte: „Hab' ichs Ihnen nicht gesagt? Böses Gewissen. Kann nicht schlafen.“ Und so dachte Julia, selbst der Gott, den sie sich vorstellte, werde ein besserer Gesellschafter sein, als Menschen, vorzüglich als Weiber; denn — doch ich will lieber keine ungalante Bemerkung machen; jedes Geschlecht hat die ihm eigentümlichen Gebrechen.

Julia nahm, als sie auf ihre Stube zurückkehrte, eine Kerze mit, indem sie dachte, dieser grauenvolle Gott werde ihr nicht so nahe sein, wenn es licht um sie wäre. Auf ihrem Schreibtische lag ein Neues Testament, eine von jenen alten Ausgaben der amerikanischen Bibelgesellschaft, gedruckt auf geringes Papier und in roten Kattun gebunden, der leicht verschoß, und dessengleichen man seitdem bei der Anfertigung von Büchern nicht mehr zu sehen bekommen hat. Sie zürnte mit Gott, der, wie sie überzeugt war, sie, wie Cynthy Ann gesagt, aus Eifersucht auf ihre Liebe zu August verfolgte, und sie war entschlossen, keinen Blick in dieses rot eingebundene Testament zu thun, das ihr voll harter Urteilssprüche zu sein schien. Aber eine zauberhafte Anziehungskraft umgab es, der sie nicht zu widerstehen vermochte. Das grelle hysterische Lachen der Mutter, welches von Zeit zu Zeit von unten her zu ihren Ohren drang, schnitt ihr durch Leib und Seele, und der Kummer und die Verzweiflung über ihre eigne Lage waren so groß, daß sie zuletzt doch geneigt war, in dem einzigen Buche, das sich im Zimmer befand, zu lesen, um ihre Gedanken zu beschäftigen.

Unter gewissen Pietisten herrscht ein wunderlicher Aberglaube, der sie veranlaßt, um einen Bibeltext zu beten, der sie leiten möge, und dann aufs Geratewohl eine Stelle als göttlichen Wink herauszugreifen. Ich will nicht sagen, daß Julia bei ihrem Lesen irgendwelcher übernatürlichen Leitung gewürdigt worden wäre. Das Neue Testament ist so voll von Trost, daß man es kaum

Digitized by Google

so einrichten könnte, ihn zu verfehlen. Sie las das siebente Kapitel des Lukas, wie der Herr den Knecht des römischen Hauptmanns heilte, „den er wert hielt,“ und bemerkte, daß er den Mann nicht tadelte, weil er seinen Sklaven liebte; ferner wie der Heiland Mitleid hatte mit der armen Witwe, die an der Bahre ihres einzigen Sohnes weinte, und wie er ihn ins Leben zurückbrachte und „ihn seiner Mutter gab.“ Das schien doch nicht der Christus zu sein, den Cynthy Ann sich als den Feind jeder menschlichen Neigung vorstellte. Sie las mehr, was sie nicht so recht verstehen konnte, und dann am Ende des Kapitels stieß sie auf das Weib, das eine Sünderin war und seine Füße mit Thränen der Dankbarkeit wusch und sie mit den Haaren ihres Hauptes trocknete. Und es war ihr, als ob die Schuld des Weibes ihr die Gelegenheit zur Vergebung ihrer Sünden verschafft habe und den Segen: gehe hin in Frieden.

Endlich stieß sie, indem sie die Blätter ohne bestimmten Zweck umwendete, auf eine Stelle bei Matthäus, wo drei Verse am Ende eines Kapitels zufällig den Anfang einer Spalte bildeten. Ich vermute, sie las sie, weil der Beginn der Seite und das Ende des Kapitels sie als ein kurzes Stück für sich erscheinen ließen. Und sie verschmolzen in ihr Gemüt so, daß es ihr war, als ob sie Christus und Gott zum erstenmale recht erkannte. „Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid,“ las sie und hielt inne. Das geht auf mich, dachte sie mit einem Herzen, das zerspringen wollte. Und diese Rede ist die Thür zum seligen Leben. Wenn die Verheißungen und Vorschriften mich meinen, so bin ich gerettet. Julia las weiter: „Und ich will euch erquicken.“ Und so trank sie die Stelle Satz für Satz in sich hinein, bis sie ans Ende kam, wo es heißt: „Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht,“ und jetzt erschien ihr Gott so ganz und gar anders. Und sie betete für August; denn jetzt schienen die beiden Lieben, die Liebe zu August und die Liebe zu Christus, einander in keiner Weise mehr auszuschließen. Sie legte sich nieder und sagte immer und immer wieder mit Thränen in den Augen: „Ruhe für eure Seelen“ und „mühselig und beladen“ und „kommt her zu mir“ und „sanftmütig und von Herzen demütig,“ und dann ruhte ihr Blick auf einem Worte, und sie wiederholte es immer von neuem: „Ruhe, Ruhe, Ruhe!“

Das alte Gefühl war fort. Sie lehnte sich nicht mehr auf, sie war nicht mehr verwaist. Die Gegenwart Gottes war kein Schrecken mehr, sondern ein Segen. Sie hatte Ruhe für ihre Seele gefunden, und er gab seinem geliebten Kinde Schlaf. Denn als sie aus einem Zustande erwachte, der ein kurzer Schlummer zu sein schien, kam das rote Licht eines herrlichen Tagesanbruchs durch das Fenster herein, und ihre Kerze flackerte in den letzten Zügen auf dem Boden der Dille. Das Testament lag aufgeschlagen da, wie sie es verlassen hatte, und tagelang ließ sie es offen da liegen und wagte nichts andres zu lesen als diese drei Verse; denn sie fürchtete die Ruhe zu verlieren, die sie dort für ihre Seele gefunden hatte.

Digitized by Google

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Habicht in einer neuen Rolle.

Humphreys stand jetzt in den letzten Wochen seiner Singschule. Er war ein eifriger Millerit geworden und erwies der nicht spröden Betsey Malcolm Aufmerksamkeiten, obwohl er sich bei Andersons stellte, als sei ihm über Juliens Aufführung, die ihn von sich gewiesen, nachdem sie ihm ihre Neigung auf jede mögliche Art versichert, das Herz gebrochen wäre. Und von sich gewiesen, wissen Sie, wegen eines Dutchmans! In dieser letzten Beziehung war sein Gefühl durchaus keine Verstellung. In seiner Seele teilten sich Geldgier, Eitelkeit und Rachsucht in das schmale Gebiet neben jener. Er gelobte sich in seinem Innern, daß er sich auf irgend eine Weise Genugthuung verschaffen wolle. Schulden, die gegenüber seinem Stolze fällig waren, sollten von seiner Rachgier eingetrieben werden.

Hat der Leser wohl jemals über die Nutzlosigkeit einer Landschaft nachgedacht, wenn einer keine Augen hat, sie zu sehen, oder, was schlimmer ist, keine Seele, die durch seine Augen sieht? Humphreys ging hinunter nach der Burg, um dem Philosophen einen Besuch zu machen, und das „Schattenthal," wie Andrew es nannte, hatte sicherlich niemals einen prachtvolleren Anblick dargeboten als an dem Morgen, den er zu seinem Gange gewählt hatte. Die Büsche des schwarzen Mehlbeerbaums hingen über die Straße, die Ahornbäume strebten mit ihren großen Stammpfeilern himmelwärts, und die wilden Reben, von denen einige vier und selbst sechs Zoll im Durchmesser hatten, reichten hinauf zu den hohen Wipfeln, fünfzig bis hundert Fuß, ohne den Stamm zu berühren, sie waren durch das Wachsen des Baumes mit hinaufgehoben worden, indem Baum und Rebe in steter Umarmung mit einander gelebt hatten. Durch die Öffnung in der Thalsenkung sah Humphreys drunten auf den Gefilden der fruchtbaren Thalsohle die grüne See der sechs Fuß hoch stehenden Maissaat, die beiden Reihen von Platanen an den sandigen Rändern des Stromes und die in den bläulichen Duft der Ferne gehüllten Hügel auf der Seite von Kentucky. Aber nicht eine Spur von Empfindung, nicht eine Ahnung der Schönheit des Bildes regte sich in der Seele des Gesanglehrers, als er zimperlich die Stellen zum Auftreten wählte, um seine Lackstiefeln nicht zu beschmutzen, und als er die Blätter der tief hängenden Buchenäste mit seinem dünnen Spazierstöckchen abhieb. Er hatte mit seinem Besuche bei Andrew einen Zweck im Auge, und seine Gedanken waren auf das Wild gerichtet, das er verfolgte.

Charon, der Wächter der Burg, bellte den Habicht mit seiner groben, heisern Stimme an und wollte mit jenem scharfen Einblick in das Wesen der Menschen, das die Hunde auszeichnet, dem Stutzer den Eintritt durchaus nicht gestatten, bis Andrew an der Thür erschien und den Hund wegrief.

Digitized by Google

Ich bin entzückt über die Gelegenheit, einem so großen Licht in der Literatur zu begegnen wie Ihnen, Herr Anderson. Hier sitzen Sie und weben und erwerben sich Ihr Brot mit männlicher Einfachheit, die wahrhaft bewundernswürdig ist. Sie sind wie Cincinnatus hinter seinem Pfluge. Auch ich bin ein Mann der Wissenschaft.

Er hatte sich in der That an einem College einen Grad erworben, obwohl er bei Rezitationen und Prüfungen zweifelsohne ein ebenso großer Schwindler war, als er seitdem immer gewesen. Andrews einzige Antwort auf seine Behauptung, daß er ein Gelehrter sei, bestand in einer ziemlich strengen und lange fortgesetzten Beaugenscheinigung und Prüfung seiner von Haaröl glänzenden Locken, seines zierlich gedrehten Schnurrbarts, seiner Brustnadel, seiner Berlocken und schließlich seiner Strippen und Lackstiefel. Denn Andrew glaubte steif und fest, daß vernachlässigtes Haar, Halskragen à la Byron und ungeschwärzte Stiefel die ersten Zeichen literarischen Geschmackes seien.

Sie denken, daß ich mich zu gut kleide, versetzte Humphreys mit seinem unheimlichen Grinsen. Sie denken, daß ich zu viel auf die äußere Erscheinung gebe. Das ist wahr. Es ist eine Schwäche, die vom Leben im Auslande herrührt.

Diese Worte stimmten den Philosophen etwas freundlicher. Im Auslande gewesen zu sein war das nächstbeste nach der Eigenschaft eines gebornen Ausländers. Aber er war immer noch ein wenig mißtrauisch. Er war erhaben über die Abneigung des Volkes gegen den Schnurrbart, aber Haaröl konnte er nicht ausstehen. Die Natur, behauptete er, läßt dem Menschen einen Vollbart wachsen, damit er ihn trage, und die Natur sorgt von selbst für Einölung der Haare. Lasse man doch die Natur gewähren. Er mißtraute Humphreys nicht deshalb, weil er einen Schnurrbart trug, sondern deshalb, weil er den übrigen Teil des Gesichtes rasirte und sich das Haar pomadisirte. Er hatte außerdem durch Intuition die Thatsache herausgefunden, daß ein Lächeln, das sich an der felsumgürteten Küste kalter Backenknochen und unbeweglichen Augen bricht, eine Maske ist. Und so beschloß er, den gelehrten Herrn einer Prüfung zu unterwerfen. Ich habe gehört, daß Freimaurerlogen durch Betrüger getäuscht worden sind. Ich habe nie gehört, daß ein Gelehrter dahin gebracht worden wäre, an die Echtheit der Kenntnisse eines Charlatans zu glauben.

Dennoch hielt sich Humphreys wacker. Er konnte fließend, wenn auch oberflächlich, über Bücher sprechen, er heuchelte besonders lebhafte Begeisterung für die Bücher, die Andrew bewunderte. Sein Mißgriff und seine daraus sich ergebende Niederlage waren die Folge, daß er, wie das in solchen Fällen immer geschieht, sich zu viel des Guten zu leisten bemühte. Nachdem man etwa eine halbe Stunde gesprochen, ohne daß Andrew seinem Besuch ein Bein zu stellen versucht hatte, fragte er plötzlich:

Gefällt Ihnen der ewig bewundernswürdige Xenophanes?

Digitized by Google

Nun ist es sicherlich keine Schande für einen Gelehrten, wenn er von einem Philosophen, der in so ferner Zeit wie Xenophanes gelebt hat, nichts weiß, und das erste und oberste Charaktermerkmal eines echten Gelehrten ist die Offenherzigkeit, mit welcher er es eingesteht, wenn er eine Sache nicht kennt. Aber Humphreys dachte, Xenophanes gehöre zur täglichen Lektüre jedes gelehrten Mannes.

O ja! sagte er. Ich besitze seine Werke in türkischem Maroquin.

Was denken Sie von seiner Meinung, daß Gott eine Sphäre sei? fragte der Philosoph lächelnd.

Oh! Ja — hm, lassen Sie mich sehen — welcher Gott ists, von dem er spricht, Jupiter oder — na, Sie wissen, er war ein Grieche.

Aber er glaubte ja nur an einen Gott, sagte Andrew streng.

Ah, ah! Verzeihen Sie, ich vergaß, daß er ein Christ war.

So schob ihn Andrew von einem groben Schnitzer zum andern, und Humphreys geriet mit seinen blinden Versuchen, sich aufzurichten, mehr und mehr ins Stolpern und nahm zuletzt in starker innerer Verwirrung, aber mit einem nicht gestörten Lächeln Abschied. Er wagte den Zweck seines Besuches nicht zu enthüllen und nach der Adresse Augusts zu fragen. Denn Andrew verbarg ihm seinen Widerwillen nicht. Er nahm seine Arbeit am Webstuhle wieder auf und ließ den mit Bücklingen sich entfernenden Schwindler sich seinen Weg zum Hause hinaus selbst suchen, ohne ihm auch nur höflich Adieu zu sagen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Jonas drückt seine Ansicht über Dutchmen aus.

Bisweilen ist der Krankheitsstoff einer Familie auf eine einzige Phiole abgezogen. Ich glaube, es ist Emerson, der diese Bemerkung macht. Wir alle aber haben solche Phiolen gesehen.

Ein solches Beispiel war Norman Anderson. Das wunderbare Gesetz der Vererbung durch Abstammung hatte bei ihm nur schlimme Wirkung gehabt. Die Natur, bemerkte Jonas gegen Cynthy, als die letztere ihm mitgeteilt hatte, daß Norman wegen eines schlechten Streiches aus der Schule entlassen worden und nach Hause zurückgekehrt war, die Natur hat ihm, glaub' ich, nicht halb Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie ging durch Samuel Anderson und Abigail und las sich alle die kleinen pomphaften Schwächen im erlauchten Vater aus und suchte sich alles Widerwärtige und Hassenswerte im Charakter der liebreichen und hochgeschätzten Frau Mutter zusammen und verschmolz das zu einem so ordinären Kerl, als je einer einen Maiskuchen zerbiß.

Ich fürchte, Julchen wird unter den jetzigen Umständen durch die Patsche,

in die ihr Bruder geraten ist, und durch sein Heimkommen keine ruhigere Zeit haben, sagte Cynthy Ann.

Na, ich denke nicht, daß sie sich aus ihm viel macht, erwiederte Jonas. Weißt du wohl, das ist gar nicht möglich. Ihn lieben? Na, meine liebe Cynthy Ann — hier machte sich Cynthy Ann Vorwürfe, daß sie auf etwas so Angenehmes wie die Worte „meine liebe" hörte — na, meine liebe Cynthy Ann, siehst du, du könntest am Ende einen Igel lieben und füttern, aber ich denke, das ist bei dir nicht recht wahrscheinlich. Ich habe noch von niemandem sagen hören, daß er Klettenköpfe an seinem Busen trägt. Du siehst, daß es an Norman Anderson keine Stelle giebt, wo Liebe sich anhalten könnte, ohne sich zu stechen oder zu kratzen.

Aber ich denke doch, daß seine Mutter ihn liebt, sagte Cynthy Ann.

Na ja, das thut sie. Liebt ihr Bild im Spiegel, mag sein, und ungefähr so liebt Norman sie, weil er so viel von ihrer Teufelei in sich hat. Ich denke, gleich und gleich gesellt sich gern. Aber ich glaube, 's ist ein höllischer Unterschied mit Julchen. Seit seiner Geburt schon hat es Norman mehr Vergnügen gemacht, Julchen zu quälen als es einem gelben Köter mit einem weißen Schwanze Spaß macht, einen gefleckten Kater einen Pfirsichbaum hinaufzujagen. Und jetzt, wo er unter diesen Verhältnissen nach Hause kommt, wird er ihr die Hölle mit tausenderlei Verdruß und Ärger heiß machen.

Zu der Zeit, wo dieses Gespräch stattfand, waren etwa zwei Wochen seit Frau Andersons „Anfall" verflossen. Julia hatte noch nichts von August gehört. Der „Habicht" hatte noch sein Hauptquartier im Hause, beobachtete aber jetzt ein andres Revier. Frau Abigail war imstande, so kräftig zu zanken wie je vorher, wenn diese Funktion überhaupt einmal unterbrochen worden war. Und in diesem Augenblicke zankte sie gerade den Lehrer aus, der Norman weggejagt hatte. Die Gewohnheit, Lehrer zu bekämpfen, war bei ihr so chronisch wie ihre Herzkrankheit. Norman war von der ganzen Rasse der Pädagogen immer gemißhandelt worden. Es bestand von Anfang an eine Verschwörung gegen ihn, und jetzt hatten sie ihn um seine letzte Aussicht betrogen, eine Erziehung zu erlangen. Alles das glaubte Norman steif und fest.

Natürlich nahm Norman die Partei seiner Mutter gegen den Dutchman. Je verächtlicher ein Mensch ist, desto mehr verachtet er einen Menschen deshalb, weil er nicht zu seiner Rasse oder Nation gehört. Und Norman fühlte, daß er durch irgendwelche Verbindung mit einem Dutchman in alle Ewigkeit geschändet werden würde. Er stürzte sich mit viel Feuer in den Kampf. Es half ihm andre Dinge vergessen.

Julie, sagte er, indem er auf sie zuging, als sie eines Tages allein in der Veranda saß, ich schäme mich deinetwegen bis in die innerste Seele hinein. Hinzugehen und sich mit einem Dutchman zu verlieben wie dieser August Wehle und uns alle in Schande zu bringen!

Digitized by Google

Ich wundre mich, daß du nicht eher an Schande gedacht hast, erwiederte Julia. Ich schäme mich, wenn ich daran denke, daß August Wehle einmal hören wird, was du gethan hast.

Hunde, welche die meiste Praxis im Quälen und Hetzen von Katzen haben, kommen bisweilen in den Fall, daß ihnen die Nase zerkratzt wird. Norman hütete sich fortan, Julien wieder anzugreifen, wenn es nicht unter den Kanonen der gewaltigen Batterie seiner Mutter geschehen konnte. Und er rächte sich an ihr, indem er sich an seine Mutter mit der Klage wandte, Julia hätte ihm vorgerückt, daß er von der Schule fortgeschickt worden wäre. Und natürlich empfing Julia eine feierliche Vermahnung über ihr Betragen, mit dem sie ihren armen Bruder unglücklich gemacht hatte. Sie wäre darauf erpicht, der Familie Schande zu machen. Wenn sie es nicht durch Verheiratung mit einem Dutchman thun könnte, so durch Verleumdung ihres Bruders.

Norman glaubte in Jonas einen Verbündeten zu finden.

Jonas, halten Sie's nicht für schrecklich, daß Julie sich in einen Dutchman wie August Wehle verliebt hat?

Jawohl, mein Liebling, antwortete Jonas. Ich denke, ein Dutchman ist ein Dutchman. Ich kümmere mich nicht darum, wieviel er lernt, indem er sein mitternächtig Öl Tag und Nacht brennen läßt. Mein altehrwürdiger Freund, er bleibt am Ende doch ein Dutchman. Das Deutsche sitzt ihm in den Knochen. Es will sich nicht verlieren. Ein Dutchman kann ein Gentleman sein in seiner Art und Weise zu handeln, er kann ehrlich und fleißig sein und alle Gebote des Dekalogs halten, dennoch sage ich, er ist deutsch, und das reicht hin, ihn vom Himmelreich auszuschließen und von dieser freien und erleuchteten Republik. Und ein Amerikaner kann ein nichtsnutziger, ordinärer, kleiner Kartoffelkloß sein, wertlos für Menschen und Vieh, er mag zu garnichts taugen, weder zum Arbeiten noch zum Studiren, er kann sich besaufen und von der Schule weggejagt werden und alle möglichen Massen von schändlichen und ehrlosen Streichen verüben, er kann ein richtiges Muttersöhnchen sein, ein vollständiger Einfaltspinsel, ein Narr und ein Schuft und ein Hasenfuß, alles in ein Stück Löschpapier zusammengewickelt, wenn er Lust hat. Was thuts? Ist er nicht ein freigeborner und erleuchteter Bürger dieses glorreichen, gesitteten und christlichen Landes Heil Columbia? Was hat ein Dutchman, und wäre er noch so gescheidt, noch so ehrlich und noch so gelehrt, in unserm weiten Gebiete zu suchen, das für die bürgerliche und religiöse Freiheit reservirt ist? Welches Recht hat er, unsre Luft einzuatmen oder unter dem Gefieder unsrer amerikanischen Hühnergeier seine Zuflucht zu nehmen? Nein, mein heißgeliebter und hochverehrter Mitbürger eingebornen Stammes, die Sache ist mir so klar wie Zecheln seine Räder und daß sie das Jahr 1843 bedeuten. Ich sage: Hipp, hipp, hurrah für Freiheit oder Tod und nieder mit den Deutschen!

Norman Anderson kratzte sich hinter den Ohren.

Was meinte Jonas nur?

Er konnte es nicht ordentlich herauskriegen, aber wir können mit Sicherheit sagen, daß er im großen und ganzen nicht so recht zufrieden war mit dieser Bumerang-Rede. Er meinte, am Ende könnte er sich doch wohl nicht auf Jonas verlassen.

Aber es dauerte nicht lange, so fand er Verbündete genug in seinem Kriege gegen Deutschland.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Allgemeine Weltgeschichte von Georg Weber. Zweite Auflage, unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet. Lieferung 1—5. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1882.

Während man im vorigen und noch im Anfange unsers Jahrhunderts mit besondrer Vorliebe sich der Weltgeschichte, als der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geschlechts, zuwandte, hat sich hierin in den letzten Jahrzehnten eine Änderung vollzogen. Man hat darauf verzichtet, in der Weltgeschichte einen allmählichen, sichern Fortschritt nachzuweisen und von diesem Standpunkte aus die Thatsachen zu beleuchten, und begnügt sich damit, lediglich die Geschichte der einzelnen Kulturvölker zum Gegenstande der Darstellung zu machen. So sind denn unsre jetzt gangbaren Allgemeinen Weltgeschichten weiter nichts als Sammlungen von Geschichtsdarstellungen der wichtigsten, in Zusammenhang mit einander stehenden Kulturvölker, und diese Auffassung ist so zu allgemeiner Herrschaft gediehen, daß Onckens Weltgeschichte, welche auch äußerlich in eine Reihe von Einzeldarstellungen zerfällt, des Beifalls sicher sein durfte und andrerseits Rankes neues Unternehmen, welches die Weltgeschichte wieder in einem Guß darzustellen beabsichtigt, vielfach den Zweifel hervorrief, ob überhaupt eine solche Art, Weltgeschichte zu schreiben, heute noch gerechtfertigt oder auch möglich sei.

Webers Weltgeschichte, deren zweite Auflage uns jetzt mit einer Anzahl in rascher Folge erschienenen Lieferungen vorliegt, hält sich frei von jeder gewaltsamen Auffassung und willkürlichen Zurechtlegung der Ereignisse und verzichtet darauf, durch eigentümliche Gruppirung den Leser zu überraschen. Ohne jedes politische Räsonnement, mit größter Unbefangenheit giebt sie den ungeheuern Stoff wieder, erzählt sie, die politischen Wandlungen und die Bewegungen auf geistigem Gebiete gleichmäßig bedenkend, die Geschichte der einzelnen Völker und bemüht sich, die Einwirkungen der Nationen auf einander darzulegen.

Selbstverständlich sind die älteren Bände, die sich mit der Geschichte der orientalischen Völker, der Griechen und Römer beschäftigen, bei der außerordentlichen Regsamkeit, welche auf diesem Gebiete in dem Vierteljahrhundert, das seit Erscheinen des ersten Bandes der Weltgeschichte verflossen ist, geherrscht hat, zum Teil veraltet. Es machten sich daher bei der neuen Auflage mancherlei Umarbeitungen notwendig, die, mit Hinzuziehung von Fachgelehrten vorgenommen, dem Buche zu großem Vorteil gereicht haben, ohne dabei Haltung und Charakter des ganzen Werkes zu gefährden.

Wir können Webers Weltgeschichte, die an Fülle des Stoffes, an Zuverlässigkeit und Objektivität alle andern Weltgeschichten übertrifft, unsern Lesern als lehrreiches, unterhaltendes Lesebuch wie als ein selten versagendes Nachschlagewerk nur angelegentlichst empfehlen. Die Ausgabe in Heften erleichtert die Anschaffung des Werkes.

Die Frauenfrage im Mittelalter. Vortrag, gehalten am 28. März 1882 im Liebigschen Hörsaale zu München von Dr. Carl Bücher, Privatdozent der Staatswissenschaften an der Universität München. Tübingen, Laupp, 1882.

Ein interessantes kulturhistorisches Schriftchen ist diese „Frauenfrage im Mittelalter," oder sagen wir Frauenerwerbsfrage, denn auf diese Seite der heutigen Frauen-

Digitized by Google

frage beschränkt sie sich. Das Mißverhältnis zwischen der Zahl der Männer und der der Frauen war im Mittelalter aus verschiedenen Ursachen, deren Einfluß mit der Zeit geringer geworden ist, ein weit größeres als heutzutage, sodaß es einer großen Menge von Frauen unmöglich war, ihren natürlichen Beruf zu erfüllen. Diese fanden Unterkommen und Erwerb in den häuslichen Arbeiten, im Gewerbe und im Kleinhandel oder Versorgung im Kloster und durch Leibrenten. Andre Frauen traten zum Zweck eines gemeinsamen Lebens in stiller Zurückgezogenheit zu Vereinen, den sogenannten Sammungen (Sammlungen) zusammen. Ärmere fanden in Versorgungsanstalten für alleinstehende Frauen, den sogenannten Gotteshäusern oder Beginenanstalten, ein Asyl. Ganze Schaaren zogen als fahrende Frauen im Lande umher, als Gauklerinnen, Spielerinnen, Tänzerinnen u. s. w. oder bettelnd, andre schlossen sich dem Gefolge der Hoflager, des Adels und der Geistlichkeit oder dem Troß der Söldnerheere an. Fahrende Frauen, welche sich in den Städten dauernd niederließen, wurden in sogenannten Frauenhäusern vereinigt und fanden, falls sie ihr Leben änderten, in Rettungshäusern, den Häusern der Bußschwestern und Reuinnen Aufnahme. Über alle diese Erscheinungen und Veranstaltungen giebt das vorliegende Schriftchen Auskunft und schließt mit einem Hinweis auf den Einfluß der Reformation auf die Stellung der Frau.

Kardinal Albrecht. Historische Erzählung aus der Reformationszeit von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1882.

Der Verfasser dieser Erzählung führt uns mitten in die religiös-politischen Kämpfe des sechzehnten Jahrhunderts. Luthers Kampf mit den ablaßhandelnden Dominikanern, sein Auftreten vor dem Reichstage in Worms, endlich sein Streit mit Albrecht von Mainz bilden die wichtigsten Kapitel seines Buches. Er hat aber davon Abstand genommen, Luther oder einen seiner Gefährten oder Widersacher in den Mittelpunkt seiner Erzählung zu stellen, sondern hat den schwachen, unentschlossenen Erzbischof Albrecht zum Träger der Handlung gemacht, und dies scheint uns bei dem geringen Interesse, welches man dem Kirchenfürsten entgegenbringt und welches auch Armin Stein nicht zu erhöhen vermag, ein Mißgriff. Viel zu wenig tritt Albrecht in den Vordergrund, oft verschwindet er ganz aus unserm Gesichtskreise, und bringt der Verfasser ihn noch einmal zum Schluß gewaltsam auf die Szene, indem er ihn das letzte Wort sprechen läßt: „Fahr wohl, Halle, du siehest mein Angesicht nicht wieder! Das Alte stürzt, ein Neues ringt sich zu Tage — du hast doch gesiegt, Augustiner!" und so gleichsam die beiden ringenden Parteien in Luther und Albrecht einander gegenüberstellt, so ist damit den Katholiken Unrecht gethan und die historische Wahrheit verletzt.

Die Erzählung ist übrigens frisch und anziehend geschrieben. Wenn der Verfasser seinem Stil ein historisches Kolorit zu geben versucht durch Bevorzugung von allerhand verklungenen Worten und Wendungen, so wollen wir dies nicht allzustreng tadeln. Er teilt diesen Fehler fast mit allen Schriftstellern, welche historische Romane oder Erzählungen schreiben und sich hierfür einen eigentümlichen Jargon gebildet haben. Schön klingt es aber nicht, wenn es zum Beispiel heißt: „Drei volle Tage wurde er hier zurückgehalten, da endlich war es dem herbeigerufenen Feldscheer mit seinen Tinkturen gelungen, dem Ritter das Gedärm wieder in Ordnung zu bringen."

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google



Fürst Bismarck und Polen.

Vor kurzem brachte der in Krakau erscheinende „Czas" einen Bericht, welcher angeblich die Ansichten des deutschen Reichskanzlers über die Möglichkeit einer Wiederherstellung Polens unter gewissen Umständen enthielt. Der Kanzler sollte einen vornehmen polnischen Patrioten zu sich nach Varzin eingeladen haben, um sich dessen Auffassung der Sache vortragen zu lassen, und es sollte darauf dort eine Unterredung gefolgt sein, nach der zu schließen wäre, daß Fürst Bismarck nicht abgeneigt sein würde, nach einem glücklichen Kampfe des deutschen Reiches mit Rußland in die Umwandlung Russisch-Polens in einen selbständigen Staat zu willigen, da dieser teils infolge der Dankbarkeit, die seine Angehörigen Deutschland gegenüber erfüllen müßte, teils wegen des Hasses derselben gegen Rußland ein Bollwerk an unsrer Ostgrenze sein würde. Die ganze Geschichte ist seitdem von der offiziösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" mit starken Ausdrücken in Abrede gestellt worden. Sie ist „ein kümmerlicher Lückenbüßer der Sommerzeit," die „Erfindung eines urteilslosen Feuilletonschreibers." „Der angebliche Besuch eines Polen in Varzin und die angebliche Unterredung haben niemals stattgefunden, und der angebliche Brief des Reichskanzlers, mit dem der Schwindel eröffnet wird, wäre, wenn er vorgezeigt würde, ein Falsum, welches den Strafrichter interessiren könnte."

So das offiziöse Blatt. Man kann eine Nachricht nicht wohl kräftiger dementiren, und damit könnte die Angelegenheit abgethan und begraben sein. Indeß haben viele deutschen Blätter die Mitteilung des „Czas" ausführlich und ohne Zweifel zu äußern wiedergegeben, und semper aliquid haeret, mag die Verleumdung auch sehr abgeschmackt sein. Auch ist das genannte polnische Journal, ein Organ der „weißen," aristokratischen oder Czartoryskischen Partei,

Digitized by Google

über die Vorgänge in den höhern politischen Kreisen bisweilen nicht übel unterrichtet. Endlich kann ähnliches über kurz oder lang wieder aufgetischt werden, und nicht bloß Feuilletonisten sind oft urteilslos, sondern auch das Publikum, das ihre Fabrikate liest. Es wird somit nicht überflüssig sein, wenn im folgenden wieder einmal gezeigt wird, daß die Darlegungen des hochgestellten Polen des „Czas," denen wir schon in andrer Gestalt und Verbindung begegnet sind, nicht entfernt vom Reichskanzler gebilligt und verwirklicht werden könnten.

Daß ein großer Teil des russischen Volkes den Deutschen nicht wohlwill, und daß der russische Staat uns einmal recht unbequem werden kann, sind Thatsachen, die sich nicht ableugnen lassen. Schwer zu beweisen aber wird sein, daß die Wiederherstellung Polens mit den Grenzen des jetzigen polnischen Besitzes Rußlands die jenseits unsrer östlichen Marken liegende Gefahr beseitigen oder auch nur vermindern würde. Wir könnten dem neuen Staat eine deutsche Dynastie geben, sagt man, der König von Polen könnte ein preußischer Prinz sein. Aber wird ein solcher Prinz katholisch werden wollen, und wird ein protestantischer König von deutscher Herkunft nicht von Anfang an einerseits die einflußreiche Geistlichkeit, andrerseits die Partei, welche dem Fürsten Czartoryski die Krone zugedacht hat, gegen sich haben, ganz abgesehen von den Roten der Emigration, die ihn schon als Monarchen bekämpfen würden? Und hat die Besteigung des Thrones von Rumänien durch einen Hohenzollern etwa den Deutschen in diesem Lande Freunde erworben? Man sagt weiter: Europa könnte das neue Polen für neutral erklären und ihm diese Eigenschaft feierlich verbürgen. Wir antworten: die Feierlichkeit würde wohlfeil zu haben, das mit der Neutralität geschaffene „Bollwerk" aber würde nicht viel besser als ein papiernes sein. Wer glaubt ernstlich, daß bei einem großen Kriege Belgien lediglich durch seine Neutralität geschützt sein würde? Wer erinnerte sich nicht, daß es trotz derselben wiederholt mit Einverleibung in Frankreich bedroht war?

Nein, ein neues Polen aus den in Rußlands Besitz befindlichen Teilen des alten herstellen, hieße für Preußen und Deutschland für einen bedenklichen Nachbar im Osten deren zwei schaffen. Die Polen hassen Rußland, aber sie hassen Deutschland nicht weniger, ja wegen seiner größeren Assimilationskraft noch weit mehr. Sie würden uns Dank schulden, wenn wir ihnen einen Teil ihres ehemaligen Reiches zurückgeben wollten, uns aber sicherlich nicht dankbar sein, vielmehr die Gabe nur als Abschlagszahlung ansehen, etwa wie die Griechen die Errichtung des Königreichs Hellas und dessen Ergänzung durch Thessalien. Mit andern Worten: mit der Schöpfung eines polnischen Staates, der nur etwas mehr als ein Drittel des einstigen Polenreichs umfaßte, würden ohne Verzug die großpolnischen Ansprüche und Bestrebungen, die allen Parteien der Polen, mögen sie sonst die verschiedensten Ziele verfolgen, als Glaubensbekenntniß vor Augen stehen, mit größter Stärke erwachen und einen realen Kern, einen Anhalt und Ausgangspunkt gewinnen. Ein Polen der Art würde sicher sehr

Digitized by Google

bald zu Frankreich hinneigen und sein Heer und seine Diplomatie zur Wiedereroberung der Grenzen von 1772 verwenden, und wie die Menschen und Völker einmal sind, würde man ihm das nicht verdenken können, schon weil es für Aus- und Einfuhr der Küste bedürfte.

Wenn wir 1854 schrieben und der „Czas“ berichtete, ein Pole habe bei Buol seine Gedanken vorgetragen und dessen Zustimmung vernommen, so ließe sich die Sache vielleicht selbst dann glauben, wenn der österreichische Minister die Abtretung Galiziens und Lodomiriens in Aussicht gestellt haben sollte. Österreich ging damals mit den Westmächten, die im Verlaufe ihres Krieges mit Rußland an eine Wiederherstellung Polens denken konnten, und man durfte annehmen, es werde nicht abgeneigt sein, gegen Entschädigung dazu beizutragen. „Ich glaube sogar, erklärte Bismarck damals in einem von Poschinger mitgeteilten Briefe, daß Österreich die Donauländer wählen würde, wenn es zwischen diesen und Galizien optiren müßte. Jene sind deutscher Sprache und Regierung zugänglicher als die polnischen Provinzen, ... sie sind reicherer Entwicklung fähig und passen geographisch und kommerziell besser zu Österreich als das außerhalb der Karpathen dem Kaiserstaate angeklebte Galizien. Letzteres ist bei seinen offnen Grenzen der russischen Macht und etwaigen polnischen Insurrektionen leicht zugänglich. Die Gefahren, welche die polnische Nachbarschaft für die Ruhe von Ungarn bieten würde, finden ein Gegengewicht in der Vermehrung der den Magyaren feindlichen Elemente, der Serben und Walachen. Außerdem bietet die Herstellung Polens an und für sich dem österreichischen Systeme Vorteile: 1. Preußen wird geschwächt und in Schach gehalten. 2. Die Gefahr des Panslavismus hört auf, wenn zwei mächtige Slavenstaaten verschiedener Religion und Nationalität vorhanden sind. 3. Europa erhält einen wichtigen Staat von katholischer Konfession mehr. 4. Polen, unter Österreichs Hilfe hergestellt, wird vor der Hand Österreichs sicherer Verbündeter. 5. Die Herstellung Polens bietet Österreich vielleicht die einzige dauernde Garantie gegen eine Vergeltung vonseiten Rußlands, sobald die italienische Angelegenheit Streit zwischen Österreich und Frankreich herbeiführt oder ersteres sonstwie in Verlegenheit kommt.“

Seitdem haben sich die Verhältnisse wesentlich anders gestaltet. Ungarn ist befriedigt. Die Donauländer Serbien und Rumänien sind vergeben und Königreiche geworden. Vor allem aber hat die alte Nebenbuhlerschaft zwischen Österreich und Preußen aufgehört und einem engen, auf Würdigung der gegenseitigen Interessen gegründeten Bündnisse beider Staaten Platz gemacht. Österreich-Ungarn kann jetzt nicht mehr an eine Wiederaufrichtung Polens denken. Es überläßt dies den Verschwörern in Krakau und Lemberg, welche zum Danke für die Begünstigung der polnischen Nationalität unter dem Beustschen Regime sich mit Vorbereitungen zu neuen revolutionären Putschen abmühen.

In Preußen wäre der Gedanke an eine Wiederherstellung Polens wenigstens in den Kreisen, die politisch zu rechnen wissen, zu allen Zeiten eine Un-

Digitized by Google

möglichkeit gewesen. Wenn Josias Bunsen Excellenz diesen Gedanken einmal gehabt und in einem diplomatischen Aktenstück ausgesprochen hat, und wenn ihn die Altliberalen um dieselbe Zeit in ihr Credo aufgenommen haben, so waren diese Herren eben keine Politiker, und von den Demokraten vom Schlage der „Volkszeitung," die früher der „Gerechtigkeit gegen Polen" das Wort redeten, ist dies noch weniger zu behaupten. Die Zeit, wo der Deutsche über seiner Achtung vor fremdem Volksrechte sein eigenes vergaß, ist vorbei. Wir zerschmelzen nicht mehr in sentimentaler Rührung über das Finis Poloniae des mythischen Koseiusko — der historische hat es bekanntermaßen nicht ausgesprochen —, wir begeistern uns nicht mehr für die gereimte Phrase, nach der Polen noch nicht verloren ist, und erwiedern auf die Redensarten Macaulays, zufolge deren die Teilung Polens die schändlichste That der europäischen Politik gewesen wäre: Mit nichten, die Republik Polen ist viel weniger durch die Fremden als durch die unerhörte Nichtswürdigkeit derjenigen zu Grunde gegangen, welche zur Zeit ihrer Zerstücklung die polnische Nation darstellten.

Und weiter: was Preußen damals that, war Gehorsam gegen eine gebieterische Notwendigkeit, gegen das Gesetz der Selbsterhaltung. Vor der ersten Angliederung polnischer Gebietsteile an Preußen war Berlin kaum mehr als drei Tagemärsche von der Grenze der Slavenländer entfernt. Der große Kurfürst befreite das deutsche Ordensland Preußen von der polnischen Lehnshoheit, und Friedrich der Große brachte es durch Erwerbung des ebenfalls von deutschen Kolonisten stark durchsetzten Westpreußens mit Pommern und Brandenburg in feste Verbindung und sicherte es so notdürftig gegen das Heranfluten eines feindlichen Völkerschwalls von Osten. Wer diese Erwerbung rückgängig gemacht zu sehen wünscht, der will die Mündungen der Weichsel, Elbing, Thorn und Danzig, ja ganz Ostpreußen, das dann nicht mehr haltbar ist, den Erben Peters des Großen oder einer Adelsrepublik der elendesten Art, die in den Jesuiten ihre Bundesgenossen sah und immer sehen würde, überliefert haben. In der Art und Weise, wie sich die späteren Teilungen Polens vollzogen, mag das eine und das andre zu tadeln sein. Sie waren aber gleichfalls unvermeidlich. Preußen war nicht imstande, das Fortleben der verfaulenden Republik zu sichern. Dieselbe wäre unzweifelhaft zwischen Rußland und Österreich geteilt worden, und es war Pflicht der Selbsterhaltung, die Vergrößerung dieser Nachbarstaaten nach Möglichkeit zu beschränken, zugleich aber bedurfte man zur Verteidigung von Berlin und seiner Umgebung, sowie zur Behauptung der deutschen Ostseeküste einer Begrenzung, die im Osten die Verteidigungslinie möglichst weit hinaus verlegte. Die zweite Teilung that hierin zu viel, da der Überschuß an Intelligenz, Menschenkraft und Kapital, den das damalige Preußen auf Sicherung und Nutzbarmachung des ihm dadurch einverleibten Stückes Slavenland verwenden konnte, nicht genügte, um diese Zwecke bald und vollständig zu erreichen. Die dritte that zu wenig. Es war kein großes Unglück, daß durch das Über-

Digitized by Google

einkommen von 1815 nur der kleinere Teil von Südpreußen als Provinz Posen wieder mit dem preußischen Staatskörper vereinigt wurde, aber es war immerhin einigermaßen bedenklich; denn dieses Gebiet verbindet die langgedehnten offnen Grenzen Schlesiens und Ostpreußens durchaus nicht hinreichend und würde ohne seine jetzt nahezu vollendeten gewaltigen Festungen den Mittelpunkt der Monarchie Preußen und die Hauptstadt des deutschen Reiches nur notdürftig decken. Dafür hat indeß die Germanisirung des Landes ziemlich erfreuliche Fortschritte gemacht. Wir meinen damit nicht bloß die Ausbreitung der deutschen Sprache, sondern auch die der deutschen Sitte und Kultur. Wir denken an die wohlgeordnete Rechtspflege und Verwaltung, die den preußischen Polen zu Teil geworden ist, an die Hebung des Bauernstandes und an das Aufblühen der Städte. Der Bauer ist aus einem verachteten, gemißhandelten und rücksichtslos ausgebeuteten Leibeignen der adlichen Tyrannen des Landes ein freier Besitzer des Bodens geworden, den er pflügt und von dem er erntet, und nur der Jude beutet jetzt den unvorsichtigen noch aus. Deutsche Ökonomen, Maschinen und Fabriken haben den Ackerbau und die Landwirtschaft überhaupt gefördert. Eisenbahnen und gute Landstraßen durchschneiden dieses Stück Polakei wie die westlicher gelegnen preußischen Gebiete und befördern dort wie hier den Wohlstand. Nach deutscher Art eingerichtete Schulen lehren den Kindern die Elementarkenntnisse, Gymnasien verbreiten höheres Wissen nicht nach der hohlen Methode der Jesuiten, sondern nach solider deutscher Art, die zum Selbstdenken erzieht. Was die Volksschule nicht leistet, wird durch den Dienst im Heere ergänzt. Der junge polnische Bauer lernt hier die deutsche Sprache verstehen und sich in ihr ausdrücken, durch den Unterricht in der Kompanie oder Schwadron und durch den Verkehr mit den Bewohnern der deutschen Garnison erwirbt er sich Vorstellungen, die seinen ärmlichen und gebundenen Geisteszustand reicher und freier machen. Er nimmt saubere und ordentliche Gewohnheiten an und bewahrt sie in vielen Fällen. Wo sie und der andre geistige Erwerb wieder verloren gehen, ist der Umstand daran schuld, daß die Geistlichkeit den alten wüsten Schlendrian erhalten zu sehen wünscht oder doch nichts gegen ihn thut, da er zum echten Polentum gehört und Unwissenheit und Unbeholfenheit den Zwecken der Kirche, wie man sie in diesem Kreise auffaßt, gute Dienste leisten.

Kurz, für die große Masse des polnischen Volkes ist die Germanisirung ein Segen gewesen, und viele empfinden das und würden es noch stärker empfinden, wenn die alte Zeit einmal wiederkehrte. Nur die Adlichen und der Klerus wissen, was sie wollen, wenn sie eine Wiederherstellung der polnischen Republik vor den Teilungen wünschen und erstreben. Die alte Zeit ist ihnen, was den ausgewanderten Juden Ägypten mit seinen Fleischtöpfen war. Sie wollen wieder in den Stand gesetzt sein, mit den Bauern nach Belieben zu schalten und zu walten, die deutsche Bildung soll wieder der römischen weichen, die deutsche Zucht der polnischen Freiheit. Solchen Wünschen ist aber ein genügend starker

Digitized by Google

Pflock vorgesteckt, und das ist eine Wohlthat. Ein Sprichwort meint, es sei gut, daß unser Herrgott der Ziege den Schwanz nicht zu lang habe wachsen lassen, sie schlüge sich sonst die Augen damit aus. Es ist ein Glück für den „Patriotismus" oder — nennen wir das Kind getrost beim rechten Namen — für den Egoismus mit der patriotischen Kokarde, daß er nicht die Macht hat, seine Velleitäten in erfolgreiche Thaten umzusetzen, er würde sich und das ganze Volk und Land abermals zu Grunde richten. Wir aber werden ihm unter keinerlei Umständen zur Verwirklichung seiner Phantome verhelfen. Es wäre Sünde gegen uns selbst und Sünde gegen unsern Nächsten, der zwar weiß, was er will, aber nicht weiß, was er thut.



Börse und Publikum.

2.

Der zuletzt besprochene Vorgang, der keineswegs ein vereinzelter und der seitdem in mancherlei Variationen — in Hannover, Venloo, Berlin ꝛc. ꝛc. — wiedergekehrt ist, mag immerhin einen außerordentlichen Betrug und Vertrauensbruch darstellen, im wesentlichen steckt aber der ganze Verkehr zwischen Börse und Publikum in demselben Sumpfe. Scheinbar steht der Bankier dem Publikum, das ihm seine mobilen Werte zum Verkauf, zur Spekulation, „in Depot" übergiebt, als Kommissionär, als Vermittler gegenüber. Thatsächlich übergiebt aber jeder, der zur Vermittlung eines Börsengeschäfts mit einem Bankier in Verbindung tritt, sein Eigentum dem letztern auf Diskretion. Die Klausel in jedem derartigen Vertrage, daß der Kommissionär auch als Selbstkäufer oder Selbstverkäufer eintreten könne, stülpt das ganze Verhältnis um, ohne daß die Leute, welche sonst jedem direkten Geschäft weit aus dem Wege gehen, Anstoß daran nehmen. Durch diese Klausel bekommt der Bankier den „Geschäftsfreund" aus dem Publikum völlig in seine Gewalt. Er gewinnt das Verfügungsrecht über das Eigentum seiner Klienten und kommt nicht mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt, wenn er auch die Befugnisse des Kommissionärs in strafbarer Weise als „Selbstkäufer" überschreitet.

Dies wird namentlich wichtig bei Depots zum Zwecke der Spekulation. Leider ist schon die Maxime, sich beim Ankauf von mobilen Werten nicht auf seine bereiten Mittel zu beschränken, sondern mehr oder weniger hohe Beträge anzukaufen und dieselben vom Bankier „lombardiren" zu lassen, ganz allgemein

Digitized by Google

üblich geworden. Bei Entrirung derartiger Geschäfte findet das Publikum bei den „Bankiers" stets das freundlichste Entgegenkommen. Der Bankier ist zu allem bereit. In einem Falle, wo ein Spekulationspapier auf diese Weise gekauft wurde, indem nämlich der doppelte Betrag der vorhandenen Mittel angelegt, der fehlende Betrag aber gegen Hinterlegung des ganzen Ankaufs beim Bankier beschafft werden sollte, empfahl der letztere einen viel höhern Betrag — bis zu 80 Prozent — zu kaufen; er sei zur Vorstreckung bis zu dieser Höhe gern bereit.

Es liegt auf der Hand, daß das Publikum auf ein so „coulantes" Anerbieten nur allzu leicht eingeht. Das dem Publikum beigebrachte Motiv zu dem Verfahren des Mehrankaufs und der „Lombardirung" der gekauften Titel ist nämlich zunächst eine etwas höhere Verzinsung des angelegten Kapitals, die sich oft ergiebt, indem der Ertrag der betreffenden Titel etwas höher ist als der Zinssatz, der an den Bankier für die Beleihung gezahlt werden muß. Und selbstverständlich muß dann der Zinsertrag je mehr wachsen, je mehr „fremdes" billigeres Kapital für den Ankauf verwandt werden kann.

Dieses scheinbar für den kleinen Kapitalisten so vorteilhafte Verhältnis — das ihm, wie er sich einbildet und wie ihm der Bankier bestätigt, ohne weiteres Zuthun eine außerordentliche Erhöhung der Rente bringt — findet sich leider nicht nur im Börsengeschäft, sondern auch auf andern spekulativen Gebieten in sehr gefährlicher Weise entwickelt. Thatsächlich ist es das Grab des mittlern und kleinen Besitzes. Auf diese Weise manipuliren auch meist die Bauwucherer, indem sie dem Besitzer eines kleinen Vermögens beibringen, daß, wenn er nur den Bauplatz zu bezahlen und den Grund zu legen imstande sei, ihm gern das zum Ausbau fehlende Geld „geliehen" werden würde. Dies geschieht dann auch: aber bald genug erlebt man auch hier das Endergebnis: daß das ganze Haus dem „Darleiher" gehört, während der Beliehene das Nachsehen hat.

Ganz dasselbe findet statt bei dem obenbezeichneten Lombardverhältnis. In beiden Fällen giebt sich der Düpirte dem verhängnisvollen Irrtum hin, er mache bei dem andern ein Darlehn. In Wahrheit giebt er diesem nur die Handhabe, fremdes Eigentum auf die „rechtlichste" Weise an sich zu bringen. Denn jeder Lombardvertrag enthält eine Klausel, nach welcher beim Sinken des Kurses der lombardirten Titel im Verhältnis des Sinkens weitere Deckung gegeben werden muß. Auf diese Weise ist der Börsenlaie durch sein famoses Kauf- und Leihgeschäft in den Zug der Börsenspekulation hineingeworfen, er weiß nicht wie. Besonders bei Börsentiteln, welche starken und raschen Kursschwankungen unterworfen sind, ist die Gefahr in dieser Hinsicht groß. Gerade auf diese Börsentitel werden aber am bereitwilligsten große Leihbeträge gegeben. Man motivirt dies damit, daß man mit ihnen am leichtesten „herauskommen" könne. Thatsächlich ist aber nur der Prozeß der Eigentums-„Verwechslung" ein rascherer; der nominelle Besitzer des Lombarddepots wird rascher mürbe. Denn selbstverständlich wird

Digitized by Google

bei jeder nennenswerten Kursverniedrigung Deckung für den „Verlust“ gefordert, und da der Darleiher berechtigt ist, bei Verzögerung des Einganges dieser Deckung das Depot auf Kosten und Gefahr des „Schuldners“ zu verkaufen — wobei er als „Selbstkäufer“ auftreten kann —, so ist der Klient oft sein Vermögen los, noch ehe er die Möglichkeit eines solchen Vorganges begriffen hat. Es kann sogar vorkommen, daß beim Verkauf der Verlust größer wird als das zum Ankauf des Depots verwandte Kapital; selbstverständlich wird der Bankier wegen des Restes sich an das übrige Vermögen seines Kommittenten halten, und stets wird der letztere vom Gericht verurteilt werden, den Ausfall zu decken.

Dies wird aber noch bei weitem ärger dann, wenn das betreffende „Depot“ ausdrücklich zum Zweck der Spekulation gekauft wird, und wenn daraufhin das Spiel mit Kauf und Verkauf, Differenzgewinn und Differenzdeckung in Gang kommt. In solchem Falle schiebt der Klient meist sein Geld direkt in die Tasche seines Kommissionärs. Denn dieser kauft in den meisten Fällen gar nicht, was er kaufen soll; er verwendet vielmehr die Zahlung des Klienten zu seinen eignen Zwecken und führt den Posten lediglich im Buch, schreibt zu, wenn Kursgewinn, schreibt ab, wenn Kursverlust eintritt, und bucht lediglich die Ordres, die ihm dazwischen zugehen, während er sich in seiner Korrespondenz zur Ausführung dieser Ordres „bekennt.“ Strafrechtlich gedeckt ist der Bankier nach dieser Richtung hin ebenfalls durch die Klausel, daß er jederzeit als Selbstkäufer auftreten kann und durch die an der Börse vorhandene Möglichkeit, sich jederzeit „Stücke“ zu verschaffen. Eine Revision der „Depots“ aber findet natürlich nicht statt.

Es liegt auf der Hand, wie leicht das Publikum, das nur die Hälfte oder noch weniger vom angeblichen Spekulations-„Kapital“ eingezahlt hat, bei solchem „Geschäft“ sein Eigentum vollständig verlieren kann. Da der Kommittent nicht selbst an der Börse verkehrt, so kann er natürlich auch nicht den Schwankungen der Kurse unmittelbar folgen. Das Publikum erfährt zwar durch den Kurszettel, wie der Kurs der letzten oder vorletzten Börse war, aber der Gang der augenblicklichen Börse ist ihm dunkel; und Dispositionen, die infolge des gestrigen Geschäftsganges gegeben wurden, können heute völlig veraltet und interessewidrig geworden sein. In den wiederkehrenden Epochen, wo die Spekulation „realisirt,“ die „schwachen Hände“ abschüttelt, die „Börse“ säubert, verschwinden jene Depots massenhaft.

Jede der größeren sogenannten „Realisationen“ der Spekulation drückt notwendig auf die Kurse und kann eine „Deroute,“ welche bei Überspannung der Spekulation einen Krach nach sich ziehen muß, zur Folge haben; wie denn nicht ohne Grund behauptet wird, die „Realisation“ Lebaudys habe den nächsten Anstoß zum letzten Pariser Krach gegeben. Denn unter „Realisation“ versteht man den effektiven Verkauf derjenigen Titelkategorien, in denen die Spekulation

Digitized by Google

engagirt ist, zu dem Zweck, den Differenzgewinn zwischen Kauf und Verkauf aus dem betreffenden Engagement herauszuziehen und zu konsolidiren. Hieraus ergiebt sich der Druck auf die Kurse. Allerdings gleicht sich ein solcher Druck, wenn er nicht allzugroßen Umfang annimmt und wenn nicht andre kritische Momente dadurch zur Wirksamkeit gebracht werden, in der Regel bald wieder aus; aber es genügt schon ein solcher vorübergehender Druck, um den Kommittenten, welche ihr finanzielles und wirtschaftliches Heil den Bankiers anvertraut haben, einen Differenzverlust zu notiren; und der Ausgleich dieses Differenzverlustes ist stets ein höchst unvollkommener.

Tritt aber infolge irgend eines Spekulationsmanövers ein stärkerer Rückgang der Kurse, entweder in großen Sprüngen oder in stetigem Rückgang von Börse zu Börse ein, so sind die Deckungen und Depots des kleinen Publikums — der schwachen Hände — sämmtlich verloren.

Die Verluste eines solchen Kursrückganges können nämlich nur dadurch paralysirt werden, daß man die herabgehenden Titel nicht verkauft, sondern kauft. Dazu gehören aber Mittel, oder es gehört dazu Kredit, und man muß in den kritischen Momenten von Augenblick zu Augenblick disponiren können, also am Operationsfelde der Börse anwesend sein. Dies letztere ist aber, wie gesagt, bei dem Publikum, das bei den Bankiers Depots unterhält oder unter Deckung spekulirt, nie, und das erstere nur selten der Fall. Der Kommittent erfährt die für ihn nachteilige Kursbewegung erst durch das Kursblatt und empfängt gewöhnlich gleichzeitig die Mitteilung seines Kommissionärs, daß die Deckung oder das Depot nicht mehr genüge und daß daher Ergänzung nötig sei. Diese Ergänzung kann aber in den meisten Fällen schon von vornherein nicht geliefert werden. Denn meist hat eben der Kommittent, verlockt durch das „Entgegenkommen" des Kommissionärs, sowie durch die Aussicht auf höheren Zinsengenuß oder auf Spekulationsgewinn, seine gesammten flüssigen Mittel im Depot oder in der Deckung festgelegt, es ist ihm daher nicht möglich, weitere Mittel so rasch als nötig zu beschaffen. Beides ist hier gleich gefährlich, denn da die Bewegung an der Börse eine ununterbrochene, jeden Tag sich wiederholende ist, so gilt rasche Erledigung als Bedingung und der Kommissionär ist von vornherein berechtigt, bei Zögerung Deckung und Depot auf Gefahr des Kommittenten zu verkaufen. Hier sehen wir die dunkle Schattenseite der „Koulanz" des „Bankiers" und der lockenden Zinsen, beziehentlich des Spekulationsgewinnes bei niedrigen Depots und kleiner Deckung. Beide sind schon bei der geringsten rückgängigen Bewegung gefährdet, und es können Nachzahlungen schwerster Art an den Kommissionär nötig werden — Nachzahlungen, welche schon oft ganze Vermögen verschlungen haben.

Von diesen Verlusten der mittleren und kleinen Kapitalisten, ja selbst der großen, wenn sie durch Kommissionäre spekuliren lassen, leben die Börsenspekulanten von Profession und häufen ihre Reichtümer. Denn auch die größeren

Digitized by Google

Kapitalisten stehen den Vorgängen an der Börse nicht routinirt genug gegenüber; den wenigsten fällt es ein, der einzigen Börsenweisheit: zu kaufen, wenn die Kurse niedrig, zu „realisiren," wenn sie hoch sind, sich zu akkomodiren, also anstatt bei Kursstürzen besinnungslos ebenfalls loszuschlagen, vielmehr dem Zuge nachzugehen und bei jedem Sturz nachzukaufen. Dies liegt meist daran, daß das spekulirende Laienpublikum über das Wesen der Vorgänge an der Börse vollkommen im Dunkeln ist. Durch die sogenannten Handels- und Finanzblätter wird diese Dunkelheit nur noch gesteigert. Denn jene Blätter sind lediglich die Kolporteure der vagen, geflissentlich ausgestreuten Börsengerüchte, welche der Verwirrung dienen sollen. Wichtige und wesentliche Mitteilungen, welche das Publikum thatsächlich aufklären könnten, sucht man in diesen Blättern vergeblich. Die sogenannten Börsenberichte in den Zeitungen sind mehr oder weniger Reklamen; sie sind nicht selten von „Bankbeamten" geschrieben und nicht ihre Tinte wert. Leider stehen die meisten Zeitungsredaktionen, selbst wenn sie den besten Willen haben, der Börse und überhaupt der finanzpolitischen Bewegung geradeso naiv gegenüber wie das große Publikum, dem es „überaus wohlthuend ist, Sonntags morgens beim Frühstück den Kurszettel zu lesen und zu finden, daß man ohne Zuthun wieder um einige Prozent reicher geworden ist." Leider ohne Zuthun! aber das „Zuthun" bleibt nicht aus, wenn die Kehrseite der Medaille obenaufliegt. Als vor einigen Jahren die Konservativen eine Zeitung in Frankfurt am Main gründeten — wen wählten sie zum Redakteur des „Börsenteiles"? Einen verkrachten Börsenjuden!

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn jede stärkere Bewegung der Börsenkurse nach rückwärts große Verheerungen im Nationalwohlstand anrichtet. Durch den fortschreitenden Prozeß der „Mobilisirung" wird das Publikum immer mehr der fundirten Anlegung seiner disponibeln Mittel entfremdet, wodurch der allgemeine Zug, der gegen direkte Beziehungen im Verkehr, insbesondre im Kapitalverkehr, geht, überaus begünstigt wird. Es bedurfte daher kaum noch jener vagen wirtschaftlichen Gesetzgebung, aus welcher die Wucherpflanzen des Aktien- und „Volksbank"-Wesens herauswuchsen, um den Nationalwohlstand auf Schrauben zu stellen und ihn einer großen, scheinbar in Koterien gespaltenen, aber in ihrem Ziel nur allzueinigen Körperschaft in die Hände zu liefern.

In der That entspricht es ganz dem von uns bereits in seiner ursächlichen Bedeutung hervorgehobenen allgemeinen Grundzug, der fast alle wirtschaftlichen Angelegenheiten in fremde Hände legen ließ, daß nun auch die Gesetzgebung Organisationen zur völligen Entreißung der Eigentumsrechte zuließ und begünstigte. Diese Organisationen sind die Aktiengesellschaften und in potenzirtem Grade die Kreditgenossenschaften. Die letztern sind übrigens nicht eine Erfindung von Schulze-Delitzsch, wie die beflissene Reklame unserm Publikum weißgemacht hat, sondern nichts als die Übertragung der alten englischen unlimitirten Aktiengesellschaft nach Deutschland.

Digitized by Google

In der Aktiengesellschaft und in der Genossenschaft verliert der Beteiligte das Recht an seinem Eigentum vollständig; der Unterschied zwischen beiden ist nur der, daß der Verlust dieses Rechts sich bei der Aktiengesellschaft auf den Betrag des Aktienkapitals beschränkt, während dieser Verlust bei der Genossenschaft sich auf das gesammte Vermögen erstreckt. Für diese ungeheuerlichen Rechtsverluste tauscht sowohl Aktionär als Genossenschafter nichts ein als die Scheinrechte der Vorstandswahl und der Abstimmung bei der Generalversammlung!

Beide Institute haben im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre unsre gesammte Wirtschaftlichkeit überwuchert und alle wirtschaftlichen Verhältnisse durchsetzt. Sie stehen zu dem Netz von Bankiers, Finanz- und Handelsagenten, welches seit eben dieser Zeit gleichfalls das ganze Land überzogen und seine Maschen bis über die kleinsten Verhältnisse geworfen hat, in nächster Beziehung. Sie bahnen dem Wucher en gros den Weg und führen jährlich der Börse ungeheure Summen zu. Immer raschern Ganges fallen alle Gebiete der wirtschaftlichen Thätigkeit in ihre Hände, und jeder dieser Vorgänge bezeichnet einen Verlust am Nationalwohlstand zu Gunsten des internationalen Reichtums, der in den großen wirtschaftlichen Krisen seine Orgien feiert.

Eine Reihenfolge von Vorgängen auf dem Gebiete des Aktien- und Genossenschaftswesens, die sich in den letzten Jahren zutrugen, hat wohl den Leuten die Augen etwas geöffnet, aber immer noch nicht zur Genüge. Die Vorgänge bei der Luxemburger Nationalbank, bei der Deutschen Handelsgesellschaft in Frankfurt rc., dann bei den Genossenschaften in München, in Stuttgart rc.*) haben gezeigt, daß Aktionäre und Genossenschafter in Bezug auf ihr Eigentum weit rechtloser sind, als sie es in dem ärgsten „sozialistischen Idealstaat“ sein könnten. Ist es schon schlimm genug, daß die Aktiengesellschaften von ihren Direktoren um Millionen bestohlen werden können ohne entsprechende Bestrafung, so ist es noch schlimmer, daß in den Kreisen des Großkapitalbesitzes die moralische Beurteilung der Eigentumsverhältnisse vollständig beseitigt erscheint. Dies führen alle Fälle von Aktiengesellschaftszusammenbrüchen vor Augen.

In dem Falle der Luxemburger Bank gelang es den Direktoren, Millionen von Privatschulden der Bank aufzulasten und das Portefeuille der Bank seiner guten Werttitel zu entleeren, um es mit Pariser Treppen-„Werten“ zu füllen. In dem Falle der Deutschen Handelsgesellschaft stahlen die Direktoren zu Gunsten der Newyorker Firma Gebrüder Mayer — zu deren Inhabern zwei Brüder des einen Handelsgesellschaftsdirektors gehörten und bei der der Vorsitzende des Aufsichtsrats jener Gesellschaft beteiligt war — im Verlaufe von etwa anderthalb Jahren nahezu zehn Millionen Mark, und die Eingeweihten hielten schließlich, als die nette „Transaktion“ durchgeführt war, die Sache noch sechs Wochen

*) Neuerdings auch bei der Berliner Handelsgesellschaft und bei der Preußischen Leihbank.

Digitized by Google

lang geheim, um mit Hilfe der Börsenmakler und der „befreundeten" Presse ihre Aktien zum Teil über pari an das große Publikum zu bringen, was auch vollkommen glückte, worauf dann ein ungeheurer Kurssturz eintrat. Selbstverständlich fielen dann zu den reduzirten Kursen die Aktien wieder an die Eingeweihten zurück. Der unmittelbare Verlust bei dieser Affäre erreichte die Summe von 10 000 000 Mark, welche sämmtlich an die Gebrüder Mayer in Newyork gegangen waren. Diese Firma löste sich auf, erstand aber sogleich wieder in Gestalt zweier neuen Firmen, die sich dem amerikanischen und deutschen Publikum alsbald empfahlen mit — „besten Referenzen."

Der indirekte, durch die Agiotage der Eingeweihten hervorgerufene Verlust dieser Affäre der Deutschen Handelsgesellschaft dürfte aber den Betrag von 10 000 000 Mark noch erheblich übersteigen. Die kleinen Leute wurden zu jener kritischen Zeit, deren Bedeutung jedoch nur die Eingeweihten kannten, durch die Börsenmakler zum Ankauf von Deutschen Handelsgesellschafts-Aktien förmlich haranguirt und verloren sämmtlich mehr als die Hälfte des aufgewandten Kapitals.

Gegen die Direktoren wurde zwar Anklage erhoben. Aber der Strafantrag gegen beide lautete nur auf — Geldstrafe. Der Gerichtshof erkannte gegen den ersten Direktor allerdings auf drei Monate Gefängnis; allein derselbe ging in aller Ruhe nach Amerika seinen Millionen nach. Es fand sich eben in unsern Strafgesetzen kein Punkt, von dem der Direktor hätte gründlich gefaßt werden können. Belastungszeugen gab es in der betreffenden Gerichtsverhandlung gar keine. Es waren überhaupt als Zeugen nur ein Aufsichtsratsmitglied und ein Kommanditär der bestohlenen Gesellschaft anwesend. Und diese Zeugen — der eine ein früherer Armeelieferant und späterer Gründer, der andre ein wütiger Waarenspekulant — schienen nur anwesend zu sein, um zu beweisen, daß in diesen Kreisen alle Scham verschwunden ist. Aus den Zeugenaussagen klang es heraus wie Staunen und Verwunderung, daß Herr Mayer nicht alles, was überhaupt da war, gestohlen, daß er sich mit lumpigen zehn Millionen begnügt und nicht den kleinen Rest auch noch genommen. Gewehrt hätte es ihm niemand. Der Aufsichtsrat war zufrieden, wenn er alljährlich seine fetten Tantièmen einstreichen konnte; seine Sitzungen hielt er ganz ad libitum und con amore. Von einer gründlichen Prüfung des Standes und der Geschäfte der Gesellschaft war keine Rede. Die Monatsabschlüsse der Direktoren enthielten Fälschungen im Betrage von einem halben Dutzend Millionen, aber dem Aufsichtsrat waren die Abschlüsse auch so recht. Den geladenen Zeugen erschien daher der Direktor als ein wahrer Ausbund von Ehrlichkeit, und die Juristen waren sich offenbar nicht klar darüber, ob Fälschungen auch wirklich Fälschungen seien.

Jedenfalls ergiebt sich aus diesem Vorfalle, daß die Direktoren einer Aktiengesellschaft allein oder gemeinsam mit dem Aufsichtsrat die Aktionäre um das ganze Aktienkapital bestehlen können, ohne etwas anderes als eine formelle Strafe

Digitized by Google

gewärtigen zu müssen. Von Entschädigung kann keine Rede sein; schon deshalb nicht, weil der einzelne Aktionär vollkommen rechtlos ist. Nur dann, wenn es gelingt, in der Generalversammlung eine Majorität gegen den Aufsichtsrat zusammenzubringen, könnte ein derartiger Versuch glücken. Allein nur in den seltensten Fällen wird eine solche Majorität sich zusammenbringen lassen. Dies erklärt sich leicht aus der oben erläuterten Art der meisten Beziehungen des großen Publikums zur Börse und aus der daraus sich ergebenden Unmöglichkeit, bei einem Kurssturz der Aktien dieselben zu halten. Auf diese Weise wird es den eingeweihten Faiseurs immer möglich, die teuer verkauften Aktien wieder billig, meist sogar unter dem verbleibenden realen Werte, an sich zu bringen und damit nicht nur neuen Gewinn zu machen, sondern auch die Majorität in der Generalversammlung zu gewinnen. Dies dürfte sich auch bei dem neuesten Krach, dem des „Preußischen Leihhauses" zu Berlin, zeigen. Hierdurch wird natürlich jede Aktion gegen Aufsichtsrat und Direktion unmöglich gemacht. Die Generalversammlung beschließt einfach, was jene wollen, denn die Minorität ist machtlos; so geschah es im Frankfurter Falle, und so geschieht es in allen Fällen. Von den Aufsichtsräten der „Deutschen Handelsgesellschaft" trat nur ein einziger gegen das Verfahren der Direktoren auf.

Es vergeht kein Jahr mehr, wo nicht derartige Vorgänge mehrfach sich ereignen. Aber das Publikum scheint noch weit davon entfernt zu sein, aus denselben praktische Folgerungen zu ziehen. Trotz der weitgehenden Entrüstung, welche gegen den Börsenschwindel allgemein herrscht, bleibt die Handlungsweise der Kapitalbesitzer nach wie vor dieselbe. Statt das eigne Kapital selbstthätig zu verwalten und eigne Unternehmungen vorsichtig zu entwickeln, oder statt jenes auf direktem Wege bei anständigem Zinsfuß zu verleihen, giebt man sich immer und immer wieder dem „Kommissionär," „Bankier" und „Makler" preis, läßt sich zum Schuldner machen, wo man thatsächlich Gläubiger ist, und gerät hierdurch in Spekulationen, denen man nie gewachsen sein und bei denen man immer im Verlust bleiben wird. Auf Vorspiegelungen, deren trügerischer Inhalt durch die Erfahrung längst bewiesen ist, auf die unsichersten Zins- und Gewinnversprechungen läßt man sich ein und opfert ganze Vermögen, während doch zu direkter sicherer Anlage, die freilich Aufmerksamkeit und Sorgsamkeit verlangt, Gelegenheit im Überfluß vorhanden ist.

So lange unser Kapitalistenpublikum in diesem unheilvollen Hange des Zwischengeschäftes der Börse und ihrer Gehilfenschaft steht und damit den Boden der Selbstthätigkeit völlig aufgiebt, so lange wird auch die Gefahr der Aufsaugung des Wohlstandes nicht gemindert werden, und so lange wird das Vacuum der sozialen Not auf der andern Seite rapid anwachsen. Alle Mittel, welche der Staat gegen jene Aufsaugung ergreift, können nur schwach wirken. Gleichwohl gebietet die Pflicht der Selbsterhaltung alles, was auch nur zur teilweisen Eindämmung dienen könnte, zu ergreifen. Denn es handelt sich beim Börsen-

Digitized by Google

schwindel nicht um Vereinzelungen, sondern um ein in das soziale Leben eingedrungenes System, dessen Wirkungen sich auf jedermann direkt oder indirekt erstrecken. Um aber dieses System zu überwinden, kann es nicht genügen, wenn der Staat seine Gesetzgebung so entwickelt, daß die Börse und ihre Anhängsel aus ihrer abgesonderten Stellung herausgehoben werden; es ist vor allem notwendig, daß das kapitalbesitzende Publikum selbst von seiner unheilvollen Neigung, seine Finanzangelegenheiten, sein wirtschaftliches Wohl und Wehe Kommissionären preiszugeben, sich befreie.

Der Kanzelvortrag und seine Bedeutung.

> Actio in dicendo una dominatur . . . Huic primas dedisse Demosthenes dicitur, cum rogaretur, quid in dicendo esset primum, huic secundas, huic tertias.
>
> Cicero.



egen die Übersetzung des ciceronianischen actio in dicendo durch „Vortrag" ist nichts einzuwenden, wenn es in dem Sinne wie bei Goethe in den Worten: „Allein der Vortrag macht des Redners Glück" gilt, wenn darunter die Art der Darstellung der Gedanken durch die Rede in Bezug auf Pronunziation, Deklamation und Gestikulation verstanden wird. Über Vortrag in diesem Sinne und zwar über den Kanzelvortrag unserer Geistlichen beabsichtige ich mich möglichst eindringlich auszulassen, und obwohl schon die Überschrift dieses besagt, so glaube ich doch besonders hervorheben zu müssen, daß ich nicht jene „papierene" Beredtsamkeit im Auge habe, über die unsere Geistlichen in demselben erfreulichen Maße wie unsre sogenannten professores eloquentiae verfügen, sondern das „Wie sie reden," in welchem Punkte diese professores noch gar viel von unsern Kanzelrednern lernen können, nachdem diese erst selbst sich hierin einer gründlichen Schulung und Ausbildung werden unterzogen haben.

Freilich bin ich weit entfernt davon, behaupten zu wollen, daß ein tüchtiges, freies Wort über jene „papierene" Beredtsamkeit, über den Stil der Kanzelredner nicht sehr am Platze wäre. Und gottlob leben wir ja nicht mehr im Zeitalter Muhameds, der einfach durch Landesgesetz verordnete, daß sich niemand erdreisten solle, besser zu schreiben als er, der vom Geiste Gottes getriebene, sondern in dem Jahrhundert des königlichen Verfassers der „Walhalla-

Digitized by Google

Genossen," welcher in einem öffentlichen Dekret zu erkennen gab, daß seinen Stil zu tadeln niemand zum Vorwurf oder zur Strafe gereichen solle.

Es wäre wohl zu konstatiren, wie wenig dem Kanzelredner die höhere und nationale Anschauung geläufig sei, die mit Wilhelm von Humboldts Worten dahin charakterisirt ist: „Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker." Es wäre wohl zu konstatiren, daß, wie die Kanzel oft dazu beigetragen hat, namentlich durch unnatürliche Periodenverwicklung den Stil zu verderben, noch heute Herders Eiserungen*) gegen die ciceronianischen Affektationen der deutschen Kanzelredner gelten. Es wäre wiederholt auf das Studium anerkannter Vorbilder aus der reichen Geschichte deutscher Kanzelberedtsamkeit hinzuweisen, deren gediegener Typus mit dem würdigen Johann Lorenz von Mosheim anhebt, „welcher die Sprache der deutschen Kanzel zur vollendeten Form einer kernhaften religiösen Gesinnung erhob," dessen Predigt „fern von allem handwerksmäßigen Schematismus und zünftiger Pedanterie auf dem eigentümlichen Schwung eines inhaltvollen und wahrhaft begeisterten Gemütes gegründet erscheint," und der ihr „zugleich eine künstlerische Vollendung und Schönheit zu geben" bestrebt war. Diese Seite der Kanzelberedtsamkeit indessen zu beleuchten, ist nicht meine Sache; ich fühle mich nur gedrungen, die actio in dicendo denen, die es angeht, möglichst eindringlich ans Herz zu legen, und scheue mich nicht, antizipirend auszusprechen, wie unsre Geistlichen diese zu ihrem eignen Schaden und dem des Volkes bisher offenbar stark vernachlässigt haben, und zwar in dem Grade, daß der gebildete Kirchenbesucher, anstatt vor Gott im Herzen gedemütigt und erhoben die Predigt zu verlassen, meistens eine traurige Resignation davonschleppt, die in dem augustinischen Credo, quia absurdum gipfelt, das heißt in der Version: „Ich glaube an Gott; ich glaube auch dem Geistlichen, aber sein Vortrag war absurd."

Gleich um einen eindringlichen Titel war es mir sehr zu thun. Der obige ist es wenig und recht harmlos, und doch habe ich lange darüber nachgegrübelt. Als Franzose hätte ich vielleicht über éloquence de la chaire geschrieben; des prangenden Euphemismus „Kanzelberedtsamkeit" wollte ich mich aber nicht schuldig machen; wie ich auch sogleich den jovial-gelehrten Titel „Pastorale Eloquenz" verwarf, weil ich es vermeiden wollte, den Leser zu der auch nur vorübergehenden Annahme zu verführen, als ob es eine solche im allgemeinen wirklich gäbe. Auch hätten zum mindesten die Grenzboten Contrebande gewittert. „Zur Reform des Kanzelvortrags" konfiszirte ich schon im Entstehen, weil die Grenzboten nicht hingereicht hätten, diesen Artikel zu „fassen." „Kanzelvortrag

*) Z. B. „Wo schleppt sich die Sprache mehr als auf den Kanzeln? Hier, wo man das Verständliche des Vortrags so oft darein setzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu sagen, die Perioden in ihre fürchterlichen Glieder zu ordnen, um einen panischen Schauder einzujagen." Oder: „Dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit und nach dem Essen einen sanften Schlaf machet" u. s. w.

Digitized by Google

und Sprachverderbnis" war auch zu streichen, weil darin die Substantiva als Gegensätze hätten aufgefaßt werden können. Auch den Titel „Die Dilettanten der Kanzel" löschte ich im Handumdrehen; denn daß ich hiermit rücksichtlich der actio in dicendo die Geistlichen meinte, hätten nur diese selbst gefühlt, oder am Ende gar nur diejenigen unter ihnen, welche sich nicht für Meister der Rede halten, also niemand. Viel zu gute that ich mir eine Weile auf die Titel „Kanzelvortrag und Märtyrertum" und „Kanzelvortrag und Heroismus." Sie schienen mir aber alsbald unpassend in der Erwägung, daß es thatsächlich viele gut geschriebenen Predigten giebt, die zu hören es bei weitem mehr als Heroismus bedarf und in der ferneren Erwägung, daß in solchen Predigten oft nicht nur der Zuhörer, sondern mehr noch der Kanzelredner zum Märtyrer wird, mit dem einzigen Unterschiede, daß dieser martervoll redend unschuldig zu leiden wähnt, jener aber schweigend gemartert wirklich unschuldig leidet. Auch fiel mir noch ein, daß Titel in der Jurisdiktion Rechtsgrund bedeutet, und daß ich zwar das Recht hätte, Kanzelvortrag und Märtyrertum schlechtweg in das bündige Verhältnis von Ursache und Wirkung zu setzen, nicht aber Grund, dieses Abhängigkeitsverhältnis als etwas unbekanntes oder besonders interessantes zu proklamiren. Am besten wäre vielleicht der nach bekannten Analogien geformte Titel „Zur Pathologie und Therapie des Kanzelvortrags" gewesen. Er klang jedoch zu sehr nach unschuldig vergossenem Blut und Leichenöffnung und mußte den Gedanken nahe legen, daß es sich in diesem Aufsatz etwa gar um eine mit Handschuhen zu vollziehende Sektion handle. Und das wollte ich unter allen Umständen vermeiden. Es ist da nichts mit Handschuhen anzufassen. Mit nackter Hand greife ich die nackte Wahrheit. Und wenn ich unter endgiltiger Beibehaltung des wenig eindringlichen Titels sage: „Der Kanzelvortrag von heutzutage ist im allgemeinen kläglich," so ist das keine zu beweisende Behauptung, sondern nach der Terminologie der simpelsten Schulgeometrie die feststehende Voraussetzung oder, wenn man will, eine Erfahrungsthatsache, wie wenn ich sage: „Das Laub ist im allgemeinen grün," wobei es freilich näher gelegen hätte, einen Vergleich vom „dürren Holze" zu suchen.

Der uralte Streit, ob alle Beredtsamkeit (actio in dicendo) von der Kanzel zu verbannen sei oder nicht, der schon im 17. Jahrhundert, wo derselbe in Frankreich heftig entbrannte, sich dahin entschied, daß die Notwendigkeit der geistlichen Elokution gerettet wurde, ist heute ein Fechten mit Windmühlen. Trotzdem fechten die Geistlichen fort. Wenn sie unterliegen, haben sie alles, was ihnen anhaftet, und alles, um dessen Besitz sie kämpfen — mit einem Wort, alle Fehler des Kanzelvortrages — auf dem Altar des Vaterlandes abzulegen und müßten sich dem Joche eines ausdauernden Studiums der actio in dicendo beugen. — Dem Joche? — Ach, wenn sie wüßten, welche Schätze sie gewönnen! Aber sie scheinen es nicht zu wissen; denn sie fechten fort unter vielhäutigen, starkledernen Schilden. Sie sind gewappnet mit dem verrosteten Panzer über-

wundener Autoritäten. Aber es ist ein Kampf mit Windmühlen. Eine Herkulesarbeit jedoch wäre es und eine besonders unnötige, diese Schilde abzuhäuten und diese Autoritäten aufzustapeln. Im Grunde kommt alles auf die Interpretation des persuadere an. „Wir wollen überzeugen, nicht überreden." Das ist die an sich löbliche Devise, unter der sie fechten. Sie vergessen aber, daß persuadere ursprünglich „mit Erfolg raten" bedeutet, und sie vergessen vor allem, daß diese etymologische Mine ohne alles vorhergehende Wortgeplänkel in die Luft fliegt, sobald man den Zündfaden anlegt: „Du sollst überredend überzeugen." Und das ist zugleich der Ariadnefaden dieses vermeintlichen Labyrinths. Überzeugen kann man am besten mit den kältesten Verstandesbegriffen, mit den Erbfeinden der Kirche — wie fern liegt die Religion über ihnen, wie fern liegen sie der Aufgabe und der bestimmten Absicht der Seelsorger, auf das Gemüt zu wirken! Mit Verstandesbegriffen überzeugt werden ist auf der Kanzel mindestens recht langweilig und gar nicht erbaulich; mit Verstandesbegriffen überzeugen ist gleichsam ein Skeletterexziren; überzeugen kann mich selbst derjenige, der nicht drei Worte fließend und richtig spricht; er überzeugt mich vielleicht sogar von etlichen Wahrheiten des Christentums, aber diese Überzeugung hinterläßt nicht den geringsten Eindruck, ich fühle sie nicht im Herzen, sie ist mir eine momentan aufgebürdete Last, eine Schlußkette, die ich habe klirren hören, die mich aber nicht im geringsten gefesselt hat. Der Kanzelredner hat aber, wie gesagt, die bestimmte Absicht, nicht mit kalten Verstandesbegriffen zu operiren, sondern auf das Gemüt zu wirken, weil er weiß, daß er mit jenen fast nichts in seinem Berufe ausrichtet. Er wendet sich also an das Gemüt. Er müht sich auch redlich ab, uns zu erbauen. Es gelingt ihm nicht. Da schilt er über die Gleichgiltigkeit gegen die Kirche. Er spricht stundenlang über alle Empfindungen und vermag nicht eine einzige wachzurufen; alle Saiten des Gemüts lechzen nach Anschlag, und er versteht nicht eine einzige zu packen. Alle Mittel, die Herzen wie Wachs zu kneten, stehen ihm in reichstem Maße zu Gebote; die Herzen bleiben hart, weil er seine Mittel nicht kennt oder nicht anzuwenden weiß. Er erhebt uns nicht, und wenn er uns überzeugt, so reicht unsre Überzeugung kaum bis zur Kirchenthür, durch die wir uns kalten Herzens, mit der früher zitirten augustinischen Reminiseenz im Schlunde, niedergeschlagen, anstatt erhoben, fortbegeben.

Von dem großen Meister Eckhof erzählt man, daß er das deutsche ABC mit so mannichfachen Abstufungen des Ausdruckes einem Engländer vorgelesen habe, daß dieser durch Thränen, Schrecken und Schauer bis zum lautesten Gelächter getrieben worden sei. Und darauf paßt es, wenn sein Zeitgenosse, der große Meister Kant, die Beredtsamkeit eine Betrügerin schilt, welche in Dingen, wo die Vernunft entscheiden soll, dem ästhetischen Gefühle das letzte Wort zuspielt. Aber es paßt mit nichten auf die Beredtsamkeit der deutschen protestantischen Kanzel, welche die Wahrheit selber ist und sein will, und an welcher

selbst der schwächste Versuch, eine unangebrachte Schönrednerei auf Kosten der Wahrheit geltend zu machen, wie an einem Felsen zerschellen würde. Die geistliche Beredtsamkeit tritt aber ja überhaupt gar nicht mit der Ungewißheit auf, Recht oder Unrecht zu behalten, sie hat die anerkannte Wahrheit zum Inhalte. Eben deshalb ist es eine geradezu absurde Antipathie, welche die Geistlichen dem Überreden entgegenbringen. Als ob es sich um etwas andres handele, als aus Überzeugung zum Guten überzeugend zu überreden, ohne die Wahrheit zu verschönern, aber auch ohne in falscher Würde auf das Recht zu verzichten, auf das Gefühl, diesen mächtigsten Hebel zur Religiosität, durch die Mittel gottgefälliger Überredungskunst zu wirken. Wo ist denn da das Verwerfliche oder gar Unmoralische, wenn man jemanden derart vom Guten überzeugt, daß man ihn zum Guten überredet? Ich kann nicht sagen, daß mir der längst vergessene Thomas Campanella mißfiele, wenn er die geistliche Beredtsamkeit als die „zum Guten überredende und von dem Schlechten abratende Kunst" nennt. Es ist vielmehr die Mißachtung der Thatsachen den Kanzelrednern als Unterlassungssünde anzurechnen, der Thatsachen, daß der Mensch leicht und eher zum Guten zu überreden als zu überzeugen und daß die Überzeugung eine nachgeborne Schwester der Überredung ist, insofern als die Gründe der Überzeugung erst dann ihre volle Kraft äußern, nachdem das Herz durch Überredung gewonnen ist. Und hat Euripides, wenn er die Überredung die „einzige Führerin der Menschen" nennt, nicht insofern Recht, als die ganze Erziehung zumeist auf Überredung fußt? Diese Unterlassungssünde freilich ist den Kanzelrednern nicht allzuhoch anzurechnen; denn wenn sie auch beabsichtigt hätten, überzeugend zu überreden, sie hätten es nicht vermocht. Sie können nicht überreden, weil sie nicht reden können. Hier ist der Knoten und das Ende des Ariadnefadens. Sie können nicht reden, wohlverstanden, nicht vortragen. Wo auch hätten sie den Vortrag studiren sollen? Doch wohl auf den Universitäten, d. i. den pädagogisch-homiletischen Seminarien. O, das sind ehrwürdige Institute mit ehrwürdigen Namen; aber man braucht sie nicht aus Autopsie zu kennen, um zu wissen, daß sie den Zweck, den Vortrag auszubilden, auch nicht im entferntesten erfüllen. Und sonstige praktische Anleitung für den Vortrag auf den Universitäten giebt es nicht? Giebt es nicht! — Sprachakademien, Rhetorschulen, Lehrer für den Vortrag giebt es nicht? Giebt es nicht! Es ist ein schauerliches Echo! Man sollte es kaum glauben, umsoweniger, als diese Mängel seit mehr als einem Jahrhundert lebhaft empfunden werden, was unschwer historisch zu belegen wäre.

Es ist die höchste Zeit, daß es einmal kategorisch ausgesprochen wird: Sie gefallen uns nicht, unsre Kanzelredner. Wir sind ein musikalisch gebildetes Volk, und unser Ohr will nicht beleidigt, sondern, wie unsre Seele, auch durch äußere Harmonie ausgefüllt sein. Überall giebt es hunderte und tausende, die einen so guten Geschmack haben wie jenes gemeine Weib aus dem Athener Volke,

Digitized by Google

das einen Theophrast wegen seines Accents tadelte. Also ganz kategorisch: Wir verbitten uns den Dialekt, der uns zerreißt, der uns national zerkleinert und unsern Geist verengt; wir verbitten uns die fehlerhafte Artikulation und Accentuation, das entsetzliche monotone Drohen und Gurgeln, überhaupt alle verstümmelten Sprachtöne und alle geschraubten „Kanzeltöne"; wir verbitten uns den Mangel an richtiger Modulation, das näselnde Portament und die überhaspelte, jede Interpunktion verachtende Volubilität; wir verbitten uns das hohle, psalmodirende Pathos, das zwitschernde Tremuliren und das ohrzerreißende Diphthongiren der Vokale, auch die gänzlich mißglückte Kraftanstrengung mitleiderregender Gestikulation, wie namentlich in diesem Punkte das banausische Heimsuchen der Kanzel mit sündezermalmenden Faustschlägen. Dazu haben wir das Recht und die Pflicht. Wer öffentlich auftritt, verfällt dadurch dem Urteile des Volkes. Alle öffentlichen Redner, die als Organ einer Gesammtheit auftreten, müssen sich die rücksichtsloseste Kritik gefallen lassen — es liegt kein Grund vor, die Kanzelredner davon auszunehmen, vielmehr die Pflicht, dieselben an ihre sehr ernste und verantwortliche Stellung als Hüter und Förderer der Muttersprache zu erinnern. Die einzige Zufluchtsstätte und der Herd der gebildeten, nationalen Aussprache ist nur noch die Bühne. Weshalb nicht die Kanzel? Es ist wahrlich nicht ihr Verdienst, daß unsere Sprache in der eignen Heimat nicht schon heimatlos ist. Es muß anders werden. Die Kanzel ist berufen zum Sprachhort. Das kann nicht genugsam hervorgehoben werden.

Es ist wahrlich nur ein sehr vorläufiges Postulat, wenn man verlangt, daß der Kanzelredner, wie jeder öffentliche Redner, wenigstens das Bewußtsein des lebendigen Sprachgeistes, das Bewußtsein, über das Material seiner Kunst, über die Technik des Redens orientirt zu sein, in sich trage und das Streben erkennen lasse, hier nicht im Dunkeln zu tappen und die bloße Gewohnheit seine liebe Amme zu nennen. Die Sprache ist das Material, dessen er sich zur Versinnlichung des geistigen Inhalts, zur Veranschaulichung seiner Ideale bedient. Die Sprachorgane müssen also derart ausgebildet sein, dieser geistigen, idealen Welt eine adäquate Form durch die Sprache verleihen zu können. Die Predigt ist ein Kunstwerk, in welchem Inhalt und Form einander entsprechen müssen. Es erweckt ein tiefes, tiefes Bedauern, wenn man bedenkt, wie geschickt, wie inhaltsreich, wie aus dem tiefsten religiösen Gemüt entsprungen manche Predigt auf dem Papiere fertig wird, die, gut vorgetragen, die allerbedeutsamste, erschütterndste und erhebendste Wirkung verspräche; wie sie vorgetragen aber sowohl den Redner als die Zuhörer um alle Freude betrügt. Die Wirkung scheitert daran, daß der Redner das unmittelbare, sichere Übersetzen aus der Innerlichkeit der Seele in die Äußerlichkeit der Rede nicht zu vollziehen versteht. Man denke sich dagegen eine solche Predigt von einem tüchtigen und würdigen, in den Talar gesteckten, den Zuhörern unbekannten Schauspieler vor-

Digitized by Google

getragen: **die** Predigt würde eine Stadt erschüttern, der pseudonyme Kanzelredner gälte für einen Gottbegnadeten, die Gemeinde trüge ihn auf den Händen, weil er sich mit einem Zuge in aller Herzen eingeschrieben, die er „mit urkräftigem Behagen" bezwungen; die Kirche würde das zweitemal, und so oft er predigte, die Zuhörer nicht fassen, und wohlgemerkt: keinem Menschen und keinem Geistlichen, der sich nicht ins eigne Fleisch schneiden will, würde es einfallen, etwa von überflüssigem Firlefanz auf der Kanzel, oder, wie eine mir bekannte „Seelsorgerei," von dem „Schwingen des Rührlöffels" zu sprechen. Denn — wie Karl von Holtei zu sagen pflegte — „der einzelne Zuschauer mag ein Dummkopf sein, das ganze Publikum ist ein verflucht gescheidter Kerl," und den jämmerlichen, periodisch wiederkehrenden „Rührlöffel" würde es doch wohl von dem Zauberstabe, der in echter Gottesbegeisterung die Herzen aufwühlt und beseligt, zu unterscheiden und demnach zu verfahren wissen. Das Volk ist besser als diejenigen, welche es verleumden. Das deutsche Volk ist recht sehr willig zu wahrhafter und gemütvoller Erbauung; es ist recht sehr religionsbedürftig und -erbötig. Aber das deutsche Volk hat Geschmack genug, einen abschreckenden Vortrag nicht anziehend, sondern abschreckend zu finden. Hinc illae lacrimae! Ein schwach geschriebenes Gedicht klingt gut vorgetragen wie die Begeisterung des edelsten Dichters; ein gut gesprochenes kurzes Gebet erhebt weit mehr, als eine ellenlange, schlecht vorgetragene Predigt. Nur in der bedauerlichsten Verblendung könnte ein Kanzelredner darauf verharren, zu behaupten, daß es bei der Predigt einzig auf den Inhalt ankomme, daß die Technik des Redens ihm überflüssig oder gar — komödiantenhaft erscheine. Er würde sich in einem ungeheuern Widerspruch befinden. Denn das steht fest: jeder Geistliche strebt in seiner Predigt nach möglichst großer Wirkung, und sagen wir es nur ganz offen, auch nach möglichst großer **äußerer** Wirkung; es ist ihm bei Leibe nicht gleichgiltig, ob seine Zuhörer andächtig gähnen oder sich verstohlen die Augen wischen, ob man ihn herzlich langweilig oder herzlich befriedigend gefunden hat, und obgleich Monotheist, bringt er dem Schreckgespenst Tres faciunt collegium jedes nur erdenkbare Opfer. Und dieses sein Streben ist echt menschlich und zeichnet nicht nur den Missionär aus. Er arbeitet also „auf den Effekt" und — perhorrescirt die Mittel, die einzig eine gute Predigt wirkungsvoll machen, d. i. den Vortrag. Da liegt der Widerspruch.

Lernt also, ihr Kanzelredner, nicht nur den „Vortrag" als die Hauptbedingung jeder Wirkung von der Kanzel herab würdigen, bemächtigt euch mit Fleiß und Ausdauer auch der „äußeren" Mittel der Rhetorik. Dann werden die Klagen, daß die Kirchen leer stehen, daß die tiefen Lehren der Moral die Herzen nicht zu erobern vermögen, bald verstummen. Verlaßt euch darauf! Nicht durch die neuesten Bestrebungen, den musikalischen Teil des Gottesdienstes auszudehnen, wird man den Kirchenbesuch und noch weniger oder vielmehr ganz und gar nicht das kirchliche und christliche Leben fördern, sondern nur und sicher

durch eine gute und vor allem gut vorgetragene Predigt. Freilich ist der „gute Vortrag“ eine schwere Sache. Aber durch Fleiß und Ausdauer, vor allem in der Schulung des Organs, läßt sich sehr viel erreichen. Denkt an die Schauspieler — jawohl, an die Schauspieler, für welche die Ausbildung des Sprachorgans eine Lebensfrage ist, und welche fast noch die einzigen Hüter unsrer Muttersprache sind, dieser „Haupt- und Heldensprache,“ wie Leibniz sie nennt. Konrad Eckhof hatte gar keine Schulbildung und fing als Lichtputzer an; Ludwig Devrient hatte ein überaus sprödes, mit Kehltönen versetztes Organ, gar keine Volubilität der Rede und beim ersten Debüt zwei Arme und zwei Beine zuviel. Beck und Iffland, zum Predigerstande erzogen, hatten anfänglich mit allen Ausgeburten eines nasalen Organs zu kämpfen. Die meisten Organe prädestiniren nicht zum Sprachmeister. Wie Goethe sich jedoch bekanntlich getraute, aus jedem gerade gewachsenen Grenadier einen guten Schauspieler zu machen, so ist nicht zu bezweifeln, daß jeder Kanzelredner die Disposition zum Redner in sich trägt.

Wen aber sollen sie zum Lehrer wählen?

Solange es keine Sprachakademien und Rhetorschulen giebt, und in Anbetracht dessen, daß Selbstunterricht in den seltensten Fällen genügt, giebt es nur einen Lehrstand dafür. Ich fürchte kein Anathema. Es ist mein heiligster Ernst: es sind die Schauspieler; deshalb die einzigen Lehrmeister, weil sie die einzigen sind, welche die actio in dicendo pflegen und verstehen. Es können ja meinetwegen depossedirte oder emeritirte sein. Aber gleichviel, „der Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren“ — „hier wird's Ereignis.“ Es ist auch garnicht abzusehen, weshalb der Kanzelredner, z. B. in seinen Ferien, nicht einen diskreten Privatkursus bei einem geeigneten Schauspieler durchmachen sollte, denn so wenig das enthusiasmirte Volk wußte, daß Napoleon I. sich seine öffentlichen Reden durch den Schauspieler Talma einstudieren ließ, ebensowenig brauchte ja über einen derartigen „Privatkursus“ etwas an die Öffentlichkeit zu dringen. Ich will nicht untersuchen, ob nicht die Scheelsucht der Kanzelredner gegen die Schauspieler zum Teil gerade darauf zurückzuführen ist, daß bei diesen die Wirkung des Wortes eine so unendlich viel packendere und nachhaltigere ist; ich will nicht untersuchen, ob nicht die Ursachen des Mangels an Kanzelberedtsamkeit zum Teil dadurch aufgeklärt werden, daß die Geistlichen keine Theater, diese einzigen Konservatorien für Sprachpflege heutzutage, besuchen; ich bin aber der festen Überzeugung, daß weder diese Zurückhaltung lange mehr dauern wird, wie ja bereits Konzertlokale und Biergärten nicht mehr zu den verpönten Erholungsstätten derselben zählen, noch daß der Antagonismus von Komödiant und Pfarrer ein unüberwindlicher sei.

Viktor Hugo bekräftigt und beweist unumwunden und sehr gelassen: Il faut bien le dire, dans tout orateur il y a deux choses, un penseur et un comédien. Es braucht niemandem eine Gänsehaut überzulaufen. Es ist ein überaus treffendes

Digitized by Google

und erleuchtendes Wort. In Bezug auf den Kanzelredner heißt das: Die Hauptsache der Kanzelrede liegt im Inhalt, aber der Vortrag, der dessen Mängel zwar nicht ersetzt, aber genießbar macht, ist die zweite und die dritte Hauptsache; wir wollen durchaus keine nach Art des Scalabrini in Musik gesetzte „Liebe ohne Strümpfe," durchaus keinen Rhetorismus auf Kosten der Wahrheit und der religiösen Erbauung; wir wollen eine nach Gehalt durch Sachwert und Würde ausgezeichnete Kanzelrede, die bestimmt ist, als die Frucht christlicher Gesinnung und Erleuchtung die Richtung des Geistes auf das Ewige zu nähren; aber wir wollen die Frucht nicht in garstiger, jede Harmonie der Seele störender Schale; wir wollen keine Beleidigung des guten Geschmackes, nirgendwo, auch nicht auf der Kanzel.

Es ist unumgänglich notwendig, weil in ihren indirekten Folgen von ungeheuerm Einfluß auf die Religiosität des Volkes, daß eine Reform des Kanzelvortrages eintrete; sie müßte nicht zum wenigsten auch den Geistlichen zur Freude gereichen, weil die Kirchenleere aufhören würde. Es ist schlechterdings nicht abzusehen, weshalb die Kanzelredner ihren Gegenstand nicht in dem vorteilhaftesten Lichte darstellen wollten. Der Segen wäre allerseits und allerorten. Die Beredtsamkeit, dieses Band des Volkslebens, ist das vollkommenste Mittel, die Menschen besser und gesitteter zu machen, weil sie auf sämmtliche Seelenkräfte zugleich einwirkt, weil sie „die Sinne der Menschen lenkt und die Gemüter besänftigt." War es nicht Sokrates, der — ohne die Gewalt christlicher Lehren zu besitzen — durch eine einzige Überredung aus einem ausschweifenden Jüngling beinahe einen Heiligen machte? Wer die Sprache vervollkommnet, der hebt das Volk um einen Grad, und wenn wir auch nicht Beifall rufen möchten, wenn, wie Klopstock will, diejenigen Landes verwiesen würden, welche nicht deutsch sprechen, so wollen wir doch, daß unsre Kanzelredner sich die actio in dicendo gründlich zu eigen machen und daß sie, wenn sie dazu keine andre Gelegenheit haben, sich deshalb an die vorher erwähnten Sprachmeister wenden. Ein Tänzer ohne Ausdruck ist ein bloßer Luftspringer, und ein Kanzelredner ohne Vortrag ist die Strohpuppe seines eignen Sprachgeistes.

Ich halte es nicht für anständig, einen so ernsten Sermon mit Geschrei zu schließen. Den eindringlichen Notschrei aber kann ich nicht unterdrücken: Wir wollen Rednerschulen — sobald wie möglich Rednerschulen! Der Staat aber hat die Pflicht, schließe ich mit Friedrich Feuerbach, „jede sittliche, d. i. menschlich berechtigte Anforderung der Zeit, wenn ihre Verwirklichung in seinem Bereiche liegt, zu berücksichtigen."

Hamburg. Alfred Stelzner.



Digitized by Google

Zur Rechtschreibung der Fremdwörter.



bhandlungen über Orthographie sind an der Tagesordnung. Auch die Grenzboten haben in letzter Zeit schätzbare Beiträge zu der Streitfrage gebracht. Daß wir von einer Einigung noch immer sehr weit entfernt sind, ist nicht zu leugnen, allein man darf wohl Zweifel hegen, ob eine solche jemals werde erzielt werden. Eine so wenig disziplinirte, so voll Schulmeistergeist und Rechthaberei steckende Nation wie die deutsche würde sich nicht einmal fügen, wenn sie eine einzige Akademie hätte und diese ein Normalwörterbuch aufstellen wollte; in jedem Winkel würde ein Pedant seinen Querkopf aufsetzen, und vielleicht erschiene die Verteidigung der unveräußerlichen Schreibfreiheit als ein neuer Punkt in dem Programm der oppositionellen Parteien. Dem Besseren, welches der sprichwörtliche Feind des Guten ist, tritt bei uns immer noch das Beste in den Weg: wäre der Fortschritt noch so groß, wir verschmähen ihn zu machen, wenn er nicht direkt an das ideale Ziel führt. Einen Fortschritt erblicken wir unsrerseits schon in der vielseitigen Teilnahme an der Diskussion. Sie bekundet doch wenigstens Anteil an dem Ergehen der Muttersprache, die man sonst gleichgiltig jeder Mißhandlung preisgab. Und dieses erfreuliche Interesse an dem Gegenstande ermutigt uns, eine Seite derselben zu berühren, welche gewöhnlich unbeachtet bleibt, während jede Regelung der Rechtschreibung, werde sie von welcher Autorität auch immer durchgesetzt, doch Stückwerk sein müßte, wenn sie nicht die Schreibung der Fremdwörter mit in Betracht zöge.

Daß diese Frage überhaupt existirt, danken wir auch nur jener Pedanterie, welche uns so schwer zu einheitlicher Schreibung des Deutschen gelangen läßt. Jedes andre Volk macht mit den einer fremden Sprache entlehnten Wörtern wenig Federlesens; es spricht sie aus, wie sie ihm in den Mund passen und schreibt sie nach der Aussprache. Wir dagegen setzen einen Stolz darein, die Nationalität jedes solchen Einwanderers, sei er Franzose oder Engländer, Slovake oder Hottentotte, gewissenhaft zu konserviren — wir, die berüchtigten Germanisatoren. Im Gebrauche von Fremdwörtern gehen wir jetzt im Durchschnitt verständig zu Werke,*) wir halten uns gleich fern von dem einstigen geckenhaften Kauderwälsch wie von pedantischem Purismus. Fast jedermann ist darauf bedacht, entbehrliche Fremdwörter, die sich in unsere Sprache eingeschlichen haben, auszumerzen, verkennt aber nicht, daß in der That die Entbehrlichkeit feststehen muß. Gesetze lassen sich dafür nicht geben, zahllose Fremdwörter haben sich

*) Wirklich? Uns scheint es im Gegenteil, als ob die Fremdwörterseuche — in der Tagespresse wenigstens — mit jedem Tage schlimmer würde. D. Red.

Digitized by Google

völlig eingebürgert, haben einen ganz bestimmten, allgemein bekannten Sinn erhalten und unsern Wortschatz bereichert, und wer sie übersetzen oder durch Neubildungen ersetzen wollte, liefe meistens Gefahr, unverständlich zu werden. So glückliche Schöpfungen wie das unsers Wissens von Friedr. Ludw. Jahn aufgebrachte „Volkstum" gelingen nicht jedem und nicht immer. In der Rechtschreibung der Fremdwörter aber begehen wir arge Thorheiten.

Wir haben die Absicht, jedem Fremdwort seine heimatliche Schreibung und Aussprache zu lassen. Mit der ersteren wird es uns bei Pfleglingen aus den großen Kultursprachen nicht sehr schwer, da heutzutage jeder Gebildete soviel Französisch, Englisch und Italienisch gelernt hat, um es halbwegs orthographisch schreiben zu können. Aber welche Plage legen wir dem Wenigergebildeten damit auf, wie viele Verlegenheiten, Lächerlichkeiten, Mißverständnisse verschuldet diese Marotte! Und mit der Aussprache wird es keineswegs genau genommen. Wir schreiben Kondukteur, sprechen aber nur die dritte Silbe französisch aus. Wir sagen protegiren mit gezischtem g, aber nicht Protekteur, sondern Protektor, stellen also dem Zeitwort einen französischen Heimatschein aus und erinnern uns bei dem Hauptworte, daß es aus dem Lateinischen stammt. Für das Volksgericht, welches aus nicht rechtsgelehrten Richtern zusammengesetzt wird und bei seinen Sprüchen lediglich seinem Gewissen zu folgen hat, besitzen wir das bedeutungsvolle Wort Schwurgericht, die Engländer haben sich von dem lateinischen jurare, schwören, das entsprechende jury gebildet, die Franzosen dies übernommen, und wir machen aus ihrem le jury „die Jury" mit ü, lassen aber dem Juror sein u. In Ingenieur wird gewöhnlich die erste Silbe nach deutscher Weise ausgesprochen, das Übrige nach französischer. Den sinnreichen Junker des Cervantes schreiben wir spanisch, sprechen ihn aber französisch aus, und Don Juan Tenorio wird für seine Sünden durch eine ganz raffinirte Verhunzung seines Titels und Vornamen gestraft. „Budget" muß sich alle erdenklichen Aussprachen gefallen lassen. Nun kommen die Wörter, besonders die Eigennamen, welche wir aus slavischen oder orientalischen Sprachen direkt oder durch Vermittlung der Franzosen oder Engländer beziehen! Bedienen sich die betreffenden Völker der abendländischen Schriftzeichen, so schreiben wir ihnen, z. B. den Tschechen, Polen und Magyaren, gehorsam nach, ohne zu wissen, was mit ihren č, ž, ě, ł, ŋ, cs, sz, gy u. s. w. anzufangen ist. Das Unglück, wenn Jemand Vlk, Zluc oder Nyiregyhaza nicht korrekt über die Zunge bringt, ist allerdings zu tragen, burlesk wird es nur, wenn man gar in deutschgeschriebenen Büchern dem „Car" von Rußland begegnet. Nun aber vollends die Gewissenhaftigkeit, mit der wir die französische oder englische Umschreibung russischer, türkischer, indischer Wörter beibehalten! Früher kannte man nur den indischen Shawl, jetzt ist er ein Châle, und, wenn nicht von quadratischer Gestalt, ein Long Châle, gleichviel, in welcher deutschen Fabrik er gemacht worden ist. Der russische Biograph Mozarts wird konsequent „Oulibicheff" zitirt, weil er auf dem Titel des französischen Werks seinen Namen so geschrieben hat.

Natürlich; die russischen Lettern wären für die große Mehrzahl der Leser stumm gewesen, und da er französisch schrieb, akkomodirte er sich der französischen Rechtschreibung; aber für uns sollte er doch Ulibitscheff heißen. Diese Liste ließ sich bis ins Unendliche fortsetzen, doch soll hier nur noch berührt werden, daß wir, weil die Engländer und Franzosen unsern Laut ch nicht haben, uns verpflichtet glauben, wie sie: Khedive, Khorsabad u. s. w. zu schreiben, obwohl die Zusammenstellung Kh für uns gar keine Bedeutung hat. Welcher Orthographie wir eigentlich die Schreibung des Namens Cetewäjo verdanken, der angeblich Ketschwäjo ausgesprochen werden muß, ist uns noch rätselhaft, eben dieser Fall gehört ohne Zweifel zu den interessantesten.

Ziehen wir die Summe von dem Gesagten, so sehen wir, daß der Leser eines deutschen Buches genötigt wird, dieselben Buchstaben bald nach den Regeln seiner, bald der französischen, der englischen, der italienischen und noch mancher andern Sprache hören zu lassen. Das ist gewiß kein normaler Zustand, und die Versuche, fremde Schriftzeichen in der Stille bei uns einzuschmuggeln, wie ç (auch da, wo im Französischen das einfache c steht, wie in race u. dgl.) erhöhen nur die Konfusion, anstatt zu verringern. Die Lösung des Wirrsals scheint uns darin zu liegen, daß wir eine Anzahl Schriftzeichen schaffen für Laute, die ursprünglich die deutsche Sprache nicht kannte, die ihr heutzutage aber schon unentbehrlich geworden sind. Unentbehrlich auch für den Sprachunterricht und die Lexikographie der modernen Sprachen.

Der Deutsche kann wohl im allgemeinen Sprachtalent nicht zu seinen Vorzügen rechnen. Wir haben Lust, fremde Sprachen zu erlernen, wenden viel Fleiß daran, verstehen bald das Gedruckte in allen möglichen Idiomen, gelangen aber schwer dazu, uns mit Freiheit in einer andern Sprache auszudrücken und behalten fast immer eine mangelhafte Aussprache, vor allen wir Norddeutschen. Unser Französisch erfreut sich eines Weltrufes, und leider eines nicht unverdienten. Woran das liegen mag? Sehr verschiedene Erklärungen sind versucht worden, und in der That vereinigen sich auch wohl ganz verschiedene Ursachen. Dem Deutschen wird es schwer, Laute, die seiner Muttersprache mangeln, gut nachzumachen; diesen Umstand muß man zugeben, doch besteht dasselbe Hindernis mehr oder weniger stark wohl für die meisten Nationen mit Ausnahme der slavischen. Nun pflegen zwar diese letztern mit besondrer Leichtigkeit sowohl Grammatik als Accent sich anzueignen, wenigstens Russen und Polen, indessen kommt bei diesen wieder in Betracht, daß für ihre gebildeten Kreise das Französische, um welches es sich zumeist handelt, halb Muttersprache ist. Und warum hat der Süd- und der Westdeutsche nicht so schwer zu ringen wie der Norddeutsche? Uns dünkt, nicht sowohl die Zunge als vielmehr das Ohr sei der Stein des Anstoßes.

Nach unsern Beobachtungen hören die meisten Norddeutschen gar nicht, worin ihre Aussprache fremder Wörter sich von der richtigen unterscheidet. Per-

Digitized by Google

sonen, die Jahre lang in Frankreich gelebt und sich Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke angeeignet haben, sprechen doch das nasale n und das l mouillé genau so, wie sie es nach ihrer Schulgrammatik und von einem Lehrer gelernt haben, der wahrscheinlich selbst nie gutes Französisch gehört hatte; und wenn man sie darauf aufmerksam macht, wollen sie den Tadel durchaus nicht als begründet zugeben. Und mit dem Italienischen und Englischen ergeht es den meisten von uns, die diese Sprachen aus Büchern gelernt haben, nicht anders. Wer zuerst in die Fremde kommt, hat seine volle Aufmerksamkeit anzuspannen, damit er verstehe, was zu ihm gesagt wird, und damit er sich selbst verständlich mache; auf Feinheiten der Aussprache kann er daher anfangs nicht achten. Aber er hört die Namen der Städte häufig nennen, und kommt z. B. in Italien dahinter, daß die Städte, welche er schriftgemäß Padova und Mantova nennt, im Munde des Einheimischen viel eher Padua und Mantua heißen, daß in Bologna und Pistoja nicht der Konsonant j, sondern ein zwischen diesem und dem Vokal i in der Mitte stehender Laut erklingt u. dgl. m. Er hat sich daheim redlich abgeplagt mit der Leiter englischer Laute, zu deren Einübung die schönen Sätze dienen The man had a hat on the head u. s. w., aber im Lande wird er die Existenz von allerlei Zwischenstufen inne, von denen sein Buch nichts zu erzählen wußte. Das heißt, er merkt das, wenn er eben aufmerkt, und das können — oder wollen? — Unzählige nicht. Es scheint fast, als ob in der Ebene das musikalische Gehör entweder von Natur weniger fein oder weniger ausgebildet sei. Wir wagen nicht, darüber ein Urteil abzugeben, die Frage müßte unter verschiedenen Gesichtspunkten geprüft werden. Immerhin ist es bemerkenswert, daß musikalisches Schaffen im Volke selbst eigentlich erst mit dem Gebirgscharakter des Landes beginnt, im Norden die Lieder und Tänze aus den oberen Schichten in die unteren dringen, und, falls sie dazu geeignet sind, Volksweisen werden, im Süden die echten Volksmelodien von der gebildeten Welt aufgenommen werden.

Und auf einen Mangel an Übung des Ohrs weist unzweifelhaft auch die Behandlung der Muttersprache fast in allen den Gegenden hin, welche dereinst zum Gebiet der niederdeutschen Sprache gehörten. Wo das Niederdeutsche Schriftsprache geworden ist, also in Holland und in gewisser Beziehung auch in Dänemark, da bestehen Eigentümlichkeiten zu Recht, welche das Hochdeutsche so wenig dulden dürfte, wie die aus derselben Quelle kommende Verwechslung von mir und mich. Wir schreiben Grab, Glas, Gras, gieb, Hof, Ding, Klang, genug, wenig, König, Bad, Jagd, und sprechen Grapp oder Jrapp, Graß oder Jraß, Glaß oder Jlaß, jipp, Hoff, Dink, Klank, jenuch, wenich, Könich, Batt, Jacht, kürzen also in einsilbigen Wörtern den Vokal, der doch in zweisilbigen Formen: Gläser, Jäger, Bäder, geben u. s. w. lang bleibt. Dabei machen wir uns gern noch über die deutschen Brüder lustig, die bemüht sind, jeden Vokal und jeden Konsonanten, überall wo er auch stehen mag, zur vollen Geltung

Digitized by Google

kommen zu lassen. So pflegt bekanntlich der Märker von den „kuten“ Sachsen zu sprechen, für ihn giebt es also keine Mittelstufe zwischen j und k. Allerdings stolpern andre wieder über andre Schwierigkeiten, wissen b und p, i und ü nicht zu trennen, verschlucken die Schlußsilben, bringen kein Zungen-r zustande u. dgl. m. Allein sie sind sich ihrer Schwäche bewußt, verlangen nicht, daß ihre Lässigkeit für andre Gesetzgeberin werde. Folglich tragen sie auch ihre Unarten nicht, oder weniger, in fremde Sprachen hinüber, es sei denn, daß sie die fremde als zweite Muttersprache behandeln, wie die Elsässer und Westschweizer das Französische.

Wie dem aber auch sei: bei geringer Fähigkeit oder Geneigtheit, Ohr und Zunge zu üben und zu überwachen, erscheint das Unheil unvermeidlich, wenn Lernenden Laute, welche die deutsche Sprache nicht besitzt, durch deutsche Buchstaben veranschaulicht werden sollen, und würde doch eher etwas gedeihliches zu erreichen sein, wenn wir für den fremden Laut auch ein besondres Zeichen hätten. Deren Zahl brauchte keineswegs groß zu sein. Vor mir liegt ein encyklopädisches Werk, in welchem die Aussprache des Namens Genlis = Schangli, und des Worts Email = Emallje vorgeschrieben ist. Da haben wir gleich die wichtigsten: das französische ge oder j, gleichbedeutend mit dem tschechischen ž, dem magyarischen zs u. s. w., mit einem b verbunden zugleich für das Englische und Italienische zu verwenden; — das Nasal-n; das l mouillé. Nehmen wir noch das englische th, das dunkle a, dem englischen aw, dem schwedischen å entsprechend, so würde damit wahrscheinlich unser Bedarf im wesentlichen gedeckt sein. Wenigstens ließen sich mit passenden Kombinationen wohl die Ausdrücke schreiben, welche aus dem Französischen, Englischen, Italienischen in unsre Sprache übergegangen sind, und die geographischen und Personennamen, Bezeichnungen von Natur- oder Industrieerzeugnissen aus Sprachen, welche eigene Schriftzeichen haben. Das polnische ł richtig aussprechen zu lernen, darauf muß ein Germane wohl von vornherein verzichten, und er kommt ja auch nicht leicht in die Verlegenheit.

Die hier angedeutete Unterscheidung zwischen Weltsprachen und andern wird einer Rechtfertigung kaum bedürfen, ebensowenig, daß wir das Beibehalten der ursprünglichen Schreibung bei holländischen, dänischen, schwedischen, spanischen ꝛc. Eigennamen befürworten. Wohl aber würde sich bei solchen die Einführung des Accents, wie ihn die Augsburger Allgemeine Zeitung bei spanischen Wörtern anwendet, nötigenfalls auch eines Trennungszeichens, empfehlen. Schreiben wir z. B. den spanischen Namen, welchen General Prim als Prädikat führte, Re-us, so würde nicht immer das komische Mißverständnis zwischen diesem und unserm Reuß vorkommen.

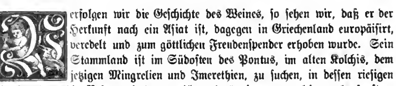
Alles dies wird als unvorgreifliche Anregung gegeben. Vielleicht findet jemand es einer weiteren Erörterung würdig, wo nicht — mag es im Winde verwehen.*)

*) Wahrscheinlich wird das letztere geschehen. Der Bestand unseres Alphabets beruht

Digitized by Google

Wenn jemand fragte: wer soll denn die neuen Buchstaben in die Praxis einführen? so würde ich antworten: die Philologenversammlungen. Germanisten, Ägyptologen, Sanskritforscher bedienen sich ja bereits mancher besondern Lettern, welche dem großen Publikum unverständlich sind und dasselbe auch nichts angehen. Ihnen könnte es nicht gar schwer fallen, zu bestimmen, welche von diesen in unsre Schrift aufzunehmen wären. Auch an die Schriftsteller- und Journalistenkongresse zu denken wäre man versucht, diese haben ja aber viel wichtigere Fragen zu beraten!

Griechische Weine.



Verfolgen wir die Geschichte des Weines, so sehen wir, daß er der Herkunft nach ein Asiat ist, dagegen in Griechenland europäisirt, veredelt und zum göttlichen Freudenspender erhoben wurde. Sein Stammland ist im Südosten des Pontus, im alten Kolchis, dem jetzigen Mingrelien und Imerethien, zu suchen, in dessen riesigen Laubwäldern die Rebe noch heute wild und üppiger, gewaltiger als sonstwo in der Welt wächst, und wo ihre Traube ohne Zweifel auch zuerst gekeltert wurde. Durch die Eroberungszüge der Pharaonen gelangte der Rebstock nach Kleinasien, Syrien und Ägypten, durch das phönizische Handels- und Schiffervolk nach Hellas, zunächst wohl nach den Inseln, wo Bacchos seine Hochzeit mit Ariadne abhält und die ältesten Dionysosfeste gefeiert wurden, dann vermutlich nach Thrakien, wo ihn die Mythe in Nysa seine Jugend verleben läßt, endlich nach Attika, von wo der Anbau der edeln Pflanze und der Genuß des Saftes ihrer Beeren sich nach den übrigen Gauen des Hellenenvolkes verbreiteten.

Dies muß schon geraume Zeit vor der letzten Redaktion der homerischen Gesänge stattgefunden haben; denn häufig wird in diesen des Weines gedacht, und nie als einer neuen Erscheinung des Kulturlebens. Von Ithaka rühmt Telemachos, daß es reichlich Wein hervorbringe, ein Rebengarten gehört zu dem Altenteil, auf das sich der greise Laertes zurückgezogen hat, von den Kalydoniern wird dem Meleager eine Hufe angeboten, die zu gleichen Teilen Wein und Korn trägt, und auf dem Schilde des Achilleus ist ein Garten mit goldnen Reben und silbernen Pfählen sowie ein Winzerfest dargestellt, wo „Jünglinge und rosige Jungfrauen die süße Frucht in schöngeflochtenen Körben tragen und jauchzend nach dem Saitenspiele des Knaben tanzen, der in ihrer Mitte geht.“ Aufbewahrt wird der ausgepreßte Traubensaft in großen Thonkrügen, transportirt

---

auf jahrtausende alter Tradition, und alle Vorschläge, neue Schriftzeichen anzuführen, wie sie namentlich vonseiten der „Ortografen“ schon oft gemacht worden sind, haben in fachwissenschaftlichen Kreisen bis jetzt immer nur Spott geerntet. D. Red.

Digitized by Google

teils in Amphoren, teils in Schläuchen von Ziegenfellen. Auf verschiedene Weinsorten darf man vielleicht nach den Beinamen rot, schwarz, funkelnd und honigsüß schließen, was aber der pramnische Wein gewesen ist, aus welchem Hekamede, die Sklavin Nestors, mit geraspeltem Ziegenkäse und Mehl eine Art Mus bereitet, ist mit Bestimmtheit nicht zu sagen. Sicher dagegen scheint, daß auch das Besserwerden des Weines durch mehrjähriges Lagern der homerischen Zeit schon wohlbekannt war; denn im zweiten Gesange der Odyssee heißt es vom Keller des Odysseus: „Dort standen auch Gefäße mit altem, balsamischem Weine, alle reihenweise an die Mauer gelehnt,“ und im dritten Gesange setzt Nestor dem Telemachos einen elfjährigen Wein vor. Aus der letzterwähnten Stelle ersehen wir ferner, daß man schon damals das Traubenblut mit Wasser vermischt trank, eine Sitte, die sich lange erhielt, sodaß noch ein „anakreontisches“ Liedchen singen konnte:

Bring den Becher her, o Schenke,
Zum unabgesetzten Kraftzug!
Mit dem Wasser fülle zehnmal,
Mit dem Wein fünfmal das Mäßchen.

Sehr alt endlich, obwohl bei Homer nicht zu finden, wird auch die Gewohnheit der Griechen gewesen sein, den Saft der Trauben stark einzukochen und mit Harz zu versetzen; auf den letzteren Gebrauch weist schon der Fichtenzapfen hin, der die Thyrsosstäbe der Begleiter des Weingottes auf Bildwerken schmückt, und dessen auch von den Dichtern bisweilen Erwähnung geschieht.

Die altasiatischen Völker wissen dem Weine, nach ihren Mythen zu schließen, keine andre Seite abzugewinnen als die, daß er sinnlos betrunken machen, also beim Zecher Vergessenheit seiner selbst bewirken kann, etwa wie Opium und Haschisch. Man erinnere sich der Erzählungen von Noa und Lot. Bei den Hellenen begegnen wir einer höhern Auffassung: der Geist der Traube wird zum Gotte, um den sich zahlreiche Mythen gruppiren, und dem beseligende Feste gefeiert werden, welche bis in den Kreis der höchsten gottesdienstlichen Handlungen, der eleusinischen Mysterien hineinreichen. Er ist ein Sohn des Zeus und von seiner Mutter, Semele, umflammt von himmlischem Feuer geboren. Nymphen sind seine Ammen, Walddämonen seine ersten Gespielen. Zum Jüngling erwachsen, pflanzt Bacchos Dionysos den Rebstock und giebt den Hirten und Bauern davon zu trinken. „Und als die Göttinnen,“ heißt es in einem homerischen Hymnus, „ihn, den vielgepriesenen, großgezogen hatten, siehe, da schwärmte er umher in den bewaldeten Schluchten und Thälern, mit Epheu und Lorber dicht bekränzt. Es folgten ihm die Nymphen, er aber eilte voran, und schallendes Toben erfüllte den weiten Wald.“ Und Anakreon redet ihn an: „Großer Herr, mit dem der gebieterische Eros scherzt und die dunkelblickenden Nymphen und die strahlende Aphrodite. Du aber eilest über die hohen Gipfel der Berge.“ Seine Macht ist gleich groß auf dem Meere wie auf dem Lande.

Digitized by Google

Nach dem homerischen Hymnus ist er im Begriffe, von Ikaria nach Naxos zu fahren, ein schöner, schwarzlockiger Jüngling mit purpurnem Mantel. Da greifen ihn tyrrhenische Seeräuber, binden ihn und schleppen ihn mit sich von dannen. Aber die Fesseln fallen ab, um die Segel winden sich Weinreben, Eppich umrankt den Mast, die Ruderbänke umschlingen Blumengewinde, Dionysos selbst wird zum Löwen, und die Schiffer stürzen sich, vom Wahnsinn ergriffen, in die See, wo sie sich in Delphine verwandeln. Eigentlich ganz allgemein der zur Gottheit gewordene Frühling, die Verkörperung der sonnedurchwärmten, schwellenden, grünaufsprießenden Natur, der Saftfülle, des Knospens und Blühens, ist Bacchos doch vorzugsweise gefeiert wegen der Wirkung des Weines, seiner edelsten Spende, auf Leib und Gemüt des Menschen. Er ist der erquickende, stärkende und heilende Gott, der Sorgenbrecher und Befreier, der den Geist beflügelt, alle brüderlich stimmt, mit genialströmender Naturkraft das Widerwärtige wegschwemmt und Lust und Freude in ihre Rechte einsetzt. Als solchen priesen ihn die ländlichen und städtischen Feste und besangen ihn die großen epischen, lyrischen und dramatischen Dichter Griechenlands, und so verklärte er sich allmählich dermaßen, daß sein Wesen in vielen Beziehungen dem des hehren Lichtgotts Apollon glich. Nur trat die Musik und Poesie, die ihm diente, teils verworrener und phantastischer, teils gewaltsamer auf als die dem Apollon geweihte; wir sehen sie heftig bewegt und voll Leidenschaft, sie schwankt zwischen Jubel und wildem Schmerz, possenhafter Lustigkeit und trüber Klage und hat so zugleich die Komödie und die Tragödie und mit beiden den zügellosen Dithyrambus geboren.

In der geschichtlichen Zeit gab es in Griechenland Weine von sehr verschiedener Güte, und es fehlte nicht an feinen Zungen, die sich darüber klar waren. Für die vorzüglichsten Sorten galten die Gewächse von Samos, von wo nach einigen die Götter ihren Nektar bezogen, von Chios, Naxos, Kreta, Lesbos, Kos und Rhodos, desgleichen der Wein, den die Insel Zakynthos erzeugte. In gutem Rufe standen ferner die Weine, welche das Festland bei Ambrakia, Korinth, Sikyon und Phlius hervorbrachte. Der Chierwein wurde zur Zeit des Sokrates in Athen mit anderthalb Mark unsres Geldes pro Liter bezahlt. Die attischen, böotischen und messenischen Weine waren als schwach und geistlos wenig geschätzt. Von den griechischen Traubengattungen werden die lesbischen, die mareotischen, die thasischen, die von Ägina, die Psythia und Melampsythia, die Basilea, der Amethystinon, der Orthampelos, der Daktylis, der Bumastos, der Leptoragios, der Alopekis und der Stephanites lobend erwähnt. Noch im Mittelalter erfreute sich der griechische Weinbau eines guten Rufes und beträchtlicher Ausdehnung. Die Insel Kandia allein soll damals alljährlich gegen zweimalhunderttausend Faß Malvasier auf den Markt von Venedig geliefert haben. Die Türkenherrschaft aber ließ diesen Zweig der Kultur gleich andern mehr und mehr verkommen und verdorren, und erst seit etwa vier Jahrzehnten werden ernste Anstrengungen gemacht, ihn wieder zum Blühen zu bringen.

Digitized by Google

Boden und Lage des Landes begünstigen dieses Streben. Der südliche Teil des Königreichs Hellas und die zur Türkei gehörigen Inseln des ägeischen Meeres liegen in der vulkanischen Zone, die sich vom Kaspisee bis zu den Azoren erstreckt. Von Zeit zu Zeit suchen furchtbare Erdbeben vorzüglich Rhodus, Chios, die Inselgruppe von Santorin und die Gegend von Korinth heim, und Lokalitäten dieser Art liefern wie in Italien auch hier die feurigsten Weine. Das subtropische Klima, der zwar nicht immer, aber doch meistenteils wolkenlose Himmel und die reine Atmosphäre befördern rasches Gedeihen aller Kulturpflanzen. Auch der Erdboden eignet sich vielfach ausnehmend zur Erzeugung feiner und gehaltreicher Weine. Kalkhügel mit Abhängen von geschützter südlicher Lage, vulkanische Schichten, Geröll- und Schieferboden bieten den Reben glückliche Standorte; nur mangelte es bis vor kurzem fast allenthalben und bis in unser Jahrzehnt herein an vielen Orten zur Gewinnung eines edlen Produktes an fleißiger und zweckentsprechender Pflege der Stöcke und an sauberer und rationeller Kellerwirtschaft. Nicht ohne Grund, nur mit einiger Übertreibung hat infolge dessen Henderson vor etwa fünfzig Jahren behauptet, die Griechen tränken im Hochsommer keinen Wein, sondern Essig.

War das damals mit einigen rühmlichen Ausnahmen ungefähr richtig, so ist es doch seitdem wesentlich besser geworden. Namentlich hat das Königreich Griechenland in den letzten Jahrzehnten wie auf andern Gebieten so auch auf dem der Weinerzeugung sehr erfreuliche Fortschritte gemacht. Die Regierung sowohl als verschiedene Privatgesellschaften haben es sich angelegen sein lassen, die neuesten und zweckmäßigsten Arten der Pflege des Weines am Stocke und im Keller einzuführen. Man berief zu dem Zwecke deutsche Gelehrte, wie den badischen Professor Neßler, und französische Kellermeister aus Montpellier und Nimes ins Land, periodisch wiederkehrende Weinausstellungen (Olympiaden) in Athen weckten den Wetteifer intelligenter Produzenten, und so ist es gekommen, daß Griechenland jetzt nicht bloß mehr Süßweine als früher erzeugt, sondern daneben auch treffliche Clarets und trockne Rotweine.

Die im Lande selbst getrunkenen Sorten haben eine Unart, die eine Überlieferung des Altertums ist. Früher räucherte man sie, um sie haltbar zu machen, setzte ihnen zu gleichem Zwecke Kochsalz oder Kalk zu oder mischte den Most mit Terpentin, und die letztgenannte Sitte herrscht noch heute auf dem Festlande und den Inseln. „Kienöl!“ rief der Verfasser dieser Betrachtung entsetzt, als er in einer Schenke des Konstitutionsplatzes zu Athen zum erstenmale von dieser Mischung trank, und der Gast wandte sich mit Grausen. Besonders der weiße „Resinat“ schmeckte greuelvoll. Indeß gewöhnte man sich mit der Zeit auf der Wanderung durch das Land auch an ihn, schon weil es hier nichts andres gab, und befand sich leidlich dabei. Gewöhnen sich doch Menschen aus Arsenikessen, warum nicht an Wein, dem sieben Kilo Fichtenharz auf den Hektoliter beigegeben sind? Übrigens hat diese Gewohnheit für Konsumenten griechischer Traubensäfte

Digitized by Google

in Deutschland durchaus keine Gefahr. Die Weine, die ausgeführt werden, sind vollkommmen rein und nur aus Traubenmost ohne irgendwelchen Zusatz bereitet, und diese Eigenschaft verleiht ihnen einen großen Vorzug vor alledem, was wir als Malaga, Sherry, Madeira, Tokayer u. s. w. mit schwerem Gelde bezahlen, und was in sehr seltnen Fällen reine Naturgabe, vielmehr meist ein Gebräu aus Schnaps und Syrup mit der oder jener Drogue und ein paar Tropfen Wein ist, ja oft genug gar keinen Wein enthält. In Griechenland kennt und übt man diese Fälschung nicht; denn erstens kostet jeder zu ihr taugliche Stoff weit mehr als der Wein selbst, und dann trägt der gesegnete Boden eine so ungeheure Menge Trauben, daß weitaus der größere Teil derselben — etwa 70 Prozent — nicht als Wein verwertet werden kann, sondern zu Rosinen und Korinthen verarbeitet werden muß. Die griechischen Exportweine sind übrigens nicht nur den Weintrinkern, sondern auch den Ärzten und Apothekern zu empfehlen, namentlich die roten besitzen nach Landerer einen ungemein starken Tanningehalt, mit dem sie gegen chronische Diarrhöen und andre entkräftende Sekretionen ausgezeichnete Dienste leisten.

Sehen wir uns die Erzeugnisse der griechischen Rebenkultur etwas näher an. Die bekanntesten Traubensorten sind Uva passa oder Apyrena (die kernlose Korinthentraube), Greco, Cipro, Moskada (Muskateller), Assyrtikon (in Santorin), Nero di Zante, Malvasia, Akardia, Mavrodaphne, Monasterra, Omblo und Sultana; die letztere, ebenfalls ohne Kerne, wird zu Rosinen verarbeitet. Der Export der griechischen Weine wächst mit jedem Jahre und geht vor allem nach Ägypten, der europäischen und asiatischen Türkei und Rußland. Einiges davon beziehen auch Triest und Venedig, und seit 1876 hat sich J. F. Menzer in Neckargemünd mit Erfolg um die Einführung dieser Gewächse in Deutschland bemüht.

Unter den besseren Weinen des Festlandes von Hellas sind die von Pyrgos, Patras, Korinth, Vostizza, Kalavrita, Megaspilion (in Arkadien), ferner die von Schiron, Argos, Tripolitza, Andrusa, Nisi, Modon, Lepanto, Chäronea, Megara und Polioguna (in Livadien), endlich die von Arta, Limni und Komboti in Akarnanien zu nennen. Die von Attika sind nach Hamm herbe, kleine Tischweine, doch zählt Landerer die roten Sorten des Kephissosthales zu den besten des Königreichs, und der Verfasser dieses Berichtes hat 1858 in der deutschen Kolonie Erakli mit dem dortigen katholischen Pfarrer einen nicht refinirten Weißen getrunken, der ganz vortrefflich und an dem nur das eine auszusetzen war, daß der Durst des Schenkwirts, der ihn verzapfte, uns nicht mehr als zwei Flaschen übrig gelassen hatte. In Patras besteht die „Achaja," eine deutsche Aktiengesellschaft für Weinproduktion, in deren Verwaltungsrat die Herren Clauß und Hamburger den Vorsitz führen, und in deren Magazinen zu Zeiten gegen 1800 Fässer meist selbstgebauten Weines aufgestapelt sind. Darunter befinden sich trockne Weißweine von der Art der Sauternes, hochfeine Malvasiere, die an Kanariensekt erinnern, und portweinartige Mavrodaphnes von vor-

Digitized by Google

züglicher Güte. Sonst ist Patras Hauptausfuhrhafen für den Ertrag der Korinthenernte des nordwestlichen Peloponnes. Im August liegen hier oft gegen 40 englische und amerikanische Dampfer vor Anker, und einzelne große Firmen, zu denen auch eine deutsche, Fels u. Comp., gehört, versenden dann täglich bis zu 1500 Faß oder 4500 Zentner Korinthen. In Korinth hat sich das Haus Tripos u. Comp. dem Export der Weine des Landes gewidmet, und zwar führt es nur herbe Rotweine aus. Dieselben verbinden mit dem Bouquet der bessern Gewächse von Bordeaux die Fülle, die Milde und den Mandelgeschmack guten Burgunders. Der Peloponnes erzeugt ferner einen einst sehr berühmten Naturwein, den braunrot und weiß vorkommenden Malvasier, der seinen Namen von der Stadt Napoli di Malvasia im südlichen Lakonien hat. Derselbe ging früher in großen Quantitäten nach England; aus Shakespeare ist bekannt, wie der Herzog von Clarence durch Glosters Mörder in einem Fasse Malvasier ertränkt wird, der sein Lieblingsgetränk war, hier aber so wenig taugte, daß der arme George, dem Tode nahe noch einmal emportauchend, tragikomisch ausrief: „Das ist nicht hübsch, 's ist schlechter Malvasier." Wenn Hamm sagt, dieser Sekt oder Liqueurwein solle nicht mehr in der frühern Vollkommenheit bereitet werden können, doch liefere die Insel Tinos einen Malvasier, der dem verloren gegangenen Stoffe am nächsten kommen solle, so ist dagegen zu bemerken, daß auch der Peloponnes noch drei sehr wohlschmeckende Sorten hervorbringt, einen weißen und einen roten in Achaja und einen in Misistra bei Sparta, wovon man sich durch Proben aus Menzers Keller überzeugen kann.

Besser noch als die Weine des griechischen Festlandes sind die der Inseln. In Kephalonia, wo der deutsche Konsul Toole, ein Engländer, eine große Vinaria besitzt, wachsen deren an 40 Sorten, die eine sachkundige und sorgfältige Pflege erhalten. Die Rotweine sind überwiegend schwer, fett und plump, ähnlich denen von Benicarlo und Alicante, die weißen gleichen dem trocknen Sherry und Manzanilla und finden in England und Amerika guten Absatz. Die Krone unter ihnen gebührt den süßen Moskados, unter denen wieder die von Lixuri den ersten Rang einnehmen. Die Muskatellertrauben gedeihen auf Kephalonia in seltener Vortrefflichkeit, und die aus ihr gekelterten Weine sind mit ihrem leichten Brotgeschmack und ihrer duftigen Blume den südfranzösischen und insbesondre den italienischen, die gewöhnlich ein zu starkes, stechendes Bouquet haben, welches durch einen Zusatz von Hollunderblüten hergestellt ist, weit vorzuziehen. Auf Zante wird ein guter roter Süßwein, der Jenerodi gebaut, auf Korfu und Ithaka gewinnt man Rotweine, die an die süditalienischen und dalmatinischen erinnern und wie diese zu schwer und fett für unsern Geschmack sind. Santa Maura, die alte Leukadia, soll jährlich 50 000 Faß Wein erzeugen. Berühmt ist endlich der süße Rotwein von Cerigo.

Die Insel Cypern erntet im Jahre durchschnittlich 18 000 Hektoliter Wein, wovon etwa die Hälfte ins Ausland geht. Der Boden der Hügel, auf denen

derselbe wächst, ist kalkhaltig und steinig. Die Trauben sind hellrot, haben eine dünne Schale und ein festes Fleisch und enthalten viel Zucker. Die beste Lage der Insel ist die Commanderia, auf dem Boden eines Palastes und Gartens der alten Templer im Distrikt Orni. Gut gepflegt, mag dieses Gewächs das Lob verdienen, das Hamm ihm mit den Worten erteilt: „Goldgelb, wenig süß, ungemein feurig, mit jenem unnachahmlichen Aroma des Südens, welches alle seine Weine charakterisirt, daneben aber mit einem eigentümlichen feinen Bouquet, welches einigermaßen an bittere Mandeln erinnert." Der Commanderia aber, den man für gewöhnlich in den Osterien Triests und Venedigs bekommt, und den der Verfasser dieser Zeilen in Jerusalem, Beirut und Larnaka trank, war durchaus nicht zu rühmen, und Menzer, der sich von einem Weinhause in letzterer Stadt vier Sorten kommen ließ, urteilt darüber: „Ich finde dieselben geradezu abscheulich; sie haben eine platte, stechende Süße, undefinirbaren Geruch und schmecken entschieden rauchig und nach Pech. Wenn daher Schiller den Fiesco sagen läßt: »Wir trinken Cyprier und küssen schöne Mädchen,« so hat ihn ersterer gewiß nicht zu letzterem begeistert."

Eine Hauptstätte des griechischen Weinbaues war früher die Insel Kreta. Im Mittelalter setzten die Mönche des großen Klosters Arkadi den Dienst des heidnischen Weingottes andächtig fort, und später gehörte es zu den Vergnügungen der Kandioten, sich zu Zeiten um ein stattliches Faß, gefüllt mit den Gewächsen von Kanea, Kisamos oder Spacchia, zu lagern und nicht eher wieder aufzustehen, als bis es leer getrunken war — eine Leistung, die man sich nicht zu gefährlich vorstellen darf, da jene Sorten nicht schwer sind. Jetzt hat der Weinbau, der auch etwas Malvasier liefert, hier nicht mehr die einstige Bedeutung, doch werden immer noch etwa hunderttausend Hektoliter das Jahr gewonnen. Erwähnt möge schließlich noch werden, daß die Juden in Retimo für den Gebrauch ihrer Glaubensgenossen den „Vino di Legge" (Wein des Gesetzes) bereiten. Hamm nennt ihn einen „süßen, delikaten, haltbaren Liqueurwein," der Schreiber dieser Zeilen, der ihn in der Locanda von Jaffa probirte, weiß von dem koscheren Gebräu nur, daß es unangenehm süß schmeckt.

Chios lieferte zu Strabons Zeit den Römern vortreffliche Crues in Fülle. Heutzutage gehören Liebhaber dazu, wenn die Produkte der dortigen Rebenpflanzungen gelobt werden sollen. Selbst der von Virgil gepriesene Nektar von Mesta, der noch auf der berühmten Weinkarte der „Drei Mohren" in Augsburg figurirte, ist von bitterm, herbem Geschmack, sodaß ihn jeder nichtgriechische Gaumen verschmäht. Weit mehr Gewicht als auf den Weinbau legen die Chioten auf die Destillation von Mastixbranntwein, der in der ganzen Levante, namentlich aber in den dortigen orthodoxen Klöstern Freunde hat, weshalb er *γάλα τῶν παπαδῶν*, Pfaffenmilch, genannt wird. Samos, Kos, Tenedos, desgleichen Tinos, Skopelo, Mikoni und Naxia liefern außer gewöhnlichen Weinen auch Moskados. Die bessern samischen Sorten könnten bei sorgsamerer Pflege mit

Digitized by Google

den Gewächsen von Madeira und Malaga erfolgreich konkurriren. Es giebt von erstern süße und herbe, und unter jenen leistet der Moskado außerordentliches, nur muß er ein gewisses Alter erreicht haben. Tinos weist den bereits kurz erwähnten Malvasier auf, den Menzer als „rubinrot, fett und voll Feuer, mit hochfeiner Blume" charakterisirt, Paros einen dem Misistra-Malvasier ähnelnden Süßwein, Tzea einige weiße Clarets, die sich nicht sehr hervorthun, Tenedos, das beinahe nur vom Weinbau lebt, leichte, etwas säuerliche, dem Bordeaux gleichende rote Sorten, von denen jährlich über hunderttausend Faß nach Smyrna, Konstantinopel und Odessa verschickt werden.

Die edelste Perle der zum Königreiche Hellas gehörigen Inseln ist, was die Weinerzeugung betrifft, Santorino, das Kalliste des Altertums, die südlichste Insel der Cykladen. Hier, auf rein vulkanischem Boden, neben dem mitten im Meere noch ein Krater raucht und gelegentlich Flammen emporsteigen läßt, wachsen weiße und rote Weine in größter Fülle und Mannichfaltigkeit. Der beste rote ist der herbe Camarite, ein Wein, der sich mit seinem merkwürdigen Tanningehalt als Magenwein empfiehlt. Nach ihm kommt der Vino di Bacco, ein trockner, geistreicher, angenehm schmeckender Claret vom Charakter des echten Marsala. Vorzügliche Weißweine von Santorin sind die Sorten Kalliste und Elia, von denen die erstgenannte die stärkere ist; sonst sind beide gleich brillant, hell, von fein gewürziger Blume, nach Ton und Wesen den besten Weißweinen Frankreichs ähnlich. Über allen endlich steht der Vino Santo, der König der Weine, die das heutige Hellas hervorbringt, sowohl in tiefroter als in dunkelbernsteingelber Farbe zu haben, süß, fett, reich an Alkohol und von höchst kräftigem, aufregendem Aroma. Er ist, wie der Vino Rosé, ein Essenzwein, der dem Tokayer gleichkommt, aber viel wohlfeiler ist, einer der beliebtesten Liqueurweine des Südens. Die Insel produzirt durchschnittlich neun-, in guten Jahren zwölftausend Pipen. Die hauptsächlichsten Konsignationen gehen nach Konstantinopel und den russischen Häfen am Schwarzen Meere. Seit etwa fünf Jahren bezieht aber auch Menzer erhebliche Quantitäten dieser trefflichen Weine, und man kann sie mit ihren Landsleuten aus dem Peloponnes und von den ionischen Inseln in den Kellern der Firma in stattlichen Stückfässern aneinandergereiht sehen. Übrigens hat es auch für mäßig bemittelte Wißbegierige keine Schwierigkeit, ihre Kenntnis von den Gaben des hellenischen Weingotts zunächst durch ein vorsichtiges Kosten zu erweitern. Herr Menzer versendet Probekisten zu zwölf Flaschen mit ebensoviel Sorten, und der Preis der besten von den letztern erreicht noch nicht zwei Mark für die Flasche. Noch edlere Gewächse, wie der „Wein der Helena" und der „Wein Homers," sind nicht viel teurer.

Also, man versuche, wie der Verfasser es gethan hat. Man wird ihm für den Wink danken und sicherlich mehr begehren. Denn, wie der Diener des Prälaten Fugger an die Thür der Schenke von Montefiascone schrieb: Est! Est! Est!

Digitized by Google

Politische Briefe.

5. Die Steuerreform.



Indem wir uns anschicken, von der deutschen Steuerreform zu sprechen, kommt uns das berühmte Wort des Demosthenes in den Sinn, der mit attischer Feinheit den Athenern Glück wünschte, daß an der übeln Lage ihres Staates sie allein die Schuld trügen. „Denn, sagte er, was für die Vergangenheit das schlimmste ist, das ist für die Zukunft das beste." Er meinte, wenn übermächtige Umstände im Spiele wären, so würde keine Hoffnung auf Besserung gestattet sein; die gehäuften Fehler aber würden von nun an vermieden und der Staat noch gerettet werden können.

Das Werk der Steuerreform ist arg verfahren; aber das Gefährt sank nicht deshalb in den Boden, weil derselbe nicht tragfähig war, sondern weil es fast gewaltsam hineingestoßen wurde. Man löse den Wagen und gebe ihm den rechten Lenker, er wird rasch genug auf dem festen Boden ans Ziel gelangen.

Wenn jetzt etwas mißglückt oder drückt in deutschen Landen, so wird die Schuld davon dem Kanzler beigemessen, und damit erkennen die Feinde desselben sein ungeheures Verdienst an. Denn dem nur, der das ungewöhnlichste vermocht, kann, wenn auch nur von Thoren, der Vorwurf gemacht werden, daß er nicht alles und jedes längst in Ordnung gebracht habe.

Es hat lange gedauert, bevor der Kanzler für die Notwendigkeit einer Steuerquelle des Reiches überhaupt Gehör fand. Schon im Jahre 1869, als nur erst der Norddeutsche Bund bestand, trat er mit dem Verlangen einer Anzahl von Bundessteuern hervor. Sie wurden sämmtlich abgelehnt, und damals waren es die Liberalen, welche die Losung ausgaben: man dürfe nicht beliebige Steuern auf die alten flicken; die Beschaffung von Bundeseinnahmen über die aus dem Zollverein fließenden hinaus müsse mit einer organischen Steuerreform verbunden werden.

Im Jahre 1875, als die Milliarden zu verfliegen begannen, nahm der Fürst den ersten wuchtigen Anlauf zur Begründung der Steuerverfassung des Reichs. Es wurden freilich nur zwei nicht weitgreifende Vorlagen, nämlich auf Einführung einer Brausteuer und einer Börsensteuer, eingebracht. Aber die Rede, mit welcher der Fürst am 22. November bei der ersten Beratung für diese Vorlagen eintrat, ist der Kernpunkt aller seiner späteren Versuche geblieben.

Es ist hochwichtig, das zu konstatiren, wofür diese Rede die Beweisurkunde ist, daß das Verlangen nach einer umfassenden Steuerreform nicht von dem Fürsten zuerst erhoben worden ist, sondern daß er, so lange er konnte, sich gegen

Digitized by Google

ein so weitaussehendes, mit so viel natürlichen Hindernissen umgebenes Werk sträubte. Wir lassen die entscheidende Stelle wörtlich folgen.

„Ich erwähne ausdrücklich den geringen Umfang, die geringe Tragweite [der vorgeschlagenen Steuern]; denn von allen Gründen, welche dagegen eingewendet worden sind, ist meiner Empfindungsweise der am nächsten verwandt, daß Sie sich eine weitgreifende Steuerreform wünschen. Eine totale Steuerreform, einschließlich der Zollreform, wer wünschte sie nicht? Aber sie ist eine Herkulesarbeit, die man angefaßt haben muß, um ihre Schwierigkeit vollständig zu übersehen. Mit einem Zug an diesem Netze, unter dem wir jetzt in steuerlicher Beziehung gefangen sind, da klirren alle Maschen bis in die kleinsten Staaten hinein; jeder hat seine besondern Wünsche. Eine vollständige Reform kann nicht zustande kommen ohne eine bereitwillige, thätige, in die Hände arbeitende Zusammenwirkung jeder einzelnen Regierung mit dem Reich."

Ob der Redner schon damals geahnt hat, daß es das preußische Abgeordnetenhaus sein würde, das jenes Zusammenwirken mit dem Reiche am meisten vermissen lassen würde?

Nachdem der Fürst die Schwierigkeit einer totalen Steuerreform, seine Scheu davor und die Unerläßlichkeit des willigsten Eingehens aller partikularen Regierungen, die Parlamente eingeschlossen, hinlänglich zu erkennen gegeben hatte, ging er dazu über, seine Gedanken über eine solche Reform, wenn das Ziel einmal gesteckt werden sollte, in großen Umrissen mitzuteilen.

Es ist bewundernswert, wie der Staatsmann, den man des Schwankens und der Inkonsequenz zeiht, sich treu geblieben ist. Der erste Gedanke war die Verurteilung der direkten Steuern und der möglichst ausgedehnte Ersatz derselben durch indirekte, aus denselben Gründen, die der Fürst immer wieder ausgeführt hat. Damals schon, vor sieben Jahren, wurde die bestehende Einkommensteuer in die Verurteilung eingeschlossen, ausgenommen nur eine Einkommensteuer der reichen Leute. Man höre:

„Ich glaube, daß ich an manches Überzeugung stoße, wenn ich mich von Hause aus für indirekte Steuern erkläre und die direkten für einen harten und plumpen Notbehelf halte, mit alleiniger Ausnahme einer Anstandssteuer, die ich aus den indirekten Steuern immer aufrecht erhalten würde: das ist die Einkommensteuer der reichen Leute — aber wohlverstanden nur der wirklich reichen Leute. . . . . Das Ideal, nach dem ich strebe, ist: möglichst ausschließlich durch indirekte Steuern den Staatsbedarf aufzubringen. . . . Lassen wir die direkten Steuern den städtischen Verwaltungen. Für den Staat ist es meiner Überzeugung nach die Aufgabe, nach dem Beispiel von England und Frankreich nach indirekten Steuern zu streben."

Nunmehr entwickelte der Fürst einen Gedanken, den die Opposition nicht, wie die andern Teile der Rede, vergessen hat, weil sie durch diesen Gedanken den Redner eines flagranten Widerspruches mit seiner späteren Politik zeihen

Digitized by Google

zu können glaubt. Der Fürst sagte nämlich, daß der bestehende Zolltarif zu viele und zu viele nicht einträgliche Finanzzölle enthalte; das Reich solle sich zurückziehen auf ein reines Finanzzollsystem und alle diejenigen Artikel über Bord werfen, die nicht wirkliche Finanzartikel sind, d. h. nicht hinreichenden Ertrag geben; man solle die zehn oder fünfzehn Artikel, die die größte Einnahme gewähren, soviel abgeben lassen, wie man überhaupt aus den Zollquellen für die Finanzen nehmen wolle.

Diese Gedanken sind die Axiome für jedes Finanzzollsystem und heute so unanfechtbar wie vor sieben Jahren. Noch mehr: der Zolltarif von 1879 hat sie zur Geltung gebracht, soweit er Finanzzölle enthält. Aber dieser Tarif sollte eben kein reiner Finanzzolltarif mehr sein. Darin hatte der Fürst seine frühere Meinung ergänzt, aber nicht über Bord geworfen, daß er nunmehr nach den Erfahrungen der letzten vier bis fünf Jahre neben dem Finanzzolltarif einen Schutzzolltarif für nötig hielt. Das ist der sogenannte Widerspruch zwischen den Kanzlerreden von 1875 und 1879. Diese Reden weisen in der Methode, den Einnahmebedarf zu decken durch Finanzzölle und indirekte innere Steuern, die vollkommenste Übereinstimmung auf.

Die Entwürfe zur Erhöhung der Brausteuer und zur Einführung eines Stempels auf Börsengeschäfte und Wertpapiere lehnte der Reichstag am 17. Dezember 1876 ab, weil, wie es in einer fortschrittlichen Flugschrift heißt, „die Majorität nachwies, daß eine Vermehrung der Steuern zur Herstellung des Gleichgewichts im Reichshaushalt garnicht notwendig sei; zu einer Vermehrung der Steuerlast habe aber der Reichstag keine Veranlassung, wenn nicht eine Entlastung in den Einzelstaaten verbürgt sei."

Diese liberalen Herren glaubten und glauben es noch heute, daß eine Staatsverfassung lebenskräftig und dauerhaft sei, wenn sie nur die parlamentarischen Organe besitzt und dieselben mit der gehörigen Macht ausgerüstet hat. Daß die Lebensfähigkeit von der Steuerverfassung abhängt, daß das alte Reich zu Grunde gegangen, weil es wohl einen ansehnlichen Reichstag, aber keine Steuerverfassung hatte, davon fehlt ihnen jede Ahnung.

Dem Reichstag von 1876 wurde nochmals ein Entwurf zur Erhöhung der Brausteuer vorgelegt und in jener Sitzung vom 5. Dezember beraten, welche durch die erste orientalische Rede des Fürsten Bismarck berühmt geworden ist. Am 7. Dezember wurde die Vorlage abgelehnt.

Am 10. März 1877 hielt der Fürst die zweite große Rede zur Steuerreform. Er sprach gegen den Abgeordneten Richter, welcher den Invalidenfonds hatte entlasten wollen. Die Absicht dieses Abgeordneten ist seit dem Bestehen des Reiches darauf hingegangen, die Reichsregierung durch Aufbrauchung aller Finanzbestände vor ein Defizit, dessen Deckung von der Gnade des Reichstages abhängt, und damit vor die Unterwerfung unter den letzteren, d. h. die parlamentarische Regierung, zu stellen. Im Reichshaushalt war eine Erhöhung

Digitized by Google

der Matrikularbeiträge verlangt worden, welche die von Herrn Richter geführte Majorität bekämpfte. Die liberalen Redner machten dem Reichskanzler den Vorwurf, daß er die Erhöhung der Matrikularbeiträge nicht durch eine Steuer vermieden habe, und schoben diese Unterlassungssünde auf das Fehlen eines Reichsfinanzministers.

In dem Verlangen einer Steuerreform lag eine Zweideutigkeit. Man erklärte nämlich, verweigern zu müssen, daß neue Steuern unorganisch auf die alten geflickt würden. Man forderte also ein einheitlich entworfenes, auf die wirtschaftlichen Kräfte organisch verteiltes Steuersystem. Aber man redete zum Teil so, als brauche man mit diesem System die Gesammteinnahme nicht zu erhöhen, was für das Reich Stillstand oder Tod bedeuten würde. Man wollte über den bisherigen Gesammtbetrag hinausgehende Einnahmen nur bewilligen auf Grund des im einzelnen jedesmal nachgewiesenen neuen Bedürfnisses. Das ist das genaue Gegenteil einer organischen Steuerreform; das heißt gerade einen Lappen nach dem andern auf ein altes Kleid flicken. Wenn man eine organische Steuerreform wollte, so wäre das erste unerläßliche Postulat für dieselbe gewesen, daß sie einen reichlichen Bestandteil natürlich wachsender Einnahmen enthalte, um den ebenso natürlich wachsenden Bedürfnissen des Reiches und der Staaten genugzuthun, ohne den Organismus des Systems immer wieder zu zerstören. Schon dieses Postulat führte zur Vermehrung der indirekten Steuern. Herr Richter und seine Freunde aber wollten durch ihre sogenannte Steuerreform dem Reiche die Lebensadern fest unterbinden.

Den Ausgang des Verlangens nach organischer Steuerreform hat eine Resolution des Volkswirtschaftlichen Kongresses gebildet, als derselbe im August 1867 zu Hamburg versammelt war. Der Kongreß sprach sich für die Überlassung der Grundsteuer an die Gemeinden aus und gab diesem schon sonst angeregten Gedanken zum erstenmal die Sanction einer freiwilligen Repräsentation der öffentlichen Meinung. Die Ausführung desselben konnte allerdings nur durch den Aufbau eines organischen Steuersystems gelingen. Es muß indessen bemerkt werden, daß Herr Richter sich anfangs für diesen Gedanken nicht sehr erwärmt hat. Er erkannte als unvermeidliche Folge die Vermehrung der indirekten Steuern, um den Ausfall in den Staatsmitteln zu ersetzen, und erkannte, daß dieser Ersatz den Staat stärken müsse.

Der Reichskanzler kündigte in der Reichstagssitzung, von der wir sprechen, am 10. März 1877, die Steuerreform auf der Basis einer Ausbildung der indirekten Steuern an, konstatirte die Notwendigkeit einer umfassenden Steuerreform, aber konstatirte auch wiederholt, daß seinerseits dieser Reform wegen ihrer Schwierigkeit so lange als möglich aus dem Wege gegangen worden sei, daß er, nunmehr dazu entschlossen, für das laufende Jahr lieber die Matrikularbeiträge habe erhöhen wollen, als eine einzelne Steuer aus den unerläßlich gewordenen neuen Plan herausnehmen und durch Anpassen an das augenblickliche

Digitized by Google

Bedürfnis ihr eine andre Gestalt geben lassen, als sie durch die Gesammtreform erhalten muß.

Diese Rede ist das Bindeglied zwischen der Rede von 1875 und der von 1879. Der Reichskanzler erbat bald nach derselben den langen Urlaub, der ihn fast ein Jahr hindurch von den Geschäften fernhielt. Aber er hat noch den Impuls gegeben, daß Preußen im Bundesrat den Antrag stellte auf Einführung von Reichsstempelabgaben. Eine Konferenz von sachverständigen Vertretern der Regierungen arbeitete den Sommer in Berlin und gelangte zu dem Ergebnis, daß die Einzelregierungen die Stempelabgaben bis auf geringe Ausnahmen sich nicht nehmen lassen wollten. Der so folgenreich gewordene Versuch des Kanzlers, den er Ende des Jahres unternahm, Mitglieder der nationalliberalen Partei in das Ministerium zu ziehen, war durch die Notwendigkeit eingegeben, die Steuerreform endlich mit Erfolg in die Hand zu nehmen. Der Versuch scheiterte, weil Herr von Bennigsen sich mit dem Kanzler weder über die materielle noch über die formelle Seite der Steuerreform verständigen konnte.

Dem Reichstag von 1878 wurde nunmehr im Februar ein Entwurf zur Erhöhung der Tabaksteuer vorgelegt, sowie zur Einführung einiger unbedeutenden Reichsstempelsteuern: auf Spielkarten, Börsengeschäfte, Lotterieloose. Man weiß, daß bei der Verhandlung der Reichskanzler sich für das Tabaksmonopol aussprach, der Finanzminister Camphausen darauf die Vorlage als Übergang zum Monopol bezeichnete und sich dadurch den Unwillen der Majorität in einem Grade zuzog, der ihn zum Rücktritt veranlaßte. Herr Hobrecht wurde sein Nachfolger und der Reichstag beschloß, nachdem er die Camphausensche Vorlage zurückgezogen, auf Antrag der Reichsregierung die Veranstaltung einer Enquête über die Verhältnisse des Tabakbaues und der Tabakindustrie. Von den Stempelabgaben wurde der Spielkartenstempel genehmigt. Das Resultat der Enquêtekommission schien dem Tabakmonopol ungünstig. Inzwischen war bei dem Reichskanzler der Plan gereift, durch eine umfassende Tarifreform den Boden der Steuerreform zu ebnen. Am 15. Dezember 1878 erließ er das betreffende Schreiben an den Bundesrat, der nunmehr die Kommission einsetzte, welche die Tarifvorlage von 1879 vorbereitete.

Diese Kommission — und es ist dies ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte der Steuerreform — nahm nun mit dem Plan des Reichskanzlers, wie er in dem Schreiben vom 15. Dezember 1878 entwickelt worden war, eine wesentliche Veränderung war. Der Kanzler hatte die Besteuerung aller Einfuhrartikel mit einem gleichen Prozentsatz vom Wert angeregt und hatte von diesem Zoll gleichzeitig einen Finanzertrag und einen, wenn auch mäßigen, Schutz der einheimischen Produktion erhofft. Die Kommission aber entwarf einen vollständigen Schutzzolltarif und stellte neben diesen eine Anzahl Finanzzölle. Es hatte sich schon im ersten Reichstag von 1878 unter dem Namen „Freie volkswirtschaftliche Vereinigung“ ein Verein von solchen Mitgliedern verschiedener

Digitized by Google

Fraktionen, namentlich aber aus dem Zentrum, aus den beiden konservativen Fraktionen und aus der nationalliberalen Fraktion gebildet, welche ein partielles oder totales Schutzzollsystem für wünschenswert hielten. Um diese Vereinigung gruppirte sich die Majorität, welche der Tarifvorlage von 1879 im wesentlichen die Genehmigung des Reichstages verschaffte.

Hier an diesem Punkte kommt es darauf an, genau zu unterscheiden, was erreicht worden ist. Man hat sich folgendes einzuprägen. Der Zweck des Schutzes ist in den überhaupt in Aussicht genommenen und verständigerweise in Aussicht zu nehmenden Grenzen erreicht worden; der Zweck der Finanzreform, oder genauer die Beschaffung der Mittel für dieselbe, ist unvollkommen erreicht worden, und an der vom Ziele noch weit entfernten Stelle, welche der Wagen der Steuerreform erreicht hat, haben die Parteien denselben um die Wette in den Boden getrieben, wo er jetzt steckt und des Armes harrt, der ihn wieder emporhebt auf den ebenen, festen Weg und ihn ans Ziel führt.

Zweierlei Umstände haben neben der entscheidenden Verblendung der Parteien an dieser Hemmung ihren Teil.

Zuerst war es ein Übelstand, daß neben dem Tarif nicht eine Monopolvorlage erscheinen konnte. Man griff anstatt derselben zu einer erhöhten Steuer auf den ausländischen wie auf den inländischen Tabak und fügte noch eine sogenannte Lizenzsteuer hinzu. Hätte man das Monopol eingebracht, so hätte man alle Mittel zur Steuerreform in einer einzigen Hauptschlacht gewinnen können. Die Tabaksbesteuerung, so wie sie eingebracht war, ließ sich herauf- oder heruntersetzen; der Reichstag that natürlich das letztere und verwarf obendrein die Lizenzsteuer. Dadurch hauptsächlich, neben einigen andern Herabsetzungen, wurde das Finanzresultat der Tarifgesetzgebung für die Steuerreform unzulänglich.

Es kam sogleich ein zweiter Übelstand hinzu. Die Liberalen, soweit sie für die Finanzzölle stimmen wollten, verlangten ihre sogenannten konstitutionellen Garantien, das heißt die Befugnis für den Reichstag, die Einnahmen, soweit sie den Reichsbedarf überschritten, herabzumindern. Dem Reichskanzler mußte alles daran liegen, durch Einnahmeüberschüsse des Reichs den gedrückten Finanzen der Einzelstaaten aufzuhelfen. Dort hätte man den Parlamenten bewegliche Einnahmen zum Herauf- und Herunterdrücken überlassen können, aber diese Maschinerie im Reichstage und in allen Einzelstaaten anzubringen, war eine echt liberale Polyarchie, ein Luxus, wie ihn nur die starre Doktrin fordern kann. Die Folge war, daß der Reichskanzler den Vorschlag des Zentrums annahm, die Reichseinnahme auf 130 Millionen Mark zu fixiren und den Überschuß für Eigentum der Einzelstaaten zu erklären. So waren wenigstens die Einnahmen geborgen. Aber da die 130 Millionen nie den Reichsbedarf decken werden, so waren auch die Matrikularbeiträge verewigt und noch dazu in der verwirrungerregenden Weise, daß sie zusammengesetzt sind aus einem scheinbaren Teil, den

Digitized by Google

in Mehrheit das Reich aufbringt, und aus einem wirklichen Teil, den die Finanzverwaltungen der Einzelstaaten aufbringen müssen. Auch durch diese Verwirrung wird der Fortgang der Steuerreform geschädigt, weil die öffentliche Meinung immer erst auszurechnen hat, wieviel wirkliche Matrikularbeiträge die Staaten aufbringen müssen. Dadurch wird die Erkenntnis verdunkelt und folglich ihrer praktischen Wirkung beraubt, welche Mittel das Reich noch nötig hätte, um wenigstens ganz auf eignen Füßen zu stehen.

Die dritte und einflußreichste Ursache, welche die Steuerreform zum Stocken gebracht hat, ist nun aber die Verblendung der Parteien. Merkwürdigerweise nehmen an dieser Verblendung, die nur zum Teil eine unfreiwillige ist, gleichmäßig Teil das Zentrum, die Konservativen und die Liberalen. Das merkwürdigste aber ist der Umstand, daß die Verblendung dieser Parteien sich gleichmäßig beruft auf die Hauptrede, welche der Reichskanzler am 2. Mai 1879 bei der ersten Beratung der Tarifvorlagen gehalten hat. In dieser Rede entwickelte er das ganze Ziel der Steuerreform, wie es ihm vorschwebte. Diese Rede erreicht den absoluten Grad der Deutlichkeit, dessen überhaupt die menschliche Sprache fähig ist, und diese Rede wird von den Parteien an allen Hauptpunkten in ihr Gegenteil verkehrt, und aus ihren Gedanken wird der Block geschmiedet, den man dem Fortgang der Steuerreform entgegenwirft. Ein schreiender Beweis der alten Erfahrung, daß wenn man den Menschen mit Donnerstimme zuruft: „Weiß!" und es ist ihnen Bedürfnis etwas anderes hören, sie wirklich davon gehen und behaupten: Wir haben „Schwarz!" gehört.

An drei Punkten ist die Rede in ihr Gegenteil verkehrt worden.

Zuerst wirft man dem Kanzler vor, er habe ein Ziel von maßlosem Umfang beschrieben. Aber die Parteien hatten ja immer verlangt, das äußerste Ziel kennen zu lernen, hatten protestirt, daß man sie blind vorwärts einem unbekannten Ziel entgegenführen wolle. Der Kanzler hatte sein Ziel nicht als das Ziel von heute oder morgen dargestellt. Nicht für das äußerste Ziel verlangte er die sofortigen Mittel. Er hat dies immer und immer wieder gesagt. Er verlangte nur die Mittel, welche der wirtschaftliche Organismus jetzt abgeben kann, für deren Herbeischaffung und Ersatz er jetzt geschult werden kann. Den Aufgaben, welche der Staat und das Reich ins Auge zu fassen haben, wollte der Kanzler nur näher treten je nach der natürlichen Vermehrung der aus dem wirtschaftlichen Organismus jetzt auf lange Zeit zum Staatsverbrauch zu verlangenden Früchte.

Der zweite Punkt, an dem die Rede in ihr Gegenteil verkehrt worden, steht in geradem Widerspruch mit dem ersten, sodaß es schier unmöglich sein sollte, aus einem und demselben Munde die erste und die zweite Auffassung der Rede zu vernehmen. Aber sie läßt sich vernehmen aus einem und demselben Munde. Nach der zweiten Auffassung wird behauptet, der Kanzler habe erklärt, keine Vermehrung der bisherigen Reichs- und Staatseinnahmen zu erstreben,

sondern nur so viel an neuen Einnahmen zu verlangen, als er an bisherigen Lasten erlassen wolle. Der Kanzler hat aber nur gesagt, daß nicht die Rede sein könne von einer Aufspeicherung der Überschüsse, daß die Überschüsse entweder an die Steuerzahler zurückfließen müßten oder nur zu Zwecken verwandt werden könnten, welche die Vertretungen, sei es im Reiche, sei es in den Einzelstaaten, genehmigen würden.

Die dritte Verkehrung der Rede ist die wirksamste geworden, und in ihr haben sich Ultramontane, Konservative und Liberale bis zur heutigen Stunde am eifrigsten zusammengefunden. Diese drei Parteien, oder genauer, soweit von Konservativen und Liberalen die Rede ist, diese Hauptgruppen, die in sich noch vielfach geteilt bleiben, sind einig in der Behauptung, der Reichskanzler habe am 2. Mai 1879 den mit den damaligen Vorlagen noch nicht herbeizuschaffenden Bedarf aufbringen wollen durch eine höhere Besteuerung des fundirten Einkommens. Nun höre man, wie der Reichskanzler sich über diesen Punkt geäußert hat:

„Ich halte die Klassensteuer für eine Steuer, die abgeschafft werden sollte. Die Einkommensteuer, die mit ihr in Verbindung steht, sollte meines Erachtens in der Weise revidirt werden, daß sie einen geringeren Ertrag giebt wie jetzt."

Diesen geringeren Ertrag herbeizuführen, hielt der Fürst für nötig, weil er erstlich die gänzliche Freilassung des Einkommens bis zu 2000 Thalern geboten erachtete, es sei denn, daß daß Einkommen von 1—2000 Thalern aus fundirtem Einkommen bestehe. Ferner hielt er die Herabsetzung des Gesammtertrages der Einkommensteuer für nötig, weil er innerhalb der Einkommenstufen von 2000 Thalern an das Einkommen aus unsichern Erwerbsquellen, also aus aller Art von persönlichem Verdienst, geringer besteuern wollte als das fundirte Einkommen. Unter fundirtem Einkommen wollte der Fürst alles aus erblich übertragbarem Kapital gezogene Einkommen verstehen.

Wie ist es nun möglich, daß diese deutliche Äußerung dahin hat verkehrt werden können, der Fürst wolle in der Besteuerung des fundirten Einkommens, die für ihn lediglich eine Anstandsmaßregel der Regierung, ein Anstandsopfer der reichen Leute, ohne Belang für den Einnahmeertrag war, eine neuzueröffnende, die Vermehrung der Einnahmen im Reich oder Einzelstaat abschließende Finanzquelle machen?

Die Parteien wollten „schwarz" hören, darum hörten sie „schwarz," obwohl ihnen mit Posaunenton zugerufen worden war: „Weiß!"

Warum begeistern die Parteien, die einander so feind sind, die wenigstens ganz entgegengesetzte Ziele verfolgen, sich auf einmal gemeinsam für hohe oder höhere Besteuerung des fundirten Einkommens, sei es als Kapitalrentensteuer oder in sonst einer Form?

Diese interessante Erscheinung bedarf einer Analyse, für welche dieser Brief bereits zu lang geworden.

Digitized by Google



Der jüngste Tag.

Von Edward Eggleston.

(Fortsetzung.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Was Lustiges.

Im Kramladen zu Brayville gab es ein Eieressen. Herr Mandluff, der hochgewachsene und starkknochige Hoosier,*) der den Laden hielt, sah es nicht ungern, wenn die „Boys" dann und wann in seinem Geschäft ein Eieressen veranstalteten, nachdem er abends die Vorderthür geschlossen hatte. Denn der Leser muß wissen, daß ein Eieressen eine eigentümliche Einrichtung des Westens ist. Manchmal ist es eine höchst vergnügensreiche Einrichtung, wenn es in einem Laden stattfindet, wo es keinen Kentucky-Whisky giebt. Aber in Brayville, in dem ziemlich gemischten Etablissement des nicht sehr hübschen und auch nicht sehr würdevollen Herrn Mandluff war ein Eieressen keine moralische Einrichtung. Die Liebhaber dieses Gelages nannten es sonst auch profanerweise eine „Lagerversammlung"; warum, würde schwer zu sagen sein, man müßte denn daran denken, daß einige der Teilnehmer wie bei jenen Zusammenkünften der pietistischen Sekten sehr glücklich wurden, bevor die Sache vorüber war. Denn ein Eieressen bei Mandluff war für Brayville, was ein Austernsouper bei Delmonico für Newyork ist. Es bestand aus einem Zehntel harter Eier und neun Zehnteln von jenem Getränke welches den Namen eines alten französischen Königshauses trägt.**)

Wie wurden denn die Eier gekocht? Ich wußte doch, daß jemand diese impertinente Frage thun würde. Nun denn, sie wurden nicht gekocht, nicht ge-

---

*) Hoosier oder Husher, Spitzname der Bewohner von Indiana; ähnlich heißen die von Ohio Buckeyes und die von Kentucky Corncrackers.

**) Bourbon Whisky.

Digitized by Google

braten, nicht gedämpft, es war kein Rührei, kein Eierkuchen, sie wurden nicht in der halben Schale gebacken, sie wurden nicht mit Knoblauch gefüllt und mit Moosbeeren servirt, sie wurden nicht gesotten und mit Anchovissauce aufgetragen, sie wurden nicht en salmi verspeist. Ich glaube, ich thue klüger, hier Halt zu machen, damit ich nicht meine Kenntnis der Kochkunst verrate. Es genügt, wenn ich sage, sie waren nach keiner der obenerwähnten Methoden und auch nach keiner von denjenigen zubereitet, deren in Catharine Berchers und Marion Harlands Kochbuche gedacht wird. Sie wurden à la mode Hinterwald gebacken. Es schickt sich schwerlich, daß ich an dieser Stelle ein Rezept mitteile, das passender in der Abteilung der Zeitungen seinen Platz fände, die mit „Hauswirtschaftliches" bezeichnet ist. Aber um die Neugier zu befriedigen und etwas über Kochkunst zu erzählen, was Professor Dr. Blot nicht weiß, darf ich wohl sagen, daß die Eier zerschlagen und auf ein Stück Löschpapier geschüttet wurden, welches man auf die oberste Platte eines alten Kastenofens hingebreitet hatte. Während der Zeit, wo das Ei sich hart buk, verbrannte das Papier zu Asche, das Ei aber kam sauber und nett von dem Ofen und bildete einen so wohlschmeckenden und so verdaulichen Bestandteil eines späten Soupers, als man sich nur wünschen konnte. Es fehlte dazu nur noch Mandluffs besondre Sorte Whisky, um es zu einer Schwelgerei der ausgesuchtesten Art zu machen. Denn je mehr eine Schwelgerei an Leben und Gesundheit kostet, desto verlockender ist sie.

Es gab also im Kramladen Mandluffs ein Eieressen. Es sollte eine „Lagerversammlung" abgehalten werden zu Ehren der erfolgreichen Heimkehr Norman Andersons zur Freiheit und seinen Kameraden. Es machte Norman das größte Vergnügen, zu einer Gesellschaft zurückzukehren, wo es ihm eher zur Ehre als zu etwas anderm gereichte, daß er einen schlechten Streich begangen hatte, dabei erwischt worden war und von dem alten Bücherwurm, der versucht hatte, ihm Latein beizubringen, den Laufpaß bekommen hatte.

Die Eier wurden im hergebrachten Stile gebacken, der Whisky wurde getrunken, und die Gesellschaft war gründlich bezecht. Bill Days ziemlich rote Augen wurden röter, und seine Nase glänzte vor Vergnügen, als er das fettige Packet Spielkarten mischte. Das Lächeln des weinerlich betrunkenen zog über die gewöhnlich melancholischen Linien seines Gesichts in einer Weise, daß seine Züge in eine seltsam im Gegensatz zu einander stehende Anzahl von Gefühlsausdrücken zerspalten und zersplittert wurden.

Er begann mit einem lauten Schlucken. Dann brüllte er, indem er die Karten über die Köpfe seiner Genossen weg auf den Boden warf: Holla, Jungens, das ist großartig! Hoho! (Schlucken.) Ich sage, 's ist großartig. Laßt uns was loslassen.

Hier hörte man ein Stimmengewirr, in dem man verstand, „es wäre wirklich großartig," und daß es „gut sein würde, was loszulassen oder auch was anderes."

Wollen das alte Schulhaus in die Luft sprengen, schlug Bill Day vor, welcher der Erziehung nicht freundlich gesinnt war.

Will auch was sagen, versetzte Bob Short, der bei einem andern Teile der Gesellschaft Karten gab — will auch was sagen, und Bob blinzelte heftig mit den Augen und sah feierlicher und weiser aus, als er hätte aussehen können, wenn er nicht die harten Eier und den Whisky im Leibe gehabt hätte, will auch was sagen, begann er zum drittenmal und hielt wieder inne, denn die Thätigkeit seines Geistes wurde durch das Feuer seiner Empfindungen ein wenig gehemmt — will auch was sagen, Jungens —

Na, quäkte Jem West mit überschnappender Stimme, jetzt hast du uns, glaub' ich, schon viermal was gesagt; nun wirst du uns vermutlich mal was anders sagen.

Will auch was sagen, fuhr Bob Short fort, der sich plötzlich auf seinen Satz besann, laßt uns nichts thun, was uns hinterher in die Patsche bringen kann. Wenn wir das Schulhaus in die Luft sprengen, so wird man uns wegen Bigamie einstecken oder wie — wie man das nennt.

Wegen Branntweinbrennerei, sagte Bill Day, der kaum ein abermaliges Schlucken zu unterdrücken vermochte.

Ach was, nicht Branntweinbrennerei, versetzte Bob Short, indem er weiser als ein Oberrichter aussah, es ist Brandstiftung. Ich sage euch aber, laßt uns nicht das Zuchthaus riskiren wegen Branntwein — nein, Brandstiftung mein' ich.

Bill bekam wieder einen heftigen Anfall von Schlucken. Dann sagte er: Laßt uns was Lustiges loslassen. Hurrah für Branntweinbrennerei und Brandstiftung! (Schlucken.)

Gehen wir zum Dutchman, schlug Norman Anderson vor, der just benebelt genug war, um gutmütig und mordsüchtig zu sein und im Dialekt der Gegend zu sprechen. Gustav ist 'nausgeschmissen worden, weil er in andrer Leute Haus einbrach, und ist dann ausgekniffen. So wollen wir dafür den Alten theeren und federn. Natürlich ist er ein Spitzbube. Dutchmen sind immer welche, ist meine Meinung. Clark Township will keine unter sich haben, ich will gehenkt sein, wenn sie will! Und Norman sprang auf und schlug mit der Faust auf den Schenktisch.

Und sie wird nicht leiden, daß man euch was anhat, sagte Bob Short. Ihr seht, daß es nur ein Dutchman ist. Brandstiftung wegen einem Dutchman? Das giebt's nicht.

Ich schlage vor, wollen ihn hängen, bemerkte Bill Day. (Schlucken.) Wollen ihn hängen oder was andres Lustiges loslassen.

Ich würde mir kein Gewissen daraus machen, grinste Norman Anderson, vergnügt darüber, daß die Dinge diese Wendung genommen hatten. Ich würde mich freuen, ihn hängen zu sehen.

Digitized by Google

Ich auch, sagte Bill Day, indem er sich zu Norman hinüberlehnte. Wenn ein Dutchman meiner Schwester den Hof machen wollte, so würde —

So würde er ein Narr sein, quäkte Jem West. Denn Bill Days Schwester war, wie Shakespeare es ausdrückt, eine Jungfer, die nicht mehr verkäuflich.

Sieh mal her, versetzte Bill, indem er vergeblich seinen Rock auszuziehen versuchte, sieh her, Jemmy, wenn du mir irgendwas gegen Ann Marie sagst, so begehe ich die schlimmste — hm — die schlimmste Brandstiftung, die du in deinem Leben gesehen hast.

Ich habe nichts gegen deine Ann Marie gesagt, piepte Jem. Ich sprach gegen die Dutchmen.

Na, das ist gut. (Schlucken.) Jungens, nu wollen wir was loslassen, Branntweinbrennerei oder Brandstiftung, oder — was andres der Art.

Sie kauften einen Eimer voll Theer und einige Federn, welche man den jungen Anderson bezahlen ließ, und Bill Day bestand darauf, daß er auch noch fünfzehn Fuß Strick kaufen mußte. Weil du, sagte er, nachdem du dem Vogel die Federn angeklebt hast — weil du da — weil du ihm da auch gern helfen wirst, auf seine Hühnerstange zu gelangen, verstehst du, an einen Hickoryast. (Schlucken.) Vorwärts, Jungens, wollen was Lustiges loslassen.

So ritten sie denn im Galopp die Straße hinab, die neun betrunkenen Narren. Denn es ist eine der Schönheiten des Lynchrechts, daß es, so sehr es auch in einigen Fällen gerechtfertigt sein mag, immer den Weg zu schurkischen Bubenstreichen öffnet. Einige meiner Leser werden einwenden, niemals sei jemand wegen des Verbrechens, ein Deutscher zu sein, gelyncht worden. Das zeigt aber nur, wie wenig sie von dem starken Vorurteile und der gesetzverachtenden Gewaltthätigkeit wissen, die einst im Westen herrschten. Eines Tages wird man auch nicht glauben, daß in Kalifornien Menschen umgebracht worden sind, weil sie Chinesen waren.

Von den neun, die aufgebrochen waren, fiel einer, der betrunkenste, vom Pferde und brach den Arm. Die übrigen ritten vor die Hütte Gottlieb Wehles. Ich will nicht erzählen, wie sie die Mutter, die noch so spät bei ihrer Nähterei saß, erschreckten und Gottlieb Wehle aus dem Bette schleppten. Ich schaudere noch jetzt, wenn ich mir eine derartige Unthat vergegenwärtige, von der ich unfreiwillig Zeuge war. Norman schlang Gottlieb den Strick um den Hals und erklärte sich fürs Hängen. Bill Day stimmte ihm zu. Wißt, es würde so lustig sein!

Was hab ich denn gethan, he? stotterte Gottlieb in seinem schlechten Englisch. Warum wollt ihr mich denn hängen, he? schrie der brave Deutsche, der ganz zufrieden damit war, daß die Welt bald untergehen sollte, dem aber der Gedanke nicht gefiel, allein aufzufahren und auf diese Weise.

Frau Wehle bahnte sich einen Weg durch die Bande und riß ihrem Manne den Strick vom Halse, wobei sie heftig auf Deutsch redete. Einen Augenblick

Digitized by Google

traten die betrunkenen Burschen aus Achtung vor einem Weibe zurück. Dann aber kam Bill Day plötzlich der Gedanke, daß die Pflicht, Frau Wehle zur Einwilligung in die Hinrichtung ihres Mannes zu überreden, ihm obliege.

Weg da, Jungens, sagte er. Laßt mich mit der Alten reden. Ich werde ihrs auseinandersetzen.

Du kannst ja nicht besser deutsch reden als ein Pferd, piepte Jem West.

Will verdammt sein, wenn ichs nicht kann. He, Alte, verstehst deutsch?

Ja.

Na, seht ihrs, sagte Bill, indem er sich triumphirend zu den andern wendete, was hab' ich euch gesagt? Nun, Sie sehen, Ihr Sohn August ist ein Dieb.

Er ist kein Dieb, schrie der alte Wehle.

Halt die Schnauze, wenn ich sage, er ist einer. Nun denn, Ihr Alter muß gehenkt werden.

Weswegen denn? unterbrach ihn Gottlieb.

Alles die eigne Schuld. Hättest kein Dutchman werden sollen.

Hier verfiel die Rotte in Streit. Es war nicht so leicht, einen Mann zu hängen, wenn eine solche Frau dabei stand und sich für ihn verwendete. Außerdem bestand Bob Short darauf, daß Hängen Bigamie ersten Grades wäre und sie besser thäten, es sein zu lassen. Bill Day stimmte dem bei, indem er meinte, Theeren und Federn wäre seines Erachtens bloß Bigamie im zweiten Grade, und dann würde es wirklich was Lustiges sein. Und jetzt hörte man ein wirres Durcheinanderschreien: Her mit dem Theer! — Wo sind die Federn? — Zieht ihm die Kleider aus! Norman blieb dabei, Wehle müsse gehenkt werden. Schnapstrinken machte ihn stets niederträchtiger. Die andern waren nicht so schlimm. Aber der Theer war nicht zu finden, der Mann, den sie neben der Straße mit einem gebrochenen Arm hatten liegen lassen, hatte den Theer mitgenommen und war bei seinem Sturze tüchtig damit besudelt worden.

Ha—up! schrie Bill Day mit lautem Schlucken. Etwas muß geschehen. Zum Henker mit der Bigamie! Wollen ihn so hoch wie Haman hängen.

Damit warf man Gottlieb abermals den Strick um den Hals und zerrte ihn hastig nach dem nächsten Baume. Dort warf man den Strick über einen Ast, und ein halb Dutzend betrunkener Gesellen machte sich bereit zu ziehen, während Norman Anderson ihm die Schlinge umlegte und der tapfere Bill Day es unternahm, Frau Wehle abzuwehren.

Alles bereit! Anziehen! Ha—up! brüllte Bill Day, von Schlucken unterbrochen. Die Bande zog, aber Frau Wehle hatte die Schlinge wieder abgestreift, und die freiwilligen Henkersknechte fielen in solcher Weise über- und durcheinander, daß sie das spöttische Gelächter Bill Days erregten, dem es über die Maßen lustig vorkam. Aber ehe er mit seinem Lachen zu Ende war, hatte der entrüstete Gottlieb ihn mit einem Faustschlage zu Boden gestreckt und Norman ihm nachgeschickt. Der Schlag ernüchterte sie ein wenig und vernichtete plötz-

Digitized by Google

lich Bills Ehrgeiz, Bigamie zu begehen oder was andres Lustiges zu treiben. Aber Norman war wütend, und unter seiner Anleitung wurden Wehle jetzt die Arme mit dem Stricke zusammengebunden, und man trat zu einer Beratung zusammen, während welcher die kleine Wilhelmine mit guter Wirkung für ihren Vater bat, was weniger durch Worte als durch ihre Thränen und ihr Schreien und das Ringen ihrer kleinen, dicken Hände geschah. Bill Day meinte, er wollte Schafkopf heißen, wenn die Art, wie das kleine deutsche Mädel sich gebärdete, „es ihm nicht gleichsam ein bischen wabbelig ums Herz werden ließe." Aber ohne irgend etwas gethan zu haben, konnte die Rotte doch nicht von dannen ziehen, und so wurde beschlossen, Gottlieb im Flusse ein tüchtiges kaltes Bad nehmen zu lassen und ihn darauf mit der Verwarnung, nie wiederzukommen, nach Kentucky zu spediren. Sie gingen die Schlucht hinunter, an Andrews Burg vorbei und nach dem Ufer des Stromes. Frau Wehle folgte, und die kleine Wilhelmine lief und zog die Lärmglocke und weckte den Hinterwalds-Philosophen, der sich bald unter sie begab, aber zu spät, um ihnen ihren Vorsatz ausreden zu können; denn Andrews eignes Boot, die „Griseldis" genannt, war bereits, mit den drei nüchternsten bemannt, vom Ufer abgestoßen, um Wehle nach einer einzigen hastigen Untertauchung nach dem andern Gestade zu bringen, während die übrigen dastanden und wie die Tollhäusler brüllten, um jeden Lärm, den Wehle machen konnte, um auf der andern Seite Aufmerksamkeit zu erregen, zu ersticken.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Riese Großherz.

Sobald Andrews Boot, die „Griseldis," wieder zurückgebracht worden war und die rohen Lümmel sich durch die Schlucht hinauf entfernt hatten, ließ Andrew Frau Wehle am Feuer in der Webstuhlstube der Burg zurück, während er über den Strom fuhr, um nach Gottlieb zu sehen. Die kleine Wilhelmine bestand darauf, ihn begleiten zu dürfen, und da sie ein Steuerruder wohl zu handhaben verstand, so nahm er sie mit. Sie fanden Gottlieb auf einem Baumstamm sitzend. Seine Arme waren ihm grausam zusammengeschnürt, er troff infolge der Untertauchung von Wasser und befand sich in einem Zustande tiefster Niedergeschlagenheit.

Nu frag' ich Sie, Andrew, ist das das, was sie ein freies Land nennen? Ein Land, wo betrunkene Lumpenkerls thun, was sie wollen? Das heißt also ein freies Land. Mein Sohn ist davongelaufen, weil er einen Narren gefressen hat an einem Yankeemädel, der dumme Junge. Und ich werde gehängt und ersäuft und getheert und gefedert und hinaus in den Fluß geschleppt, und sie sagen mir, wenn ich wieder heimginge zu Frau und Kindern, so wollten sie mich

noch einmal umbringen. Und ich glaube, wenn ich hier in Kentucky bleibe, so werden die Leute mich auch hängen und voll Theer schmieren und in den Fluß werfen, weil ich ein Deutscher bin. Ich sage Ihnen, die Welt ist allenthalben schlecht, und es muß ein Ende mit ihr gemacht werden — es ist mir ganz einerlei, ob heute oder morgen —, sodaß die betrunkenen Narren kriegen, was ihnen gehört, wenn Gabriel die Posaune bläst.

Sie werden das zu rechter Zeit bekommen, mein Freund, sagte Andrew, indem er den Strick aufknüpfte, mit dem sie Gottlieb gefesselt hatten. Komm, laß uns auf unser Ufer zurückkehren.

Aber 's ist ja nicht mehr mein Ufer. Sie sagten ja, sie wollten mich noch einmal hängen, wenn ich jemals wieder über den Ohiofluß zurückkäme, und ich will nicht wieder wegen nichts gehängt werden.

Dafür, daß das nicht geschieht, werde ich Sorge tragen, sagte Andrew. Noch vor der nächsten Nacht soll dein Haus der sicherste Ort in ganz Clark Township sein. Ich habe die Schurken jetzt an der Gurgel. Verlaß dich auf mich.

Es erforderte trotzdem viel Bitten auf seiten Andrews und viel Weinen und Küssen auf seiten Wilhelminens, um den erschreckten Gottlieb auf andere Gedanken zu bringen. Zuletzt stieg er in das Boot und ließ sich nach dem Ufer von Indiana zurückrudern, wobei er auf dem Wege wiederholt erklärte, nie ein solches freies Land gesehen zu haben wie dieses hier.

Als Bill Day und seine Kameraden am nächsten Morgen aufstanden und über ihr Thun und Treiben in der vergangenen Nacht nachdachten, kam ihnen dasselbe nicht halb so lustig vor als vorher. Und als Norman Anderson, Bill Day und Bob Short eine gewisse Notiz an der Thür von Mandluffs Kramladen lasen, fühlten sie, daß „Bigamie“ nicht bloß eine heitere, sondern auch eine ernste Seite haben könne.

Andrew beabsichtigte zuerst eine Untersuchung gegen die Unfugstifter zu beantragen, er wußte indeß, daß der gesetzliche Weg gegenüber den Einflüssen, welche die acht oder neun jungen Leute geltend machen könnten, und gegenüber den Vorurteilen des Volkes gegen die Deutschen sehr unsicher sein würde. Einen Prozeß anzustrengen, hieß weitere Unruhen hervorrufen. So begnügte er sich mit der folgenden

Proklamation.

An alle, die es angeht. Ich habe eine Liste von acht Namen, die mit der aufrührerischen Rotte in Verbindung stehen, welche in das Haus Gottlieb Wehles, eines friedlichen und harmlosen Bürgers der Vereinigten Staaten, eingebrochen ist. Diese acht Mann schritten dazu, gegen besagten Gottlieb Wehle einen Anfall mit Körperverletzung zu verüben und versuchten sogar, ihm das Leben zu nehmen. Und das besagte und aufrührerische Betragen war das Ergebnis einer Verschwörung, und der besagte Angriff mit der Absicht zu töten

Digitized by Google

erfolgte mit vorbedachter Bosheit. Die besagten acht Mann bedrohten ihn, nachdem sie besagten Wehle schwer gemißhandelt, ihn ins Wasser getaucht und ihn auf andre Weise gepeinigt hatten, mit dem Tode, falls er nach dem Staate zurückkehren sollte. Derohalben thue ich hier allen und jeden, die es angeht, kund und zu wissen, daß besagter Wehle auf meinen Rat zurückgekehrt ist, und daß, wenn ihm auch nur ein Haar auf seinem Kopfe gekrümmt oder ein Splitter seines Eigentums angerührt wird, ich gegen die besagten Parteien auftreten und sie gerichtlich verfolgen werde, bis die schwersten Strafen über sie verhängt werden, welche zur Ahndung solcher schändlichen Verbrechen festgesetzt und vorgesehen sind. Ich hoffe, daß ich hierorts gut genug bekannt bin, um es als sicher erscheinen zu lassen, daß, wenn ich einmal einen Prozeß anstrenge, nur Erfolg oder mein Tod oder der Untergang der Welt ihm Halt gebieten kann.

Gegeben in der Burg, am 12. Mai 1843.

Andrew Anderson,
der Philosoph des Hinterwaldes.

Das sieht doch nicht so lustig aus als vorher, nicht wahr, Bill? quäkte Jem West, als er diese Bekanntmachung über Bills Schulter las.

Halt dein Maul, du Narr. Guk doch nicht hin. Wär' ich nüchtern gewesen, hätte ich gewußt, daß der alte Bär sich hineinmengen würde. Er thuts ja immer.

In der That, Andrew war eine Art immer bereiter Vorkämpfer für die Unterdrückten, und die, welche ihn nicht gern hatten, fürchteten ihn wenigstens, was das nächstbeste ist.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein Kapitel mit Zwischenfällen.

Ist der werte Leser jemals ausgezogen? Und ist es ihm, als er auszog, jemals passirt, zu bemerken, wie viele Kleinigkeiten dabei aufzulesen sind? Jetzt, wo ich im Begriffe bin, den Schauplatz meiner Geschichte aus Clark Township wegzuverlegen, hinweg von der engen Bühne, auf der sie zwei Dutzend Kapitel hindurch gespielt hat, finde ich, daß Nachlese in Betreff einer großen Menge von Kleinigkeiten zu halten ist.

Eine der Kleinigkeiten, die ich noch aufzulesen habe, ist Norman Anderson. Eine sehr geringfügige Kleinigkeit, wenn wir ihn nach seiner Seele messen. Als sein Vater die Proklamation Andrews gelesen und erraten hatte, daß Norman bei dem Friedensbruch interessirt war, geriet er in tiefste Entrüstung und zwar umsomehr, als er empfand, daß es ihm an Macht fehlte, um in der Angelegenheit etwas gegen den Willen seiner Frau zu thun. Als aber Frau Abigail von der Sache erfuhr, war sie wahrhaft bekümmert. Man sah doch wieder einmal recht deutlich die Rachsucht dieses Andrew. Er verfolgte sie mit seiner

Digitized by Google

Nachträglichkeit auf Schritt und Tritt, bloß weil sie ihn nicht lieben konnte. Es war doch nicht ihre Schuld, daß sie ihn nicht liebte. Der arme Norman hatte alle die Verfolgungen zu erdulden, die gewöhnlich solche unschuldige Geschöpfe treffen. Sie mußte ihn von Hause wegschicken, obwohl dies seiner Mutter das Herz brach; denn, wenn Andrew ihn nicht einsperren ließ, so that es der alte Dutchman, schon weil sein Sohn sich als Dieb und Einbrecher erwiesen hatte. Sie sagte das Wort „Einbrecher" mit Betonung, indem sie Julien einen Blick zuwarf.

Und so brachte Samuel Anderson seinen Sohn nach Louisville und verschaffte ihm hier eine Stelle in einem Kommissions- und Produktengeschäfte am Landungsplatze, wo er als Geschäftsfreund Einfluß hätte. Und Samuel warnte ihn und stellte ihm vor, er müsse jetzt sein bestes thun; denn er könne nunmehr nicht ohne Gefahr, eingesperrt zu werden, nach Hause zurückkehren, und Norman versprach mit vielen schönen Worten Besserung und nach so vielen Seiten hin, daß seine Zukunft ihm ganz leer und freudlos erschien. Und um sich zu dem streng sittlichen Leben, in das er nun einzutreten entschlossen war, zu ermutigen und zu stärken, besuchte er in der ersten Nacht nach der Abreise seines Vaters den verrufensten Vergnügungsort, der sich in der großen Stadt finden ließ.

In Clarks Township war die Aufregung, welche durch die Milleriten ins Land gekommen war, jetzt bis zur Weißglühhitze gediehen. Einige Prediger in andern Gegenden des Staates hatten diesen, andre einen andern Tag als den bezeichnet, an welchem die Welt unterzugehen bestimmt war. Ich glaube, daß Miller, der Gründer der Sekte, niemals so leichtsinnig war, einen bestimmten Tag anzugeben. Aber seine Anhänger behandelten die Sache gründlicher, und Elder Hankins gab der Angelegenheit eine schöne Zuspitzung. Er war für seinen Teil überzeugt, daß die Zeit des Weltunterganges am elften August um die Mitternachtsstunde anbrechen werde. Seine Anhänger wurden sehr eifrige Beter, und die Natur solcher ansteckenden Geisteskrankheiten brachte es mit sich, daß kaum jemand in der Nachbarschaft zu widerstehen imstande war. Frau Anderson wurde, ihrem reizbaren Temperamente getreu, geradezu fanatisch, hatte Träume, sah Visionen, hörte überirdische Stimmen und betete zwanzigmal des Tages. Sie trug eine säuerlich fromme Miene zur Schau und machte alles um sich herum unglücklicher als je vorher. Jonas erklärte, wenn die neue Erde und der neue Himmel mit Leuten wie sie vollgepfropft wäre, so würde nach seiner Denkart beinahe jeder andre Platz im Universum angenehmer sein. Er sagte, sie bereute andrer Leute Sünden mehr als irgend jemand, den er in seinem Leben zu Gesicht bekommen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Beachtung.

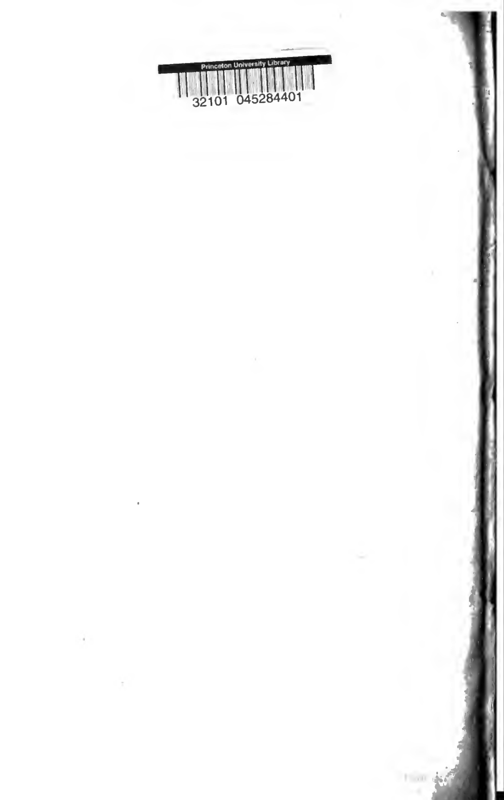
Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Quartal ihres 41. Jahrgangs, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im September 1882.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.


Princeton University Library
32101 045284401



Digitized by Google